This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HW TQRK M

WID-LC
BR
305
R375
1852
(Bd. 5)

ESTATE OF

C. GENSON COOK

HARVARD COLLEGE LIBRARY

Chas Gauson Cook.
11429 Glenwood Ave.
Cleveland Ohio.

Harvard Graduate School
August 1916

Leopold Ranke

Deutsche Geschichte.

Deutſche Geſchichte

im

Zeitalter der Reformation.

Von

Leopold Ranke.

Fünfter Band.

Dritte Ausgabe.

Berlin, 1852.

Verlag von Duncker und Humblot.

WID-LC
BR
305
.R375
x
1852
Bd.5

HARVARD UNIVERSITY
LIBRARY
APR 23 1981

77*29

Inhalt.

Seite

Neuntes Buch. Zeiten des Interim.

Erſtes Capitel. Reichstag zu Augsburg 1547, 48 3

Angelegenheiten des Conciliums 3

Entzweiung zwiſchen Kaiſer und Papſt 8.

Weltliche Einrichtungen im Reiche 13

Abſicht den ſchwäbiſchen Bund zu erneuern 13. Landfriede, Kammergericht, Reichsanſchläge 16. Burgundiſcher Vertrag 20. Reichskriegscaſſe 23. Belehnungen 25. Rechtsentſcheidungen 27.

Das Interim 28

Zweites Capitel. Einführung des Interim in Deutſchland . 44

Veränderung der Stadträthe 48. Ueberwältigung von Coſtnitz 50. Leipziger Interim 64.

Drittes Capitel. Stellung und Politik Carls V 1549—1551 71

Verhandlungen mit Rom 89

Reichstag zu Augsburg 1550 91.

Succeſſionsentwurf 93

Die Proteſtanten in Trient 100

Sächſiſche und würtembergiſche Confeſſion 101.

Seite

Viertes Capitel. Elemente des Widerstandes in den großen Mächten 111
Seekrieg im Mittelmeer 112
Erneuerung des Kriegs in Ungarn 119
Fortgang der Reformation in England 124
Heinrich II und die Farneſen 133

Fünftes Capitel. Elemente des Widerstandes in Deutſchland . 139
Belagerung von Magdeburg 140. Kirchliche Gewaltſamkeiten in Augsburg 147. Beleidigung der Reichsfürſten 149. Gefangenſchaft des Landgrafen Philipp 152. Deutſch-öſtreichiſches u. brandenburgiſch-preußiſches Intereſſe 158. Zuſammenkunft zwiſchen Churfürſt Moritz und Markgraf Hans 162.

Sechstes Capitel. Kriegszug des Churfürſten Moritz wider Carl V 1552 164
Erſte Entwürfe 164. Moritz 173. Unterhandlung mit Frankreich 176. Kriegszug gegen Carl V 181. Auflöſung des Conciliums 193.

Zehntes Buch. Epoche des Religionsfriedens 197

Erſtes Capitel. Verhandlungen zu Linz und zu Paſſau . . . 199
Vertrag zu Paſſau 218. Entlaſſung Johann Friedrichs 219. Rückkehr des Landgrafen Philipp 222.

Zweites Capitel. Franzöſiſch-osmaniſcher Krieg 1552, 1553. 224
Belagerung von Metz 225. Feldzug in Ungarn 229. Italien 231.

Drittes Capitel. Der Krieg zwiſchen Markgraf Albrecht und Churfürſt Moritz im Jahr 1553 235
Carl V in Verbindung mit Albrecht 238. Erneuerung des Succeſſionsentwurfs 240. Heidelberger Bund 244. Verbindung zwiſchen Moritz, Heinrich von Braunſchweig und König Ferdinand gegen Albrecht 245. Stellung und Natur Albrechts 248. Moritz in neuem Bunde mit Frankreich 252. Schlacht bei Sieversshauſen 256.

Seite

Viertes Capitel. Allmählige Beruhigung der deutschen Territorien 259
Eintritt Churfürst Auguſts von Sachſen 259. Friede zwiſchen Auguſt und Albrecht 261. Erneuerung der Erbverbrüderung zwiſchen Brandenburg, Sachſen und Heſſen 262. Zutritt Ferdinands zum Heidelberger Bund 262. Heinrich von Braunſchweig gegen Albrecht 263. Ausgang Markgraf Albrechts 269. Beilegung territorialer Streitigkeiten in Deutſchland 272.

Fünftes Capitel. Reichstag zu Augsburg 1555 276

Berathungen über den Religionsfrieden 279
Geiſtlicher Vorbehalt 290.

Berathungen über Friede und Recht 292
Executionsordnung, Kreisverfaſſung 292. Neue Kammergerichtsordnung 297.

Beſchlußnahme 299

Sechstes Capitel. Abdankung Carls V 307
Verbindung des Kaiſers mit England unter Maria 307. Uebertragung der Erblande auf Philipp 315, Unterhandlungen wegen der Uebertragung des Kaiſerthums 321 ff. Anfang der ſelbſtändigen Regierung Ferdinands 322. Churfürſtenverſammlung zu Frankfurt 324. Churverein von 1558 326. Letzte Tage Carls V 329.

Siebentes Capitel. Fortgang und innerer Zuſtand des Proteſtantismus 333
Einwirkung des Proteſtantismus auf die Reichsverfaſſung 335. Reformation der Rheinpfalz, Badens 337. Conceſſionen in Baiern und Oeſtreich 337.

Grundzüge der proteſtantiſchen Kirchenverfaſſung 339

Theologiſche Streitigkeiten 346
Flacius 348. Major und Oſiander 349. Calvin 352. Mängel der Verfaſſung 358. Unerledigte Fragen 360.

Achtes Capitel. Entwickelung der Literatur 363

Neuntes Buch.

Zeiten des Interims.

Erſtes Capitel.

Reichstag zu Augsburg 1547, 48.

Angelegenheit des Conciliums.

Siege werden bald erfochten: ihre Erfolge zu befeſtigen, das iſt ſchwer.

Für Carl V war mit dem Siege über die ſchmalkaldiſchen Stände nur erſt die Hälfte der Arbeit gethan: wollte er die Gedanken ausführen, von denen er beſeelt war, ſo ſtand ihm noch ein Gang mit ſeinem eignen Verbündeten bevor.

Wir wiſſen ſchon, wie wenig ihm die Art und Weiſe genug that, in der das Concilium unter dem Einfluß des Papſtes verfuhr: jene Feſtſetzung der ſtreitigen Lehrpuncte in einem Sinne welcher die Proteſtanten abſtoßen mußte, die er herbeizubringen gedachte; noch mehr die Translation der Verſammlung, zu der man geſchritten war, ſo bald nur von der ſo oft verſprochenen Reform ein wenig ernſtlicher die Rede ſein ſollte. Keinen Augenblick hatte er dieſe Dinge aus den Augen verloren. Er hat wohl geſagt, im Laufe des Krieges habe er mehr an Rom und an das Concilium gedacht als an den Krieg ſelber. Noch war er nicht geſonnen, weder dieſe Verlegung ſich gefallen zu laſſen, oder auch nur die publicirten Artikel anzuerkennen.

In Bologna wagte man doch wirklich nicht, zu concilliaren Handlungen zu ſchreiten[1]: man begnügte ſich mit vorläufigen Beſprechungen.

1) Mendoza an den Kaiſer 26 Mai. Ha sido necesario hablar

Wie die beiden Häupter dort einwirkten, davon ist ein Beispiel, daß als eine solenne Session für Mitte September angekündigt war und der Papst sich gegen Ende August aus Rom erhob, um ihr durch seine Gegenwart so viel größeres Ansehn zu geben, — er versäumte nicht vorher die Gestirne um die glückliche Stunde zu befragen, — der kaiserliche Gesandte ihm nacheilte und ihn durch Drohungen dahin brachte, daß die Sitzung nur in Form einer Congregation gehalten ward[1]).

So recht römisch kam es dem Kaiser vor, daß der päpstliche Gesandte, der ihn in Bamberg traf, ihn zu überreden suchte, seine siegreichen Waffen nun gegen England zu wenden. Er antwortete, er wolle nicht aufs neue den Hauptmann eines Mannes machen, der ihn in der Mitte der letzten Unternehmung verlassen habe. Der Nuntius erinnerte ihn mit officieller Frömmigkeit an seine Pflichten gegen die Religion. Der Kaiser entgegnete, er wünsche nur, daß Andere ihre Pflicht in dieser Beziehung so gut erfüllen möchten wie er die seine[2]).

Blieb er aber dabei, die Sache des Conciliums in seinem Sinne durchzusetzen, so fand er dafür eine mächtige Unterstützung in dem Uebergewicht das er jetzt in Deutschland erworben.

Am ersten September eröffnete er den Reichstag zu Augsburg, mit einer Proposition, in der er zunächst die geistlichen Angelegenheiten da wieder aufnahm, wo sie vor zwei Jahren abgebrochen worden: aber unter ganz andern Umständen und mit einer ohne Vergleich größern Aussicht, seine Meinung durchzusetzen.

Die protestantische Corporation, welche früher nicht allein nach ihrer eignen Meinung, sondern auch vermöge der ihnen gewordenen Zugeständnisse eine gesetzliche Stellung einnahm und an der exclusiv protestantischen Idee festhielt, war nicht mehr; der Kaiser verbat sich überhaupt abgesonderte Zusammenkünfte und Berathungen. Alle die in des Kaisers Frieden gekommen,

a Farnesio, para que alli (a Bologna) no hiziesse algun acto, y asegurarme primero con la palabra del papa diziendo que de otra maniera yo haria el protesto.

1) Mendoza an den Kaiser 27 Aug., 2 Sept., 10 Sept.

2) Bericht von Sfondrato. Pallavicini X, III.

hatten sich mehr oder minder ohne Vorbehalt zum Gehorsam in dieser Hinsicht verpflichtet. Jene protestantische Mehrheit, die sich zuletzt im Churfürstenrathe zu bilden begonnen, war durch die Catastrophe des Erzbischof Hermann von Cöln vollkommen beseitigt. Die geistlichen Fürsten, die ihre Erhaltung hauptsächlich dem Kaiser verdankten, hingen ihm mit doppelter Ergebenheit an.

Unter diesen Umständen konnte die Beschlußnahme des Reichstags, als nun der Kaiser aufs neue die Anerkennung des tridentinischen Conciliums forderte, auf keine besondere Schwierigkeit stoßen.

Der Fürstenrath, der abermals die Initiative ergriff, erklärte, der wahre Weg die Spaltung in der Religion zu heben sei eben der, die Erörterung einem freien gemeinen Concil heimzustellen, „immaßen das allbereit zu Trient angefangen worden.“ Diesem Gutachten stimmten die geistlichen Churfürsten beinahe wörtlich bei[1]). Nicht so entschieden war die Aeußerung der weltlichen Mitglieder dieses Collegiums; aber sie widersprachen wenigstens nicht: sie erkannten an, daß die streitige Religion auf ein gemein frei christlich Concilium remittirt werden sollte, es möge nun zu Trient gehalten werden oder an einem andern Orte deutscher Nation. Die Städte hatten ein abweichendes Gutachten vorbereitet, aber durch die Vorstellung des kaiserlichen Rathes Dr Hase ließen sie sich bewegen davon abzustehn. Hierauf konnte der Kaiser dem Papst erklären: was er mit so viel Arbeit und Eifer herbeizuführen gesucht, das sei nun geschehen: Churfürsten, geistliche, weltliche Fürsten so wie die Städte haben sich dem nach Trient ausgeschriebenen und daselbst begonnenen Concilium unterworfen[2]).

1) Unter den Schriften welche Sastrow in die Hände bekommen und seiner Lebensbeschreibung einverleibt hat, fehlt das erste Gutachten des Churfürstenrathes. Das was voransteht (II, 112) ist der Zeit nach später als das ihm folgende fürstliche.

2) Instructione al C^{l} de Trento 9 Nov. 1547. Lo substantial sara avisar a S. S^{d} con quanto trabajo y cuidado nostro se ha procurado que todos los estados de la Germania, assi electores principes ecclesiasticos y seglares como las cibdades, se sometiessen (como han hecho) al concilio ya inditto e celebrado y que se celebre en Trento.

Nun enthielt aber dieser Beschluß im damaligen Augenblick nicht mehr einfach die Thatsache der Unterwerfung, sondern zugleich — denn absichtlich ward auf die Bezeichnung des Ortes viel Nachdruck gelegt — eine Erklärung gegen die Translation der Kirchenversammlung. Schon gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft hatten die geistlichen Fürsten den Papst einmüthig um die Zurückverlegung ersucht. Dieses Begehren ward jetzt durch den allgemeinen Beschluß der Stände gewaltig verstärkt.

Und dabei blieben sie nicht stehen. Hatte der Kaiser die Publication der zu Trient gefaßten Beschlüsse gemißbilligt, so traten ihm auch darin die Stände bei. Die Fürsten, denen jene Festsetzungen wenigstens amtlich noch nicht mitgetheilt worden, forderten, wenn in den streitigen Artikeln bereits etwas beschlossen sei, so müsse das doch aufs neue vorgenommen und vor allem erst die Erklärung der Protestirenden darüber gehört werden[1]). Jene dogmatischen Bestimmungen, auf welchen später die Rechtgläubigkeit der katholischen Kirche zu beruhen geschienen, wollte fürs Erste so wenig das Reich wie der Kaiser anerkennen. Es versteht sich, daß die protestantisch-gesinnten Mitglieder beider Räthe hierin noch eifriger waren. Die weltlichen Churfürsten forderten ausdrücklich die Reassumtion der schon beschlossenen Artikel: sie fügten hinzu, nur nach der Norm der göttlichen Schrift würden dieselben zu entscheiden sein. Die Stimmung zeigte sich überhaupt ganz entschieden. Vergebens trug Leonhard Eck darauf an, daß man, um weitergehende Fragen abzuschneiden, den Papst als Vorsitzer des Conciliums bezeichnen solle: die Zeiten seines Einflusses und Uebergewichts waren vorbei; in dem Rathschlag des Fürstenrathes findet sich nichts hievon. Dagegen lautet das Gutachten der weltlichen Churfürsten dahin, daß der Papst die Mitglieder des Conciliums aller Pflichten, mit denen sie ihm verwandt seien, erledigen, und dem Concilium unterworfen sein solle: eine Reformation an Haupt und Gliedern

1) „Ob auch im vhall von etlichen streitigen Artikeln im Concilio zu Triendt gerebt oder beschlossen worden wäre, welches doch nit vor Augen, das dennoch nichtsdesteminder dieselbigen Artikel wiederum für hand genommen und die protestirenden genugsamlich darauf verhort und von inen gute rechenschaft irer lere und glauben vernommen werde."

brachten sie aufs neue in Anregung. Und noch lebhafter drückten sich die Städte aus. Die Entscheidung über die streitigen Artikel dürfe mit nichten Sr Hoheit dem Papst (das Wort Heiligkeit vermieden sie) und den Anhängern desselben überlassen, sie müsse frommen, gelehrten, gottesfürchtigen und von allen Ständen dazu auserwählten Personen, die von jeder Verpflichtung befreit worden, anheimgestellt werden[1]).

Auf Forderungen dieser Art konnte und mochte Carl V nun zwar in diesem Augenblicke nicht eingehn. Auf keinen Fall aber war ihm ein Bestreben zuwider, das auf eine Erhöhung der kaiserlichen Gewalt und eine Einschränkung derjenigen zielte, mit der er sein ganzes Leben hindurch zu kämpfen gehabt und so eben wieder in heftige Irrungen verwickelt war. Am Reichstag verlautete das Wort, daß der Kaiser Präsident des Conciliums sein müsse, nicht der Papst. In den Reichsbeschlüssen war von keinem Vorbehalt päpstlicher Einwilligung die Rede[2]); der Kaiser versprach in seinem eignen Namen, daß das Concilium in Trient gehalten, und die ganze Tractation — er bediente sich hiebei der Ausdrücke, die die weltlichen Churfürsten gebraucht und die auf die ältesten Schlüsse in dieser Sache zurückwiesen — gottselig, christlich, nach göttlicher und der alten Väter heiliger Lehre und Schrift vorgenommen und zu Ende geführt werden solle. Die weitern Anträge der Churfürsten verwarf er doch nicht geradezu: er bat nur auch in dieser Hinsicht um das volle Vertrauen der Stände.

Hatte der Papst die Zeit des Krieges benutzen können, um das Concil auf seine Weise zu leiten, so machte der Erfolg der Waffen es wieder dem Kaiser möglich, sich dieser Direction mit größtem Nachdruck zu widersetzen.

Am 9ten November fertigte er den Cardinal von Trient, Christoph Madrucci, nach Rom ab, um die Zurückverlegung des Conciliums, auf welche er bisher so standhaft gedrungen, nun auch im Namen des Reiches zu fordern.

Der Kaiser erwähnte in der Instruction, daß er die An-

1) Städtisches Gutachten bei Sastrow 143.
2) Wie sich Sfondrato beschwert, Pallav. X, VI, 121.

träge welche zum Nachtheil der päpstlichen Autorität gemacht worden, nicht angenommen; er versicherte ausdrücklich, daß das Concilium im Fall einer Vacanz dem Wahlrecht der Cardinäle keinen Eintrag thun solle: aber da jetzt das heilige Werk geschehen, daß sich das Reich dem Concilium einfach unterwerfe, so möge nun auch der Papst die Umstände, die so günstig seien wie man sie niemals hätte hoffen dürfen, benutzen und das Concilium nach Trient zurückführen[1]): damit werde er seine Pflicht gegen Gott und seine Würde erfüllen.

Was würde wohl geschehen sein, wenn die beiden Oberhäupter sich verstanden, eine ernstliche Verbesserung der augenscheinlichen Mängel vorgenommen und dann mit vereinten Kräften und ungetheilter Autorität auf die Herstellung der alten Kirchenformen hingearbeitet hätten? Würden sie bei einiger Nachhaltigkeit des Verfahrens damit nicht wirklich haben durchdringen können?

Es war ein großes Schicksal, daß in dem entscheidenden Augenblicke die Erbitterung zwischen beiden größer war als je.

Paul III fürchtete nichts mehr als die Uebermacht eines neu emporkommenden Kaiserthums. So auffallend es auf allgemeinem Standpunct aussieht, daß er im Frühjahr 1547 dem Vorfechter des Protestantismus eher den Sieg wünschte, so gewiß ist es doch: mit Freuden vernahm er die Nachricht von jenem Rochlitzer Ereigniß; der Hof gab zu erkennen, wie sehr er wünschte den Kaiser in Ungelegenheiten verwickelt zu sehen. Dem König Franz ließ man von Rom aus noch wissen, er könne nichts Nützlicheres thun, als Diejenigen unterstützen, von denen dem Kaiser Widerstand geleistet werde; mit dem Nachfolger desselben, Heinrich II, trat der alte Papst sofort in die engste Verbindung: er brachte die Vermählung seines Enkels Horatio mit einer natürlichen Tochter des neuen Königs zu Stande. Hierauf war von einer dem Kaiser entgegenzusetzenden Ligue zwischen Frankreich, Venedig und dem Papst unaufhörlich die Rede. Alle Gegner des Kaisers und seiner Partei sahen in

1) para dio certo e señalado con el mas breve termine que ser pudiere. (Worte der Instruction.)

dem Papst und seinem Hause ihre natürlichen Häupter. Pier Luigi Farnese, der Sohn des Papstes, hatte an allen Bewegungen gegen den Kaiser einen mehr oder minder zu Tage liegenden Antheil.

Welch ein Schlag ohne Gleichen war es da, daß eben dieser Pier Luigi am 10ten September 1547 in Piacenza ermordet ward.

Er hatte daselbst im Sinne der italienischen Tyrannen alter Schule regiert, die Vorrechte der Edelleute aufgehoben, die Bauern diesen zwar gleichgestellt, aber dann mit harten Frohnden belastet, eine Menge Gesetze gegeben, die nur darauf berechnet schienen, diejenigen zu strafen welche sie übertreten würden und ihre Güter zu confisciren, was dann ohne Weiteres geschah. So eben baute er sich ein Schloß, zu welchem er geweihte Plätze eingezogen, Häuser von Wittwen und Waisen niedergerissen; man sagte wohl, er werde die Angesehensten seines Gebietes dahin einladen und es mit ihrem Blute dem Satan weihen. So zog er denn auch das Schicksal der alten Tyrannen über sich herein. Eine Verschwörung bildete sich, der er erlag[1]).

Wie die Dinge der Welt einmal standen, so griff diese Ermordung mit allen großen Ereignissen zusammen.

Der kaiserliche Befehlshaber in Mailand, Ferrante Gonzaga, der längst mit Mißvergnügen wahrgenommen daß Pier Luigi französische Soldaten nach Piacenza kommen ließ, säumte keinen Augenblick, diese Stadt jetzt im Namen des Reiches, das seine Ansprüche daran niemals aufgegeben, in Besitz zu nehmen. Man glaubte allgemein, er habe das Unternehmen der Verschwornen gekannt und sei damit einverstanden gewesen. Der florentinische Gesandte versichert es mit Bestimmtheit[2]); er meint annehmen zu dürfen daß auch Granvella darum gewußt habe.

1) Details aus einer merkwürdigen Vertheidigungsschrift der Verschwornen. Supplica delli conti Agostino Landi, Giov. Angosciola Alessandro e Camillo fratelli de Pallavicini, — nella quale allegano le cagioni che gli indussero a conspirar contra P. L. Farnese. (Inform. politt. IV.)

2) V. Eccel. puo esser certa che D. Ferrante sapeva quel che s'ordinava a Piacenza.

Wir finden Nachrichten, nach welchen der Kaiser befragt worden, sich anfangs gesträubt und endlich eingewilligt hatte[1]).

Es ist nicht zu beschreiben, in welche Stimmung von Haß und verhaltener Wuth der Papst hiedurch gerieth.

Don Diego Mendoza berichtet, er habe gesagt, wenn man ihm Piacenza nicht wiedergebe, so werde er sich helfen so gut er könne, und sollte er die Hölle zu Hülfe rufen[2]). Mendoza ist überzeugt, ein Bund mit Frankreich sei dem Abschluß nahe, man denke den Herzog von Guise zum König von Neapel zu machen. Ein Wort des Cardinal Farnese, der heilige Vater werde sich mit Jemand verbinden, von dem man es nicht denke, deutet er auf das Vorhaben eines Bundes mit dem Sultan. Dem Gesandten dagegen ging der Gedanke durch den Kopf, sich im Namen des Kaisers der Engelsburg zu bemächtigen: wäre nur der Verdacht nicht so wachsam gewesen.

Diese weltliche Entzweiung machte nun den in den geistlichen Geschäften eingetretenen Bruch vollends unheilbar.

Der Papst sah in den Anträgen, die der Cardinal Mabrucci brachte, doch nichts als eine neue Feindseligkeit: er wußte sehr wohl, daß die Forderung der Zurückverlegung noch keineswegs das letzte Wort des Kaisers enthielt.

Dazu aber, diese Forderung geradehin zurückzuweisen, war jedoch seine Stellung auch nicht angethan. Wie der Kaiser, so mußte auch er maßhaltend, mit der nöthigen Rechtfertigung vor der Welt erscheinen.

Zuerst legte er die Sache einer Deputation von Cardinälen vor. Deren Urtheil war, daß Kaiser und Reich es nicht übel deuten könne, wenn S. Heil. in der wichtigen Angelegenheit die in Bologna versammelten Prälaten selbst zu Rathe ziehe.

Sehr besonders: dieselbe Versammlung, deren Berechtigung der Kaiser leugnete, wurde aufgefordert, sich über die Anträge zu äußern die er gegen sie machte.

Und diese lehnte nun nicht mit dürren Worten ab, nach

1) Avvertimenti al D[a] di Terranuova: Inf. politt. XII.

2) „que hara lo que pudiere y se ajutara con el diablo.“ (Mendoza 20 Sept.)

Trient zurückzugehn, aber ſie machte Bedingungen die eben ſo gut waren wie eine vollkommen abſchlägliche Antwort. Vor allem ſollten die in Trient zurückgebliebenen Prälaten nach Bologna kommen und ſich mit ihr vereinigen; dann wollte ſie im Voraus wiſſen, ob die deutſche Nation ſich dem Concil dergeſtalt unterwerfe, daß ſie die in Trient beſchloſſenen und bereits bekannt gemachten Decrete über die Glaubensfragen anerkenne, ſolche niemals in Zweifel zu ziehen ſich verpflichte; ferner ob der Kaiſer nicht etwa die bisher beobachteten conciliaren Formen abzuändern gedenke; ob es der Mehrheit des Conciliums frei ſtehn werde, über neue Translation oder Beendigung definitiv zu beſchließen [1]).

Eine Antwort die den Forderungen der deutſchen Nation und den Abſichten des Kaiſers ſchlechthin entgegenlief. Der Papſt händigte ſie dem kaiſerlichen Bevollmächtigten als ſeine eigne ein; dieſer erkannte, daß hier weiter nichts auszurichten ſei, und trat ſeine Rückreiſe an [2]).

Dem Kaiſer konnte dieß wohl nicht unerwartet kommen; er war entſchloſſen es nicht zu dulden, ſondern die alte Drohung einer feierlichen Proteſtation endlich zu vollführen.

Auf die förmlichſte Art von der Welt kam es zum Bruch zwiſchen beiden Gewalten.

Am 16ten Januar 1548 erſchienen die kaiſerlichen Procuratoren, zwei Spanier, Licentiat Vargas und Doctor Velasco, in der Verſammlung der Prälaten zu Bologna. „Wir ſind hier," begann der Licentiat, „im Namen unſers Herrn, des römiſchen Kaiſers, um einen Act auszuführen den ihr längſt erwartet. Ihr ſeht wohl welch ein Unglück der Welt bevorſteht, wenn ihr hartnäckig auf einer Meinung beharren wollt, die ihr einmal, ohne die gehörige Vorſicht, ergriffen habt." — „Auch ich bin hier," entgegnete der Legat Monte, „im Namen Sr

1) Schreiben des Cardinal de Monte an den Papſt, Bologna 20 Dec. 1547. Am 19ten war die Congregation gehalten, in welcher die Beſchlüſſe gefaßt worden ſind.

2) Vedendo il C^le che con tutto il negotio che si è possuto fare non s'havea altra resolutione, pigliò da S. S^tà licentia. (Rel. del C^l di Trento.)

Heiligkeit, des unzweifelhaften Nachfolgers Petri, Stellvertreters Jesu Christi, und hier sind diese heiligsten Väter, die das Concilium unter Einwirkung des heiligen Geistes fortsetzen wollen, nachdem es rechtmäßig, aus Gründen die sie selber gebilligt haben, von Trient verlegt ist. Wir bitten Seine Majestät, ihre Meinung zu ändern und uns ihren Schutz zu gewähren, denn man weiß, wie schwere Strafen sich diejenigen zuziehen, die ein Concilium stören, wie hoch auch die Würde sein möge mit der sie bekleidet sind."

Nachdem hierauf die kaiserliche Vollmacht vorgewiesen war — das Original auf Pergament, von dem ausdrücklich bemerkt wird, es sei darin nichts ausgestrichen oder radirt gewesen, mit dem kaiserlichen Insiegel[1]), — verlas Velasco die Protestation, in welcher der Kaiser aus den öfter erwähnten Gründen, die er noch einmal zusammenfaßte, die unverzügliche Rückkehr der versammelten Prälaten nach Trient forderte. Würden sie sich, was er nicht hoffe, dazu nicht entschließen, so protestire er hiemit, daß die Translation unrechtmäßig und sammt allem was darauf folge, null und nichtig sei. Ihnen die sich Legaten nennen, und den hier versammelten, größtentheils von dem Winke des Papstes abhängigen Bischöfen, könne unmöglich das Recht zustehn, in Sachen des Glaubens und der Reformation der Sitten der christlichen Welt Gesetze vorzuschreiben, am wenigsten für eine ihnen nicht eigentlich bekannte Provinz; die Antwort welche sie und S. Heiligkeit dem Kaiser gegeben, sei unangemessen, voll von Unwahrheiten, nichts als Täuschung. Er selbst, der Kaiser, müsse sich der vom Papst vernachlässigten Kirche annehmen, und alles thun was nach Recht und Gesetz, nach altem Herkommen und der öffentlichen Meinung der Welt ihm zukomme, kraft seines Amtes als Kaiser und als König.

Der Legat erwiederte, von dem was er gethan, wolle er Gott Rechenschaft geben, dulden aber könne er nicht, daß die weltliche Gewalt sich anmaße ein Concilium zu beherrschen.

Wir sehen: er hielt an seinem Begriffe von der Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt fest, und ließ sich nicht aus

1) Datirt Augsburg 27 Aug., man sieht vorläufig.

der Fassung bringen. Andern aber war doch nicht wohl zu Muthe. Der Secretair des Conciliums schließt seinen Bericht hierüber mit dem Gebet, daß dieser Tag nicht der Anfang des größten Schisma in der Kirche Gottes sein möge[1]).

Die Protestation ist eigentlich eine geistliche Kriegserklärung. Der Kaiser war gesonnen, die Feindseligkeit die er auf diesem Gebiete begann, so ernstlich auszuführen wie jemals eine andre.

Die vornehmste Maßregel die er hiezu ergriff, ist aber so durchaus reichs-oberhauptlich und bildet ein so wesentliches Stück seiner Reichsverwaltung, daß wir wohl am besten thun, diese zuvörderst in ihren nächsten weltlichen Beziehungen ins Auge zu fassen.

Weltliche Einrichtungen im Reiche.

Wir berührten oben, welche Plane höchst umfassender Art den Kaiser durchflogen, als er den Krieg unternahm.

Wollte er aber das Reich einmal erblich machen, wie er dachte, so mußte er es vor allem regieren: er mußte sich in dem Vereine autonomer selbständiger Mächte die ihn umgaben, ein Uebergewicht verschaffen, durch welches sie genöthigt wurden, dem Antriebe zu folgen den er ihnen geben wollte.

Es ist sehr merkwürdig, daß er dieß anfangs weniger auf dem Wege der Verfassung als durch einen Bund zu thun beabsichtigte.

In den ersten Jahren seiner Regierung hatte er empfunden, welch ein Moment der Macht in dem schwäbischen Bunde lag: so wie jetzt sein Glück wieder besser wurde, faßte er den Plan denselben zu erneuern und zu erweitern, und unaufhörlich sehen wir ihn seitdem dahin arbeiten.

Den Capitulationen der oberländischen Stände wurden Ausdrücke einverleibt, an welche man später die Anmuthung

1) Actenstücke bei Rainaldus Tom. XXI, p. 373.

knüpfen konnte, in einen Bund dieser Art zu treten[1]). Im Februar 1547 dachte Carl in Person eine Versammlung in Frankfurt zu halten um denselben zu Stande zu bringen; wir finden seine Abgeordneten Caspar von Kaltenthal und Heinrich Hase jenen Franken durchreisen, diesen die schwäbische Ritterschaft versammeln, um dazu vorzubereiten[2]). So lange jedoch mächtige Feinde im Felde standen, ließ sich hievon wenig Erfolg erwarten. Erst Ende Mai, nachdem der sächsische Krieg glücklich beendigt worden, eröffnete sich wirklich ein Bundestag zu Ulm, an welchem der Bischof von Augsburg und Markgraf Johann von Cüstrin, dieser eigentlich an Statt König Ferdinands, der noch in Böhmen beschäftigt war, als kaiserliche Commissarien auftraten, die alte Bundesformel vorlegten und zur Annahme derselben einluden[3]).

Bei weitem mächtiger aber wäre dieser Bund geworden als der frühere. Er sollte das ganze Reich umfassen, die einzige zugelassene Einung bilden, mit Bundesrichtern versehen sein, um jede innere Streitsache ohne viel Weitläuftigkeiten zu Ende zu bringen; der Landfriede sollte darin auf das ernstlichste gehandhabt, jeder Vergewaltigte namentlich vor allen Dingen wieder in seinen Besitz hergestellt, dann erst seine Sache untersucht werden. Die Reichsverfassung war mit Förmlichkeiten überladen; bei dem Eintritt in die verschiedenen Collegien ward schon jedes Mitglied vom Gefühl seiner Selbständigkeit erfüllt; Heimbringen, Protestiren war fast herkömmlich geworden: — in einem Bunde dagegen, welcher die Voraussetzung freiwilliger Theilnahme für sich hatte, waren die Beschlüsse einmüthiger, durchgreifender; wenigstens der schwäbische hatte kein Heimbringen gestattet; den Schlüssen der Bundesräthe zu folgen war ein jeder verpflichtet.

Es liegt am Tage, wie da das Uebergewicht der Macht

1) Dem Herzog Ulrich sagten die kaiserlichen Abgeordneten, sein Beitritt würde der Heilbronner Abkunft gemäß sein. Sattler III, 258.

2) Relation was Caspar von Kaltentall mit den Stennden des frenkischen Krays der Hilff und des tags zu Ulm ausgericht. (Archiv zu Berlin.)

3) Actenstücke im Berl. Archiv.

sich bei weitem eher durchsetzen konnte als im Reiche; der Kaiser, der mit den östreichischen und niederländischen Landschaften beizutreten gedachte, würde den Bund ohne Zweifel beherrscht haben. Die herkömmliche Autorität des Reichsoberhauptes würde durch die Bundesgewalt zu doppelter Energie gelangt sein.

Eben darum mußte aber dieser Entwurf doch auch den größten Widerspruch hervorrufen.

Die Städte bemerkten mit Schrecken, daß sie fortan an allen Kriegen des Hauses Oestreich in obern und niedern Landen würden Theil nehmen müssen; schon die Unkosten der Zusammenkünfte würden ihnen lästig fallen, die unaufhörlichen Hülfleistungen aber sie zu Grunde richten; ihr Gewerbe nach den benachbarten Ländern, wie England und Frankreich, würde sie doppelter Gefahr aussetzen[1]).

Die Räthe der Fürsten überlegten, daß sogar die Territorialhoheit dadurch in Gefahr gerathen dürfte. Bischöfe, Grafen und Herrn würden sich von der Regierung des Fürsten absondern, dessen Schutz ihnen nicht mehr nöthig sei, sobald aller Schutz vom Bunde ausgehe. Churfürst Moritz erinnerte, die Erbeinung der Häuser Hessen, Brandenburg und Sachsen, durch welche die Kaiser oftmals genöthigt worden mit deren Rathe zu handeln, werde nicht mehr bestehn[2]); das sächsische Recht, um deswillen man von der Appellation befreit sei, und viele andere Privilegien würden bedroht werden[3]).

1) Instruction von Ulm. „Dieweil menigklich unverporgen, wölchermaßen der Kayſ. und Kon. Mt Erb und andere lender taglichs von frembden Potentaten angefochten werden;" - - Kſ. Mt sei von den Ständen zu bitten „von diesem Iren beschwerlichen Vorhaben allergnedigst abzusteen."

2) Aus dem Concept zu einem undatirten, jedoch früheren Schreiben Joachims an Moritz: „Weil — wie E. Chf. Gn. erachten, dieser bund hier diesen landen wenig nutzlich oder furtreglich, sondern allein zu untreglichen kosten gerichen wolt, - - bittet Chf. freundlich, s. Chf. Gn. wolten die Unterrede und damals Ir Chf. Gn. Anzeigen ingedenk seyn, sich in diese Bündniß nit bereden lassen, noch dieselb annemen, - - mit ferrer einfürung das unser alte beschworne Erbeinigung dadurch abgethan werden wolt."

3) Rethe zu Torgau an den Churfürsten zu Sachsen. (Dresdner Archiv.)

Wilhelm von Baiern, der wieder in sehr katholischem Eifer war, fand eine Verbindung mit protestantischen Fürsten auch darum unthunlich, weil man dann genöthigt werden könnte dem Reformationswesen zuzusehen.

Es war schon von schlechter Vorbedeutung, daß der Kaiser in Ulm nicht vorwärts kam und die Verhandlung über den Bund an den Reichstag ziehn mußte. Hier ließ er sie allerdings nicht sogleich fallen: der vorgelegte Entwurf ward von den beiden höhern Collegien begutachtet, ein Schriftwechsel auf die herkömmliche Weise darüber eingeleitet: wohlverstanden jedoch, mit dem Vorbehalt der Unverbindlichkeit; endlich ward, nach langer Weigerung der Churfürsten, ein gemeinschaftlicher Ausschuß darüber niedergesetzt; — so weit können wir die Sache verfolgen: — wie nun aber der Ausschuß zusammentreten soll, wo dann jeder weitere Schritt eine wirkliche Verpflichtung in sich geschlossen haben würde, hören die Acten auf darüber zu berichten[1]); die Städte selbst sind verwundert, daß man davon nichts weiter an sie bringt: Alles ward rückgängig.

Es wirkte wohl zusammen, daß die Fürsten eine unüberwindliche Abneigung an den Tag legten, und der Kaiser dagegen die Aussicht fassen durfte, zu einigen der für ihn bedeutendsten Zwecke, die er bei dem Entwurf hatte, in den Formen des Reichstags zu gelangen.

In seiner Proposition hatte er außer den religiösen Angelegenheiten auch die übrigen herkömmlichen Gegenstände der Reichsberathung, Landfrieden, Kammergericht, Anschläge, zur Sprache gebracht.

Schon bei den beiden ersten gelang es ihm, das religiöse und reichsoberhauptliche Interesse, worauf es ihm vor allem ankam, bestens wahrzunehmen.

Als Verletzungen des Landfriedens wurden jetzt auch die Beraubungen der Geistlichen ausdrücklich bezeichnet: neben Schlössern, Städten, Dörfern, die Niemand angreifen dürfe,

1) Im Protocoll des Churfürstenrathes kann man die Sache bis zum 31 Jan. verfolgen; im Schererschen Auszug bei Fels heißt es: „aber es ist letzlich alle solche Handlung in ihr selbst ersitzen und den Stätten ferner nichts deshalb vorbracht.“ (Fels I, 211.)

erscheinen zum ersten Mal auch Kirchen, Klöster, Clausen, die Jurisdictionen ganz im Allgemeinen.

Die Churfürsten hatten vorgeschlagen, die Versammlungen herrenloſen Kriegsvolks ohne Ausnahme zu verbieten: Kaiser und Fürsten beliebten, daß sie nur dann zerstreut werden sollten, wenn sie nicht vielleicht eine Erlaubniß des Kaisers und Königs nachweisen könnten[1]).

Nachdem jene Besorgnisse gehoben waren, welche der Bundesentwurf erweckt hatte, zeigte sich überhaupt eine sehr enge Verbindung des Kaisers mit dem Fürstenrathe.

Die Fürsten drangen darauf, daß fortan wie früher sämmtliche Mitglieder des Kammergerichts dem katholischen Glauben angehören sollten. Der Kaiser gab es ihnen nach.

Dagegen forderte der Kaiser, daß ihm für dieß Mal die Besetzung des Kammergerichts allein anheimgestellt würde. Er brachte dabei die alten Gerechtsame des Kaiserthums, das Gericht am Hofe zu halten, in Erinnerung. Die Fürsten gaben es nach.

Hierauf schritt man zur Abfassung einer neuen Kammergerichtsordnung[2]). Zwei alte Beisitzer, Dr Visch und Dr Braun,

1) In den Acten findet sich undatirt der Entwurf der Churfürsten und die Antwort des Fürstenraths, die Eingabe an den Kaiser.

2) Harpprecht hat die meisten zwischen Kaiser und Ständen gewechselten Schriften mitgetheilt. Von denen die er vermißte, finden sich mehrere in den von mir benutzten Archiven, namentlich dem Berliner: z. B. Bedenken, welche Artieul aus der Cammergerichtsordnung in den Landfrieden gezogen und gesetzt werden sollen, 14 Dec. 1547; — Bedenken über den ersten Theil der Kammergerichtsordnung 14 Januar 1548; — des Ausschuß Relation über das ander Theil der Kammergerichtsordnung. „Darin haben berurte Doctores aus allen des Reichs Abscheiden und Constitutionen, desgleichen aus dem Landfrieden so auf diesen itzigen Reichstag -- gebessert -- alle vhelle und sachen, darin dem kayſ. Kammergericht Gerichtszwang zugestellt und gegeben, zu hauf getragen nnd verfaßt; dieselbigen vhelle und sachen, das mehrer theil mit iren umbstenden und zugehorungen, derwegen sie jederzeit den Abscheiden einverleibt, so vil von notten, in die Ordnung gezogen." — Sie haben diesen Theil in zwei Abtheilungen gesondert, 1) personen und sachen dem reich ane mittel, 2) verſonen und sachen dem reich nit ane mittel untterworffen. „Welchen zweien Stücken die deputirten Doctores hin und wider new Addition und zusetz, und volgends dem darzu verordenten Ausschuß relation, warumb solche newe zusetz von inen fur nützlich eracht, bericht gethan haben. Dem-

sahen die bisherigen Constitutionen durch, brachten sie in Ordnung und stellten, wo sie Mängel und Lücken bemerkten, ihre eigenen Vorschläge auf. Mit aller Weitläuftigkeit welche legislativen Arbeiten ständischer Versammlungen eigen ist, verfuhr man bei der Berathung. Zuerst ging ein ständischer Ausschuß Artikel für Artikel durch wobei er denn besonders die neuen Vorschläge in Betracht zog, über welche er seine Bemerkungen machte. So revidirt gelangte der Entwurf an die beiden Collegien der Fürsten und der Churfürsten, wo er ebenfalls von Anfang bis Ende durchgesprochen ward. Die Collegien setzten sich alsdann mit dem Kaiser in Verbindung, der nun auch seine Bemerkungen machte, worüber man hin und her schrieb, bis man sich endlich vereinigte. Die Weitschichtigkeit dieses Verfahrens hinderte jedoch nicht, die vorwaltenden Interessen, namentlich der Fürsten, die der Kaiser jetzt gewähren ließ, im Auge zu behalten. Bei der Bestimmung, wie die Präsentation in Zukunft vorgenommen werden sollte, ward des Antheils der Grafen, Prälaten und Herrn nur noch in Einem Kreise gedacht. Gern hätten die Städte an der Berathung einer Sache Theil genommen, von der, wie sie sagten, ihr Genesen und Verderben abhänge: sie blieben aber davon ausgeschlossen.

Ueberhaupt erfreuten sich die Städte an diesem Reichstag keiner besondern Berücksichtigung. Auf ihre Klage, daß der Landfriede die Straßen noch immer nicht sichere, das Geleite keinen Schutz gewähre, obgleich man gezwungen sei sich dasselbe zu verschaffen, auf ihre Bitte, die Obrigkeiten für jede Gewaltthat die in ihrem Gebiete geschehe verantwortlich zu machen, nahm der Kaiser in seiner Resolution auch nicht mit einer Silbe Rücksicht[1]).

Und nicht besser ging es ihnen, als nun die Reichsan-

nach hat der Ausschuß nit umbgehn sollen oder wollen, ein jeden punct nach dem andern an die hand zu nehmen, was darin befund den alten Abscheiden gemeß, keine enderung zu thun, so viel aber bei der Deputirten neuen zusetzen vom Ausschuß semmtl. für annehmlich geacht, solches ist mit B signiret." (Die Zusätze der Deputirten selbst mit A.)

1) Schreiben des Frankfurter Gesandten Daniel zum Jungen 17 April. (Fr. A.)

schläge zur Berathung kamen. Die Fürsten bewilligten dem römischen König zur Bewahrung seiner Grenzen gegen die Türken 50000 G.; bei der Vertheilung derselben legten sie den Anschlag von Costnitz zu Grunde, gegen welchen die Städte immer protestirt hatten. Diese versäumten nicht zu bemerken, daß dergestalt fast die Hälfte der ganzen Summe auf sie falle. Sie gaben an, von einigen unter ihnen fordere man fast so viel Mannschaft, als sie Bürger hätten, von andern nicht viel weniger Geld, als ihr ganzes Einkommen betrage. König Ferdinand erwiederte, ihre Klage möge gegründet sein, aber von dem Fürstenrath lasse sich nun einmal keine Abänderung des gefaßten Beschlusses erwarten: er gebe den ehrbaren Städten zu bedenken, daß ihnen ihrer Gewerbe halber noch mehr an einer Bewahrung der Grenzen liegen müsse als den Fürsten.

Im Grunde eine sehr natürliche Folge der Ereignisse. Die Städte waren immer in der Opposition gewesen; der Fürstenrath hatte sich dem Prinzip das den Sieg behauptete am nächsten gehalten. Das wirkte in den Festsetzungen des Reichstags nach.

Ueberdieß kamen eben bei diesen Berathungen ein paar Angelegenheiten zur Sprache, in denen der Kaiser der Gunst der Fürsten bedurfte, und die ihm höchlich am Herzen lagen.

Von allen die wichtigste war eine nähere Verbindung der Niederlande mit dem Reiche, wie schon der Bundesentwurf dahin gezielt hatte. Da es mit diesem nicht gelungen war, so suchte man nun auf dem gewohnten Wege zum Ziele zu kommen. Königin Maria erinnerte den Kaiser die Gelegenheit nicht zu versäumen, er könne nie eine bessere finden[1]).

Nun dürfte man aber nicht glauben, die Absicht der niederländischen Regierung sei gewesen, die reichsständischen Rechte und Pflichten schlechthin zu theilen: nichts würde ihr leichter geworden sein.

1) Instruction pour Messire Viglius de Zuichem de ce qu'il aura a faire en la presente diete imperiale de Augsbourg a l'endroit des affaires des pays pardeça. „L'occasion pour radresser les dits affaires est a present meilleur qu'elle ne fut oncque pour le bon et heureux succès de S. M^é imp^le.“ (Arch. zu Brüssel.)

Schon unter Maximilian, der die zu seiner Zeit vereinigten Niederlande als den burgundischen Kreis bezeichnete, suchte das Kammergericht dieselben seiner Jurisdiction zu unterwerfen und sie zu den Reichsanschlägen herbeizuziehen. Seitdem hatte das Haus Burgund auch Utrecht und Geldern, die zu dem westphälischen Kreise gehörten, erworben: weder das Kammergericht noch die Versammlungen des Kreises hatten sich dadurch abhalten lassen, diese Länder nach ihrem bisherigen Verhältniß zu behandeln. Allein von den Niederlanden hatte man ebenfalls von jeher sowohl gegen das Eine wie gegen das Andre remonstrirt; im Jahr 1542 war die Sache am Reichstag in aller Ausführlichkeit verhandelt worden. Auch jetzt, obwohl im Besitz einer Reichsgewalt wie sie seit Jahrhunderten keiner seiner Vorfahren gehabt, setzte sich der Kaiser dagegen. Er bemerkte, die Errichtung des burgundischen Kreises sei niemals zur Wirksamkeit gelangt: über Menschen Gedenken sei daselbst von keinem Proceß des Kammergerichts die Rede gewesen: dasselbe aber sei von Geldern und Utrecht zu sagen: nach dem Bericht der Stände von Geldern seien die Reichsanschläge von ihnen niemals gefordert, geschweige denn geleistet worden; die Landschaft des Stifts Utrecht habe sich geweigert die Auslagen wiederzuerstatten, welche Königin Maria bei der letzten Türkensteuer für sie gemacht habe.

Ich möchte nicht behaupten, daß dieß nun auch die Ueberzeugung des Kaisers und seiner Räthe gewesen sei: derjenige kaiserliche Rath wenigstens, der diese Sache in Augsburg bearbeitete, Viglius van Zuichem, sagte später den Holländern, als sie Miene machten eine zu Gunsten des Reiches geforderte Anlage zu verweigern, nach altem Recht würden sie verpflichtet sein zehnmal soviel beizutragen.

Das Interesse der niederländischen Regierung war, etwas für sich zu sein, die Einwirkungen des Reiches so wenig wie möglich zu empfinden und doch den Schutz desselben zu genießen.

In einer Instruction der Königin Maria heißt es, zur Sicherheit der Niederlande sei es wünschenswerth, ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß derselben mit dem Reich zu schließen,

ohne die Landschaften doch darum in ihren Freiheiten zu beeinträchtigen und dem Reiche zu unterwerfen[1]).

Der Kaiser hoffte dieß dem Wesen nach zu erreichen, indem er sich endlich bereit erklärte, mit seinen Erbniederlanden in den Reichshülfen immer mit einer bestimmten Summe aufzukommen, wogegen man jedoch dieselben sämmtlich in Einen Kreis begreifen und in ihren Exemtionen von den Reichsgerichten bestätigen müsse.

Die Dinge lagen so, daß die Stände dieß dem Kaiser bei weitem mehr als dem Reiche vortheilhafte Begehren dennoch nicht ablehnten.

Sie forderten ihn zunächst auf, die Lande die er in Einen Kreis zu vereinigen gedenke, namentlich zu bezeichnen, und anzugeben welche Leistungen von denselben er verspreche und was er dagegen vom Reich erwarte.

In seiner Antwort am 14ten Mai zählt nun der Kaiser seine gesammten Erbniederlande auf: — die vormals französischen, Flandern und Artois, so gut wie die neu erworbenen, Utrecht Overyssel Gröningen Geldern Zütphen selbst Mastricht, schließt er ein; das Reich soll sich verbinden, sie wie andre seiner Glieder zu vertheidigen, ohne ihnen darum ihre Exemtionen zu entreißen; dafür will er den Anschlag eines Churfürsten zwiefach zahlen.

Die Stände waren nicht sogleich mit ihm einverstanden: sie bezweifelten die Gültigkeit jener Exemtionen, sie hielten einen dreifachen Anschlag für billiger. Aber der Kaiser blieb bei seinen Behauptungen: sogar die Freiheit des lotharingischen Reiches, die auf seine Vorfahren und demnach auf ihn fortgeerbt sei, brachte er in Erinnerung[2]); was den Anschlag betrifft, so be-

1) A été advisé de trouver quelque expedient et bon moien, pour l'asseurance dudit pays, de les allier avec led. empire tant par ligue offensive que defensive envers et contre tous, moyennant que l'on le pourroit faire sans prejudicier lesd pays et leurs libertés et privilégea et dans les assujettir aud. empire.

2) „So seint auch sonst der mehrertheil der niderlandt in dem lotringischen reich, so dem lottario zwuschen Frankreich und Germanien gelegen, für ein sonder reich in der Theilung Caroli Magni enikel zugetheilt worden, und erbsweiß auff ir keys. Mt und deren vorfaren von denselbigen

merkte er daß die Niederlande schon an sich für die Bewachung ihrer für das ganze Reich so wichtigen Grenzen sorgen müßten: ein Mehreres lasse sich von ihnen nicht erlangen.

Churfürsten und Fürsten erklärten hierauf, es sei nicht ihre Meinung, sich mit kaiserlicher Majestät in Disputation einzulassen, und nahmen den Vorschlag an.

So kam der burgundische Vertrag zu Stande, der am 26sten Juni vollzogen worden ist. Der Kaiser gelangte durch denselben zu allen seinen Absichten.

Daß seine Erblande als ein einziger Kreis betrachtet wurden, beförderte die Regierungseinheit, nach welcher er überhaupt trachtete, und befreite ihn von dem frembartigen Einfluß benachbarter Kreisversammlungen. Es hatte für sein Haus den größten Werth, daß Flandern und Artois, über welche Frankreich noch immer die Oberherrlichkeit in Anspruch nahm, so oft es auch darauf Verzicht geleistet, als Theile des Reichs betrachtet, in desselben Schutz und Schirm aufgenommen wurden. Der zwiefache Anschlag eines Churfürsten war dafür gewiß kein zu hoher Preis, da die meisten europäischen Kriege ohnehin die Niederlande betrafen, und die Feindseligkeit gegen die Türken, die einzige auf die es noch außerdem ankam, ein anderes dynastisches Interesse darbot. Man trug Sorge jeden weiteren Anspruch zu beseitigen. Würde z. B. der Reichstag einmal einen gemeinen Pfennig einzubringen beschließen, dann sollten, so ward festgesetzt, die Niederlande, statt den Beschluß auszuführen, nichts weiter als eine Summe zahlen derjenigen gleich, welche diese Auflage in zwei Churfürstenthümern am Rheine einbringe[1]). Uebrigens ward die innere Unabhängigkeit der

herkommen, welches eine sondere Provinz, welches von allen Jurisdictionen und Appellationen je und allwegen über unverdechtliche Zeit frei und exemt gewesen." — —

1) In dem Berliner Archiv finden sich außer den Acten über die Anschläge folgende Stücke in Bezug auf Burgund. 1) Kaiserliche Resolution uf der Chf. FF. und Stend Bedenken der Anschleg halben des burgundischen Kreises, 28 März; 2) der Churfürsten, Fürsten und Stende Antwort 12 April; 3) Kaiserl. Mt andere Resolvirung 27 April; 4) der Stände Antwort, o. D.; 5) Kais. Mt Replic, 14 Maji; 6) Antwort der Stände 20 Mai, falsch bezeichnet als vom 20 Juni; 7) Neue kais. Erklärung 28 Mai; 8) Notel des Bündnisses 23 Juni.

Provinzen jetzt erst eigentlich bestätigt. Ausdrücklicher als jemals ward zugestanden, daß des Reiches Ordnungen und Satzungen sie nicht verpflichten sollten. Und zwar geschah dieß in derselben Urkunde, in welcher man ebenfalls ausdrücklicher als jemals früher festsetzte, daß der Erb- und Oberherr dieser Niederlande Sitz und Stimme am Reichstag haben solle wie Oestreich. Es liegt ein sonderbarer Widerspruch darin, daß der Kaiser in demselben Augenblick wo er die Ernennungen zum Kammergericht in seine Hand nimmt, sich zugleich so angelegentlich bemüht, sein Erbland von demselben zu eximiren, und ist doch sehr gut zu erklären. Reich und Kaiserthum fallen noch mit nichten zusammen: dieß ist vorübergehend, jenes bleibt immer. Die Politik der vorwaltenden Mächte ist es allezeit gewesen, selber Einfluß auszuüben, aber keine Rückwirkung zu erfahren.

In diesem Augenblicke setzte der Kaiser aber noch eine andre, sehr ungewohnte, für seine Gewalt sehr bedeutende Bewilligung durch.

Wie es bei jenem Bundesentwurf einer seiner vornehmsten Gedanken gewesen war, sich die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu verschaffen, so trug er jetzt auch bei dem Reiche, über das er so viel vermochte, auf Bildung „eines Vorrathes" d. i. einer Reichskriegscasse an. Denn vor allem sei es nun auch nöthig den erlangten Frieden zu erhalten: er könne nicht dafür stehn, ob sich nicht gar bald Jemand innerhalb des Reiches auflehnen oder ein auswärtiger Fürst das Reich, wenn auch nur durch geheime Practik, anfechten werde: nun wisse Jedermann welchen Nachtheil die bisherige Unverfassung veranlaßt habe, verfaßte Hand dagegen wehre Beschwerungen ohne Mühe ab; ihm, der schon so viele Bürden trage, könne man keine weitere Anstrengung zumuthen: er müsse die Stände ersuchen, einen namhaften Geldvorrath zusammenzubringen, der dann, aber nicht ohne ihr Vorwissen, zur Erhaltung Friedens und Rechtens angewendet werden solle[1]).

1) Kais. Mt Proposition und begeren etlich Gelb im Reich zum Vorrath zu erlegen. Actum am Pfingstabend 20 Mai 1548. (Berliner Archiv.)

Eine Summe Geldes in der Hand eines ohnehin so mächtigen Kaisers, um jede innere Bewegung auf Kosten des Reiches zu ersticken: wahrhaftig, man braucht nicht zu erörtern wie sehr dieser Gedanke außerhalb alles Herkommens deutscher Stände lag.

Auch fand derselbe, wie wir aus den Protocollen des Churfürstenrathes sehen, starken Widerstand. Mainz bemerkte: durch die letzten Kriege sei ein Jeder in seinem Kammergut erschöpft, eine neue Forderung an die ohnehin beschwerten Unterthanen dürfte Unruhen veranlassen. Brandenburg meinte, der Kaiser sei wohl an sich mächtig genug, zumal bei den Ordnungen des Kammergerichts und des Landfriedens, einen auftauchenden Widerstand zu erdrücken: man möge doch ja nicht etwas bewilligen was dann vielleicht nicht geleistet werden könne[1]). So erklärten sich auch Pfalz und Trier. Sachsen wünschte wenigstens Aufschub. Cöln, jetzt am meisten kaiserlich gesinnt, rieth doch in diesem Fall, den Kaiser lieber mit der Beitreibung der noch aus dem letzten Türkenkrieg rückständigen Steuer zu befriedigen. Genug sie waren im Grunde alle dagegen.

Allein es schien jetzt als könne das Reich dem Kaiser nichts mehr abschlagen. Ein Ausschuß ward niedergesetzt, dessen Gutachten alle Gegengründe aufzählt, und doch mit der Bewilligung eines halben Romzugs zu dem angegebenen Zwecke schließt. Fürsten und Churfürsten zogen dasselbe in weitere Berathung: sie endigten damit, dieß Erbieten auf einen ganzen Romzug zu erhöhen. Es bezeichnet die Einfachheit der Epoche, daß sie den ersten Termin dieser Zahlung auf Weihnachten ansetzten, weil man den Unterthanen Zeit lassen müsse ihre Ernte einzubringen und zu verkaufen[2]).

1) Votum von Brandenburg. „Kan nit erachten das die kais. Mt darumb beweget werden solt in dem das unmöglich; were besser die ursachen jetzo anzuzeigen, denn das man zusagen solt und nit leisten; das h. Reich stehe jetzt in ruiglichem wesen, obgleich was entstund, sehen die kais. Mt also gefaßt dasselbig zu hindern; -- wann solchs füglich mit erzellung des unvermogens kaiserlicher Mt fürgetragen wirdet, wird es kf. Mt zu keinen ungnaden bewegen." (Protocoll im Berl. Arch.)

2) Bedenken des Ausschusses 28 Mai; Antwort der Stände 5 Juni; Kaiserl. Resolution 6 Juni; der Stände letzte Antwort 10 Juni.

Seit vielen Jahrhunderten hatte nie ein Kaiser eine größere Hingebung erfahren. Bemerken wir nur mit welcher Rücksicht ihm die gerechtesten Beschwerden vorgetragen wurden. Denn gewiß lief es seiner Capitulation entgegen, daß er spanische Truppen ins Reich geführt und sogar hie und da in Besatzung gelegt hatte. Nichts erregte lebhaftere Klagen, und endlich entschlossen sich die Stände auf den Antrag von Pfalz, die Abschaffung dieses Kriegsvolks in Erinnerung zu bringen. Sie thaten das aber nur, indem sie die Worte wegließen die dem Kaiser hätten empfindlich fallen können: spanisch, fremd: und es dem kaiserlichen Ermessen überließen, ob die Zeit dazu schon gekommen. Der Kaiser erwiederte: er wisse wohl, daß die Klagen die man gegen sein Kriegsvolk erhebe, größtentheils ungegründet seien, doch wolle er sie untersuchen lassen: an der Abschaffung der Mannschaften aber werde er durch unvermeidliche Nothwendigkeit gehindert. Und für diese „allergnädigste" Antwort nun, die doch abschläglich ist, danken ihm die Stände unterthänigst, flehen ihn nur an, das nothwendige Einsehen zu haben: dann werde er ein gottgefällig Werk thun: „so sind es," schließen sie, „gemeine Stände um Kaiserl. Majestät auch unterthänigst zu verdienen willig, und thun sich derselben zu Gnaden hiemit unterthänigst befehlen." Welch eine Häufung des Gnädigst und Unterthänigst in einer Sache, die sie mit gutem Rechte hätten fordern können.

Der Kaiser hatte nicht allein den Sieg erfochten und die Macht im Allgemeinen in Händen, sondern es lagen ihm auch Streitsachen vor, die ihm auf das Wohl oder Wehe der einzelnen Fürsten und ihrer Häuser einen großen Einfluß sicherten.

Seinen Geburtstag, im Februar 1548, beging Carl V damit, daß er, „sitzend in seiner kaiserlichen Krone, Zierheit und Majestät," wie ein gleichzeitiger Bericht sagt, die Chur Sachsen auf seinen Verbündeten Moritz übertrug. Zehn Fahnen bezeichneten die verschiedenen Rechte und Gebietstheile welche Moritz in Empfang nahm[1]).

1) Reimar Kock Lübeckische Chronik: „Den 24 Febr. hefft Hartich Moritz tho Außborch mercedem iniquitatis, ik wolle seggen de Hertichet

Am 8ten April ward Adolf von Schaumburg in Gegenwart des Kaisers und des Königs mit allem kirchlichen Pomp zum Erzbischof von Cöln geweiht. Es war die zweite Churwürde die der Kaiser in Folge seines Sieges vergabte.

Und schon lag die Entscheidung über eine dritte Churwürde in seiner Hand. Herzog Wilhelm von Baiern sah mit Verdruß, daß der neue Churfürst von Sachsen und König Ferdinand von dem Kriege große Vortheile zogen, er dagegen, der das Meiste gethan zu haben glaubte, leer ausging. Mit verdoppeltem Ernst forderte er in die pfälzische Chur eingesetzt zu werden: — gleich als sei er der Entsetzte und Beraubte, wollte er den Besitz der Vettern gar nicht mehr anerkennen, und lehnte, auf seinen Vertrag vom J. 1546 sich stützend, jeden weiteren Rechtsgang ab. So deutlich kam jedoch dem Kaiser seine Verpflichtung mit nichten vor: der Herzog mußte sich zu weiteren Erörterungen bequemen, und in den Acten finden wir einen weitläuftigen Schriftwechsel über die Sache. Es kam hiebei zu einem Aeußersten das man gar nicht erwarten sollte. Herzog Wilhelm erkannte die goldne Bulle noch nicht an: er zog in Zweifel, ob Carl IV ohne Bewilligung des Papstes eine Bestimmung über die Churfürstenthümer habe treffen können[1]). Was war aber Rechtens im Reiche, wenn diese Urkunde nicht zu Recht bestand? Allerdings war sie im Geist der Opposition gegen das Papstthum gefaßt: wir erkennen darin nur ein neues Motiv für die Verbindung der Ludwigschen Linie des Hauses Wittelsbach mit Rom; aber wie hätte der Kaiser darauf eingehn können, der nur kraft der goldnen Bulle regierte? Mit den Pfalzgrafen, die ihm nahe verwandt waren, versöhnt, mochte er um so weniger daran denken, den Ansprüchen des Herzogs Statt zu geben.

Schon begann derselbe noch einen andern Streit gegen seine

-- duth, hefft de gode alde Cörforste angesehen und gelachet, dat me mit untruw sodane herrlichet vördenen schal und kann."

1) „Zu dem allen ist nit ein kleiner zweiffel, dieweyl die Ordenung der Churfürsten von dem beystl. Stul erstlich gesetzt, ob in König Carls gewalt gestanden sey one beystl. Heil. bewilligung und vorwissen inn sachen die chur betreffendz etwas news zu verordnen und zu setzen." Herzog Wilhelms von Baiern Gegenbericht 22 Martii 1548.

Vettern. Er forderte die Besitzungen des Pfalzgrafen Otto Heinrich, der mit dem Kaiser noch nicht ausgesöhnt war. Von pfälzischer Seite erwiederte man, daß die Landschaften dann wenigstens nicht an Baiern, sondern an eine andere Linie des pfälzischen Hauses fallen müßten.

Und ein noch wichtigerer Rechtshandel war indeß von König Ferdinand anhängig gemacht worden. Er erhob Anspruch auf Würtemberg, weil Herzog Ulrich den Vertrag von Cadan, auf welchem sein Recht beruhe, durch seine Theilnahme an dem schmalkaldischen Kriege gebrochen habe. Im Februar ward ein Gericht aus den kaiserlichen Räthen Seld, Haas, Viglius, Veltwyk unter dem Präsidium des neuen Erzbischofs von Cöln zusammengesetzt, welche bald eine so entschiedene Hinneigung zu Gunsten des Königs kund gaben, daß die Anwälte von Würtemberg sich nur noch auf das unverwirkte Recht des jungen Herzogs Christoph beziehen zu können glaubten [1]).

Einen andern Proceß, der seit 20 Jahren schwebte, zwischen Nassau und Hessen, hielt der Kaiser für gut endlich zu entscheiden. Am 5ten August, nachdem der Reichstag bereits beendigt war, saß er in seinem Palast zu offener Audienz auf seinem Stuhl; die Procuratoren beider Parteien erschienen vor ihm: die nassauischen baten um Eröffnung des Urtheils, die hessischen auch wegen der Gefangenschaft des Landgrafen um ferneren Verzug; der Kaiser antwortete dadurch, daß er seinen Protonotar herbeirief und ihm anbefahl, das Urtel, das er ihm zugleich übergab, bekannt zu machen. Ein großer Theil der bisher von Hessen behaupteten streitigen Pfandschaften, Nutzungen und Gebiete, darunter halb Darmstadt, ward dem Grafen von Nassau zuerkannt, der nun wirklich, wenigstens auf einige Zeit, in Besitz gelangte [2]).

Nicht so entschieden trat der Kaiser in der preußischen Sache auf, die zu Augsburg aufs neue in Anregung kam. Der Deutschmeister Wolfgang Schutzbar von Milchling forderte die Execution der vorlängst über Herzog Albrecht ausgesprochenen

1) Sattler III, 269.
2) Arnoldi Gesch. von Nassau III, 1, 130. Sastrow II, 563.

Reichsacht. Dagegen brachte ein polnischer Gesandter, weil Preußen der Krone Polen angehöre, die Aufhebung derselben in Antrag[1]). Ende Januar 1548 ward ein Ausschuß für diese Angelegenheit niedergesetzt. Dieser vereinigte sich leicht darüber — selbst der Churfürst von Brandenburg stimmte dafür — daß die Acht ohne ein neues Rechtsverfahren nicht aufgehoben werden dürfe. Streit erhob sich erst, als man nun fragte, ob sie exequirt werden solle oder nicht. Mit vielem Eifer erklärte Baiern, man müsse dem Rechte seinen Lauf lassen, und die ergangenen Urtel ausführen, ohne erst auf Gefahren die daher entspringen könnten, Rücksicht zu nehmen: sonst werde bald Niemand mehr zur Erhaltung des Kammergerichts beitragen wollen. Damit drang nun Baiern zwar nicht vollständig durch; — die Majorität des Ausschusses, welche keinen Bruch mit Polen wollte, der den Osmanen zu Statten kommen könne, empfahl dem Kaiser einen erneuten Versuch gütlicher Beilegung — aber es bildete sich doch eine Minorität, die auf unbedingte Vollziehung des Rechtes antrug. Der Kaiser hütete sich wohl den Streit zu entscheiden. Er war ein Mittel mehr, das Haus Brandenburg, das an dieser Sache ein so großes Interesse hatte, und dieß auch gar nicht verhehlte, an sich zu fesseln.

Ueberhaupt gab es kein großes Haus im Reiche, das nicht durch die eine oder die andre Sache von dem Wohlwollen des Kaisers abhängig gewesen wäre[2]).

Daher kam es eben daß alles sich beugte, alles gehorchte. Es war einmal wieder ein Oberhaupt von durchgreifender Macht in Deutschland, und Jedermann fühlte daß ein solches da war.

Das Interim.

Zur Entwickelung dieser reichsoberhauptlichen Macht gehört es nun recht eigen und wird davon bedingt, daß der

1) Petit rex serenissimus odiosam illam proscriptionem abrogari, evelli et eradicari. Oratio Stanislai Laski ap. Dogiel Cod. dipl. Poloniae IV, 318.

2) Protocoll bei Bucholtz IX, 447.

Kaiser es unternehmen konnte, auch in den religiösen Angelegenheiten Maß zu geben.

Im Anfang der Versammlung, als die altgläubig gesinnte Partei sich so zahlreich und stark sah, ward wohl ein Gedanke laut, der auch dem Kaiser einmal früher in den Sinn gekommen, ob es nicht das Beste sei, die Religion in den früheren Stand wiederherzustellen. Der Beichtvater hielt die Sache noch immer für nothwendig und die Umstände für günstig. Er meinte wohl: vor allem müsse man die lutherische Predigt verbieten, ihr unbedingt ein Ende machen: möge dann das Volk glauben was es wolle; fürs Erste komme es nur auf die Erneuerung des alten Ritus und die Herstellung der Kirchengüter an[1]). Er drückte die Tendenz der kirchlichen Restauration aus, welche dem Kaiser vom südlichen Europa her allerdings zu Hülfe gekommen war, aber den Krieg doch nicht entschieden hatte.

Denen welche Deutschland kannten und die Lage der Dinge ohne confessionelles Vorurtheil ansahen, kam dieß jedoch unausführbar vor. König Ferdinand erwiederte dem Beichtvater, man möge es unternehmen, wenn man sich in einen neuen Krieg stürzen wolle, der aber noch gefährlicher ausfallen werde als der eben beendigte, — wenn man die Mittel, die Kraft und den Muth dazu besitze: er erinnerte, daß man keinen Heller im Schatz habe. Er seinerseits hatte schon längst einen andern Gedanken gefaßt.

War die reine Restauration unmöglich, so durfte man, wie die Dinge nun einmal gingen, auch von keiner künftigen Entscheidung des Conciliums etwas Förderliches erwarten; man konnte nicht denken, daß das Concilium etwas andres, als die vollständige Restauration beschließen würde.

Ließ sich aber, nach der Niederlage welche die strengprotestantischen Meinungen erlitten, bei dem Uebergewicht das der Kaiser in allen Angelegenheiten besaß, jetzt nicht vielleicht eine Absicht erreichen, die, obwohl auf einer andern Stufe, schon

1) Disp. fiorentino 19 Nov. 1547: Il confessore et altri theologi sono in oppenione che si rimetta in Alemagna il culto divino creda ogn'uno cio che vuole, restituischinsi i beni ecclesiastici et tolgasi via la predicatione luterana, fomento di tutte eresie.

früher gefaßt worden, nemlich: innerhalb des Reiches, ohne Theilnahme des Papstes, eine Vereinbarung beider Parteien zu treffen?

Schon im Januar 1547, so wie die Irrungen mit dem Papst wieder ernstlich ausbrachen, rieth Ferdinand seinem Bruder, sich nicht allein auf die Beschlüsse des Conciliums zu verlassen[1]), da man dort wohl nicht alle Puncte durchsetzen werde auf die es ankomme, zumal wenn der Papst fortfahre wie er angefangen; dem Urtheil erfahrner Theologen zufolge sei es vielmehr, nachdem die streitigen Artikel so vielfach besprochen und verhandelt worden, so schwer nicht, in Deutschland selbst eine solche Consultation und christliche Reformation nach den Bedürfnissen der Deutschen aufzustellen, von der man hoffen dürfe daß die Protestanten wenigstens zum größten Theile sie annehmen und auch Papst und Concil sie nicht verwerfen würden. Zu Abfassung eines solchen Entwurfes brachte der König gleich damals einige Männer, die er für geeignet hielt, in Vorschlag, namentlich Julius Pflug Bischof von Naumburg, und Michael Helding Weihbischof zu Mainz.

Eine sehr erwünschte Vorbereitung hiezu war, daß der Fürstenrath bei der ersten Antwort auf die Propositiön dem Kaiser heimgestellt hatte einstweilige Ordnung zu treffen.

Wiewohl darin lag, daß eine solche nur bis zum Schluß des Conciliums gültig sein sollte, woher sich denn der Name des Interim schreibt, so hatte die Sache doch an sich eine allgemeine Bedeutung, da jede Vereinbarung dieser Gegensätze, wie bedingt auch immer, ein neuer großer Schritt war, und da ferner die conciliaren Angelegenheiten so eben hofnungsloser wurden, als sie jemals gewesen.

Bei der Sendung des Cardinal Madrucci hatte Carl dem Papst bereits angekündigt, daß er die Dinge unmöglich in dem Zustand lassen könne, worin sie seien; als dieser nicht allein unverrichteter Sache zurückkehrte, sondern nun erst der völlige

1) Il semble chose dangereuse, s'en arreter simplement sur la determination du dit concil general. Bucholz IX, 407.

Bruch erfolgte, hielt er sich für doppelt berechtigt zum Werke zu schreiten.

Die politisch-religiösen Interessen des Reiches, die Machtentwickelung die es möglich erscheinen ließ, jetzt etwas zu erreichen, und die Differenz mit dem Papst wirkten zusammen, um den Gedanken des Interim in Gang zu bringen.

Es hätte aber nicht zum Ziele führen können, hiebei den alten Weg ständischer Berathung einzuschlagen. Der Kaiser schien wohl einen Augenblick darauf zu denken. Er ersuchte die Stände, zur Berathung über die Mittel einer christlichen Vereinigung ihre Abgeordneten mit den seinen zusammentreten zu lassen; als sie, bei ihrer Heimstellung beharrend, ihm überließen diejenigen selbst zu wählen die er hiezu für tauglich halte, machte er diesen Versuch wirklich; allein sogleich gab sich die Unmöglichkeit kund, mit diesem Verfahren weiter zu kommen. Er konnte doch nicht vermeiden, von beiden Seiten Männer zu ernennen, die schon an den bisherigen Streitigkeiten Theil genommen: noch einmal saßen der Carmeliter Billik, der päpstlich gesinnte Politiker Leonhard von Eck neben dem Vorkämpfer des Protestantismus Jacob Sturm. Jene forderten, wie der Beichtvater, die Herstellung der geistlichen Güter; dieser trug, wie vor 25 Jahren, auf ein Nationalconcilium an. Man kann sich darüber nicht wundern. Die großen Ereignisse der letzten Jahre enthielten doch nichts was eine innere Annäherung der beiden Parteien hervorgebracht hätte. An eine Vereinigung aber war unter diesen Umständen nicht zu denken: nach einigen Tagen löste die Versammlung sich auf und gab ihren Auftrag dem Kaiser zurück.

Es mußte nun doch dahin kommen, was auch von Anfang Ferdinands Gedanke gewesen, daß ohne so viele Rücksprache mit den entzweiten Ständen, so wie ohne Rücksicht auf den Papst, unter kaiserlicher Autorität allein, der Versuch einer Festsetzung gemacht würde, bei der sich beide Theile beruhigen könnten.

Wie die Ereignisse vor allem den Erfolg gehabt die Macht des Kaisers zu heben, so kam es hauptsächlich darauf an, wie dieselbe hiezu benutzt werden würde.

Der Kaiser nahm wirklich die ihm von seinem Bruder vorgeschlagenen Theologen an, Julius Pflug und den Weihbischof

Helding. Churfürst Joachim II von Brandenburg, in dessen Ideen es von jeher lag eine Vermittelung zu suchen, ließ seinen Hofprediger Johann Agricola an der Arbeit Theil nehmen. Die drei Männer waren in gewissem Sinne die Repräsentanten der drei vornehmsten theologischen Parteien: Agricola, der an Luthers Tisch gesessen, der protestantischen, Helding der altkatholischen, Julius Pflug der erasmischen. Julius Pflug hatte wohl schon früher die Grundlage des Entwurfs ausgearbeitet[1]); von Helding findet sich einiges Handschriftliche, dessen sich Pflug bedient zu haben scheint; daß der Antheil Agricolas nur gering gewesen ist, dürfte schon die Ruhmredigkeit beweisen, mit der er davon spricht, wie denn auch sonst darüber nichts erhellt.

Das war nun aber hier nicht die Frage, welche Meinungen in dem Gespräche dieser drei Gelehrten die Oberhand bekommen, sondern vielmehr in wie fern sie Mittel und Wege finden würden den kaiserlichen Gedanken zu verwirklichen.

Dieser war aber nicht eigentlich religiöser, sondern kirchlich-politischer Art. Die Absicht des Kaisers mußte sein und war es auch, die Hierarchie aufrecht zu erhalten, in der er selber einen so hohen Platz einnahm, auf der sein Kaiserthum beruhte, und dabei doch den Protestanten die Möglichkeit zu verschaffen, sich ihm wieder anzuschließen, oder wenigstens nicht in offenen Widerspruch mit ihm zu treten. Es ist unleugbar, daß darin zugleich ein großes Interesse der Nation lag, sowohl für ihren Frieden im Innern als für ihre Macht nach außen. Die Frage war nur, ob es mit dem Versuche gelingen, ob die Theologen den vereinigenden Mittelweg entdecken würden.

Wir haben ein Schreiben des Fürsten, dessen Seele wohl an diesem Geschäft den größten Antheil nahm, Joachims II von Brandenburg, über die Puncte, auf die es hiebei vorzüglich ankomme. Es sind folgende: der Artikel über die Justification, der Genuß des Abendmahls nach der Einsetzung des Herrn, Entfernung des Opus operatum aus der Messe, und die Ehe der Geistlichen. Er versichert: der selige Doctor Luther

1) Vgl. Formula sacrorum emendandorum a Julio Pflugio proposita, ed. Gottfr. Müller, Praef. XIII.

habe sich oft erboten, wenn diese Puncte erhalten würden, dem Papste den Fuß zu küssen und den Bischöfen ihre Gewalt zu lassen.

Mag es mit dem Sinne dieser Aeußerung stehen wie es wolle, gewiß ist, daß vor allem die bezeichneten Puncte wirklich der Erledigung bedurften: und wir haben nun zu sehen, wie der zu Stande gebrachte Entwurf, den der Kaiser jedoch, um der katholischen Orthodoxie vollkommen sicher zu sein, noch von zwei spanischen Theologen, Soto und Malvenda, durchsehen ließ, ehe er ihn den Ständen vorlegte, diese Aufgabe angriff.

Noch einmal haben wir den schon so oft vorgekommenen theologisch-kirchlichen Streitfragen unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Mit denjenigen Artikeln nun, die am meisten in die Augen fielen, der Priesterehe und dem Genusse von beiderlei Gestalt, hatte es die wenigste Schwierigkeit: die kaiserlichen Bevollmächtigten urtheilten, in diesen Stücken sei die Neuerung zu weit eingerissen, zu allgemein geworden, als daß man sie ohne die größte Bewegung abstellen könne: das Concilium, dem sich die Stände unterworfen, werde ohne Zweifel dafür sorgen, daß darin dem Frieden der Gewissen und der Kirche gerathen werde.

Dagegen war bei dem Artikel von der Justification, über den sich seit den frühern Discussionen das Concil von Trient ausgesprochen hatte, eben hiedurch die Schwierigkeit sich zu vereinigen nur noch größer geworden. Waren diese Beschlüsse auch vom Kaiser nicht anerkannt, auf seine Theologen mußten sie gleichwohl wirken; von dem Begriff der inhärirenden Gerechtigkeit konnten und wollten diese nicht abweichen. In diesem Lehrstück kam es aber dem Kaiser vorzüglich darauf an, die Beistimmung der Protestanten möglich zu machen. Gewiß war es keine Täuschung, wenn trotz der Annahme jenes Prinzips Julius Pflug sich auf der andern Seite doch wieder den Protestanten annäherte; seine ganze Ueberzeugung ging dahin. So wenig wie die Dreistigkeit der Unbegnadigten, die ihm Luthers Auffassung zu veranlassen schien, wollte er doch auch die Sicherheit der Vorgeschrittenen die auf ihre Werke trotzen[1]). Genug

1) Julius Pflug: Aus was guten und loblichen Bewegnussen die Kais. Mt verursacht worden ihre Declaration in Religion sachen dermaßen

man setzte zugleich fest, daß Gott den Menschen gerecht mache, nicht aus dessen Werken, sondern nach seiner Barmherzigkeit: lauter umsonst, ohne sein Verdienst, daß sich ein Jeder immer an Christi Verdienst zu halten habe. Wie sich beides mit einander vereinigen lasse, war freilich eine andre Frage: man hütete sich aber wohl darauf einzugehn: man hätte fürchten müssen die Zwistigkeit damit wieder zu erneuern: und war sehr zufrieden eine Satzung gefunden zu haben, welche das als das vornehmste betrachtete Dogma der Protestanten gelten ließ.

Und noch mehr konnte man sich ihnen in dem Artikel von der Messe nähern, über den in Trient noch nichts beschlossen war. Julius Pflug gab zu, daß darin lange Zeit ein hochbeschwerlicher Mißverstand geherrscht habe: er ließ den Begriff von dem Sühnopfer, der darnach dennoch festgehalten worden ist, fallen: indem er den Ausdruck Opfer festhielt, verstand er darunter doch nur ein Gedenkopfer, ein Dankopfer, wie sie in dem alten Testament vorbildlich bestanden und Christus sie erneuert. In diesem Sinn ist der Artikel abgefaßt. Durch das Blutopfer am Kreuz habe Christus die Versöhnung erworben; das Dankopfer sei nicht dazu eingesetzt, damit wir dadurch Vergebung der Sünden verdienen, sondern daß wir sie, wie sie am Kreuz verdient ist, uns durch den Glauben zu Nutze machen. Eine Auffassung, die sich von der protestantischen hauptsächlich nur durch die Beibehaltung des Wortes Opfer unterscheidet. Julius Pflug ist der Meinung, daß diese Erklärung Niemand mehr einen Vorwand lasse, sich von der Kirche abzusondern[1]).

Das war eben die Absicht, bei allen Concessionen die man machte, doch die große kirchliche Einheit aufrecht zu erhalten.

wie zw Augsburg auf jüngst gehaltenem Reichstage geschehen, vorzunehmen und zu publiciren. Abgedruckt in Tzschirners und Ständlins kirchengesch. Archiv Bd IV. Daß damit Pflug nur seinen Entwurf meine, wie der Herausgeber Müller annimmt, nicht das publicirte Interim, widerspricht dem Titel geradezu und ist überhaupt eine Chimäre. Jenes Motiv wird p. 115 auseinandergesetzt.

1) Pflug: „Da man sich einer solchen wohlgegründten und scheinbarlichen Erklärung von der Messe vor 30 Jahren hatte vergleichen können, würde die Kirche ohne Zweifel solcher Messe halben in die beschwerliche Verbitterung und Weiterung nit gefallen sein."

Auch in dem Artikel über die Kirche findet sich eine gewisse Annäherung an neuernde Vorstellungen: er ist wenigstens durchaus nicht papistisch. Der Papst wird als der oberste Bischof betrachtet, der den andern vorgesetzt ist, um alle Spaltung zu verhüten; aber auch den andern wird zugestanden, daß sie wahrhaftige Bischöfe seien aus göttlichen Rechten. Der Papst wird erinnert, seine Gewalt sei ihm verliehen zur Erbauung, nicht zur Zerstörung. Uebrigens aber wird doch der Begriff der Kirche in aller Strenge behauptet: es wird ihr das Recht vindicirt die Bibel auszulegen, die Lehre daraus festzusetzen, „sintemal der h. Geist bei ihr ist," und auch über die Cerimonien Bestimmung zu treffen.

Die Formel bestätigt die Siebenzahl der Sacramente, sucht Chrisma und letzte Oelung zu rechtfertigen und hält fest an der Transsubstantiation. Auch für das Anrufen der Jungfrau Maria und der Heiligen um ihre Fürbitte, so wie für die Beibehaltung der Fasten findet sie Gründe; den Pomp der Processionen, überhaupt die Ordnung und Pracht der bisherigen Cerimonien trägt sie Sorge zu behaupten.

Wir sehen wohl: es ist die alte Kirche, was hier aufs neue proclamirt ward: etwas weniger abhängig von dem Papst, mit einer in einigen Artikeln dahin modificirten Doctrin, daß die Abweichungen der Protestanten nicht geradezu verdammt wurden, aber übrigens sie selbst mit ihrem Kirchendienst und in ihrer alten Einheit, als deren Mitrepräsentanten sich der Kaiser betrachtete. Es war ohne Zweifel der kaiserliche Gedanke selbst der sich hier aussprach: und man mußte nun sehen welchen Anklang er bei der Reichsversammlung finden würde.

Der Kaiser legte den Entwurf zuvörderst den mächtigern der Augsburger Confession beigetretenen Fürsten zur Annahme vor.

Was auf diese Eindruck machte, war die Meinung daß diese Formel für das ganze Reich, auch für den altgläubigen Theil gelten sollte.

Auch war dieß ohne Zweifel der ursprüngliche Sinn des Kaisers: was hätte sonst die Erklärung über das göttliche Recht der Bischöfe zu bedeuten gehabt? Nur gegen den Papst war sie gerichtet. Churfürst Joachim II versichert, er habe nicht

anders gewußt, als daß dieß die Meinung sei: eben darum ließ er sich so leicht bewegen die Formel anzunehmen. Er sah darin eine Bestätigung der von ihm von jeher gehegten Meinungen über Justification, Sacrament, Priesterehe und Messe, und glaubte daß diesen auf solche Weise der Weg über ganz Deutschland hin eröffnet sei. Sogar einen Fortschritt der evangelischen Lehre meinte er voraussehen zu können[1]). Der Churfürst von der Pfalz trat ihm bei.

Etwas mehr Schwierigkeiten machte der dritte weltliche Churfürst, Moritz von Sachsen, obwohl er seine Chur derselben Gewalt verdankte, deren Ausfluß diese Anordnung war. Man dürfte nicht sagen, daß dieß ganz in seiner Willkür beruht habe. Er hatte seinen Landständen in einem wichtigen Augenblick, und zwar auf das Wort des Kaisers, unzweideutige Zusagen über die Beibehaltung ihrer Religion gegeben. Daran erinnerte er jetzt den Kaiser, und behielt sich vor, erst mit seiner Landschaft zu berathschlagen. Der Kaiser erwiederte, er habe nichts weiter versprochen, als daß er die Lande nicht mit Gewalt von ihrer Religion bringen, sondern die Vergleichung nur auf gebührlichem Wege suchen wolle, wie er das jetzt thue; in dem Reiche sei es nicht Herkommens, über das was Fürsten und gemeine Stände bewilligt, an die Landschaften zurückzugehn: Moritz möge sich nicht auch von seinen Theologen verführen lassen, wie seinem Vetter geschehen. Moritz versprach zuletzt, in dem Reichsrath nicht durch offenen Widerspruch Irrung zu veranlassen, sondern sich dahin zu erklären, daß er sich zwar in dieser Sache für seine Unterthanen nicht verpflichten könne, aber

1) In dem Berliner Archiv findet sich ein Aufsatz zur Vertheidigung des Interim, worin es heißt: Luther habe dreierlei gewollt; 1) quod Pontifex Romanus non sit caput ecclesiae, sed Christus; 2) missam non esse sacrificium ex opere operato, quae possit applicari pro vivis et mortuis; 3) cerimonias debere esse liberas et adiaphoras. - - Jam, heißt es weiter, in hoc scripto omnia haec tolluntur: conceditur; 1) Romanum pontificem esse primum quidem episcopum propter tollenda schismata, - - et alios episcopos esse simili modo episcopos ut ipse jure divino, et eis esse commissam a Christo administrationem suarum ecclesiarum jure divino; 2) missam non esse sacrificium ex opere operato, sed sacrificium commemorativum etc. etc.

er denke, sie würden wohl einsehen, daß es nicht in seiner Macht stehe etwas abzuändern was alle andern Fürsten und Stände gewilligt[1]). Der Kaiser schien das nur für eine eigenthümliche Form vollkommener Einwilligung zu halten; wenigstens gegen Andre drückte er sich so aus, als sei an solcher kein Zweifel.

Leicht waren die jungen kriegslustigen Fürsten gewonnen, Albrecht von Brandenburg, Erich von Braunschweig, die bisher überhaupt noch keine entschiedene protestantische Meinung kund gegeben. Dagegen gab es auch unter den eifrigsten Anhängern des Kaisers einige andre, wie Pfalzgraf Wolfgang, besonders Markgraf Johann von Cüstrin, die sich widersetzten. Beim ersten Ueberlesen der Formel faßte Johann — dem es besonders nicht zu Sinne wollte, daß man die Heiligen anrufen solle, da doch Christus der einige Mittler sei, — einen heftigen Widerwillen dagegen.

Viel zu schwach waren jedoch diese Fürsten, als daß sich der Kaiser um sie gekümmert hätte. Es war ihm genug daß er sich der mächtigsten versichert halten durfte. Die ganze weitere Frage lag für ihn darin, was nun die altgläubige Partei dazu sagen würde. Mit Rücksicht auf sie hatte er den Entwurf so überwiegend katholisch eingerichtet. Er hatte bisher hauptsächlich mit der Majorität des Fürstenrathes regiert, er mochte hoffen, denselben auch jetzt auf seine Meinung zu ziehen.

Wäre das geschehen, so würde er einen factischen Einfluß auf das Innere der Kirche gewonnen haben, der ihm eine überaus großartige Stellung dem Papst und dem Concilium gegenüber gegeben, alles was dort ihm zum Verdruß unternommen worden, aufgewogen hätte. Dann erst konnte von der Einheit

1) „Ist endlich dahin gehandelt, dieweil sich mein gnädigster Herr die s. ch. G. Landschaft Rat nicht hat entschließen können, wue gemeine Stende durchaus das gestelte Interim annhemen worden, das in Reichssachē m. gn. Herre keine zerruttung machen, Sondern vor sein Suffragium tragen mochte, es were s. ch. Gn. nicht zu thuen sich seiner unterthanen zu mechtigen, s. ch. Gn. aber konnten wol erachten, was alle andern chöff. FF. und Stende schlössen, das s. ch. Gn. dasselbige weder endern noch wenden konten. Das ist also der kais. Mt durch die kön. Mt angezeigt, die seint doraun zu frieden. geweſt." Protocoll im Dresdner Archiv über die Verhandlungen mit den beiden Churfürsten am 17, 19, 20, und mit dem Kaiser am Palmabend, 24 März.

der Nation in religiöser Hinsicht wieder die Rede sein. Man hätte sehen müssen was mehr gewirkt hätte, die Wiederherstellung einiger Aeußerlichkeiten auf der protestantischen oder die den neuen Lehrmeinungen gemachten Concessionen auf der katholischen Seite.

Wie wäre es aber möglich gewesen, daß nicht auch jetzt der alte Widerstand sich geregt hätte, der in Momenten dieser Art, auf den verschiedenen Stufen der Entwickelung dieses Ereignisses, immer hervorgetreten war?

Wir berührten daß Herzog Wilhelm von Baiern, seitdem seine Absicht auf die Chur nicht durchgegangen, nicht mehr der Freund des Kaisers war. In seinen Anschreiben sprach er das Gefühl seines Verdienstes immer hochfahrender, seiner Kränkung immer bitterer, übellauniger aus[1]). Als ihm dieser Entwurf vorgelegt wurde, mit dem doch auch die Macht des Papstes eingeschränkt werden sollte, hielt der Herzog für gut, erst bei dem Papst anzufragen, ob er eine Genehmigung desselben billigen würde. Es könnte aussehen wie Ironie, wäre nicht ein so bitterer Ernst dabei.

In Rom und selbst in Frankreich war man schon längst auf diese Entwürfe des Kaisers aufmerksam. Cardinal Bellay schlug dem Papst vor, seine Legaten mit den katholischen Ständen entfernt vom Reichstag zusammentreten zu lassen, um zu einer freien Berathung außerhalb der vom Einfluß des Kaisers beherrschten Kreise zu gelangen[2]). Desto erwünschter kam nun die Anfrage des Herzogs dem römischen Stuhl. Der Papst, der nicht versäumte die Hingebung desselben zu beloben, antwortete ihm, er könne eine solche Genehmigung nur mißbilligen[3]).

Bei allem Ansehen das der Kaiser genoß, machte das doch

1) Ein solches Schreiben aus der Sammlung von Arrodenius bei Sugenheim p. 37.

2) Instructio C^lis Bellaji super rebus concilii. MS St. Germ. Paris 140, I. Ubi convenient legati ubi Caesar non sit, erit major libertas. Vgl. f. Schreiben vom 31 Mai.

3) Responsum Pauli III datum „cuidam praepotenti Germaniae duci", der sehr deutlich als der Herzog von Baiern bezeichnet wird: es wird an die Forderung erinnert die von eben dort an Pius IV ergangen. Ohne Zweifel sind die Antworten vor der Bekanntmachung des Interim geschehen, weil davon die Rede ist daß es in den Landen des Herzogs eingeführt werden sollte, was späterhin nicht nöthig war.

so viel Eindruck auf das fürstliche Collegium, daß die Antwort die es gab, durchaus im Sinne des Papstes ausfiel. Darin wurde das jetzt auch von Rom her in Erinnerung gebrachte Argument wiederholt, daß ein Gestatten des früher bei schweren Pönen Verbotenen, z. B. des Laienkelchs und der Priesterehe, ein Bekenntniß begangener Ungerechtigkeit enthalten würde: es sei sogar zweifelhaft, ob der Papst in diesen Stücken nachgeben dürfe, wenn er auch wolle, weil darin eine Abweichung von den Satzungen der Concilien liegen würde. Bestimmungen über die Lehre, die doch dem Concilium heimgestellt worden, seien aber vollends unstatthaft: man wisse recht gut, was in der gemeinen christlichen Kirche zu glauben, und bedürfe dazu keiner Ordnung des Kaisers. Die Fürsten gaben dem Kaiser zu verstehn, er überschreite seine Befugnisse, nicht alle seine Sätze möchten sich als gut katholisch bewähren: lieber möge er die Protestanten vermögen von der augsburgischen Confession abzustehn [1]).

Der Kaiser antwortete mit großer Lebhaftigkeit. Man sage ihm, die Lehre sei dem Concilium heimgestellt: aber solle er wohl bis dahin einen Jeden in seinem selbstgeschöpften Glauben und bei unwidersprechlichen Mißbräuchen lassen? Man fordere, er solle die Protestanten bewegen von der augsburgischen Confession förmlich abzustehn: das hieße, unmögliche Dinge verlangen. Er wisse jedoch, daß man damit nur die Eintracht deutscher Nation verhindern wolle; er kenne die Leute wohl, deren verbittertes Gemüth ihn allenthalben verhaßt zu machen strebe [2]).

Und so weit gab der Kaiser dieß Mal wirklich nicht nach, daß er sich eine so anzügliche Ansprache hätte gefallen lassen: er ließ sie dem Fürstenrathe zurückstellen, als so beschaffen daß er sie nicht annehmen könne.

1) Der Fürsten und verordenten Stend Bedenken auf das Interim, bei Sastrow II, 327, jedoch unvollständig.

2) Bucholtz VI, 236. Daniel zum Jungen an Frankfurt 23 April: „Kf. Mt ist solch ires Bedenkens ganz ubel zufrieden geweſt, und sie weidlich erputzet, mit Vermeldung daß J. Mt inen die Artikel nit haben zustellen lassen daß sie ir Gutbedunken darüber anzeigen solten, sondern daß sie es inen wie es gestellt, gefallen lassen sollten.“

Allein auch dahin brachte er es doch nicht, daß er seinen ursprünglichen Gedanken hätte durchführen können. Die Fürsten schlossen sich dem Gutachten der geistlichen Churfürsten an, das allerdings bei weitem milder ausgefallen war, aber doch auch sehr starke katholische Anregungen enthielt, z. B. Herstellung der Güter, Nothwendigkeit der Dispensation in Hinsicht der Priesterehe und des Kelchs, und vor allem dabei stehn blieb, daß die Anordnung Niemand angehe, der bisher bei der alten Religion geblieben.

Das Letzte mußte der Kaiser wirklich nachgeben. Er erklärte endlich, daß seine Declaration sich nur auf die protestantischen Stände beziehen solle: nur unter diesem Vorbehalt konnte er dazu schreiten ihr gesetzliche Autorität zu verleihen.

Am 15ten Mai 1548, Nachmittag 3 Uhr, versammelten sich die Reichsstände in der kaiserlichen Behausung, vor Kaiser und König. Erzherzog Maximilian sprach einige einleitende Worte; dann ward, was wir als Vorrede bei dem Buche finden, als Propositíon verlesen; der Kaiser erinnerte an die ihm geschehene Heimstellung, legte die Schrift vor, und verlangte unverweilte Annahme derselben. Während Kaiser und König auf ihren Stühlen sitzen blieben, traten die Stände vor ihren Augen in dem Saale selbst nach ihren Collegien zusammen. Es ist gewiß, daß sich manche abweichende Meinungen regten. Den mächtigern Protestanten war es neu und unerwartet, daß die Erklärung nicht auch für die Katholiken gelten sollte [1]); unter den Churfürsten machte Moritz, unter den Fürsten Johann von Cüstrin einige Oppositíon; mehrere verlangten, daß die Schrift erst abgeschrieben und nochmals regelmäßig in Berathung

1) In der Instruction des Churfürsten von Brandenburg zum Reichstag von 1550 heißt es: „Und wann es nochmalen dahin konnt gehandelt werden, wie es denn auch von anfang und (in) allen Handlungen nit anders gemeinet noch von uns und andern stenden verstanden worden, allein daß die kais. Mt hernach ohne jemandsvorwissen in der Vorrede ein anders eingefürt, daß die so der alten religion seyn daffelbige so wol als die welche der augsb. Confession, annehmen und halten wollten, so wäre daffelbe unsers Erachtens nicht auszuschlagen, denn wir erhielten ja die vornehmste Punct unser christlichen Religion, den Articul von der rechtfertigung, den rechten Brauch der Sacramente, die Priesterehe, - - nemen inen auch den Canon aus der meß."

gezogen werden sollte; aber zuletzt drang doch der kaiserliche Wille durch.

Nachdem die Unterredung wohl eine Stunde gewährt, trat der Churfürst von Mainz im Namen der Stände mit der Antwort hervor, daß sie sich dessen, was S. Maj. begehre, gehorsamlich halten würden. Der Kaiser nahm diese Bewilligung als den Ausdruck der allgemeinen Meinung an und betrachtete seine Schrift nunmehr als Reichsgesetz. Jetzt erst ließ er zu, daß sie in den verschiedenen Collegien abgeschrieben ward: es war dafür gesorgt daß man keine Berathung darüber eröffnete.

In diesem Augenblick war ein neuer päpstlicher Nuntius angekommen. Das Interim war der römischen Curie und von dieser der Versammlung zu Bologna mitgetheilt worden: hier hatten ein paar Theologen Anmerkungen darüber gemacht, welche darauf hinausliefen, daß in den Artikeln die in Trient noch nicht entschieden worden, gar manches Unkatholische aufgenommen worden, in den übrigen aber ohne Zweifel das Beste sei, einfach die tridentinischen Satzungen zu wiederholen [1]). Es erhellt nicht ganz, ob diese Einwendungen dem Nuntius schon bekannt waren, welche Aufträge er überhaupt in dieser Hinsicht hatte: auf keinen Fall aber durfte er die Bekanntmachung des Interim billigen. Eben darum eilte der Kaiser seinem Einspruch zuvorzukommen. Er gab ihm erst Audienz, als die Sitzung vorüber, die Publication geschehen war.

Hatte nun aber der Kaiser seinen ursprünglichen Gedanken, die Formel von allen Ständen annehmen zu lassen, aufgeben müssen, so blieb ihm doch noch ein andres Mittel übrig, auch auf das katholische Deutschland kirchlichen Einfluß zu erlangen.

Von jeher war über das Verderbniß des Clerus geklagt, eine durchgreifende Reformation desselben gefordert worden: zuletzt noch an dem Concilium; da sich von demselben nichts erwarten ließ, so trug Carl V kein Bedenken auch in dieser Rücksicht auf eigne Hand ans Werk zu gehn.

1) Am 2ten Mai ging die erste Antwort der Legaten des Concils auf das Interim ab (Rainaldus XXI, 397, nr 51); davon hätte der Nuntius der den 11ten Mai in Augsburg ankam, allenfalls auf dem

Schon in dem Pflugischen Entwurf handelt der dritte Theil von diesen Gegenständen: bei weitem ausführlicher aber und practischer war die Reformationsformel, welche der Kaiser wirklich zur Berathung brachte.

Ueber die Wahl der Kirchendiener, ihre verschiedenen Aemter, Predigt, Verwaltung der Sacramente und Beobachtung der Cerimonien, ihre Zucht und Sitte wurden hier ganz umsichtige und nützliche Anordnungen gemacht. Einige Mißbräuche, über die man immer geklagt, z. B. Cumulation der Pfründen, wurden abgeschafft; der Kaiser versprach, den römischen Stuhl zu bewegen, gewisse Vorrechte in dieser Hinsicht fallen zu lassen; den größten Werth legte er darauf, daß allenthalben Visitationen gehalten und besonders die Provincialsynoden wiederhergestellt würden; den Bischöfen ward ein bestimmter Termin hiefür gesetzt, welchen sie auch größtentheils eingehalten haben [1]).

Denn darauf war die Hauptabsicht des Kaisers gerichtet, die deutsche Hierarchie wieder zu erneuern und ihre Wirksamkeit zu beleben.

Noch war das deutsche Bisthum fast überall aufrecht erhalten: da wo es erschüttert worden, z. B. in Meißen und Thüringen, war es jetzt wieder hergestellt; es bedurfte nichts weiter, als die päpstliche Erlaubniß, in den dem Protestantismus zugestandenen exceptionellen Fällen zu dispensiren, um die bischöfliche Jurisdiction überall wieder zur Anerkennung zu bringen.

Unter den Befugnissen, die der Kaiser noch außerdem für die Legaten forderte die ihm der Papst schicken sollte, finden wir auch die, über die Herstellung der geistlichen Güter zu verfügen, mit deren Inhabern unter kaiserlicher Beistimmung darüber Vertrag zu schließen.

Wir sehen: der Kaiser hoffte noch mit allen diesen Dingen zu Stande zu kommen: die Protestanten, er allein, ohne Zuthun

Wege Notiz bekommen können. Ihre ausführlichere Erklärung war aber erst vom 12ten.

1) Valde nobis probatur, quod de celebrandis synodis dioecesanis ad festum divi Martini proximum constituistis. Caroli V Reformatio ecclesiastica, unter andern bei Goldast Constit. III. 325.

des Papſtes, zu beruhigen und ſie zur Unterwerfung unter die Hierarchie des Reiches zu vermögen, — dieſe auch ſelber durchgreifend zu verbeſſern, ebenfalls durch eigene Macht, ohne beſondere Mitwirkung von Rom: — und dann an der Spitze des wiedervereinten Reiches die alten Rechte des Kaiſerthums auf die allgemeine Kirche zur Geltung zu bringen.

Zunächſt mußte ſich zeigen was er mit den Proteſtanten ausrichten würde.

Zweites Kapitel.

Einführung des Interim in Deutschland.

Wenn es dem Kaiser gelungen wäre, wie er ursprünglich beabsichtigte, der interimistischen Anordnung die er traf, für alle deutschen Landschaften, auch die altgläubigen, Geltung zu verschaffen, so würde die Einführung derselben einen ganz andern Character entwickelt haben, als den sie annahm, da dieß nicht durchgegangen war.

In jenem Falle hätten die nachtheiligen Einwirkungen, denen sich die Protestanten unterwerfen mußten, durch die Fortschritte die nach der andern Seite hin möglich wurden, eine Art von Ausgleichung gefunden. Von den leitenden Ideen der religiösen Bewegung wäre wenigstens die, welche auf eine nationale Selbständigkeit in religiösen Dingen hinzielte, genährt und gefördert worden.

Nun aber war alles anders.

Da der Kaiser sich bewegen ließ, die Altgläubigen ausdrücklich anzuweisen, bei der Einheit der alten Kirche zu verharren, so war an keinen Fortschritt der reformatorischen Bestrebungen, an keine gemeinschaftliche und nationale Entwickelung des religiösen Geistes zu denken.

Der Kaiser seinerseits fand noch ein Mittel, seine kirchliche Gewalt aufrecht zu erhalten: er konnte auf dem politischen Standpunkte auf dem er sich befand, allenfalls nachgeben. Für

die Protestanten aber wurde nun jede Herstellung des von ihnen Abgeänderten, jede Annäherung an das entgegengesetzte Prinzip, von dem sie sich erst losgerissen, zu einem Verluste ohne allen Ersatz.

Bisher hatte sich der protestantische Geist nach den eignen innern Trieben in freier Autonomie entwickelt; er hatte die Lehre durchaus umgestaltet, und von den Cerimonien nur das behalten was ihm gemäß war. Jetzt sollte er zwar nicht das gerade Gegentheil seines Wesens anerkennen: er ward in seinen Grundmeinungen, in einigen der vornehmsten seiner Abweichungen geschont, geduldet; allein dabei wollte man ihm Aeußerlichkeiten und Gebräuche, auch wohl Meinungsbestimmungen aufdringen, die er mit vollem Bedacht, als eigenthümliche Ausflüsse des von ihm verworfenen Prinzipes, hatte fallen lassen.

Die Anordnung, die von dem Gedanken der Versöhnung ausgegangen, erhielt den Character der Unterdrückung. Die Protestanten bekamen zu empfinden, was es heiße daß sie sich hatten entzweien lassen und ihre Oberhäupter, welche ihr System darstellten, besiegt worden waren.

Allein es gab nun keinen Ausweg mehr: der Reichstag hatte den Beschluß gefaßt, die vornehmsten Fürsten, auch der protestantischen Seite, hatten eingewilligt, und der Kaiser war entschlossen die Sache mit aller Kraft ins Werk zu setzen. Wie heftig bedeutete er zwei mindermächtige Fürsten die sich widersetzten. Dem einen, dem Markgrafen Johann, ließ der Kaiser, wie die officielle Relation sagt, mit runden und dürren Worten vermelden, er werde die Gebühr dagegen vornehmen müssen; dem andern, Pfalzgrafen Wolfgang, ward noch gröblicher angekündigt, er werde nächstens ein paar tausend Spanier in seinem Lande sehen.

Die erste große Frage in diesem Augenblicke lag nun darin, wie sich die Städte verhalten würden. Hier hatte ein lange schon dazu vorbereitetes populares Element die religiöse Bewegung mit der größten Freude und Zustimmung empfangen; die städtischen Gewalten hatten ihren Wirkungskreis dadurch mächtig erweitert, und sich großentheils in sich selber demgemäß umgebildet; unzählige Mal hatte man sich und andern gelobt,

Leib und Gut bei der Religion zu laſſen. Jetzt kamen die Tage der Prüfung.

An dem Reichstag zu Augsburg regte ſich in den Städten die Abſicht, zu einer gemeinſchaftlichen Proteſtation zu ſchreiten; ſie ſcheiterte aber; der Frankfurter Geſandte trägt Bedenken zu ſagen wodurch. Es muß wohl noch etwas Anderes geweſen ſein als die Verſchiedenheit der Religion, von der er ohne Rückſicht hätte reden können.

Der kaiſerliche Hof behielt auch in dieſer Sache den Vortheil, mit den einzelnen verhandeln zu können.

Die Zuſicherungen die denſelben bei den Capitulationen meiſtentheils mündlich gegeben worden, hinderten ihn nicht, auf die Annahme des Interim zu dringen, als bei welchem, wie ihnen verſprochen war, ihre Religion beſtehen könne.

Zuerſt ward diejenige Reichsſtadt aufgefordert, in der die populären Elemente am ſchwächſten waren, die ſich von jeher dem kaiſerlichen Hofe am nächſten gehalten, Nürnberg. Der Kaiſer wollte ſich aber dieß Mal nicht mit dem Geſammtnamen Rath abfinden laſſen: er ließ die Mitglieder deſſelben wiſſen, von jedem einzeln werde er ſich Reſolution einholen [1]). Hierauf unterwarfen ſie ſich ſämmtlich: die Aelteren des Rathes, der Rath ſelbſt, und die Genannten des Rathes; ſie baten nur, daß man ihnen Zeit laſſen möge.

Nicht ganz ſo gefügig zeigte ſich der Rath von Augsburg: er reichte eine Schrift ein, in welcher er ſich nur zu einigen Annäherungen erbot. Granvella weigerte ſich, dieſelbe auch nur anzunehmen, und forderte eine einfach bejahende Antwort. Er drohte, wenn dieſe nicht erfolge, werde der Kaiſer ſich auf eine Weiſe erzeigen, daß andre Ungehorſame ein Exempel daran zu nehmen hätten. Hierauf, am 26ſten Juni, wurde der große und kleine Rath zuſammenberufen und folgender Beſchluß gefaßt: in wie fern die Ordnung die Gewiſſen belange, könne man mit derſelben nicht übereinſtimmen; aber ein geſammter Rath habe vor allem auf das Wohl der Stadt zu ſehen, deren Verderben

1) Am 19ten Juni langte der kaiſerliche Geſandte in Nürnberg an, am 22ſten wußte man ſchon daß die Stadt ſich unterwerfe.

eine abschlägliche Antwort herbeiführen würde: und so unterwerfe er sich dem kaiserlichen Gebot. [1]).

Dieser Widerstreit zwischen Gehorsam und Gewissen trat an mehreren Stellen hervor: z. B. in der Antwort der Memminger, der Regensburger. Einige Rathsherrn von Regensburg bedienten sich des Ausdrucks, sie könnten nicht für ihre Person einwilligen, sondern nur im Namen der Stadt [2]). Schmerzliche Nothwendigkeit, die eigne Gesinnung zu verleugnen um das Gemeinwesen nicht zu Grunde gehn zu lassen. Sie sagten mit alle dem doch zuletzt nur, daß sie genöthigt seien der Gewalt zu weichen.

Die kaiserlichen Beamten spotteten ihrer Bedenklichkeiten, nicht ohne wegwerfenden Hohn. „Ihr habt Conscienzen," rief der Vicecanzler Heinrich Hase dem Frankfurter Abgeordneten zu, der sich auch auf das Gewissen bezog, „wie Barfüßerärmel, die ganze Klöster verschlingen." Bescheidentlich antwortete der Frankfurter Rathsfreund, er wisse nicht, daß seine Herrn den Geistlichen das Mindeste mit Gewalt entfremdet. „Redet mir nicht davon," versetzte Hase, „ich weiß es so gut wie ein andrer; aber das ist des Kaisers Meinung, daß er das Interim gehalten haben will, und sollte er ein Königreich darüber zusetzen. Lernt nur das Alte wieder, oder man wird euch Leute schicken die es euch lehren: ihr sollt noch spanisch lernen" [3]).

Zuweilen trat auch noch eine andre Schwierigkeit ein, die in der Verfassung lag, wie in Straßburg. Der Rath war nach langen vergeblichen Gegenvorstellungen am Ende geneigt, dem Beispiele der übrigen Städte zu folgen; allein die Schöffen entschieden, daß dieß ein Fall sei in welchem die Gemeine gefragt werden müsse. Von dieser Gemeine aber, welche eine sehr entschieden protestantische Gesinnung hegte, war niemals zu erwarten, daß sie sich unterwerfen würde. Nur mit großer Mühe

1) Gründliche und ordentliche beschreibung der - - Handlungen in der Stadt Augspurg - - aō 1548 und an den folgenden Reichstagen. MS der kön. Bibliothek zu Dresden.

2) Gemeiner, p. 231.

3) Bericht des Frankfurter Gesandten Humbrecht in der Sammlung kaiserlicher Briefe im Frankf. Archiv.

und unter allgemeiner Aufregung wurden die Schöffen bewogen ihren Beschluß zurückzunehmen. Hierauf ward auch hier dem Bischof vergönnt, wenigstens in einigen Kirchen das ganze Interim einzuführen, während man sich in andern die freie Predigt vorbehielt [1]).

Der Kaiser fühlte sehr wohl, daß er auf einen Gehorsam dieser Art nicht lange zählen, daß er überhaupt mit Magistraten, welche Krieg wider ihn geführt, schwerlich zum Ziel der äußern Einheit, das er sich einmal gesetzt, werde gelangen können.

Er war nicht in einer Stimmung um vor durchgreifenden Mitteln zurückzuschrecken, und hatte die Macht die dazu gehörte um sie anzuwenden. Zuerst Augsburg, wo er sich aufhielt, sollte ihn kennen lernen.

Eines Tages ganz unerwartet, ließ er die Thore der Stadt schließen und großen wie kleinen Rath, Doctoren der Rechte, Schreiber und Diener sämmtlich in seinen Palast entbieten. Nachdem sie eine Weile im Hof gewartet, ward ihnen der große Saal eröffnet: und hier erschien nun gegen Mittag der Kaiser, mit einigen seiner Räthe, und ließ ihnen durch Georg Seld, einen gebornen Augsburger, kund thun, wie er mit Schmerzen den Verfall, die Schmälerung und die Unordnung ihrer Stadt ansehe, und sich, um dem Uebel an die Wurzel zu graben, nach fleißiger Nachforschung und seinem besten Verstand entschlossen habe, die Form ihres jetzigen Regiments zu verändern und ihnen einen neuen Rath zu verordnen. Man habe ihm vorgestellt, daß die Verjagung des alten Clerus und die Theilnahme am schmalkaldischen Krieg allein von dem Uebergewicht der Zünfte und der dadurch herbeigeführten gewaltsamen Herrschaft des Bürgermeisters Herbrot herrühre. Dadurch seien die Erbaren, die Geschlechter die dem Kaiser mit Leib und Gut anhängig, Fugger, Baumgartner, Welser, Neithart, Hörwart, unterdrückt worden. Sei es wohl billig, daß die Feinde des Kaisers auch jetzt noch Herrn der Stadt blieben? — Man hatte ihm als das vornehmste Uebel bezeichnet, daß bisher so viele unerfahrene Leute, die besser ihres Handwerks gewartet, in

1) Röhrich II, 196.

dem Rath gesessen, und er eilte es abzustellen. Sofort in Gegenwart der Versammelten wurden die Namen derjenigen verlesen, denen der Kaiser die Aemter der Stadt und den kleinen Rath anvertrauen wolle. Es waren ihrer 41. Wir finden unter ihnen 3 Fugger, 3 Paumgartner, 4 Rehlinger, — denn auch dem Aeltesten von ihnen, der schon 80 Jahr zählte, Alt-Conrad, ward diese Verpflichtung nicht erlassen, — 2 Welser, 2 Peutinger, überhaupt 31 solche Namen die entweder den wenigen wirklich alten Geschlechtern die noch übrig waren [1]), oder denen, welche im Jahr 1538 diesen mit gleichen Rechten beigefügt worden, angehörten. Der Gemeinde wurden nur 10 Stimmen bewilligt. Die Zünfte wurden mit Einem Schlage aufgehoben, ihre Häuser, Baarschaften, Privilegien mußten ausgeliefert werden. Am 7ten und 8ten August ward dem neuen Rath in den verschiedenen Vierteln geschworen. Der Kaiser empfahl ihm noch besonders die Religion und das von den Ständen bewilligte Interim. Bei der Eidesleistung kam die Formel „bei den Heiligen" wieder vor, doch ward sie nur von den Wenigsten nachgesprochen [2]).

Aehnliche Veränderungen nahm der Kaiser auch in andern Orten, z. B. in Ulm vor. Der Rath bestand bisher aus 24 Geschlechtern und 46 aus der Gemeine. Der Kaiser besetzte ihn für die Zukunft mit 20 Geschlechtern und 11 aus der Gemeine.

Es hat einen tiefen Zusammenhang, daß sich einst in dem plebejischen Element das in den Städten emporkam, die erste Opposition gegen die Hierarchie geregt hatte, und daß nun der Kaiser, der diese aufrecht erhalten wollte, wenn auch in seinem

1) Von den 33 alten Geschlechtern waren im Jahr 1538 nur noch 8 übrig, 2 Häuser Langenmantel, Ravensburger, Rehlinger, Welser, Hofmeier, Ilsung, Hörwart.

2) Wie Kaiser Carol der V ainen cleinen und großen rath zu Augsburg entsetzt geurlaubt, einen neuen Rath und Gericht geordent, in der gründlichen und ordentlichen beschreibung — — 43. Die Taxe für die Confirmation des neuen Regiments betrug 1200 G. on das Sigel und Canzleygelt.

besondern Sinn, eben diese plebejische Macht von ihrem Antheil an der öffentlichen Gewalt zurückzudrängen unternahm.

Nicht überall aber genügte dieß. Zuweilen schien wohl auch der gegenwärtige Widerstand ein Recht zu verleihen, alte Pläne gegen die Freiheit einer Stadt zu vollführen.

Am 6ten August 1548 ward Costnitz, das nichts mehr verbrochen als Andere, aber von dem Haus Oestreich schon längst angefochten ward, plötzlich, während die Abgeordneten noch mit dem Hofe unterhandelten, in die Acht erklärt, und an demselben Tage machte auch schon ein Haufen Spanier einen Versuch, sich der Stadt selber durch Ueberfall zu bemächtigen.

Die Einwohner, obgleich überrascht, wehrten sich doch vortrefflich: sie sahen ihre Weiber und Kinder an, und waren entschlossen sie gegen den wilden Feind, dessen Lüste und Räubereien ihnen satanisch erschienen, zu vertheidigen, und sollte die Stadt ihr Kirchhof werden. Als die Vorstadt schon erobert war und die ersten Feinde auf der Rheinbrücke erschienen, so daß man befürchtete, sie möchten zugleich mit den Fliehenden in das Thor eindringen, geschah jene That, die man nicht mit Unrecht der des Horatius Cocles verglichen hat. Ein Bürger, mit zwei Spaniern im Handgemenge, erfaßte sie endlich beide, schrie zu Gott um Vergebung seiner Sünden und stürzte sich mit ihnen über die Brustwehr in den Rhein: so daß seine Mitbürger wirklich Zeit behielten das Thor an der Brücke zuzuschlagen, und sich überhaupt für dieß Mal des Feindes erwehrten.

Das konnte aber alles ihre Freiheit nicht retten. Da sie jetzt von keiner Seite Schutz hatten, weder auf der deutschen, noch auch von der Schweiz her, wo die evangelischen Verbündeten durch die katholischen Gegner zurückgehalten wurden, hörten sie am Ende auf den Rath eines Hauptmanns in König Ferdinands Dienst, eines gebornen Constanzers, Hans Egli, sich in des Königs Schutz zu begeben, als das einzige Mittel um dem Zorne des Kaisers zu entgehn. Am 14 October 1548 rückten daselbst einige ferdinandeische Fähnlein ein.

Die Stadt hatte sich indeß schon von selber bequemt das Interim anzunehmen; damit war der König aber nicht zufrieden

Er befahl seinen Commissarien die alte wahre Religion wieder in Wesen zu bringen; nach einiger Zeit ward die evangelische Predigt bei Todesstrafe verboten.

Mit der reichsständischen Freiheit und der evangelischen Lehre war es in demselben Augenblick vorüber.

Ueberhaupt entwickelte die Regierungsweise, wie sie der Kaiser nunmehr ausübte, den Character einer gehässigen Gewaltsamkeit.

Nachdem man sich der Gemeinheiten versichert, kam man nun an die Einzelnen: vor allem an die Prediger. Es waren noch fast überall die Männer die in den ersten Zeiten der Gefahr sich erhoben, alle Wechselfälle die seitdem vorgekommen, bestanden, an der Entwickelung der dogmatischen Festsetzungen lebendigen Antheil genommen, die kirchlichen Einrichtungen ausgebildet hatten; ihr Name war vor dem Volke gleichsam die Sache selbst. Die Frage ward an sie gerichtet, ob sie nun auch festhalten, oder im Angesicht des Unglücks, das ihnen ohne allen Zweifel bevorstand, nachgeben würden.

Die ehrlichen, frommen, beherzten Männer zweifelten nicht: sie zogen vor, das Unglück über sich ergehen zu lassen.

Noch unter den Augen des Kaisers, in Augsburg erklärte Wolfgang Meuslin dem Rath, er könne und wolle das Interim nicht annehmen: auch nur den Chorrock, von dem zunächst die Rede war, könne er nicht anziehen: nicht als ob daran so viel gelegen wäre: aber er habe dagegen gepredigt: er könne es nicht thun. Er dankte dem Rath für die Wohlthaten die er in Augsburg genossen, und verließ die Stadt unverzüglich.

Vergebens hatte Agricola die Prediger in Nürnberg für seine Formel zu gewinnen gesucht. Veit Diebrich, so mild er sonst war, gab zu erkennen, in der Annahme derselben würde eine Verleugnung des evangelischen Glaubens liegen. Als der Rath den Predigern seinen Entschluß ankündigte, das Interim anzunehmen, und sie ermahnte nicht dawider zu sein, hörten sie stillschweigend zu und entfernten sich ohne eine Antwort zu geben. Nur die geistig-unbedeutendern aber unterwarfen sich. Veit Diebrich ward durch den Tod diesem Sturme entrissen. Osiander meinte, er wolle weichen bis das Wetter vorüberge-

zogen, und verließ Nürnberg; die Stadt kündigte seiner Frau das Bürgerrecht auf.

In Ulm trotzte Frecht auf den Artikel seiner Vocation, daß er das Evangelium ohne allen Zusatz von Menschenlehre predigen solle; er ließ sich auch die Anwesenheit des Kaisers nicht daran hindern. Dafür ward er sammt seinen vornehmsten Amtsgenossen in Ketten und Bande gelegt und unter der Obhut einer spanischen Wacht dem kaiserlichen Hoflager nachgefahren. Hinter dem Wagen lief ein Schulknabe her, der es sich nicht nehmen lassen wollte, seinen geistlichen Meistern in ihrem Gefängniß Dienste zu leisten [1]).

Johann Brenz in Schwäbisch-Hall saß mit Frau und Kindern bei Tisch, als er erfuhr, ein spanischer Hauptmann sei angekommen und bringe auf seine Auslieferung. Er that als wolle er einen Kranken in der Vorstadt besuchen und eilte davon zu kommen. Auf einem Edelhofe in der Nähe fand er eine Zuflucht und auch seine Familie folgte ihm dahin nach; doch wagte er nur die Nächte daselbst zuzubringen, denn fortwährend ward er gesucht; bei Tage hielt er sich in dem dichten Dunkel einer unwegsamen Waldung auf. Eine bessere Freistatt fand er endlich in dem würtembergischen Schloß Wettlingen auf dem Gipfel des Hohberges. Er hat daselbst eine Auslegung des 93sten Psalmen geschrieben, mit dessen Verheißungen er sich tröstete. „Die Wasserströme erheben sich, erheben ihr Brausen, heben empor ihre Wellen: größer aber ist der Herr in der Höhe. Herr, dein Wort ist die rechte Lehre" [2]).

So hielten sie sich allenthalben. In Regensburg erklärte Dr Nopp und seine Gehülfen: sie wollten sich mit Weihwasser, Oel und Chrysam nicht beflecken; in Frankfurt, Ambach und Lullus: sie würden eher Hunger, Elend und den Tod ertragen als von der reinen Lehre weichen. In Reutlingen nahm

1) Auf Fürbitte der Stadt antwortet Arras dem Ulmischen Gesandten Marchtaler: „daß sie sich in irer antwurt so übel gehalten, das sie nit werd weren, das sich die von Ulm irer annemen." (Marchtaler 1 Sept. 1548.)

2) Eins der merkwürdigsten Pseudonymen: „Joanne Witlingio autore."

Matthäus Alber, welcher dieser Gemeine jetzt 29 Jahr vorangegangen, an dem Tag seinen Abschied als die erste Messe gehalten ward. Ambrosius Blaurer in Costnitz hatte um die Durchführung des protestantischen Prinzips in dem obern Deutschland das Verdienst eines Reformators: von der Katastrophe seiner Vaterstadt ward Niemand tiefer betroffen: gleich nach Annahme des Interim verließ er sie. Am ersten November 1548 hielt Erhard Schnepf seine Abschiedspredigt in Tübingen, denn sein Fürst konnte ihn nicht länger schützen; in langem Zuge begleitete die Gemeinde den ehrwürdigen Greis weit hinaus vor die Stadt [1]). Ein wenig länger hielt sich Straßburg als die übrigen Städte; aber der Kaiser hatte auch hier an den Begüterten, den reichen Handelsleuten Verbündete: schon hatten ihrer funfzig die Stadt verlassen, noch mehrere drohten nachzufolgen, wenn man die Ungnade des Kaisers nicht vermeide. Hierauf entschloß sich die Stadt, Anfang Februar 1549, dem Bischof zu versprechen, daß in ihren Mauern nicht mehr wider das Interim gepredigt werden solle [2]). In diesem Beschluß sahen Männer wie Butzer und Fagius ihre Entlassung. Butzer fühlte sich ohnehin durch den Ruf, daß er allzu nachgiebig sei, zu viel auf Vergleichung denke, der wie ein Schicksal auf ihm lastete, gedrückt, und wollte denselben um keinen Preis bestätigen. Fagius entschuldigte in seiner Abschiedspredigt den Rath, der so lange als möglich festgehalten, und die zurückbleibenden Prediger, die gewiß von der rechten Lehre nicht abfallen würden: für sich bat er um die Fürbitte der Gemeine, daß er standhaft bleibe in seinem Kreuz [3]).

Ich nenne nur die vornehmsten Namen: eine große Menge Anderer gesellte sich den Flüchtigen zu. Man wollte bei 400 verjagte Prediger im Oberland zählen.

Diese Standhaftigkeit fand nun aber auch weiter im Norden und Osten Nachahmung.

1) Adami Vitae theologorum.

2) Bucerus Calvino 9 Jan.. 7 Febr., in Epistolis Calvini nr. 96 (ein vortrefflicher Brief) und nr. 98.

3) Ein Auszug dieser Predigt findet sich in der schwäbischen Chronik des Martin Crusius, der sie hörte, II, 274.

Einer Vereinbarung, welche Markgraf Albrecht von Culmbach mit seinen Landständen auf den Grund des Interim getroffen, widersetzten sich die Prediger um so mehr, da man sich vorbehalten hatte, daran zu mehren oder zu mindern. Ein langes Sorgen, sagten sie, sei ein langes Sterben: sie verpflichte ihr Eid, nur das lautere Gotteswort zu lehren; wolle man sie zwingen davon abzuweichen, so wollten sie hiemit sammt und sonders um ihren Abschied gebeten haben. Albrecht schrieb dem Kaiser, er sei nicht abgeneigt sie zu entlassen: er wisse nur keine anderen zu bekommen [1]).

Im Calenbergischen, zu Pattenhausen, hielt die Geistlichkeit förmlich eine Synode, in der sie eine Erklärung gegen das Interim, die ihr Superintendent Corvinus verfaßt hatte, unterzeichnete.

Fand doch selbst Churfürst Joachim von Brandenburg, der seiner Geistlichen eher sicher zu sein glaubte, da eins ihrer Oberhäupter an der Abfassung des Interim Antheil genommen hatte, als er sie nach Berlin zusammenrief, den größten Widerspruch. Sie erklärten, sie würden die ewige Verdammniß fürchten, wenn sie von der erkannten Wahrheit abweichen wollten: der Kaiser sei mächtig: aber Gott noch viel mächtiger [2]).

Auch in Sachsen, in dem Lande des Churfürsten Moritz sowohl, wie in den Landstrichen, welche den Söhnen Johann Friedrichs verblieben, war man in derselben Stimmung. Auf einer Versammlung die Moritz kurz nach seiner Rückkehr vom Reichstage nach Meißen berief, zeigten sich die Theologen besonders über die Vorrede der kaiserlichen Formel, die ihnen hier erst bekannt ward, betroffen, da darin die Doctrin von der sie abgewichen, als ächt katholisch bezeichnet ward: sie erklärten, daß sie nur die Neuerungen abgeschafft, und zu den ursprünglichen Lehren der wahren katholischen Kirche zurückgekehrt seien [3]):

1) Lang II, 209, 212. Bucholtz VI, 329.

2) Leuthinger Commentarii 219, 228.

3) Grave et hoc est quod nobis tribuitur, fuisse et esse nos autores schismatum et novitatis, cum partis adversae recens excogitatis et in ecclesiam invectis doctrinae corruptelis et abusibus

Das Verfahren des Kaisers, so mild es auch aussehen möge, bezeichneten sie als verderblich und tyrannisch; auch die einzelnen Bestimmungen des Interim griffen sie mit vielem Ernst an; in einer Erläuterung der Justification von Melanchthons Hand werden die protestantischen Grundsätze mit aller Schärfe hervorgehoben. Ganz nach diesem Vorgang stellten die Stände dem Churfürsten vor, daß die Lehre ihrer Lande eben die sei, welche die Glieder der wahren katholischen Kirche von jeher bekannt: sie erinnerten ihn an sein Versprechen sie dabei zu schützen, das auf allen Kanzeln dem Volk und durch offenen Druck der Welt bekannt gemacht worden sei.

Und dazu kam nun, daß es im Reiche noch unüberwundene Regionen gab, welche dem kaiserlichen Willen zugleich politischen und geistlichen Widerstand entgegensetzten.

In ganz Niedersachsen sprachen sich die Oberhäupter der Geistlichkeit dagegen aus, Aepinus zu Hamburg, Johann Amsterdamus zu Bremen, Medler zu Braunschweig; überall wurden Synoden gehalten: zu Minden, Mölln, Hamburg; die Städte correspondirten darüber unter einander, und wurden endlich einig, wie der kaiserliche Truchseß Könneritz berichtet, das Interim sämmtlich zu verwerfen, Leib und Gut darüber zusammenzusetzen.

Besonders heftig lautete die Erklärung von Magdeburg. Das Interim verdunkle den Hauptartikel des christlichen Glaubens, daß wir durch den Glauben ohne alle Werke gerecht und selig werden; es richte die Anrufung der Verstorbenen, Vigilien, Seelmessen und die ganze Gotteslästerung des Papstes wieder auf; es wolle „Uns Alle" um unsre Seligkeit bringen [1]). Und da die Stadt nicht allein unausgesöhnt, sondern in der kaiserlichen Acht war, da sie nichts weiter zu verlieren hatte, so ward sie plötzlich der Heerd einer lebhaften literarischen Opposition. Eine Fluth von Gegenschriften in jeder Form, — Satire und Predigt, in Prosa und Versen, — gab das Interim der Verachtung und dem öffentlichen Hasse Preis; in abenteuerlichen Caricaturen

cerimoniarum rejectis et repudiatis redierimus ad primam et veterem catholicae ecclesiae doctrinam et traditiones.

1) Der von Magdeburg Entschuldigung, bit und gemeine christliche Erinnerung 1549.

ward es verspottet; man hat sogenannte Interimsthaler, auf denen ein dreiköpfiges Ungeheuer den Ursprung und Inhalt dieser Schrift versinnbildet. Da so viele Fürsten schwankten oder abfielen, wendeten sich alle Blicke auf Johann Friedrich, der, obwohl ein armer Gefangener und in der Gewalt des Kaisers, doch jedes Ansinnen dem Interim beizutreten standhaft zurückwies. Denn wohl wisse er, daß es in vielen Artikeln dem Worte Gottes zuwider sei: würde er es billigen, so wäre es als ob er Gott droben in seiner Majestät und die weltliche Obrigkeit hienieden mit gefährlichen Worten betrügen wolle: er würde die Sünde gegen den heiligen Geist begehn, die nicht vergeben werde. Ruhig sah er zu, als man ihm seine Bibel und seine lutherischen Bücher wegnahm: er werde schon behalten was er daraus gelernt. Seine Haltung flößte selbst den Feinden Hochachtung ein; in den Gleichgesinnten nährte sie den stillen und standhaften Widerstand der gläubigen Gemüther. War Johann Friedrich früher als der Vertheidiger des reinen Glaubens geachtet und geliebt worden, so ward er jetzt als Held und Märtyrer bewundert und verehrt. Man erzählt sich, bei der Uebergabe jener ablehnenden Erklärung habe ein Donnerschlag von heiterm Himmel gleichsam das göttliche Wohlgefallen bezeugt; man meinte die Gestalt des Churfürsten in der Luft in den Bildungen der Wolken zu sehen.

Was würde erst geschehen sein, wenn der Kaiser wirklich, wie man ihm gerathen, den Versuch hätte machen wollen die alten kirchlichen Zustände geradehin zurückzuführen. Er suchte jetzt nur einige Aeußerlichkeiten herzustellen, eine Modification in Lehre und Leben zu Stande zu bringen, in welcher doch auch protestantische Elemente unverkennbar enthalten waren: und doch wurde sein Entwurf mit tiefem und allgemeinem Widerwillen empfangen. Die Unterwürfigkeit der besiegten, mit dem Ruin ihrer Städte bedrohten oder erst jetzt im Gefolge der Niederlage eingesetzten Magistrate, und einiger schwächern Seelen, welche das Exil fürchteten, wollte doch wenig sagen. Der protestantische Geist, in seiner ganzen ursprünglichen Energie, setzte sich dagegen.

Dieser protestantische Geist aber sollte in demselben Augen-

blick einen Angriff erfahren, der ihm noch bei weitem tiefer ging und gefährlicher wurde.

Churfürst Moritz hatte das Interim, wie wir wissen, nicht geradezu angenommen: er hatte es aber auch nicht entschieden abgelehnt. Er war dem Kaiser und dem König viel zu sehr verpflichtet, um sich so dringenden Wünschen derselben zu widersetzen: hatte man ihn doch einst in Eger der katholischen Messe beiwohnen sehen! Dagegen aber hatte er seiner Landschaft, welche die protestantischen Doctrinen um so lebendiger aufgenommen, je länger sie derselben hatte entbehren müssen, das Versprechen gegeben, sie bei ihrer Religion, wie sie jetzt sei, zu schützen, eine Zusage die der Kaiser um der Gefahren des Krieges willen bestätigt hatte. Die protestantische Gesinnung war durch die Vereinigung der ältesten evangelischen Länder mit seinem bisherigen Territorium nur um so stärker geworden. Moritz erklärte endlich dem Kaiser, er für seine Person habe nichts gegen die Formel des Interim: was seine Landschaft anbetreffe, so wolle er alles Mögliche thun um sie zur Annahme desselben zu bewegen [1]).

Bei dem ersten Versuch aber ward er inne, daß dieß so geradezu nicht möglich sei. Wenn wir recht unterrichtet sind, fand er überhaupt bei seiner Rückkehr in das Land eine schlechte Aufnahme [2]). Bei der ersten Zusammenkunft seiner Stände in Meißen empfing er, wie berührt, eine entschieden abschlägliche Antwort.

Der Kaiser forderte ihn auf, ungefähr eben so zu verfahren, wie er selbst in den oberen Landen und Städten verfahren war, vor allen Dingen Melanchthon zu entfernen, von dem ein Gutachten wider das Interim im Druck erschienen war. Die Stände dagegen hielten ihm sein Versprechen entgegen: sie schienen bereits ihre Augen auf seinen Bruder August zu werfen.

1) Dem Markgr. Hans läßt König Ferdinand Dienst. nach Trin. sagen: „J. Königl. Mt wolle J. f. Gn. unangezeigt nicht lassen, daß Herzogk Moritz das Interim vor sein person angenommen, sich auch daneben erboten, höchsten und muglichen Fleiß anzuwenden seine Landschaft dahin zu bereden, daß sie solches auch annehmen solte."

2) Marillac 19 Sept. Vgl. ein späteres Schreiben bei Ribier II, 218.

Von entgegengesetzten Ansprüchen und Pflichten gedrängt faßte Churfürst Moritz den Gedanken, wenn es ihm nicht möglich sei das ganze Interim einzuführen, den Kaiser doch wenigstens durch möglichste Annäherung an die Formel zu befriedigen. Er forderte seine Stände und Theologen auf, nochmals in Erwägung zu ziehen, was sich dem Kaiser mit gutem Gewissen nachgeben lasse.

Näher ward dieser Gedanke für ihn besonders dadurch bestimmt, daß Julius Pflug in das Bisthum Naumburg zurückgekommen war, sich aber hier trotz aller Befehle des Kaisers der Beihülfe des weltlichen Armes überaus bedürftig fühlte. Und dieser Bischof war nun von den gelehrten Theologen der katholischen Kirche wohl der gemäßigtste, den Protestanten in seinen Meinungen verwandteste, nächste. Churfürst Moritz meinte, die Modificationen welche in der augsburgischen Formel nothwendig sein würden, durch den Bischof, dessen Autorität er dafür wieder anerkannte, dem Kaiser empfehlen zu lassen.

Hätte irgend ein andrer deutscher Fürst diesen Plan gefaßt oder auch ausgeführt, so würde es so viel nicht zu sagen gehabt haben, da die Wirkung doch immer auf ein einziges Land beschränkt geblieben wäre.

Hier aber war es von der größten Bedeutung. Das Kriegsglück das für den Kaiser entschied, hatte die Metropole des Protestantismus, jenes Wittenberg, von dem bisher die Festsetzung der dogmatischen Normen hauptsächlich ausgegangen war, in die Hände des Churfürsten Moritz gebracht. Einst, bei den ersten Verfolgungen der Lehre, unter Friedrich dem Weisen, war Wittenberg das allgemeine Asyl gewesen. Und noch lebte daselbst der Mann der nächst Luther das Meiste zur Entwickelung der neuen Kirche beigetragen. Dahin war noch immer die Aufmerksamkeit aller Gläubigen gerichtet. Es war ein nicht allein für Sachsen, sondern für die ganze evangelische Welt im höchsten Grade wichtiges Ereigniß, wenn es dem Churfürsten gelang, diesen Mann und seine Amtsgenossen zu einer Annäherung an die kaiserliche Formel zu vermögen.

Indem er dieß versuchte, kam ihm zu Statten, daß er die in den Kriegsunruhen zerstreute Universität wieder aufgerichtet,

die alten Professoren zurückberufen, sich um alle zusammen und jeden besonders persönliche Verdienste erworben hatte, auch um Melanchthon. Melanchthon war nach England und nach Dänemark, nach Tübingen und Frankfurt a. d. Oder berufen worden. Auch die Söhne Johann Friedrichs hatten ihm Anträge gemacht; er zog es aber vor, nach Wittenberg zurückzukehren, an das ihn alle Gewohnheiten des täglichen Lebens fesselten, wo seine Familie sich wohl befand, — seine liebsten Freunde, einverstandene Collegen lebten [1]); sein Ehrgeiz war, aus dem großen Schiffbruch, wie er sagte, die Trümmer zu retten, die Universität, deren Ruf und Dasein mit dem seinen verwachsen war, wiederherzustellen. Die neue Regierung zog ihn bei den Geschäften zu Rathe, nahm auf seine Empfehlungen Rücksicht; — als sich einst der Kaiser darüber beklagte, daß der mit ihm noch unausgesöhnte Professor in Wittenberg wieder auftrete, und auf seine Auslieferung bringen zu wollen drohte, denn eben der sei es, der den vorigen Churfürsten in seiner Widersetzlichkeit bestärkt habe, nahm die Regierung den Gelehrten in Schutz, und ließ ihn wissen, daß sie das that. Einst, auf einer Reise hat sie ihn sogar gleich als sei die dringendste Gefahr vorhanden einen Augenblick entfernt: es schien ihm wohl als hänge von ihrer Gunst und Fürsprache sein ganzes Dasein ab. Und zu diesem Gefühl der Dankbarkeit kam noch ein andres. In den letzten Jahren hatte sich Melanchthon, aus Furcht den alternden Luther zu verletzen, nicht mit voller Freiheit bewegt, besonders seine Gedanken über die Abendmahlslehre nicht wie er wünschte zu entwickeln gewagt; auch von dem am Wortlaut festhaltenden Hofe hatte er sich beschränkt gefühlt. In dem Umsturz der Regierung, unter deren Schirme die neue Lehre emporgekommen, sah doch Melanchthon auch wieder auf seinem wissenschaftlichen Standpuncte gleichsam eine Erleichterung. So geschah, daß er sich dem neuen Herrn mit einer ganz unerwarteten Hingebung anschloß. Mit jenen Räthen, deren bloßer

1) „als ich bedacht habe, daß die Personen wie wir viel Jahr beisammen gewesen, zu Pflanzung löblicher Künsten und christlicher Lehr nützlich gedienet haben.“ An Markgr. Joachim, Corp. Ref. VI, 734.

Name Luthers Widerwillen erweckte, trat er in Verhältniß: wir finden ihn den Dr Komerstadt auf dessen Landgut besuchen, er correspondirt mit Carlowitz. Wer wollte ihn an und für sich darum tadeln? Mit dem einen berieth er die Geschäfte der Universität, die Herbeibringung der zerstreuten Einkünfte; bei dem andern suchte er etwa für einen alten Freund, Dr Jonas, die Erlaubniß der Rückkehr an seine Stelle in Halle nach. Aber indem man diese Wendung seiner Hinneigung und Abhängigkeit beobachtet, erschrickt man schon vor der Gefahr, in welche seine persönliche Haltung dadurch geräth. In einem unbewachten Augenblick, in welchem er dem Carlowitz für die Gewährung eben jener Fürbitte für Jonas dankte [1]), verlor er das größte Verhältniß seiner frühern Zeiten, das ihn zu dem Manne in der Welt gemacht hatte der er war, die Freundschaft zu Luther, ganz aus den Augen. Das Gefühl der Befriedigung brachte ihm ältere vorübergegangene Verstimmungen ins Gedächtniß. Er ließ Klagen über Luthers Eigensinn und Streitsucht einfließen: er erlaubte sich Seitenblicke auf die frühern Herren. Melanchthons Briefwechsel erweckt sonst immer Theilnahme, Verehrung, Liebe: diesen Brief aber wollte ich, hätte er nie geschrieben. Es mag sein, daß er, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, Recht hatte: wer würde es ihm verargen, wenn er seine Klagen, zu jener Zeit, in den Busen eines Freundes ausgeschüttet hätte. Jetzt aber, nach der Katastrophe seines Fürsten, nach dem Tode des Freundes, Klagen gegen den, in welchem dieser immer einen Widersacher gesehen, und der das Meiste dazu beigetragen hatte jenen zu stürzen! — nun, man sieht, wohin auch ein edler Mensch, von momentanen Beziehungen übernommen, gerathen kann. Melanchthon glaubte wohl in seiner Bescheidenheit, daß er ein infacher Gelehrter sei. Ein Gelehrter aber wie er, der an den großen Ereignissen mithandelnd Antheil nimmt, führt kein Privatleben: er hat die Pflicht eines Staatsmanns, immer das Ganze seiner Thätigkeit im Auge zu behalten, seine Vergangenheit, die unaufhörlich fortwirkt, nicht aufzugeben im überwiegenden Gefühl der Noth-

1) 28 April 1548. Corp. Ref. VI, p. 879.

wendigkeiten des vorhandenen Augenblickes. Und für ihn war diese Pflicht ganz besonders dringend. In ihm mehr als in irgend einem andern lebenden Menschen lag die Einheit der protestantischen Kirche; der freie Fortgang ihrer Entwickelung knüpfte sich an ihn. Jetzt war die Zeit gekommen wo er die Zweifel an seiner moralischen Stärke, die sich schon regten, widerlegen, durch eine männliche und unnachgiebige Haltung das Zutrauen zur allgemeinen Sache befestigen mußte. Welche Autorität würde er dann gewonnen haben! wie hätte er mit dem wissenschaftlichen Sinn und dem religiösen Gefühl die sich in ihm durchdrangen, die vereinigten Geister noch eine Strecke weiter führen können! Die Werkstätte der unabhängigen protestantischen Gelehrsamkeit und Theologie, wo sie auch aufgeschlagen werden mochte, die war für ihn Wittenberg; nicht jener Ort an der Elbe. Eine unglückliche locale Vorliebe aber führte ihn in den Bereich einer staatsklugen und verführerischen Gewalt. Melanchthon drückte sich in jenem Briefe auch über den ihm schon mitgetheilten Entwurf des Interim sehr entgegenkommend aus. Er billigte den Artikel über die Kirche und die Herstellung der Gebräuche: er erwähnte selbst, mit welchem Vergnügen er in seiner Kindheit die kirchlichen Cerimonien mitgemacht; er brachte Vorschläge bei wie die Prediger zu gewinnen seien: und meinte noch, seine Mäßigung werde den Mächtigen nicht genugthun. Sie gereichte ihnen zum höchsten Erstaunen. Carlowitz theilte den Brief Jedermann mit, der ihn sehen wollte: zahlreiche Abschriften gingen in Augsburg von Hand in Hand: die Anwesenden können nicht ausdrücken, wie zufrieden sich die Prälaten darüber äußerten, wie unglücklich sich die Evangelischen darüber gefühlt haben; die Gesandten schickten das Actenstück ihren Höfen ein. Auch dem Kaiser ward das Schreiben vorgelesen: „den habt ihr," soll er ausgerufen haben, „seht zu, daß ihr ihn festhaltet."

Von einer Regierung, wie diese moritzische war, so nachhaltig und gewandt, so fest in den einmal gefaßten Gedanken und gnädig gegen jeden Einzelnen, die sich vor allem der Persönlichkeiten zu bemächtigen suchte, ließ sich wohl erwarten, daß sie das verstehn würde.

Am 23sten August ward eine neue Zusammenkunft zu Pegau gehalten, wo die drei Bischöfe, unter ihnen noch Georg von Anhalt, der die geistliche Administration von Merseburg führte, neben Melanchthon noch ein andrer Wittenberger Professor, Paul Eber, und eine Anzahl fürstlicher Räthe erschienen.

Was man den Theologen damals bereits abgewonnen hatte (es darf wohl angeführt werden, daß Melanchthon ein paar Tage vorher, unter dem 20 August, dem Carlowitz eine Schrift gewidmet hat), zeigt sich recht, wenn man das Gutachten über die Lehre das sie hier vorlegten, mit dem in Meißen abgegebenen vergleicht, obwohl das Pegauer eigentlich nur eine Ueberarbeitung von jenem ist.

Der Unterschied war nicht allein, daß sie Sätze wegließen, worin die Verfasser des Interim und die tridentinischen Schlüsse zugleich angegriffen waren, z. B. über die Zweifellosigkeit der Erlösung [1]), oder in denen der ursprüngliche Gegensatz beider Systeme lebhaft hervorgehoben war, wie da, wo von den Werken die Rede war, aus denen man ohne Grund Gottesdienst gemacht: in der Lehre von der Rechtfertigung nahm man selbst den Ausdruck eingegossene Gerechtigkeit auf, der der entgegengesetzten Ansicht angehört [2]). Julius Pflug war jedoch mit der Art wie das geschah noch nicht ganz befriedigt. Wenn die Theologen festsetzten, die Gerechtigkeit des Versöhnten bedeute nur, daß Gott sich den schwachen Anfang des Gehorsams um Christi Willen gefallen lasse, so forderte man katholischer Seits die Formel, daß der Mensch durch den heil. Geist erneuert werde und das Rechte mit der That vollbringen könne. Die

1) Adfirmamus igitur falsum esse et mendacium horribile quod dicunt adversarii, dubitandum esse an habeas remissionem peccatorum, was gegen den § 8 des Interim gerichtet ist. In dem deutschen Exemplar heißt es schon milder: „Und ist diese Rede nicht recht daß man zweifeln soll.“ Aber in der Pegauischen Schrift fehlt es ganz.

2) In der alten Redaction heißt es: Etsi igitur inchoari obedientiam oportet, tamen non est cogitandum hominem habere remissionem; in der neuen: Etiamsi nova obedientia inchoata est et justitia infusa in homine, non tamen cogitandum est quod propter eam persona habeat remissionem. Es ist auffallend, daß sie es nichts desto minder nennen „Caput ex formula Mysnica descriptum.“

Theologen haben auf Einreden der fürstlichen Räthe endlich wirklich zugegeben, daß beide Sätze vereinigt wurden. So ist eine Formel zu Stande gekommen, in der allerdings das protestantische Prinzip vorherrscht, die aber nichts weniger als aus Einem Gusse ist: man sieht gleichsam mit Augen, wie eine Vorstellung von anderm Ursprung mit demselben in Berührung geräth und dagegen vorzubringen sucht. Höchlich zufrieden erklärte sich Julius Pflug. Da man über die Lehre im Allgemeinen, über die Autorität der Kirche und die Sacramente einverstanden sei[1]), so hofft er, daß man sich auch in den übrigen Puncten im Sinne der kaiserlichen Anordnung vereinigen werde.

Indessen gewann die Sache doch nicht den raschen Fortgang den er vielleicht erwartete. Bei einer Zusammenkunft einiger Mitglieder der Ritterschaft und einiger churfürstlichen Räthe mit den Theologen, die im October zu Torgau veranstaltet wurde, zeigten sich die letzten unerschütterlich. An der Universität und in der Population war die Stimmung daß man nichts mehr nachgeben dürfe. Man verglich wohl das Interim mit dem Apfel, welchen Eva dem Adam dargereicht: ein einziger Bissen habe dem Manne den Zorn Gottes zugezogen. Es ging eine Schrift von Hand in Hand, unter dem Titel, „daß man nichts verändern soll“[2]). Dr Cruciger meinte noch in den Phantasien die seinem Tode vorausgingen, mit Disputationen dieser Art geängstigt zu werden, aber Widerstand zu leisten[3]). Immer dringender jedoch wurden die churfürstlichen Räthe. Am 17ten November, als ihr Herr sich bereitete nach Trient zu reisen, um mit dem Bischof von Augsburg den Sohn des Kaiser Don Philipp an den deutschen Grenzen zu empfangen, hielten sie eine neue Zusammenkunft zu Klostercelle mit den vornehmsten Su-

1) Epistola Pflugii ad Georgium Anhaldiae principem 14 Cal. Oct. 1548. Cum de doctrina de ecclesia ejusque autoritate et potestate, de sacramentis denique jam conveniat inter nos, et ea probemus quae a Caesaris consilio atque voluntate Christiana aliena non sunt.

2) Entschuldigung Matthiä Flacii an die Universität zu Wittenberg Beg. 2, III.

3) Eber an Melanchthon 16 Nov. Corp. Ref. VII, 194.

perintendenten und Predigern des Landes; nur die drei mildesten Professoren, Major, Camerarius und Melanchthon waren zugegen. Die Räthe legten denselben den Torgauer Entwurf, jedoch mit abermaligen Modificationen vor, und erörterten dabei die Gefahr die eine Verwerfung desselben nach sich ziehen möchte: man könne bewirken, daß die Klostergüter, von denen sich jetzt Kirchen und Schulen erhalten, ihnen wieder entrissen würden, oder daß gar ein fremdes Kriegsvolk eindringe und in Sachsen hause wie in Würtemberg. Vorstellungen, die auf die armen Gelehrten, welche an der Wahrhaftigkeit und überlegenen Weltkenntniß dieser Räthe keinen Augenblick zweifelten, den größten Eindruck hervorbrachten. Sie suchten nur den Vorwurf von sich abzulehnen, als seien sie starrköpfige Leute: vielmehr betheuerten sie, auch sie seien kaiserlicher Majestät und ihrem gnädigsten Herrn zu unterthänigstem gebührlichem Gehorsam erbötig. Genug sie gaben nach[1]). Eine Formel kam dort in Celle zu Stande, worin die bischöfliche Jurisdiction wiederhergestellt ward, ohne weitere Bedingung, als die ganz allgemeine, das bischöfliche Amt solle nach göttlichem Befehl ausgerichtet werden; ja der größte Theil der schon abgeschafften Cerimonien ward für wieder annehmbar erklärt, Firmelung, Oelung, canonische Gesänge, Lichter, Gefäße, Läuten, fast der ganze Ritus der alten Messe, Fasten, Feiertage. Nehmen wir Rücksicht auf die spätern Aeußerungen der Theologen, so läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß man ihnen hier Vieles so zu sagen über den Kopf weggenommen, ihr Stillschweigen für Uebereinstimmung erklärt hat; aber sie wagten noch immer nicht zu widersprechen. Ganz verändert und umgekehrt zeigte sich das Verhältniß, als die Stände nach Leipzig berufen[2])

1) Schreiben vom 19 Nov. Das deutsche Original; „wird schwer seyn bei dem Volk diese beschwerliche Rede zu stillen," wäre dunkel, wenn es nicht durch die lateinische Fassung erklärt würde, AA. Synodica X, x, 4: Consideretis ipsi, quam non difficiles se pastores exhibuerint, -- sed potius faciles, neglectis iniquis judiciis et obtrectationibus, quas secuturas esse intelligunt et ut reprimantur difficile esse futurum.

2) Schreiben der Bischöfe in Weller Atlas aus allen Theilen der Geschichte Bd. I, p. 607, wie denn die auf die Religion bezüglichen Acten

und diese Festsetzungen ihnen mitgetheilt wurden. Die Stände erhoben Bedenken: die Theologen, weniger eifrig als ihre Pflegebefohlenen, suchten dieselben zu heben. Sie versicherten, daß die Messe doch nie ohne Communicanten Statt finden, das Frohnleichnamsfest mit keiner Procession verbunden, dem Oel keine abergläubische Bedeutung beigelegt werden solle. Nach Maßgabe der zu Pegau und zu Celle getroffenen Vergleichungen ward eine Schrift verfaßt, die unter dem Namen des Leipziger Interim bekannt ist, und als Norm für die Religionsübung in den sächsischen Landen dienen sollte[1]). Als die Theologen ihr Werk ansahen, machte es sie selber bestürzt, daß sie sich so weit hatten führen lassen; sie klagten, sie seien durch die Meinungen der Machthaber unterdrückt; ihr Trost war, daß doch alles was sie zugegeben, sich mit der Wahrheit vereinigen lasse, daß sie dieß Joch nur auf sich genommen, um die Kirche der Verwüstung nicht Preis zu geben. Und so viel ist gewiß, daß sie, obwohl im Weichen und Nachgeben begriffen, in Lehre und Cerimonien doch den evangelischen Lehrbegriff in seinem Wesen nicht verletzt haben. Viele von diesen Satzungen und Gebräuchen waren eben solche, die Luther in seinem Anfang nicht hatte wollen umstürzen lassen. Allein welch ein unermeßlicher Unterschied ist es doch, das Hergebrachte einstweilen bestehen lassen, und das bereits Abgeschaffte wiederherstellen. Dort schont der großmüthige Sieger: hier unterwirft sich, gedrängt und geängstigt, der Besiegte.

dieser Landtage dort überhaupt zuerst mitgetheilt sind. Aus einer andern Handschrift finden sie sich jetzt im Corp. Ref. VII, 254 ff.; mit einigen Zusätzen, die sich auf den magdeburgischen Krieg und die dem Kaiser zu leistende Geldhülfe beziehen, im Berliner Archiv. Auch in den schon bekannt gemachten Stücken zeigen sich da einige merkwürdige Varianten: z. B. bei dem Bedenken der Theologen der Zusatz „gebührlichen und schuldigen" Gehorsam, der also nicht ein späterer Nachtrag ist, sondern dem ersten Entwurfe angehört.

1) Joh. Bugenhagen versichert, er habe seinen grauen Kopf dargeboten, „ehe ich wolt annehmen die lästerlichen Pfaffenunction, Consecrationen ꝛc."; noch ward da (zu Leipzig) vorgetragen die „extrema unctio nomine theologorum." Voigt, Briefe der Gelehrten an H. Albrecht p. 93. Melanchthon an Hardenberg 18 März 1549 (er will nicht beurtheilt sein „ex pagellis, quibus quaedam inserta sunt quae non sunt nostra"). Corp. Ref. VII, 351.

Wenn auch gemildert durch mannichfaltige Zugeständnisse, immer war es doch zuletzt die Idee der Einheit der lateinischen Kirche, der man sich durch die Umstände genöthigt wieder unterwarf. Nur so lange bis die nöthigen päpstlichen Indulte eingetroffen, überließen die Bischöfe noch die Ordination den protestantischen Predigern. Als Churfürst Moritz von Trient zurückkam, wo er mit dem Prinzen in das beste Vernehmen getreten, eilte er die Agende vollenden zu lassen, die schon in Celle entworfen worden war: im Mai ward sie von den Superintendenten angenommen, und bald darauf als Landesgesetz verkündigt.

Und so geschah nun, daß während sich anderwärts die Oberhäupter der protestantischen Geistlichkeit zum Widerstand unter jeder Gefahr und Bedrängniß entschlossen, das Geburtsland der protestantischen Entwickelung, die Mutteruniversität, von der die Anhänger der neuen Meinungen ausgegangen, ja der große Lehrer selbst, der allgemeine genannt, welcher das höchste Ansehen genoß, sich der religiösen Verordnung des Kaisers allerdings zwar nicht unterwarf, aber doch näher anschloß, als Jemand für möglich gehalten hätte[1]).

Sein Beispiel und sein Rath vermochten nun auch Andere zu einem ähnlichen Verfahren.

Triumphirend verkündigte Agricola in der Schloßkirche zu Berlin die Zugeständnisse der Wittenberger Theologen, über welche zu Jüterbock mit den Räthen Joachims II Rücksprache genommen worden, als eine Bestätigung des kaiserlichen Buches, das man so viel geschmäht habe. Hierauf fragten die märkischen Prediger in Wittenberg an, was es mit ihren Beschlüssen auf sich habe: ob wirklich das Weihen von Wasser, Salz und Oel, das Heben und Legen des Kreuzes, Singen der Vigilien von ihnen hergestellt sei; ob man sich wirklich wieder des von den Bischöfen geweihten Chrisma bediene? Gern, sagen sie, wollen

1) Schreiben Christofs von Karlwitz Torgau 16 März (Berl. Arch.), im Anhang: „Mein gn. H. konte leiden daß es ehe beschee, und helde embsig darumb an.“ Expositio Ddd „librum agendorum confecerunt ad formulam mandatam, qui perfectus fuit mense Martio“ aō 49.

wir bei eurer Kirche bleiben und alles halten was ihr haltet, als eure Schüler. Bugenhagen und Melanchthon antworteten, niemals sei es ihnen in den Sinn gekommen, das Weihen von Wasser und Oel zu billigen, noch erschalle die Lehre rein zu Wittenberg und über den Inhalt der märkischen Kirchenordnung sei man nicht hinausgegangen. Ihr Landesfürst möge das Interim nach Maßgabe dieser Uebereinstimmung einführen. So viel sei übrigens wahr, daß man eher eine harte Knechtschaft ertragen, als eine Verödung der Kirche zulassen müsse. Und eben so antwortete Melanchthon den fränkischen Predigern. Nicht das ganze Interim, aber eine Kirchenordnung im Sinne desselben hatte man diesen vorgelegt, und nur die Wahl zwischen deren Annahme oder dem Exil gelassen. Viele waren geneigt auszuwandern: Melanchthon dagegen rieth ihnen sich nicht zuwidersetzen; sei doch in jener Ordnung weder von Weihungen noch von dem Canon die Rede, überhaupt nichts darin enthalten was der Lehre geradezu widerspreche. „Wir müssen nur darauf denken," sagt er, „daß die Kirche nicht verlassen, die Stimme der Wahrheit nicht unterdrückt werde: eine gewisse Knechtschaft müssen wir dulden, wenn sie nur ohne Gottlosigkeit ist" [1]).

Unglückseliger Zustand! Jedes Widerstreben gegen das interimistische Ansinnen erfreute sein Herz. Den noch Unbedrängten wünschte er Glück zu ihrer Freiheit: von den noch obschwebenden Berathungen über den Canon in der Messe, auf dessen Wieder-

1) Schreiben von Pfeffinger, Ziegler und Alesius an die fränkischen Prediger Lipsiae XIII Cal. Febr. 1549. Quarto est illud quidem durum ac grave, id accipi quod religio et pietas conscientiae refutat. Sed si accipi tali sensu et intellectu jubetur qui non est veritati contrarius, feratur et haec molestia. - - Vestrae conscientiae si sunt integrae et bonae, quod non vestrae gloriae aut fortunarum aut etiam vitae causa, sed ecclesiarum respectu et propter ministerium evangelii hoc jugum subieritis et istam servitutem perpetiamini, permittatis filio dei Jesu Christo salvatori caetera. Quod si aliqui astute hoc agunt, ut ita paulatim via veritatis obstruatur et reducatur populus in veteres errores, vigilare quidem et diligentes esse oportet - - et exspectare auxilium a domino: hic enim illud consilium malum in capita autorum convertet. Abschrift im Archiv zu Berlin. Ich bemerke noch daß das Schreiben Melanchthons „Concionatoribus Francicis," das im Corp. Ref. VII, 140 auf den 12 Sept. gesetzt wird, in der Berliner Abschrift ausdrücklich vom 20sten Januar datirt ist: ohne Zweifel mit Recht.

aufnahme Julius Pflug drang, so wie über die Art und Weise der herzustellenden bischöflichen Gewalt fürchtete er noch Schlimmeres; aber indem er klagte daß man Drohungen und Sophismen verbinde, geheimen Zwang ausübe, fügte er sich demselben doch bis auf einem gewissen Punct und rieth Andern sich ebenfalls zu unterwerfen. Er mußte erleben, daß seine besten und wenigstens würdigsten Freunde an ihm irre wurden; der anmahnende Brief den Calvin an ihn erließ, war voll von Hingebung, Anerkennung und Milde, aber er mußte ihm das Herz zerschneiden[1]).

Wie in den Oberlanden, so machte sich hierauf das Interim, obwohl unter gewissen Milderungen, auch in den nördlichen und östlichen Fürstenthümern geltend.

In Hessen schritt man endlich zur Einführung dieser Formel, so sehr die nunmehr herrschend gewordene Gewohnheit, das religiöse Bewußtsein, das Selbstgefühl der Landschaft sich dagegen sträubten. Im Frühjahr 1549 meldeten die Söhne des gefangenen Landgrafen, das Interim sei zum guten Theil aufgerichtet, wegen des übrigen stehe man im Werk: „wahrlich nicht mit geringer Beschwerung vieler christlichen und gutherzigen Gewissen."

Den Herzogen von Pommern machte der Kaiser die Annahme des Interim zur Bedingung ihrer Aussöhnung. Sie beriefen ihre vornehmsten Theologen und Prädicanten nach Colbatz, und wenigstens einen Theil derselben überredeten sie: wie man denn in Greifswald ohnehin gewohnt war, dem Beispiele Bugenhagens, den Lehren Melanchthons sich anzuschließen. Bartholomäus Suave, Bischof von Camin, aber evangelisch und verheirathet, mußte auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers das Bisthum fahren lassen. Die Fürsten leisteten auf den kirchlichen Einfluß den sie bisher ausgeübt, förmlich Verzicht: dem Rath von Stralsund haben sie erklärt, darin diejenigen schaffen

1) Epistolae Calvini nr 117. Plures tu unus paululum cedendo querimonias et gemitus excitasti, quam centum mediocres aperta defectione. Der Brief ist mit 1551 bezeichnet, aber wohl kein andrer als der, dessen nr 115 Erwähnung geschieht, also vom Juni 1550.

lassen zu wollen, denen solches Amts halber gebühre. Nach dem Muster des Leipziger Interim ward auch hier zunächst eine vermittelnde Formel aufgestellt.

Als Herzog Ulrich von Meklenburg zum Bischof von Schwerin postulirt ward, hielt er doch für gut, die Weihen nach der Gewohnheit der alten Kirche zu nehmen. Der Bischof Magnus von Skara ertheilte sie ihm, wie er sagt „unter Mitwirkung der Gnade des siebenfältigen Geistes."

Der Herzog von Cleve mußte jetzt endlich, was er bisher noch immer vermieden, auf die Ausführung seines Tractats mit dem Kaiser denken: in Soest, Wesel, Lippstadt ordnete er die Einführung des Interim an. Mit vielem Selbstgefühl ließ sich sein Bevollmächtigter Gropper in Soest vernehmen: „So will es S. kais. Maj.," rief er aus, „so will es mein gnädigster Fürst, so will auch ich es haben"[1]).

Im Lippischen widersetzten sich vergebens die entschlossensten Prädicanten, — merkwürdiger Weise vornehmlich die, welche aus dem Mönchthum übergetreten, — aber es gab andre die sich fügten.

In Ostfriesland setzte der Canzler Westen, dessen Gesinnung jedoch Vielen zweifelhaft erschien, ein Kirchenformular durch, kraft dessen die weißen Chorröcke wieder erschienen, lateinische Gesänge, und was dem mehr: obgleich man auch hier nicht alle Anordnungen des kaiserlichen Buches einführte.

Wohl hörte die Opposition in allen den genannten Ländern darum nicht auf, aber die äußere Einheit machte doch Tag für Tag Fortschritte.

Und indessen wurden im katholischen Deutschland kraft eines von den Prälaten noch zu Augsburg gefaßten Beschlusses überall Synoden der Diöcesen und der Provinzen gehalten, um die von dem Kaiser gebotene Reformation einzuführen.

Beide Theile wurden von seinem Einfluß, seinem Willen beherrscht.

Der Fortgang seines Unternehmens war so glücklich und umfassend, daß er wohl meinte auch die scandinavischen Reiche

1) Hamelmann Hist. renovati evangelii p. 1116.

herbeizubringen, ſein Interim auch in England durchzuſetzen. Hatte ihn doch der Czar von Moscau um die Zuſendung wie andrer Gelehrten ſo auch einiger Theologen erſucht, und wenn wir recht unterrichtet ſind, die Abſicht kund gegeben, durch ſeine Bevollmächtigten an dem verſprochenen freien chriſtlichen Concil Antheil zu nehmen[1]).

1) Chyträus Saxonia 488. Desiderium conjunctionis cum Germanico imperio adversus Turcas et concordiae in religione ineundae exponit, quam missis ad liberum generale vel nationale in Germania concilium hominibus suis promovere cupiat.

Drittes Capitel.

Stellung und Politik Carls V. 1549—1551.

Dergestalt machte sich, seit mehr als drei Jahrhunderten zum ersten Mal, ein durchgreifender Wille in Deutschland geltend, und zwar in derselben zwiefachen Richtung, in welcher die alten Kaiser gewirkt. Es konnte scheinen als würde der Druck den man erfuhr wenigstens dadurch vergütet werden, daß die alte Macht der deutschen Nation, ihr Uebergewicht in Europa wiederhergestellt würde.

Wir haben jedoch längst bemerkt, daß die Interessen der Nation und ihres Oberhauptes mit nichten in einander aufgingen.

Carl V war ein Sprößling des burgundischen Hauses, das mit nationalen Bestrebungen nichts gemein hatte.

Im funfzehnten Jahrhundert, als die kirchliche Einheit nicht mehr so unbedingt vorwaltete, die Erbfolgekriege zu haltbarem Besitzstand geführt hatten, England von Frankreich, Italien von Spanien, Polen von Ungarn abgesondert worden waren, und seitdem die Nationalitäten sich in festen Schranken zu entwickeln begannen, auch die deutsche Nation den Versuch machte alle ihre Glieder durch umfassende Einrichtungen zu vereinigen, da war auch diese burgundische Macht emporgekommen: aber im Widerspruch mit allem nationalen Bestreben, nur auf Ansprüche der Erbfolge und Uebergewicht der Kräfte über die jedesmaligen Gegner gegründet: auf diesem Grunde emporstrebend und vom Glück begünstigt. Carl der Kühne kam um, indem er seine

Herrschaft über die Grenzlande von Deutschland und Frankreich auszudehnen suchte. Wie weit aber sollte der Fortgang seines Hauses die Erwartungen übertreffen die er hätte hegen können. Carl dem V, der an dem von seinem Ahnherrn gebildeten Hofe, welcher dessen Ideen festhielt, erzogen worden, der den dynastischen Gedanken Burgunds in seinem Wahlspruch „Mehr Weiter" auf seine Münzen prägen ließ, kostete es einige Mühe, in den verschiedenen Ländern die ihm zufielen, in Besitz zu kommen: in den spanischen Königreichen, wo er mit einer großen Rebellion zu kämpfen hatte, in Italien, wo ihm ein mächtiger Nebenbuhler lange Jahre die Spitze bot; aber es gelang ihm damit: dieser Nebenbuhler, ursprünglich an Ansehen überlegen, vermochte doch das aufkommende Glück Carls V nicht niederzuhalten: bald sehen wir es wie in selbständigem Fluge sich erheben und den Glanz der französischen Waffen und Macht verdunkeln. Nicht minder gelang es Carl dem V, die Beschränkung die ihm jedes einzelne seiner Länder aufzulegen suchte, zu durchbrechen. Wir haben bemerkt, wie Castilien zu seinen deutschen Kriegen beisteuerte; — ein Sohn jenes seines niederländischen Freundes, des Vicekönigs Lannoy, führte ihm neapolitanische Reiter über die Alpen; — Deutsche und Italiener kämpften für ihn auf den africanischen Küsten; — Antwerpen kam durch den Verkehr mit Spanien und die Rückwirkung der Colonien in Asien und America empor und vermittelte seine Geldhaushaltung. Eine gewisse Einheit ist dieser Macht nicht abzusprechen, aber man würde in Verlegenheit sein, wenn man sie mit einem bestimmten an eine Nation anknüpfenden Ausdruck bezeichnen sollte. Noch dürfte man nicht von einer spanischen Monarchie im spätern Sinne des Worts reden: dazu war das spanische Element, da die Niederlande noch ungetrennt gehorchten, da die höchste Würde, das Kaiserthum, von so ganz anderm Ursprung herrührte, noch nicht vorwaltend genug; eher machten die Brabanter den Anspruch alles zu regieren [1]), doch waren auch sie durch die Masse

1) Die „weltregierenden Brabanter mit ihren spitzen Finanzen" sind ihren Nachbarn ein Gegenstand des Hasses. Carl Harst an den Herzog von Cleve 21 August 1540. „Unter dem Scheyn das sy den Keiser haben, verhoffen sie alles unter ir Joch zu bringen."

der übrigen Bestandtheile weit überwogen: die Einheit der Macht beruhte blos in der Person, dem Hause des Fürsten selbst, wie denn durch ihn allein geschah, daß die Länder zusammengehörten.

Wir werden uns, denke ich, nicht täuschen, wenn wir aus dieser Lage der Umstände das Verfahren herleiten, das er in der innern Regierung seiner Länder befolgte. Es war keins, aus dessen Mitte ihm nicht ein besondrer Wille entgegengetreten wäre, wo er nicht mit Landständen zu verhandeln gehabt hätte, von deren Bewilligung die Summe seiner Einkünfte abhing: er mußte ihre besondern localen Interessen schonen und fördern; aber niemals durfte er irgend einem von ihnen überwiegenden Einfluß auf das Ganze seiner Verwaltung gestatten: er würde damit alle andern verletzt haben und überhaupt aus dem Mittelpunct seiner Gedanken gewichen sein. Die Macht die er besaß, war nichts Fertiges, Abgeschlossenes, sondern etwas noch immerfort werdendes, Sich-entwickelndes: noch hatte er nach allen Seiten hin Ansprüche und Pläne, an die er große Gedanken anknüpfte. Die Forderung die er an seine Landschaften stellte war hauptsächlich, ihn bei Verfolgung derselben in seinen auswärtigen Angelegenheiten zu unterstützen, mit Leuten, Waffen und Geld: besonders mit Geld, wofür alles andre leicht zu bekommen war: sie dazu zu stimmen, bildete einen vorzüglichen Gesichtspunct seiner Staatsverwaltung. Es leuchtet ein, daß die deliberativen Versammlungen, die früher überall auf eine wenn gleich minder mächtige, aber doch unabhängige centrale Regierung Einfluß gehabt, dadurch nicht wenig verloren. Gar bald finden wir in Castilien zwar noch die Städte sich versammeln, welche Bewilligungen machen, nicht aber die Granden und hohen Prälaten, die den Königen einst Gesetze gegeben. Nicht mehr die großen Angelegenheiten, deren Entscheidung früher von Wirkung und Rückwirkung der entgegengesetzten Parteien abhing, sondern nur provincielle Interessen kamen überall in den ständischen Versammlungen zur Sprache. Ueberhaupt muß man sagen, daß die Regierung Carls V dem Prinzip ständischer, republicanischer oder municipaler Freiheit nicht günstig war. In Italien wollte er auch da, wo er nicht seine Herrschaft, nur seinen Einfluß gegründet, keine freie Bewegung der

Kräfte, die leicht zu einem ihm unbequemen Umschwung hätte führen können. Er hat Florenz den Medici überliefert, in Genua alles gethan um das Uebergewicht der Doria zu befestigen. Der letzte Mann der die Herstellung der republicanischen Freiheiten in Italien in Sinn faßte, Franz Burlamacchi von Lucca, ist in einem seiner Gefängnisse zu Mailand gestorben. Wir berührten, wie die Stadt Gent bei dem ersten Versuche den sie machte, von dem alten Begriffe ständischer Berechtigung aus auf die Kriegführung Einfluß zu gewinnen, behandelt wurde.

In dem Umkreise dieser Gewalt, gleichviel ob sie eine directe oder eine indirecte Herrschaft ausübte, durfte kein Widerstreben sichtbar werden. Carl V besaß die Mischung von Klugheit und Nachhaltigkeit die dazu gehörte um ein solches Verfahren durchzuführen, ohne doch das Selbstgefühl der verschiedenen Provinzen zur Empörung aufzureizen.

Nun liegt am Tage, daß ein ähnliches System auch in Deutschland befolgt werden mußte, und befolgt ward.

So höchst erwünscht der Besitz des Kaiserthums war, welches dieser ganzen Macht erst einen Namen gab, so ging doch der Sinn Carls V nicht dahin, außer vielleicht in Einem Puncte, dessen wir bald gedenken werden, der Corporation, welche ihm die Würde übertragen, den Anspruch zu gestatten den sie machte, bei der Verwaltung derselben einen wesentlichen Einfluß auszuüben. Er entzog seine Niederlande vollends der höchsten Gerichtsbarkeit des Reiches; während er versprochen die abgekommenen Reichslande wieder herbeizubringen und bei dem Reiche zu lassen, riß er vielmehr ein altes Reichsland, das Bisthum Utrecht, davon ab und einverleibte es seinen eignen Landen; die italienischen Lehen, zuletzt auch Mailand, nachdem es ihm so lange zu einem Moment seiner Unterhandlungen gedient, vergabte er ohne Rücksicht auf die Reichsfürsten; er sah das Reichssiegel mit Vergnügen aus den Händen des Reichserzcanzlers in die Hände seines vertrautesten Rathes Granvella übergehn; der ihm aufgelegten Capitulation zum Trotz hielt er fremde Truppen im Reiche.

Für die innere Verwaltung des Reichs war ihm der religiöse Zwiespalt, der sie übrigens so schwierig machte, doch in

einer andern Beziehung wieder vortheilhaft. Wir wissen, wie die Protestanten durch die Zugeständnisse die ihnen geschahen, gewonnen wurden und dabei doch auch die Katholischen, besonders die Bischöfe, den vornehmsten Rückhalt der ihr Bestehen sicherte, in der kaiserlichen Macht erblickten. Schon bisher kam es denn doch zu allgemeinen Bewilligungen, gemeinschaftlichen Kriegszügen, wiewohl in der Regel erst nach zweifelhaften Unterhandlungen und neuen Concessionen. Nunmehr aber war es ihm gelungen, auch dieser Nothwendigkeit widersprechender Rücksichten zu entkommen; in Folge des Krieges beherrschte er die Berathungen der Reichsversammlung zu Augsburg, wenn nicht vollständig, doch in ihren wichtigsten Momenten: der deutsche Reichstag fing an, seinem Einfluß zu unterliegen, so gut wie andre Ständeversammlungen seiner Lande. Auch die Autonomie der Städte hat er, obwohl er sich zuweilen als Städtefreund bezeichnete, in Deutschland so wenig begünstigt wie in seinen erblichen Gebieten. Den Antheil an der Reichsregierung, den sie unter seinen letzten Vorfahren wenn nicht ganz rechtsbeständig, doch thatsächlich gewonnen, haben sie unter ihm, eben auch großentheils in Folge des Krieges, welcher eine Art von Städtekrieg und zwar der unglücklichste von allen gewesen ist, wieder verloren. Genug, zu der Macht, welche die Regierung der übrigen dem burgundisch-östreichischen Hause zugefallenen Länder bildete, kam nun auch eine tief eingreifende Reichsgewalt. Carl V war in den Jahren wo wir stehen der große Fürst von Europa.

Fragen wir aber, was er in Besitz dieser Stellung nun weiter beabsichtigte, so erfüllte ihn vor allem der Ehrgeiz, was er war, in vollem Sinne des Wortes zu sein, nemlich Kaiser.

Er hatte diese Würde, in Bezug auf Macht, aus der Hand seines Vorgängers mehr wie einen Anspruch empfangen: er war entschlossen denselben durchzusetzen.

Er faßte aber das Kaiserthum nicht so auf, daß er sich bloß als Oberhaupt des deutschen Reichskörpers erschienen wäre: er betrachtete sich alles Ernstes, wie die alten Kaiser gethan, als das weltliche Oberhaupt der Christenheit.

Da hatte er nun den unermeßlichen Vortheil, daß er nicht

auf Deutschland allein angewiesen war: die Kräfte aller seiner Reiche wirkten dafür zusammen. Der Besitz jener burgundischen, spanischen, italienischen, deutschen Lande, verbunden mit dem Königthum seines Bruders in Ungarn und Böhmen, gewann eine höhere allgemeine Bedeutung, indem die Durchführung der höchsten Ideen der weltlichen Macht im Abendlande sich daran knüpfte.

In den Jahren seiner Jugend, bis ziemlich tief in sein Mannesalter hinein, war es nun sein vornehmster Wunsch, nachdem die Christenheit seit dritthalb Jahrhunderten nur Verluste erfahren, ihr wieder einmal einen Sieg zu verschaffen. Eine der vornehmsten Tendenzen der spanischen Nation zur Eroberung und Colonisation von Nordafrica und die drohende Gefahr, in welcher sich Deutschland, vor allem sein Bruder durch die Osmanen sah, gaben ihm hiezu einen gleich starken Antrieb. Er sah sich in Gedanken schon in Constantinopel, in Jerusalem. Seinen Zug gegen Tunis ließ er sich im Ton einer Kreuzfahrt beschreiben.

In den spätern Zeiten nahm jedoch sein kaiserlicher Ehrgeiz eine andre Wendung.

Indem er im Jahre 1541, 42 zu beiden Seiten mit den Osmanen schlug, sah er plötzlich durch eine allgemeine Combination seine Macht in dem Innern von Europa gefährdet, und mit Nothwendigkeit erhob sich ihm der Gedanke, daß er vor allem andern erst diese befestigen, eine bessere innere Einheit gründen müsse [1]). Es war der gefährlichste Augenblick den er erlebt hat, aber die Politik die er in demselben nach dem Innern gewandt ergriff, führte ihn rasch zu den glücklichsten Erfolgen. Dort in der Nähe von Paris, wiewohl die Würfel noch zweifelhaft lagen, nöthigte er doch den König Franz, zugleich auf seinen Bund mit den Osmanen Verzicht zu leisten und Zusagen zu thun die selbst gegen den Papst angewandt werden konnten. Denn indem der Kaiser die weltliche Einheit einigermaßen befestigte, war er schon entschlossen auch die geistliche wiederherzu-

1) Die Kriege mit Frankreich wurden am spanischen Hof als bella intestina betrachtet.

stellen. Wirklich konnte der Papst sich nun nicht mehr sträuben, das lange versprochene Concilium anzukündigen. Daß die Protestanten sich weigerten es anzuerkennen, ward ein Anlaß auch sie mit Gewalt der Waffen heimzusuchen. Der glückliche Ausgang dieser Unternehmung gründete die Macht in deren Besitz wir den Kaiser sehen: zur Wiederaufrichtung der alten Einheit fehlte es eigentlich an nichts, als an dem Verständniß mit dem geistlichen Oberhaupt. Und war nicht schon das ein großes Resultat, daß Carl V den alten Kampf der weltlichen Macht gegen die geistliche, nicht wie frühere oder spätere Könige mit beschränkten Gesichtspuncten, sondern ganz im Allgemeinen, in den Angelegenheiten desjenigen Conciliums das wirklich die katholische Rechtgläubigkeit und Kirchenverfassung auf die folgenden Jahrhunderte fixirt hat, wiederaufnehmen konnte? Einer seiner ursprünglichen Gedanken, mit dem er bei seiner ersten Ankunft in Deutschland auftrat, war die Reinigung und Reform der Kirche, freilich in einem andern Sinn als in welchem Luther sie unternahm, in einem solchen, bei dem er als das weltliche Oberhaupt der lateinischen Christenheit bestehn oder vielmehr erst wahrhaft auftreten konnte. Hiefür war es ihm lieb, sich auf die Bedürfnisse und die Autorität des Reiches stützen zu können. Die Anordnungen geistlichen Inhalts die er unter Autorisation des Reiches getroffen hat, gaben ihm eine geistliche Berechtigung. Jetzt nun lebte und webte er in diesem Gedanken: seine geistlichen Einrichtungen im Reiche durchzuführen, an den conciliaren Angelegenheiten eingreifenden Antheil zu nehmen, besonders die Reform ins Werk zu setzen, die auch den römischen Hof betreffen mußte: Absichten die nur dem allgemeinen Wohle zu gelten schienen, aber dabei doch die größte Machterwerbung herbeizuführen, den Nachfolger Carls des Kühnen wirklich zum Oberhaupt des Occidents zu machen versprachen.

Wohl lag in dem ursprünglichen Begriffe des deutschen Kaiserthums die Möglichkeit einer ähnlichen Stellung. Wäre Carl V ein Deutscher gewesen, von den nationalen Ideen jener Zeit durchdrungen, allein auf die Hülfe der Nation angewiesen, so konnte er eben so gut darnach streben, doch nur in evangelischem Sinne. Jetzt aber nahm er sie in Besitz in Folge

eines Sieges über die nationalen Bestrebungen und Bündnisse, zu welchem er durch spanische und italienische Kräfte und eine fremde Gelehrsamkeit unterstützt worden war. Könnte man nicht vielmehr sagen, daß er das Kaiserthum der deutschen Nation entfremdete und gegen dieselbe kehrte, als daß er es in ihrem Sinne verwaltet hätte, zu ihrem Besten?

Seine Verhältnisse waren nun aber nicht so beschaffen, daß sie ihm nicht die mannichfaltigste Rücksicht aufgelegt hätten.

Er hatte sich zu dem Frieden mit den Osmanen bequemen müssen, die seine natürlichen Feinde waren und blieben.

Sein Glück wollte, daß dem neuen König von Frankreich die Zahlung der Geldsummen, welche sein Vater den Engländern versprochen, gegen die geringe Sicherheit der dagegen stipulirten Herausgabe von Boulogne eine zu große Last schien, und so der Krieg zwischen England und Frankreich, kaum beschwichtigt, wieder ausbrach und die beiden Nationen fürs Erste vollauf beschäftigte. Carl hütete sich wohl, sich in ihre Zwistigkeiten einzulassen: man hat ihm vielmehr Schuld gegeben, daß er sie nähre: gewiß hing es von denselben ab, daß er nach andern Seiten hin freie Hand behielt.

Dabei versäumte er jedoch nicht alle Bewegungen des Königs von Frankreich mit scharfer Aufmerksamkeit zu begleiten. Die Unterhandlungen desselben mit dem Papst und mit Venedig gaben seinen Gesandten viel zu vermuthen und zu schreiben [1]). Die kaiserlichen Minister drücken sich zwar unbesorgt darüber aus, weil doch kein Theil dem andern trauen werde: unter der Hand aber ergreifen sie schon Maßregeln gegen ihre Erfolge. Mitten im Frieden nehmen sie Anerbietungen französischer Hauptleute an, die etwa dahin zielen, ihnen eine Festung des Königs zu überliefern, und zahlen ihnen Geld dafür, mit der Weisung, daß sie sich still halten sollen bis etwa der König den Frieden breche [2]).

1) Instruction à Simon Renard amb^r à la cour de France. „Il veillera d'assentir s'il se traictera quelque ligue entre eux (le Pape et le roi) de la quelle il a ja esté pourparlé bien longtemps et avec quelles conditions elle se fera.“

2) Schreiben Granvellas an Renard über die Anträge des Tiberio de la Rocha. Pap. d'ét. III, 374.

Einer der vornehmsten Gesichtspuncte des Kaisers ging dahin, keine Verbindungen der Franzosen in Deutschland zu dulden, weder mit den Fürsten noch auch mit den Kriegshauptleuten. Das Gesetz, das er am Reichstage durchbrachte, daß Niemand fremde Kriegsdienste nehmen dürfe, nicht allein nicht wider ihn oder seinen Bruder, sondern auch nicht ohne ihre Genehmigung, — das jedoch auch aus allgemeinen Gründen, hauptsächlich darum Widerspruch fand, weil es dem Kriegsgewerbe schade und man einmal keine Kriegsleute mehr finden möchte, wenn man ihrer bedürfe, — war hauptsächlich gegen Frankreich gerichtet. Und aufs strengste ward es in Vollzug gesetzt. Der Hauptmann Sebastian Vögelsberger hatte den König von Frankreich bei Gelegenheit seiner Salbung ein paar Fähnlein zugeführt die zu einer Demonstration gegen die englische Grenze gebraucht worden waren. Noch während des Reichstags von Augsburg ward er dafür — nicht ohne Hinterlist — gefangen genommen, herbeigeführt und zum Tode verurtheilt. Vogelsberger war ein schöner Mann, „daß ich nicht weiß," sagt Sastrow, „ob ein Maler einen Mann ansehnlicher hätte malen können, hohes Gemüths, anschlegig und beredt:" gut evangelisch: die Protestanten richteten nach so vielen Verlusten die sie erlitten ihre Augen auf ihn. „Herr Conrad," sagte er zu Conrad von Boineburg, den er auf seinem Wege zur Richtstätte ansichtig ward, „ist mir nicht zu helfen?" „Mein Bastian," antwortete ihm Boineburg, „helfe euch unser Herre Gott." „Der wird mir auch helfen," antwortete Vogelsberger, und schritt mit aufgerichtetem Haupte zum Richtplatz; er starb, vollkommen im Gefühl, daß er unschuldig leide; im Grunde war dieß die allgemeine Meinung. Der Kaiser ward ohne Zweifel dadurch zu seinem Verfahren bewogen, daß einige der namhaftesten Obersten, der Rheingraf, Reckerode, Schärtlin, nach Frankreich geflohen waren und unter dem deutschen Kriegsvolk noch zahlreichen Anhang hatten. Durch den Schrecken dieser Execution suchte er alle Verbindung mit ihnen abzuschneiden.

Jede Nachricht von der Anwesenheit eines deutschen Bevollmächtigten am französischen Hofe setzt ihn in Aufregung. Er beauftragt seinen Gesandten, alles zu thun um dahinter zu

kommen, ob ein solcher auch wirklich nur das betreibe, was er als den Zweck seiner Sendung angiebt, oder vielleicht gar etwas Pflichtwidriges; er soll dabei kein Geld sparen: denn es sei eine Sache die man ergründen müsse.

Eben so hat der Gesandte die Anweisung, die Unterhandlungen der einzelnen italienischen Fürsten mit Frankreich im Auge zu behalten. Man dürfte nicht sagen, daß der Kaiser keinen Grund dazu gehabt habe dieß zu befehlen — der Herzog von Ferrara z. B., der ihm so viel verdankte, hatte doch gesagt, er wolle sein Land auf keine Weise gefährden, auch nicht zu Gunsten des Kaisers, — aber es bezeichnet sein in jedem Augenblick unsicheres Verhältniß, daß es so war.

Obgleich die venezianische Regierung ihm Vertrauen einflößte, so versäumte er doch nicht, immer einige der vornehmsten Edelleute ihrer Terra ferma in seine Dienste zu nehmen. Die alte gibellinische Gesinnung der Colonnas diente ihm den Papst mitten in Rom doch immer in einer gewissen Besorgniß zu halten.

Gar mancher von den Räthen deutscher Fürsten bezieht eine Besoldung von ihm, unter Andern Carlowitz: die Fürsten selbst, oder wenigstens die jüngeren Söhne aus den regierenden Häusern, sind nicht selten durch Jahrgelder oder Kriegsdienste an ihn gefesselt. Selbst an dem Hofe seines Bruders sucht er nicht allein Freunde zu haben, seine Gesandten geben ihm über die Gesinnung und politische Tendenz der Räthe desselben, über jede Abweichung ihrer Politik von der kaiserlichen eine nicht allzeit günstige Kunde.

Mit ungemeiner Rücksicht wurden auch die entfernten Höfe behandelt. Mit dem jungen Sigismund August von Polen stand man nicht immer gut. Zu den preußischen Angelegenheiten, wo er die Widerpart des Kaisers hielt, kamen bald die siebenbürgischen hinzu; seine Vermählung mit einer Eingebornen, nach dem frühen Tode einer östreichischen Prinzessin, die sich dort keinen Augenblick glücklich gefühlt, hatte kein gutes Blut gemacht; allein für alle ungarischen, osmanischen, selbst für die erbländischen Verhältnisse, — ich finde unter andern, daß die Franzosen ihn aufgefordert seine alten Rechte an Schlesien geltend zu machen, — war ein freundliches Vernehmen mit ihm unschätzbar. Der Kaiser hätte sonst dem Großfürsten von

Moscau gern den Titel König wie er es wünschte, beigelegt: — die Rücksicht auf Polen hielt ihn davon ab [1]).

Noch viel begründeter war die Feindseligkeit des Hauses Oestreich gegen Dänemark: aber da die Niederlande schon einmal die Nachtheile des Krieges empfunden, so mußte es bei der Anerkennung Christians III sein Verbleiben haben, wie sehr auch das Pfälzische Haus sich dagegen sträubte. Deutsche Fürsten suchten zuweilen durch die Fürsprache des Königs in die Gnade des Kaisers zu kommen [2]); Christian vermittelte ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Carl dem V und Gustav Wasa.

Wie weit die vorsorgende Umsicht ging, davon ist ein Beispiel, daß einst der portugiesische Gesandte am französischen Hofe bedeutet ward, nicht zu vortheilhaft von der Macht des Sheriff von Marocco zu sprechen, weil man dort sonst Lust bekomme sich mit demselben zu verbinden.

Die Erwägung und Behandlung dieser Angelegenheiten bildete nun das Tagewerk des Kaisers.

In dem Briefwechsel desselben mit seinem Bruder, seiner Schwester Maria, seinen Gesandten, besitzen wir davon die merkwürdigsten Documente. Die Briefe sind wie Gespräche, wo alle Verhältnisse, große und kleine, durchgegangen, hin und wieder erwogen werden: und so geschieht es wohl, daß sie zuweilen ein wenig gedehnt erscheinen; allein sie zeigen ein vollkommenes, den Geist erfüllendes Bewußtsein des gegenwärtigen Moments, den sie auf das trefflichste erläutern: sie sind gründlich und fein, umfassend und eindringend, sie eröffnen die Motive der Handlungen mit überraschender Klarheit, und halten immer an der großen Tendenz fest, welche einmal ergriffen worden. Man dürfte aber nicht glauben, daß sie alles sagen. Ferdinand redet wohl einmal von der Möglichkeit, daß der Kaiser Herr von Deutschland werden könne: Carl V würde dieß Wort niemals aussprechen, niemals giebt er sich bloß.

Vielmehr mit der unausgesprochenen Absicht die in seiner Seele lebt, beherrscht er alle und leitet er alles.

1) Aus Herbersteins Moscovia läßt es sich wenigstens schließen; die Gesandten versichern es ausdrücklich.

2) Cragius 303.

Anfangs führten Chievres und Gattinara die Geschäfte: da bemerkte man nur, wie eifrig der junge Fürst sich denselben widme, wie er sein vornehmstes Vergnügen daran finde; nach Gattinaras Tod nahm er sie selber in die Hand.

Noch heißt es eine Zeitlang, er thue nichts ohne seine Minister: bald darauf hören wir, daß sie nichts thun ohne ihn; allmählig bekennt ein Jeder, daß er selbst die Hauptsache ausrichtet, daß er von den klugen Leuten die er um sich versammelt, selber der Klügste ist.

In dem Minister der ihm während der großen Ereignisse die wir betrachtet, vornehmlich zur Seite stand, Nicolas Perrenot Granvella, dem ältern, hatte er jedoch in diesem Rufe fast einen Nebenbuhler und gewiß einen unvergleichlichen Gehülfen gefunden. Granvella war ein Mann der den halben Virgil auswendig wußte, sich in seiner Heimath in der Franche-Comté eine Galerie von den Meisterstücken der Kunst anlegte, durch diese allgemeinen Bestrebungen seinen Geist für die Geschäfte erst recht geschärft hatte und den wohlbegründeten Ruf genoß, daß er die europäischen Geschäfte vollkommen verstehe. Er besaß ein ausnehmendes Talent die Dinge sich von ferne bereiten zu sehen: in den schwierigsten Fällen fehlte es ihm nie an einem Auskunftsmittel. Einige haben gemeint, daß er den Kaiser leite: ich finde, daß er sich den Gesichtspuncten desselben ohne eine eigene Richtung jedes Mal mit vollkommener Hingebung anschloß. In zwei ganz verschiedenen Epochen der kaiserlichen Politik, der ersten wo sich der Kaiser den Protestanten geflissentlich annäherte, und der zweiten wo er sie angriff, finden wir ihn, obwohl es ihm einige Mühe kostete der letzten beizutreten, gleich thätig und unermüdlich. Die Epoche des Glückes die nunmehr eintrat, war für ihn, wie Mocenigo sich ausdrückt, ein Brunnen von Gold; doch wußte man wohl, daß ihn kein Geschenk von der Pflicht gegen den Kaiser auch nur um ein Haarbreit abwendig machen könne, der ihn dafür wie einen Vater ehrte [1]).

1) Mocenigo räth seiner Signoria nur, ihm „zuccari confetti, speciarie“ zu schicken. „È prudentissimo, destro, piacevole, affabile molto.“ - -

Die Methode der Verhandlung zwischen Carl und seinen Ministern war, daß bei jedem zu fassenden Entschluß alles was darüber gesagt werden konnte, unter den Rubriken Für und Wider zusammengestellt, und die Puncte auf deren Entscheidung es ankam, in Form der Frage dem Kaiser vorgelegt wurden. Unzerstreut durch irgend eine fremde Gegenwart, mit sich allein, in der Ruhe des Cabinets, erwog der Herr — denn mit diesem und keinem andern Namen wird er in seinem Hause bezeichnet — die aufgestellten Fragen, und entschied sie mit Ja oder Nein, Worte die er an den Rand des Blattes schrieb, zuweilen mit ein paar näheren Bestimmungen. Alle Morgen trug der Kammerdiener Adrian, eine wichtige Person an diesem Hofe, da er die Stimmung des Augenblickes kannte, — man sagt, es sei ihm zu Statten gekommen daß er weder lesen noch schreiben konnte — die Papiere hin und her [1]). Conferenzen folgten, doch waren sie nicht so häufig, wie man glauben sollte: in schriftlichem Verfahren wurden die Beschlüsse eingeleitet und gereift.

Ueberhaupt ging es am Hofe des Kaisers sehr still her. Er verschmähte sinnliche Genüsse nicht, wie er denn zu viel und zu gut aß [2]); von andern Unordnungen möchte er, wenigstens während seines Wittwerstandes, nicht frei zu sprechen sein; dagegen war an lärmende Vergnügungen, Festlichkeiten, äußere Pracht bei ihm nicht zu denken: zumal da die Krankheit sein gewöhnlicher Zustand und Gesundheit die Ausnahme war. Schon im Februar 1549 wird er uns geschildert, wie er mit gebücktem Rücken, todtenbleich, mit farbloser Lippe, in seinem Zimmer am Stabe hin und her schleicht; allein er lacht wohl selbst über seinen Aufzug, weil er sich so schwach nicht fühle wie er aussehen möge, und bald erfüllt sich das matte Auge doch wieder mit Glanz und Leben. Nicht übel bezeichnet ihn

1) Dieser Adriano della camera spielt in den Berichten der Gesandten, z. B. der florentinischen, immer eine Rolle.

2) Cose da generar humori, wie Badoero sagt. Er klagte einst gegen Monfalcourt, daß die Speisen unschmackhaft bereitet würden; dieser drohte ihm: di far fare una nuova vivanda di potaggi et horologi. Badoero wiederholt freilich nur den Ruf des Hofes, aber er sagt unumwunden: è stato nei piaceri venerei di non temperata volontà.

seine Liebhaberei für künstliche Uhrwerke, wo eine einmal angeregte Kraft alles in regelmäßige Bewegung setzt. Unter den wissenschaftlichen Dingen gewannen ihm die astronomischen Studien, frei von allen astrologischen Träumen, die größte Theilnahme ab: dem Wandel der Planeten, dem Ringgang der Gestirne galt seine Aufmerksamkeit und Bewunderung: gern unterrichtete er sich an dem Himmelsglobus. Bis dann die Zeit kam, wo der Gedanke, mit dem er die Welt zu lenken hoffte, in ihm wieder zu voller Kraft gelangte. Ich weiß nicht, ob er denselben in Worten hätte ausdrücken können, ob er nicht davon mehr erfüllt war wie von einem Gefühl, in welchem sich alle seine kirchlichen, politischen und dynastischen Bestrebungen zusammenfaßten; es war ein Gedanke, der mit der Macht des Unbewußten in der Tiefe seiner Seele ruhte und doch in jedem Falle mit voller Klarheit und Anwendbarkeit ergriffen, unaufhörlich mit allen Mitteln des Krieges und der Politik verfolgt ward.

Wir haben den Kaiser oft auf seinen Kriegszügen begleitet; auch in den Zeiten seiner Krankheit probirt er sich dann und wann den Harnisch an — denn wiewohl natürlicher Weise eher zaghaft, so daß er wohl in seinem Zimmer vor dem leisesten Geräusch erschrecken konnte, — liebte er doch das Handwerk der Waffen: er hegte ein ritterliches Gefühl für diesen Beruf und wußte sich Ansehen bei den Kriegsleuten zu erwerben. Dazu jedoch waren die Dinge nicht angethan, weder die eignen Kräfte stark, noch die fremden schwach genug, daß er in offenem Angriff hätte zu seinem Ziele kommen können: sein Verfahren und sein Talent war, aus den entgegengesetzten Elementen sich Sympathien zu erwecken und sie zu Hülfe zu rufen. Es ist ihm hiebei das Unglaubliche gelungen.

Die Granden von Castilien haben ihm die Communen unterworfen; der Gehorsam der Communen hat ihm dann gedient, die Granden, die ihm entbehrlich geworden sind, von seiner Staatsverwaltung zu entfernen.

Ihm haben die Deutschen, nicht ohne den Antrieb eines protestantisch-antipäpstlichen Eifers, Rom erobert und den Papst gefangen gehalten. Dafür ist ihm ein späterer Papst mit Heeres-

kraft ebenfalls aus Religionseifer über die Alpen zu Hülfe gekommen um die Protestanten zu unterwerfen.

Nicht selten hat er mit Frankreich über einen Angriff gegen England unterhandelt, dann hat der König von England doch sich mit ihm gegen Frankreich verbündet.

Die Protestanten, die es oft erfahren, daß in der europäischen Opposition gegen das Haus Oestreich das Verhältniß lag das ihnen Raum in der Welt gemacht, hat er doch bewogen, mit ihm wider das Haupt dieser Opposition zu Felde zu ziehen. Dafür sah denn der König von Frankreich wieder zu, als sie mit Krieg überzogen wurden.

Was wäre wohl aus Carl V geworden, wenn die deutschen Fürsten sich jemals vereinigt hätten, den Begriff, die Rechte des Reiches als einer Gesammtheit gegen ihn zu behaupten? Es sind öfter Versuche dazu vorgekommen, aber immer noch zur rechten Zeit gesprengt worden. Die Uneinigkeit der Stände verschaffte ihm vielmehr eine täglich größere Einwirkung.

Und selbst hiemit hätte er noch nichts ausgerichtet, hätten sich nur wenigstens die Neugläubigen zur Vertheidigung vereinigt. Wie weit aber war er ihnen an Weltübersicht und Klugheit überlegen! er wußte zu bewirken, daß sie einer wider den andern die Waffen ergriffen.

Es liegt wohl am Tage, daß eine Politik die immer offen hervorgetreten wäre, von der man gewußt hätte was sich von ihr erwarten ließ, niemals dahin gelangt sein würde. Wer aber wäre im Stande gewesen diese Politik zu durchschauen? Die entscheidenden Handlungen auf denen ihre Erfolge beruhen, sind immer von Zweifel umgeben, in Dunkel gehüllt.

Kein größeres Glück für den Kaiser, als daß die Deutschen sich der Stadt Rom bemächtigten: er legte Trauer darüber an. Wer kann sagen, ob es irgend eine Bedingung gab, unter der er Mailand an einen französischen Prinzen wirklich abgetreten hätte? doch hat er ein Jahrzehent darüber unterhandelt.

Welches war seine wahre Meinung, die, welche Held in Schmalkalden aussprach, mochte dieser gleich seiner damaligen Instruction entgegenhandeln, oder die, welche Lunden darstellte?

Wir haben die Zweideutigkeiten erörtert, in denen Carl V

ſich bei der Gefangennehmung des Landgrafen nicht ohne ein Bewußtſein davon bewegte. Es wird ſchwerlich an Tag kommen, ob er zu der Ermordung Pier Luigis ſeine Einſtimmung gegeben hat oder nicht.

Ich will nicht behaupten, daß er jemals etwas verſprochen in der beſtimmten Abſicht es nicht zu halten: aber zuweilen ſieht es doch beinahe ſo aus.

Nicht unglaubwürdig wird erzählt, er habe in demſelben Augenblick als er im J. 1544 den Proteſtanten jene ſpeieriſchen Conceſſionen gewährte, den Katholiken entgegengeſetzte Verſicherungen thun laſſen: ihre Nachgiebigkeit wäre ohne dieß wirklich ſchwer zu erklären. Kaum hatte er den Frieden mit Chriſtian III geſchloſſen, der demſelben Dänemark und Norwegen ſicherte, ſo gab er doch dem Pfalzgrafen, der ſich darüber beklagte, die Erklärung, er wünſche, daß dieſe Reiche vielmehr ihm, dem Pfalzgrafen, gehören möchten, und werde zu ſeiner Zeit alles dafür thun[1]).

Wenn wir dabei nicht annehmen ſollen, daß er das gegebene Wort zu brechen entſchloſſen geweſen ſei, ſo läßt ſich dafür kein anderer Grund annehmen, als daß auch die entgegengeſetzte Verſicherung ſo gewiß nicht war.

Die Verſprechungen werden, wie ſich Granvella einmal ausdrückt, nach Zeit und Umſtänden gegeben.

Denn vor allem iſt immer ein nächſter Zweck zu erreichen, eine unmittelbar vorhandene Schwierigkeit wegzuräumen. Die Kräfte die ſich entgegenſetzen könnten, müſſen davon zurückgehalten werden: durch jede Conceſſion die man ihnen machen kann ohne mit ſich ſelbſt in offenen Widerſpruch zu gerathen, durch jede Zuſage die dem Syſtem nicht ſchnurſtracks entgegenläuft.

Das hindert aber nicht, daß man nicht insgeheim ſich ein weiteres Ziel, und wäre es ſelbſt der Feindſeligkeit gegen den jetzt begünſtigten, vorbehalte.

Von der Königin Maria, welche das Geheimniß der kaiſerlichen Politik am meiſten theilte, haben wir ein Schreiben aus der Zeit, in der, mitten in großen Gefahren, eine Annäherung an die Proteſtanten durchaus nöthig geworden war, in welchem

1) Instruction de Granvelle à Champagny. P. d'ét. III, 94.

ſie dem Kaiſer den dringenden Rath giebt darauf einzugehn; aber bemerken wir wohl: ſie fügt hinzu: es werde wohl Zeit und Gelegenheit kommen anders mit ihnen zu verfahren [1]).

Der Kaiſer trat ihnen nun, wie wir wiſſen, ſehr nahe, aber die Folge zeigte, daß er dabei den Vorbehalt künftiger Feindſeligkeit keinen Augenblick aufgegeben hat.

Man könnte nur fragen, ob er da nicht auf der einen Seite ſo weit gegangen iſt, daß doch ſein Vorbehalt nicht wohl damit beſtehn konnte. Wenigſtens den Mitgliedern des ſchmalkaldiſchen Bundes blieb keine Ahnung von der noch fortdauernden Möglichkeit eines feindſeligen Verfahrens übrig.

Auch in den ſpätern Jahren tauchte ein ähnlicher Widerſpruch auf. Carl hatte mehrere Stände in ihrer „habenden chriſtlichen Religion“ beſtätigt, aber dabei doch ihre Unterwerfung unter das Concilium ausbedungen. Er berief ſich auf ihre, ſie beriefen ſich auf ſeine Zuſage.

Und wie es nun bei dieſer Bewandtniß der Dinge mit ſeiner eignen Ueberzeugung ſtand?

Die Meinungen Carls V mögen ſich in mehreren noch unentſchiedenen Puncten auf den Grenzgebieten beider Lehren bewegt haben: in der Hauptſache aber kann ich nicht finden, daß er von evangeliſchen Anſichten irgend wie ergriffen geweſen wäre: er war und blieb katholiſch: an dem Geheimniß der Euchariſtie im katholiſchen Sinne und den Dienſten die ſich daran knüpfen hat er wohl nie einen Augenblick gezweifelt.

Hat er den Proteſtanten Conceſſionen gemacht, ſo iſt er dazu von dem Papſt ermächtigt geweſen.

Der Beichtvater ſpielte ſchon bei ihm eine Rolle. Der jüngere Granvella beklagt ſich wohl, daß wenn er zu Ende gekommen zu ſein glaube, die Hydra der Gewiſſensſcrupel immer neue Köpfe hervorbringe [2]).

1) Sie räth ihm user du tems, jusques aurez moyen et opportunité d'en faire autrement. (Schr. o. D. im Br. A.)

2) Negotiato di D. Franc. di Toledo per l'acquisto di Piombino: Bibliot. Maglibecchiana zu Florenz. Granvella ſagt: resurgevano come i capi della hydra le riprensioni et advertimenti della conscienza.

Das vornehmste Ziel das der Kaiser verfolgte, war zwar politischer, aber doch auch dem Wesen nach religiöser und zwar katholischer Natur.

Nie ohne rechtfertigende Gründe ging er dabei zu Werke. Er stützte sein Verfahren allezeit auf die Ideen von Reich und Kirche.

Alles was er in Deutschland unternahm, ward immer mit den Pflichten gegen die allgemeine Kirche, seinem Eide dieselbe aufrecht zu erhalten, der Rücksicht auf die übrigen Nationen vertheidigt. In jeder Forderung an den Papst dagegen traten die Rechte und Beschlüsse des Reiches, die Nothwendigkeit die Entzweiungen der Reichsglieder beizulegen, als Bestimmungsgründe hervor.

Die alten Formen die er noch einmal zu beleben suchte, gaben ihm eben die Aussicht durch sie zu herrschen. Je größern Einfluß er auf den Reichstag gewonnen, desto strenger forderte er die Beobachtung der Beschlüsse desselben; von keinem Heimbringen, von keiner Selbstbestimmung einer Landschaft wollte er mehr hören. Eben so aber dachte er mit dem Concilium zu verfahren. Er wollte den Antheil an der Leitung desselben haben der ihm als Kaiser gebühre, dann sollte Jedermann seinen Satzungen gehorchen, namentlich auch der Papst selbst.

Dahin hat es der burgundische Prinz doch gebracht, daß die Wiederbelebung dieser großen Ideen, an denen sich das Mittelalter entwickelt hat, an sein Dasein, seine Macht geknüpft ist. Die Doppelseitigkeit seines Bestrebens spiegelt sich in den entgegengesetzten Eigenschaften die sich in seinem Character vereinigen. Carl V ist zweideutig, durch und durch berechnet, habgierig, unversöhnlich, schonungslos, und dabei hat er doch eine erhabene Ruhe, ein stolzes die Dinge gehn lassen, Schwung der Gedanken und Seelenstärke. Seine Ideen haben etwas Glänzendes, historisch Großartiges. Das Kaiserthum wie er es faßt, enthält die Fülle geistlicher und weltlicher Gewalt, und er nähert sich der Möglichkeit es herzustellen. Ob es ihm damit gelingen wird, ist die große Lebensfrage für Europa und die Welt.

Verhandlungen mit Rom.

In den Jahren 1549, 50 war Carl V hauptsächlich in den conciliaren Erörterungen mit dem Papst begriffen.

Am römischen Hofe suchte man jede Nachgiebigkeit in geistlichen Angelegenheiten, wenn man sich ja zu einer solchen herbeilassen wollte, mit der Sache von Piacenza in Verbindung zu setzen. Der Kaiser antwortete sehr trocken: er wolle die öffentlichen Dinge nicht mit Privatangelegenheiten vermengen. Seine Gesandten berichteten wohl, wenn er Piacenza zurückgebe, oder nur einen Ersatz dafür anbiete, werde er in den übrigen Streitfragen alles was er wolle erreichen: er blieb dabei, daß diese Sache für sich behandelt werden müsse. Vor aller weitern Verhandlung drang er auf rechtliche Untersuchung, wem die Stadt gehöre, dem Reiche oder der Kirche: er sei sehr bereit, wenn das Urtel zu Gunsten der Kirche ausfalle, Piacenza zurückzugeben; er wisse jedoch wohl, daß es zum Reiche gehöre, so gut wie Parma. Indem man hoffte, er werde Piacenza herausgeben, erhob er Anspruch auch auf Parma.

Er lebte der Meinung, Paul III werde am ersten durch Drohungen bestimmt, und fast schien es als hätte er Recht.

Sollte zunächst wenigstens eine vorläufige Ordnung in Deutschland eingeführt werden, so mußte der Papst die deutschen Bischöfe ermächtigen die den Protestanten durch das Interim gemachten Zugeständnisse anzuerkennen.

Eine Zeitlang zögerte er damit, wie das bei dem Widerwillen den man in Rom gegen das Interim hegte nicht anders sein konnte: dann kam er mit ungenügenden Facultäten hervor, endlich ließ er sich auch genügendere abgewinnen.

Am 18ten August 1549 erschien Cardinal Otto Truchseß, Bischof von Augsburg, der wenn irgend ein andrer als ein rechtgläubiger Anhänger der römischen Curie betrachtet werden muß, in alle seinem Pomp, unter Vortragung des Kreuzes, silbernen Scepters und seines Cardinalshutes, in der Dom-

kirche zu Augsburg. Er bestieg eine Kanzel die eigens für ihn aufgerichtet und mit rothem Sammet überzogen war, um zu erklären, daß in dem Interim nichts Schädliches noch Beschwerliches enthalten sei [1]).

Die Indulte, welche der Papst gewährt, gingen manchem Eiferer fast schon zu weit, und der Kaiser mußte durch eine besondere Declaration ihre Anwendung auf die Länder und Städte beschränken, in welchen die neue Lehre Platz gegriffen. Für diese aber waren sie nicht allein erwünscht, sondern unentbehrlich. Die Anerkennung der Hierarchie auch in den protestantischen Ländern war nur unter dieser Bedingung denkbar.

Und auch in Hinsicht des Conciliums gab der Papst dem Hasse des Kaisers gegen die Versammlung zu Bologna so weit nach, daß er sie im September 1549 auflöste. Ihm selbst fiel sie bereits zur Last, da sie unter den Umständen der Zeit doch nichts ausrichten konnte.

Höchlich erfreut war der Kaiser, als der Papst hierauf die Absicht kund gab, in einer andern Versammlung, zu Rom, die Reformation ernstlich vor die Hand zu nehmen. Er machte nur noch die Bedingung, daß kein Beschluß derselben den Anordnungen seines Interim oder der von ihm den geistlichen Ständen vorgeschriebenen Reformation widersprechen dürfe.

Ehe es aber so weit kam, starb Paul III; und eine Wahl trat ein, welche dem Kaiser sogar die Möglichkeit eröffnete, seine geistlichen Absichten noch in aller Form zu erreichen.

Die kaiserliche Partei war es — unter Vermittelung des Herzogs von Florenz — durch welche der neue Papst Julius III auf den römischen Stuhl gelangte.

In seinem ersten Schreiben erkannte Julius dieß an: nächst Gott keinem Andern als dem Kaiser schrieb er seine Erhebung

1) Aus einem Schreiben des Card. Otto, Dillingen 3 August 1549 (Winter II, p. 151), ergiebt sich, daß seine Indulte nicht allein den Genuß beider Gestalt, sondern auch die Priesterehe umfaßten. Welche Schwierigkeiten dieß gemacht, indem dadurch der Unterschied zwischen Priestern und Laien aufgehoben zu werden geschienen, sehen wir aus dem judicium variorum praesulum, Rainaldus 1548, nr 66—72. Ich bemerke, daß sich trotz aller Gelehrsamkeit diese Herren doch auf die untergeschobenen Canones apostolici beziehen (nr 68).

zu; durch seinen ersten Gesandten versprach er, den Kaiser in allen allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit zufrieden zu stellen, namentlich in der Sache des Conciliums; es war wirklich einer seiner ersten Beschlüsse (wie denn Jedermann einsah, daß dieß unumgänglich sei, und die Conciliarcongregation selbst dafür stimmte), daß das Concilium in Trient wieder eröffnet werden solle[1]). Nichts Besseres hatte bisher der Kaiser gewünscht: in einem seiner Briefe an seinen Gesandten in Rom findet sich der Ausdruck: er bedürfe keiner Versicherung daß der Papst gute Absichten hege, er nehme sie aus seinen Handlungen ab.

Es war schon eine glänzende Rechtfertigung seines bisherigen Verhaltens, daß derjenige Mann der so lange den Vorsitz im Concilium geführt und dabei, als Abgeordneter Pauls III, sich ihm entgegengesetzt, jetzt nachdem er selber auf den römischen Stuhl gelangt war, diesen Widerstand aufgab und die Wiedereröffnung des Concils zu Trient bewilligte, gleich als erfülle er damit nur eine Pflicht. Aber überdieß gewährte es ihm für alle seine Pläne eine weite Aussicht, daß er endlich doch einen Papst gefunden der ihm günstig war und sich seiner Politik anschloß.

Zuerst war nun die Erneuerung des Concils wirklich zu Stande zu bringen.

Am 26sten Juli eröffnete Carl V einen Reichstag, der sich abermals in Augsburg versammelt hatte, mit einer Proposition, in welcher er die mancherlei noch unvollzogenen Beschlüsse des vorigen Abschieds, auch in Beziehung auf sein Interim, das er trotz der veränderten Umstände mit nichten fallen lassen wollte, in Erinnerung brachte, hauptsächlich aber den Ständen verkündigte, was bisher bei dem römischen Stuhle nicht zu erhal-

1) Es lautet nicht sehr wahrscheinlich, wenn Verantius wissen will, Julius III habe dem Kaiser erklärt, über den Ort des Concils wolle er nicht streiten, „etiamsi illud imperator in Belgio Bruxellae haberi velit.“ Viennae 29 Aprilis 1550, bei Katona 21, 1041. Aber der clevische Abgeordnete Masius versichert: Julius sage „ausdrücklich er wölle das das Concilium einen Fürgangk (habe) es sey zu Trient oder wo es kaiserlicher Maj. gelegen.“

ten gewesen, das sei von dem nunmehrigen Papste bewilligt worden, die Continuation des Conciliums zu Trient.

Nach allem was im Jahre 1547 vorgegangen, konnte kein Zweifel sein, daß die Reichsstände sich zur Beschickung desselben bereit erklären würden. Die einzige Frage war, wie es dabei mit der Theilnahme der Protestanten gehalten werden sollte.

Wenn Churfürst Joachim II nochmals aussprach, daß ein nationales Concilium dem allgemeinen voraufgehn solle, um dasselbe vorzubereiten, so war das vielleicht an sich zu wünschen, aber bei der Stimmung des Kaisers und der katholischen Stände nimmermehr zu erreichen[1]). Diese hatten die ganze Entscheidung dem Concilium vorbehalten, und es war schon zweifelhaft, ob sie die viel näher liegende Forderung der Protestanten, daß die an dem Concil bereits abgehandelten Artikel aufs neue erörtert, oder wie diese sich ausdrückten, reassumirt werden sollten, genehmigen würden.

Mit ausdrücklichen Worten haben sie dieß in der That nicht gethan, aber sie haben es auch nicht verweigert. In einem Reichsgutachten vom 8ten October heißt es: die Bitte einiger Churfürsten und Fürsten gehe dahin, ihre Abgeordneten über die Puncte zu hören welche bereits decidirt sein möchten; leicht würde sonst der Ausdruck Continuation des Conciliums ein Mißverständniß veranlassen. Auch dem Kaiser schien es rathsam sich in dieser Unbestimmtheit zu halten[2]). Indem er diejenigen, welche Aenderungen gemacht, aufforderte sich an das Concilium zu verfügen und ihnen hiefür sicheres Geleit zusagte, wiederholte er die Zusicherungen die er schon am vorigen Reichstag gegeben, und die allerdings einige Worte aus dem Gutachten der protestantischen Churfürsten enthielten, jene Forderung aber weder abschnitten noch auch gewährten. Er zog es vor, so gut diese wie andre Festsetzungen der künftigen Unterhandlung vorzubehalten. Auch dem päpstlichen Nuntius, der auf die Herstellung der geistlichen Güter gedrungen, ertheilte er nur eine ausweichende

1) Instruction für die Reichstagsgesandten im Arch. zu Berlin.

2) Die Acten des Reichstags in den Archiven zu Frankfurt, Dresden und Berlin.

Antwort: er wollte in dieſen Dingen ſich in Voraus zu nichts verpflichten. Nur das Eine Verſprechen gab er, die Beſchlüſſe welche das Concilium faſſen würde zu vollziehen, Deutſchland nicht zu verlaſſen, ehe ein ernſtlicher Anfang dieſer Vollziehung gemacht worden[1]). Seine Autorität mit der des Conciliums zu verbinden, war längſt ſein Gedanke, der nun zur Ausführung reifte.

Damit ſchien ihm aber die Zeit eingetreten, wo er ſich noch mit einer andern Abſicht hervorwagen könne, die er längſt gefaßt, und die nicht minder weitausſehend war.

Succeſſionsentwurf.

Der Kaiſer hegte den Plan, ſeinem Sohn Philipp, Prinzen von Spanien, nachmals König Philipp dem zweiten, die Nachfolge im Kaiſerthum zuzuwenden.

Schon 1548 hatte er daran gedacht, er hatte nur gefürchtet, da ſo vieles andre im Werke und noch zweifelhaft war, die Eiferſucht die das Haus Oeſtreich ohnehin erweckte allzuſtark zu machen[2]).

Wie andre Geſchäfte mußte auch dieſes erſt unterbaut, mit Umſicht vorbereitet werden. Vor allem mußte Philipp ſelbſt gegenwärtig und den deutſchen Fürſten bekannt geworden ſein.

Es hatte einige Schwierigkeiten ihn aus Spanien herüberkommen zu laſſen, da man dort ſchon über die Abweſenheit des Kaiſers mißvergnügt war, und die Cortes von Vallabolid erklärten ſich dagegen. Der Kaiſer befriedigte ſie dadurch, daß er ſeinen Neffen Maximilian, dem er ſo eben ſeine Tochter Maria vermählte, — denn einen Prinzen von Geblüt ſahen

1) Antwort auf die Inſtruction des Papſtes vom 10ten Juni. Der Kaiſer ſpricht die Beſorgniß aus, daß nichts geſchehen werde, wenn er vorher den Rücken wende.

2) Darauf beziehen ſich die Aeußerungen König Ferdinands in ſeinem Schreiben vom 15 Juli bei Bucholtz IX, 732.

ſie nun einmal gern an ihrer Spitze — mit der einſtweiligen Verwaltung der ſpaniſchen Regierung beauftragte.

Der Vorwand, wohl auch ein Grund, nur nicht der wichtigſte oder einzige, wofür er hier gelten mußte, war der, daß Philipp in den Niederlanden eingeführt werden und die Huldigung daſelbſt empfangen ſollte. Die vornehmſte Abſicht aber galt unverkennbar dem Reich und den Deutſchen.

Der Prinz gab ſich auch in kleinen Dingen eine faſt zu ſichtbare Mühe ſich den Deutſchen anzunähern. Nur auf deutſchem Roß wollte er reiten, als er in Trient ankam, auf deutſche Weiſe tanzen, deutſchen Gelagen beiwohnen: es fiel um ſo mehr auf, da er das alles nicht eben auf das geſchickteſte vollzog.

Ohne Zweifel um Vieles beſſer erwogen war es, wenn man die Ankunft des Prinzen mit Gnadenbeweiſen in populärem Sinn bezeichnete: die armen Ulmer Prädicanten hatten ſo lang in ihrem Gewahrſam ſchmachten müſſen, bis der Prinz erſchien um ſie zu befreien.

In gewiſſen Kreiſen hielt man die Nachfolge des Prinzen im erſten Augenblick für eine ausgemachte Sache.

Die Herzogin von Baiern hatte dem Ankommenden etwas mehr Ehre erwieſen, als den Hofräthen angemeſſen ſchien: und dafür ſagte ihr denn der Biſchof von Trient einige belobende Worte. „Ehrwürdiger Herr," erwiederte ſie, „ich thue nur meine Pflicht gegen S. Hoheit, der einſtmals unſer Herr ſein wird."

Churfürſt Moritz hatte den Prinzen perſönlich in Trient eingeholt und war mit demſelben, wenn wir den Briefen des Carlowitz trauen dürfen, in das vertraulichſte Verhältniß getreten. Man wollte wiſſen, um ſeine Stimme angegangen habe er geſagt, er ſei dem Sohne ſo ergeben wie dem Vater.

Ganz ernſtlich nahmen die jungen Landgrafen von Heſſen die Sache. Das wahre Mittel ihren gefangenen Vater zu erledigen, ſahen ſie in der Unterſtützung welche die beiden Churfürſten die einſt für ihn gutgeſagt, Sachſen und Brandenburg, bei dieſem Vorhaben dem Kaiſer würden zu Theil werden laſſen, und trugen kein Bedenken ſie darum zu erſuchen [1]).

1) Wilhelm und Ludewig LL. zu Heſſen an unſre gnedigſte Herrn

Wie es wohl zu gehn pflegt, derjenige erfuhr am ſpäteſten von der Sache, den ſie am meiſten anging, König Ferdinand.

Endlich aber drang doch das Gerücht, und zwar in der härteſten Form, als ſei es die Meinung des Kaiſers ihm die Würde und das Amt eines römiſchen Königs zu entreißen und dieſelben auf Philipp zu übertragen, bis zu ihm vor, und er hielt für gut, nicht zwar geradezu ſeinen Bruder, aber ſeine Schweſter Maria, die um die geheimſten Anſchläge und Verhandlungen zu wiſſen pflegte, darüber zu fragen. Er that dieß jedoch nicht ohne hinzuzufügen, er halte für ſo gewiß wie das Evangelium, daß ſein guter Bruder, welcher ihm immer ein Vater geweſen, nicht an eine Sache denke die ihm ſo wenig zum Vortheil und zur Ehre gereiche.

Darüber nun wie er das Vorhaben auffaßte, konnte die Königin ihn beruhigen. Obwohl ſie ſich für nicht hinreichend unterrichtet erklärte, ließ ſie doch ſo viel erkennen, daß nur von einer Verſicherung des Reiches nach dem Tode beider Majeſtäten die Rede ſei. Bald aber trat ſie einen Schritt näher und gab deutlichere Auskunft.

Nach ihrer Auffaſſung ging der Gedanke des Kaiſers nur dahin, das Verhältniß das zwiſchen den Vätern beſtand, auch auf die Söhne zu vererben. Ferdinands Sohn Maximilian ſollte dereinſt wie Ferdinand römiſcher König, Philipp wie ſein Vater Carl römiſcher Kaiſer werden. Bisher war wohl nichts verabredet, aber man hatte in der Vorausſetzung gelebt, daß nicht allein nach dem Abgange Carls ſein Bruder ihm in dem Kaiſerthum nachfolgen, ſondern daß der Anſpruch auf dieſe ohnehin keineswegs erbliche Würde den Söhnen deſſelben, der in Deutſchland angeſiedelten Linie, nicht einem in Spanien er-

die Churfürſten zu Sachſen und Brandenburg, Ziegenhain 19 Maji 1549. „Bitten demnach ganz freundlich, E. L. wollen ſich nichts verhindern laſſen, nochmals an ſeumen an keyſ. hove ſich zu verfugen, den Printzen von Hiſpanien unſern herrn und freundt an der hant zu behaltten, den biſchoff von Arras, als an dem wir horen vil gelegen zu ſein, willig zu machen, und ſich gegen Keyſr Mt Printz Philippſen uf den Fall zu einem Romiſchen konige zu erwelen und keyſr Mt einen ſtattlichen Reiterdienſt zu thun erbieten, wie E. L. das hiebevor zu vielmalen durch uns geſchrieben und eroffnet. So glauben wir gewißlich es werde was wirken."

zogenen Prinzen, zufallen sollte. Auch der ermäßigte Plan war doch der ferdinandeischen Familie unerwartet und in hohem Grade widerwärtig.

Maria stellte dem römischen König vor, Philipp werde nur selten im Reiche erscheinen können; für ihn werde aus jener Würde nur die Pflicht hervorgehn, dasselbe zu unterstützen; aller Vortheil davon werde doch dem Hause Ferdinands zufallen, zumal da sich Philipp in diesem Fall mit einer seiner Töchter zu vermählen bereit sei. Sie erinnerte ihn an das Verdienst, das sich der ältere Bruder um ihn erworben, indem er ihm die Würde eines römischen Königs verschafft habe, ohne an den eignen Sohn zu denken[1]).

Ferdinand antwortete: wie bisher, so wolle er auch fortan alles thun was zum Dienst seines Bruders und des Prinzen gereiche: nur nicht in diesem Puncte, der nicht dienlich sei[2]).

So standen die Verhältnisse, als die beiden Brüder am Reichstag zusammentrafen. Sie sahen einander in der Stadt und machten eine kleine Reise mit einander nach München: von dieser Angelegenheit war zwischen ihnen nie die Rede. Auch die Räthe gedachten derselben nicht mit einem Worte.

Will man den Grund davon wissen, so drückt ihn der jüngere Granvella unverholen aus. Er meint, wenn man die Sache einmal vornehme, müsse man den König nicht Athem holen lassen, bis er nachgegeben habe. Dazu sollte die Königin Maria, auf die auch Ferdinand von jeher das größte Vertrauen gesetzt, von den Niederlanden herbeikommen. Sie selbst giebt einen Vorwand an, unter dem sie erscheinen könne.

Aber auch Ferdinand, der wohl ahnen mochte was man ihm nicht sagte, suchte sich Hülfe. Er sprach den Wunsch aus, daß sein Sohn Maximilian aus Spanien zurückkehren möchte.

1) Schreiben der Königin 1 Mai 1550. Vous auriez satisfet a l'obligacion de rendre a S. M^{te} le bien quil vous a fait de vous avoir préferé á son propre fils en ladite dignité, par estre cause de l'avoir rendu au sien en le préferant au votre, lequel neanmoins demoroit avec plus de commandement á l'empire que ledit Sr Prince, voiant que peu il porroist estre audit empire.

2) hors cella -- hors ledit article qui nest a propos. Bei Bucholtz IX, 732.

Ich finde, der kaiserliche Hof erschrak hierüber; der Kaiser und der Prinz gingen mit den beiden Granvellas förmlich zu Rathe. „Der Hunger," meinten sie, „treibe den Wolf aus dem Holz." Sie beschlossen jedoch ihre Absichten noch nicht zu entdecken; fortwährend vermied der Kaiser mit seinem Bruder in die Region dieser Pläne zu kommen; der jüngere Granvella ward sogar beauftragt demselben seine Besorgnisse auszureden[1]).

Erst als Maria angekommen war, im September, geschah die Eröffnung.

Der König erklärte jedoch, er könne ohne die Anwesenheit seines Sohnes, den die Sache am meisten angehe, sich in nichts einlassen. Schon waren alle Vorbereitungen zur Rückkehr desselben getroffen. Als Maximilian angelangt, kam auch Maria aus den Niederlanden wieder, und nun erst, im December 1550, begannen ernstliche Unterhandlungen.

Da sie mündlich gepflogen wurden, so sind wir über ihren Gang nicht authentisch unterrichtet.

Der päpstliche Nuntius, der die Verhandlung mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte, behauptet, bei den ersten Eröffnungen sei von einer Erledigung der noch schwebenden Würtemberger Irrungen zu Gunsten des Königs die Rede gewesen; eine Geldhülfe von ein paar Millionen sei ihm zur Fortsetzung des türkischen Krieges angetragen worden.

Später wollte man wissen, die Königin sei unwillig über die Räthe Ferdinands, ja über ihren Bruder selber, der ihr weniger Zutrauen schenke als diesen Räthen: man wollte bemerken, daß sie einst ganz entrüstet von ihm gegangen sei, und auch er sie gegen seine Gewohnheit nicht begleitet habe[2]).

In dem Publicum liefen sehr abenteuerliche Erzählungen über die Entzweiung um, die in der Familie und unter den Räthen des Kaisers und des Königs ausgebrochen sei.

1) Schreiben Granvellas 25 August. Bei der Sammlung der Pap. d'ét. hätte man sich nicht so ausschließend an die Besançonschen Papiere halten, sondern Wien und besonders Brüssel consultiren sollen.

2) Lettere dell' arcivescovo Sipontino. Inff. polit. Dispacci fiorentini.

Im Februar 1551 faßte endlich der Nuntius einmal das Herz, den Kaiser darüber zu befragen. Der antwortete, er sei bei sich selbst noch nicht entschieden, ob die Sache zum Heile der Christenheit nothwendig sein werde.

Wir sehen nur: die Unterhandlungen waren in tiefes Geheimniß gehüllt: einige Schwankungen mochten eintreten: zuletzt aber führten sie doch zum Ziele.

Am 9ten März ward ein Tractat zwischen König Ferdinand und Prinz Philipp geschlossen[1]), worin der erste sich anheischig machte, mit allen geeigneten Mitteln dahin zu wirken, daß die Churfürsten „nach den glücklichen Tagen des Kaisers" und sobald er, der König, zum Kaiser gekrönt sein werde, den Prinzen zum römischen König zu wählen versprechen sollten. Man wollte sie ersuchen, dieser Versicherung die andre hinzuzufügen, nach dem Tode Ferdinands und der Krönung Philipps zum Kaiser den jungen Maximilian zum römischen König zu erwählen. In diesem Sinne ward eine Instruction entworfen, die den Churfürsten vorgelegt werden sollte. Allein man konnte sich nicht verbergen, daß es sehr schwer sein werde, einen so weit in die Zukunft vorgreifenden Antrag bei ihnen durchzusetzen. Man sah die Antwort voraus, daß eine Bestimmung dieser Art außerhalb ihrer Befugnisse liege. Auf diesen Fall beschloß man, daß ein Versprechen Philipps, zu seiner Zeit die Erhebung Maximilians zum römischen König befördern und diesem alsdann die Administration des Reiches auf dieselbe Weise überlassen zu wollen, wie sie Ferdinand jetzt führe, genügen solle. Es wurden noch mehrere Bestimmungen getroffen, z. B. über die Unterstützung die Philipp dem jetzigen römischen Könige bei seinem Krönungszug, ferner gegen jede Rebellion sowohl im Reiche wie in den Erblanden zu leisten habe, über die neue Verbindung der Familien durch die obgedachte Vermählung Philipps; die merkwürdigste, däucht mich, ist die folgende. Sollte das Concil, heißt es in dem Tractat, was Gott verhüte, nicht bei Lebzeiten des Kaisers zu Ende gebracht werden, oder sollte es

1) Acte d'accord passé entre Ferdinand roi des Romains et le prince Philippe des Espaigns, le 9 mars 1551 st. d. R.

den erwünſchten Ausgang zur Abhülfe der Sachen des Glaubens und unſerer heiligen Religion nicht haben, ſo verſpricht der Prinz, den König zu unterſtützen einmal zum guten Erfolg des Concils, ſodann in deſſen Ermangelung in jeder andern Weiſe, um den Angelegenheiten unſeres heiligen Glaubens und der Religion zu Hülfe zu kommen[1]).

Ich darf wohl nicht verſchweigen, daß ich kein unterzeichnetes Exemplar dieſes Vertrages geſehen habe, ſondern nur eine Abſchrift, in dem Brüſſeler Archiv: allenfalls könnte Jemand vermuthen, daß derſelbe nur vorgelegt und vielleicht nicht vollzogen worden ſei. Er bliebe auch dann ſehr merkwürdig, weil er die Gedanken des Kaiſers, ſeines Hofes und ſeiner Räthe beſſer als irgend ein anderes Document darlegt das bisher bekannt geworden iſt. Aber in der That finde ich doch nichts was einen ernſtlichen Zweifel an der Annahme dieſer Verabredungen begründen könnte. Wenigſtens iſt die im Vertrag erwähnte Inſtruction von dem römiſchen König zugleich mit dem Kaiſer den Churfürſten vorgelegt worden. Ferdinand bekennt darin, daß er nach dem Abgang ſeines Bruders die Hülfe ſeines Neffen, des Prinzen von Spanien, nicht werde entbehren können: um dieſen aber zu vermögen ſolche zu leiſten, ſei wohl das einzige geeignete Mittel, daß man ihm jetzt gleich verſichere, ihn zu ſeiner Zeit zum römiſchen König und künftigen Kaiſer zu wählen. Ueber die Anſprüche ſeines Sohnes drückt er ſich ganz aus, wie in dem Vertrag feſtgeſetzt worden war[2]). Die Churfürſten erſtaunten daß er es that: ſie waren überzeugt, er werde es nicht ernſtlich gemeint, nicht gern gethan haben: aber genug, er hat es gethan.

Nun ſind dieß aber nicht einfache Succeſſionspläne, ſondern ſie hängen mit allen politiſchen und kirchlichen Abſichten des

1) S'il advenait, que dieu ne veuille, que duvivant dud. Sr Empereur le concile indiqué ne s'acheva ou qu'il n'eut la fin qu'on pretend e desire pour le remede de la ste foy et religion, en ce cas led. sieur prince a promis et promet d'assister pour le bon effet icelui Sr roi.

2) Inſtruction, ſchon durch Schmidt und Bucholtz ziemlich bekannt. Die Urſchrift im 12ten Band der Brüſſeler Documente bietet doch noch einiges Eigene.

Kaisers aufs genaueste zusammen. Dem Kaiser entging nicht, wie hinderlich es ihm sei, daß man seinen baldigen Tod erwartete und mit demselben eine Auflösung aller derjenigen Verhältnisse welche Deutschland wieder in so nahe Beziehung zu dem südlichen Europa gebracht, und dem Kaiserthum eine so eigenthümliche Stellung und Kraft gegeben hatten. Für die Durchführung seiner Gedanken hatte es unendlichen Werth, wenn Jedermann voraussah, daß auch in Zukunft der König von Spanien zugleich das Kaiserthum besitzen und es in dem nunmehr festgesetzten Sinne verwalten werde. Dadurch würde dann, wie doch jeder thätige Mensch begehrt, das was er zu Stande gebracht hatte, die Gestalt die er der Welt zu geben gedachte, auf immer befestigt worden sein. Ausdrücklich, wie wir sahen, verpflichteten sich sein Bruder und sein Sohn die Absichten auszuführen, welche er in Beziehung auf das Concilium und die Einheit des Glaubens hegte. Um so wichtiger ist es, wie diese sich jetzt weiter entwickelten.

Die Protestanten in Trient.

Außer den übrigen Beweggründen deren wir gedacht, trugen noch Bedrohungen mit einer Nationalkirchenversammlung, dieß Mal von Seiten des französischen Hofes, der über die Verbindung des Kaisers mit dem Papst sehr unruhig wurde, dazu bei, um Julius III zu vermögen, die Ausführung seines einmal gegebenen Versprechens auf keine Weise zu verzögern.

Ende April 1551 erlebten die kaiserlichen Prälaten welche in Trient zurückgeblieben waren und sich so standhaft geweigert hatten den Legaten Pauls III nach Bologna zu folgen, den Triumph, daß die Legaten eines neuen Papstes zu ihnen nach Trient kamen, um das unterbrochene allgemeine Concil fortzusetzen.

Eigentlich nun erst erhielt es den Character der ihm ursprünglich vom Kaiser zugedacht worden: es ward jetzt Ernst mit dem Gedanken, die in Deutschland erhobenen religiösen

Streitfragen unter lebendiger Mitwirkung der Deutschen auf einem allgemeinen Concil zur Entscheidung zu bringen[1]).

Am letzten Tage des August nahmen die Churfürsten von Mainz und von Trier in der allgemeinen Congregation persönlich ihren Platz ein: die ältesten erzbischöflichen Sitze hatten ihnen den Rang gelassen. Nach einiger Zeit langte auch der Erzbischof von Cöln an; andre Prälaten folgten.

Die Hauptsache aber war, daß indeß auch protestantische Theologen und Procuratoren sich fertig machten, am Concilium zu erscheinen.

Da diese aber durch keine kirchliche Würde eine Bedeutung besaßen, die persönlich in ihnen geruht hätte, sondern nur als Repräsentanten der evangelischen Gemeinschaft etwas waren, so bereitete man ihre Sendung durch neue Bekenntnißschriften vor.

Das geschah wohl nicht darum, wie man gesagt hat, weil dem Kaiser schon die Benennung der schmalkaldischen Artikel, die einst zu ähnlichem Behuf aufgesetzt worden waren, oder auch der augsburgischen Confession so verhaßt gewesen wäre, daß man ihm damit nicht hätte kommen wollen. Wir wissen recht gut, daß die Abfassung der frühern Confessionen mit Rücksicht auf die obwaltenden Verhältnisse unternommen worden war. So sollte es auch dieß Mal geschehen. Zurückgezogen nach Dessau, um von den Zerstreuungen der Universitätsgeschäfte ungestört zu bleiben, verfaßte Melanchthon die sogenannte sächsische Confession, die er als eine Wiederholung der augsburgischen bezeichnet, wofür sie auch anerkannt worden ist, die aber doch sehr auf den Stand der Streitfragen Bezug nimmt, wie er in diesem Augenblicke war[2]). Die evangelischen Lehren von der Rechtfertigung und der Kirche — in so fern wieder eine und dieselbe, als sie beide auf einem Zurückgehn von dem Aeußerlichen und Zufälligen auf das Innerliche, Aechte, in der heiligen Urkunde Enthaltene beruhen — mußten nochmals hervorgehoben

1) Die erste Eröffnung fand am 1 Mai Statt, allein zu der Verhandlung zu schreiten schob man bis zum 1 September auf, „per aspettare i Tedeschi.“ Pallavicini XI, XIV, 4.

2) Ein Schreiben Melanchthons an Kommerstadt giebt eine solche Rücksicht an. Corp. Ref. VII, 796.

und erläutert werden, da man eben in diesen Puncten zuletzt mit der katholischen Doctrin in eine Berührung gerathen war, welche neue Zweifel erweckt hatte. Auch die Lehre vom Abendmahl ward in dem Sinne der noch obwaltenden Concordie ausführlicher erörtert. Indessen verfaßte Johann Brenz, der seitdem wunderbare Schicksale erlebt hatte, — Volkssagen symbolisiren die Gefahren die er bestand und die Rettung die er erfuhr: eine Zeitlang hatte er als Vogt fungiren müssen, — und sich noch immer verborgen hielt, damals im Kloster Sundelfingen, im Auftrag des Herzogs von Würtemberg eine ähnliche Bekenntnißschrift, unter verwandten Gesichtspuncten. Es ist ein müßiges Vergnügen der Gegner der Protestanten, über ihre mancherlei Confessionen zu spotten. Die Bekenntnisse enthielten die Lehre bisher niemals in einer Formel, welche als unfehlbar und alleingültig betrachtet worden wäre: man konnte sie bei veränderten Umständen auch mit andern Worten als den einmal festgesetzten schriftgemäß ausdrücken; genug, wenn man das Wesen der Sache behauptete. Die würtembergische Confession ward in Stuttgart von eilf der namhaftesten Theologen geprüft und unterzeichnet; die sächsische von den Professoren und Predigern im Gebiete des Herzogs Moritz, des Markgrafen Georg Friedrich von Anspach, der Herzoge von Pommern, der Harzgrafen angenommen. Da man nicht hätte wagen dürfen eine allgemeine Versammlung zu berufen, so rechnete man auf allmähligen Beitritt[1]). Die Straßburger unterzeichneten die eine und die andre Schrift.

Zunächst kam es aber nicht auf Confessionen an: bei dem Stande der Dinge war die Vorfrage über die Art und Weise der neuen Berathung noch von größerer Wichtigkeit.

Die Protestanten würden sich selbst das Urtheil gesprochen haben, wenn sie die bei den frühern Sitzungen in Trient durchgegangenen Decrete anerkannt hätten: sie blieben bei ihrer Forderung der Reassumtion.

1) G. Major an Christian III von Dänemark bei Schumacher II, 152: „dieweil alle Theologen so vieler Oberkeith zusammenzufordern fast schwer, auch viele Oberkeith sich in solche sache einzulassen ein bedenken haben mochten."

Und zwar waren sie hiebei der Meinung, daß das ganze Verfahren an dem Concilium abgeändert werden müsse. Melanchthon sagte, der Papst und seine Anhänger seien von den Protestanten so vieler Irrthümer angeklagt, daß eine von ihnen ausgehende Entscheidung nichts anders sein würde als ein Urtheil in eigner Sache[1]). Er kam auf den Gedanken zurück, daß man unparteiische Prälaten und Fürsten, die freilich zuerst ihrer Eidespflicht gegen den Papst zu entledigen seien, aufstellen müsse, um zwischen beiden Parteien zu entscheiden. In verwandtem Sinn wurden Ende September auch die würtembergischen Gesandten instruirt, obwohl man hier, wo man der Gewalt so viel näher war, noch mehr Anlaß hatte, Rücksicht zu nehmen. Die päpstlichen Legaten sollten nicht mehr präsidiren: sie sollten nicht das Vorrecht haben die consultirenden Theologen anzustellen: den Clerikern sollten nicht allein die entscheidenden Stimmen zustehn: vor allem wollten sie auch über die bereits entschiedenen Artikel gehört sein[2]).

Wenigstens die erste dieser Forderungen war dem Kaiser schon am Reichstag vorgelegt worden; er fand jedoch damals nicht rathsam, weder sie anzunehmen noch sie zurückzuweisen: er fürchtete Streitfragen anzuregen, welche alles verderben könnten. Jetzt aber war kein längeres Verziehen möglich: eine feste Meinung mußte ergriffen werden, sei es von ihm oder von seinen Bevollmächtigten.

Höchst merkwürdig: der kaiserliche Orator am Concil, Licentiat Vargas, erklärte sich ganz im Sinne der Protestanten. In einem seiner Briefe an den Bischof von Arras heißt es, die bereits verhandelten Artikel müßten alle wieder aufgenommen werden, von dem ersten über die Erbsünde bis auf die letzte Controverse.

Und nicht minder war es seine Meinung, daß die Verfassung des Concils überhaupt geändert werden müsse. Wir haben eine Denkschrift von ihm, in welcher er das Verfahren

1) Sententia et judicium Melanthonis de concilio tridentino. Corp. Ref. VII, 738.

2) Instruction des Herzogs von Würtemberg an seine Gesandten nach Trient, 29 Sept. 1551. Sattler IV, Urk. 30.

des päpſtlichen Hofes während der frühern Seſſionen, als ein ſolches, das nur dahin gezielt habe die Mitglieder in Knechtſchaft zu halten, ſehr ernſtlich tadelt, den Vorſitz der Legaten überhaupt verwirft, und die Praxis der alten Concilien, die Rechte welche den Kaiſern dabei zuſtanden, wiederhergeſtellt wiſſen will[1]). Dieſe Denkſchrift ward vor der Eröffnung des Conciliums geſchrieben, und um ſo bedeutender iſt es, daß der Kaiſer den Verfaſſer derſelben zu ſeinem Bevollmächtigten in Trient ernannte.

Wir werden den Kaiſer nicht ſo verſtehen, als ob er eine geheime Hinneigung zu den Lehrſätzen der Proteſtanten genährt hätte: davon war ſeine Seele frei; allein einmal wollte er ihnen nichts auflegen laſſen was ſie zu offenem Widerſpruch treiben konnte; ſodann war ſeine Abſicht nur geweſen ſie zur Idee der Einheit zurückzuführen, dem Concilium zu unterwerfen: wenn ſie innerhalb dieſer Grenze dem Papſtthum Widerſtand leiſteten, ſo waren ſie vielmehr ſeine Verbündeten als ſeine Feinde: ſie konnten doch niemals anders als ſich an das Kaiſerthum halten: ſie unterſtützten ſeine Politik, welche die alte blieb, auch als er einen befreundeten Papſt hatte.

Umſtände, die freilich nicht dazu beitragen konnten, den Prälaten, die an den herkömmlichen Begriffen des Pontificates feſthielten, die Ankunft der proteſtantiſchen Abgeordneten wünſchenswerth erſcheinen zu laſſen.

Anfangs wollten ſie nicht glauben, daß die Proteſtanten überhaupt ſich einfinden würden: je mehr ſich dazu gewiſſe Ausſicht zeigte, deſto ſtärker ſprachen ſie ihren Abſcheu dagegen aus: „ſie thun alles," ſagt Vargas, „um den Proteſtanten die Thüre des Conciliums zu ſchließen[2])."

Eine erſte voraufgehende Frage betraf die Form des ihnen zuzugeſtehenden ſicheren Geleites.

Allem Widerſtreben des Legaten zum Trotz ſetzten die kaiſerlichen Miniſter durch, daß dabei die Formel welche das Concil

1) Memoire sur la maniere de regler le concile, in Levassor Lettres et memoires de François de Vargas etc. p. 42.

2) Vargas à l'eveque d'Arras, 7 Oct. 1551. Bei Levassor p. 117.

zu Basel, dessen Andenken der römischen Curie verhaßt war, den Hussiten bewilligt hatte, zu Grunde gelegt, dagegen ein Canon des Costnitzer Concils, durch welchen die den Nicht-Rechtgläubigen zu haltende Treue in Zweifel gezogen ward, ausdrücklich zurückgenommen wurde.

Schon hatte der kaiserliche Hof dafür gesorgt, daß kein entscheidender Schritt vor ihrer Ankunft geschah. Eine der ersten Arbeiten der neuen Versammlung war die Erörterung der Streitfragen über die Eucharistie. Wäre, wie es wirklich beabsichtigt wurde, gegen das Empfangen derselben unter beiderlei Gestalt entschieden worden, so würde dieß einer Abkunft mit den Protestanten mächtig in den Weg getreten sein. Wenige Tage vor der anberaumten Session lief ein Schreiben des Kaisers ein, worin er auf Suspension der Beschlußnahme drang. Der Legat Crescentio fuhr anfangs heraus, er wolle lieber abdanken, als die Schmach des Conciliums dulden, daß es mit so gut vorbereiteten Decreten zurückhalten müsse; aber zuletzt gab er nach.

Der von dem Kaiser eingesetzte und ihm dafür doppelt ergebene Churfürst von Cöln äußerte den Gedanken, daß alle Beschlüsse nur vorläufig genommen und erst zuletzt zu einer definitiven Entscheidung zusammengefaßt werden sollten. Ein Gedanke, der die momentanen Schwierigkeiten ziemlich gehoben hätte und mit der Politik des Kaisers, die dadurch den weitesten Spielraum erlangt haben würde, ganz gut zusammentraf.

Am 24sten Januar 1552 ließen sich nun die ersten Protestanten, zunächst die weltlichen Procuratoren, denn nur erst diese waren angelangt, in der öffentlichen Sitzung des Conciliums vernehmen.

Der Legat fand die Vollmachten welche die Fürsten denselben gegeben, ungenügend, weil sie darin nicht ausdrücklich gesagt, daß sie sich den Entscheidungen des Conciliums zu unterwerfen bereit seien, ja sogar anstößig, in so fern in denselben von einer geistlichen und weltlichen Reform die Rede war; er verwahrte sich durch eine besondre Schrift gegen jedes Präjudiz das daraus entspringen könne. Die kaiserlichen Minister ließen jedoch diese Protestation nicht zu öffentlicher Verlesung kommen: sie ihres Orts waren mit den Vollmachten zufrieden.

Zuerst erschienen die würtembergischen Procuratoren und überreichten die von Brenz verfaßte Confession, zu deren Erläuterung und Vertheidigung ihr Herr in Kurzem seine Theologen senden werde. Sie setzten voraus, daß dann die schon verhandelten Artikel nochmals erwogen würden; zu dieser Erörterung aber forderten sie die Aufstellung unparteiischer, dem Papst nicht verpflichteter Richter.

Die Versammlung erwiederte, sie werde diese Dinge in Erwägung ziehen, und beschäftigte sich hierauf mit einem Gesuche des Churfürsten von Brandenburg in Hinsicht des Erzbisthums Magdeburg, das sie gewährte[1]).

Am Nachmittag traten die Gesandten des Churfürsten Moritz auf und zwar mit einer Rede, die von allen die am Concilium vorgekommen, wohl die merkwürdigste, von dem Herkommen abweichendste ist[2]) — in welcher sie nicht allein ebenfalls die Reassumtion der schon beschlossenen Artikel und die freie Theilnahme der Theologen an der Besprechung derselben forderten, sondern auch den protestantischen Grundsatz aufstellten, daß bei der Entscheidung die heilige Schrift die einzige Norm zu bilden habe. Auch sie forderten, daß die Mitglieder des Concils vor allem des Eides, mit dem sie dem Papst verpflichtet seien, erledigt würden, aber zugleich fügten sie hinzu, im Grunde verstehe sich das von selbst. Denn wie könne sonst wahr sein, was doch durch die Synoden von Basel und Costnitz festgesetzt worden, daß der Papst dem Concil unterworfen sei. Frei müsse Stimme und Zunge sich fühlen; man müsse nicht nach dem Winke des Einen oder des Andern reden, sondern allein nach den Geboten der heiligen Schrift. Dann erst lasse sich erwarten, daß man über die Lehre gültige Satzungen machen, Haupt und Glieder reformiren, den Frieden der Kirche herstellen werde.

1) Die Ausdrücke deren sich der brandenburgische Gesandte bediente, dem alles daran lag Magdeburg für einen jungen Markgrafen zu gewinnen, gehen so weit, als es für einen Protestanten möglich war, und selbst noch weiter: doch waren sie wohl abgewogen, daß sich doch keine ernstliche Verpflichtung daher leiten ließ. Vargas bemerkt: il ne specifie point en quoi il se soumet au concil.

2) Bei Rainaldus XXII, 64. Dr Badehorn trug sie vor.

Zum ersten Mal berührte das protestantische Prinzip die conciliaren Bestrebungen unmittelbar; die Rede rührt ohne Zweifel von Melanchthon her; sie hatte an dem Concil den größten Erfolg.

„In voller Sitzung," ruft der Bischof von Orense freudig aus, „haben sie ausgesprochen, was wir uns nicht zu sagen getrauen." Er urtheilt, in den Reden der Protestanten finde sich neben Schlechtem doch auch vieles Gute; sehr weislich habe der Legat dafür gesorgt, daß sie nicht von einer größern Anzahl gehört worden seien[1]).

„Das Schlachtfeld ist eröffnet," sagt Vargas: „Melanchthon und seine Gefährten können nun nicht mehr verweigern zu erscheinen: aber es ist nothwendig daß sie eilen." Er bemerkt, der Papst und seine Minister seien in hohem Grade erschrocken: es scheine ihnen, als gehe die Absicht des Kaisers auf eine durchgreifende Reformation.

Daß dem wirklich so war, ergiebt sich unter andern auch aus einem Schreiben Malvendas. So lebhaft er sonst die Protestanten bekämpft hat, so ist er doch mit ihren Reformtendenzen höchlich zufrieden. Er findet, da nun einmal die Sache so öffentlich zur Sprache gekommen, so könne S. Majestät nun auch den Papst erinnern, ja bei Pflicht und Ehre und Gewissen auffordern, die alten Mißbräuche zu heben.

Schon glaubte sich der Legat so ernstlich gefährdet, daß er mit einem Schreiben des Kaisers hervortrat, worin dieser versprach, die Opposition seiner Bischöfe gegen die päpstliche Gewalt zu verhindern. Doch machte er damit nur wenig Eindruck. Vargas meinte, mit dieser Zusage habe man wohl nur den Papst zur Wiedereröffnung des Concils bewegen wollen; gewiß beziehe sie sich allein auf die gegründeten und vernünftigen Ansprüche desselben; bei der Abschaffung augenscheinlicher Mißbräuche könne den Prälaten die Hand damit nicht gebunden sein.

Am römischen Hofe war man auch dadurch in Schrecken gesetzt, daß die spanischen Prälaten den Augenblick benutzen zu wollen schienen, um die Collation der Pfarren und Pfründen

1) 24 Januar. Bei Levassor p. 472.

in Spanien ihm entweder ganz zu entziehen oder doch gewaltig zu schmälern. „Daraus soll nichts werden," ruft der Papst aus, „eher wollen wir alles Unglück erwarten, eher wollen wir die Welt zu Grunde gehn lassen[1])." Dazu kamen nun die Vorträge der Protestanten, die er als extravagant und gottlos bezeichnet. „Unter dem Namen Mißbrauch soll man uns das nicht angreifen was kein Mißbrauch ist; man soll unsre Autorität nicht antasten[2])."

Bis auf diesen Punct gediehen die Dinge in raschem Fortgang auf dem neueröffneten Concilium.

Der Kaiser war so weit wie jemals entfernt, dem Papst darin freie Hand zu lassen. Er trieb ihn vielmehr von zwei entgegengesetzten Seiten in die Enge. Die alte Opposition der spanischen Prälaten verband sich jetzt mit den hier zuerst erschallenden Forderungen der deutschen Protestanten. Beide schlossen sich an den Kaiser an, der zugleich in Besitz uralter Ansprüche an eine geistliche Mitherrschaft, eine gewaltige und trotz aller politischen Verbindungen für das Papstthum furchtbare Stellung einnahm.

Wie er nun aber dieselbe zunächst zu benutzen, wohin er die Dinge zu leiten dachte?

Es kann wohl keine Frage sein, daß er nunmehr jene Reformation an Haupt und Gliedern, deren Nothwendigkeit ihm schon einst sein Lehrer gezeigt, und sein ganzes Leben ihm weiter kund gethan, zu Stande zu bringen beabsichtigte. Es war wie berührt der erste Gedanke, mit dem er einst sein öffentliches Leben begonnen: die Zeit schien gekommen denselben zu verwirklichen.

Minder deutlich erhellt, wie er in Hinsicht der dogmatischen Festsetzungen gesinnt war: ob er in Deutschland den ganzen Katholicismus mit den in Trient bereits getroffenen Bestimmungen, oder nur die allgemeine Einheit, mit den Modificationen die sein Interim festsetzte, einführen wollte. Ich sollte das Letztere glauben. Er war zu den interimistischen Satzungen

1) Giulio III al Cl Crescentio 16 Genn. 1552.
2) Pp. Giulio a Monsignor de' Grassi 20 Febr. 1552.

auch darum geschritten, weil er von dem Concilium nichts erwartete, was den Protestanten eine Annäherung möglich machte, ohne Beschimpfung; es hatte ihn unendliche Mühe gekostet sie ins Werk zu setzen. Den Vorschlag den man ihm an dem letzten Reichstage machte, in der Durchführung derselben mildere Maßregeln eintreten zu lassen, hatte er zurückgewiesen, und vielmehr gedroht bei den Einzelnen nach der Ursache ihrer Säumniß zu forschen: er hatte Ausdrücke gebraucht die man fast auf das Vorhaben einer Inquisition deutete. Die Revision der frühern Decrete, die er offenbar begünstigte, konnte doch, wenn sie überhaupt irgend eine Wirkung haben sollte, nur eben diese haben, daß einige Abweichungen der Protestanten geduldet wurden.

So wäre denn die Wiederherbeibringung der Abgewichenen, die Reformation der Verfassung und die Aufrechthaltung der alten Einheit zugleich durchgesetzt worden.

Denn daran ist kein Zweifel, daß er nun, wenn die Beschlüsse einigermaßen in seinem Sinne ausfielen, alles zu thun entschlossen war um sie zur Vollziehung zu bringen.

Und war es nicht in der That der Mühe werth? Die große Genossenschaft zu behaupten, in der sich die europäische Welt seit ihrer ersten Gründung entwickelt, und doch dabei die Mißbräuche zu heben, welche die Alleinherrschaft der römischen Päpste hervorgebracht hatte, war das nicht wirklich eine eines großen Fürsten würdige Absicht?

Mit der Idee verband sich aber der mächtigste persönliche Ehrgeiz. Das Kaiserthum wäre wahrhaft erneuert worden, es hätte Wurzel für die Zukunft geschlagen. So dachte er es noch selber zu verwalten und dann seinem Sohne als einen Besitz seiner Nachkommen zu hinterlassen. Keinen Augenblick verließ ihn dieser Gedanke. Mit den geistlichen Fürsten hat er noch auf ihrer Reise zum Concilium darüber unterhandeln lassen, und wenigstens Einer von ihnen, der Churfürst von Cöln, hatte seine besten Dienste versprochen. Unaufhörlich lud er Brandenburg und Sachsen ein, ebenfalls in die Nähe zu kommen, um die Sache zum Schluß zu bringen. Man glaubte, er denke sich des Conciliums selber zu seinem Zwecke zu bedienen [1]).

1) Lettera dell arcivescovo Sipontino a Pp. Giulio III. In-

Eine andre Frage freilich iſt, ob die Durchführung dieſer Abſichten wirklich ſo ſehr zum Heile der europäiſchen Welt gereicht haben würde, wie der Kaiſer meinte, — ob ſie ſich auf dem Standpunct befand, wo die Wiederherſtellung des Kaiſerthums mit ſeinen kirchlichen Attributen ihr förderlich ſein konnte, — ob namentlich die Deutſchen ſich Glück dazu zu wünſchen hatten, Satzungen, wie ſie das tridentiniſche Concilium aufſtellte, wenn ſie auch gemildert wurden, bei ſich eingeführt zu ſehen. Sie würden dadurch mit allen ihren beſondern nationalen Beſtrebungen einer allgemeinen Combination dienſtbar geworden ſein.

Wir brauchen jedoch dieſe Frage nicht zu erörtern. So nah am Ziele erhoben ſich dem Kaiſer unerwartete Hinderniſſe.

Denn nicht ſo leicht iſt die Welt zu überwinden. Je mehr Jemand Ernſt machen wird ihr ſeinen Willen oder ſeine Meinung aufzubringen, deſto ſtärker werden die freien Kräfte ſich dagegen zum Kampf erheben.

form. politt. XXII, f. 254. La intentione di S. M^{a} è di provare ogni via di ottenere questo suo disegno con buona volontà degli elettori et altri principi di Germania se potrà: altrimenti prevalersi dell'autorità del concilio: e come è stato gia parlato del modo, questa ombra sarà causa che gli elettori ecclesiastici personalmente si ritroveranno tutti al concilio; et li secolari vi manderanno li procuratori, ancorche non intendano bene il secreto. Pur per una certa ombra che tengono che forsi l'imperatore non tratti di farli privare dell'elettione, o veniranno o manderanno ogni modo. Man ſieht, daß die Art und Weiſe feſtgeſetzt war, die Churfürſten das Geheimniß ſelbſt nicht kannten, aber doch etwas fürchteten.

Viertes Capitel.

Elemente des Widerstandes in den großen Mächten.

Wir haben die kirchlichen Entwürfe des Kaisers, von ihnen fortgezogen, bis zu dem Zeitpunct begleitet, wo sie ihrer Ausführung näher kommen und sich zugleich erst vollständiger entwickeln: und sehen wohl, welch ein universalhistorisches Interesse sich daran knüpft, ob sie ausgeführt werden oder vielleicht doch noch scheitern; um aber die Kräfte die dabei fördernd oder hindernd auf einander wirkten, und die ganze Lage der Welt zu überschauen, müssen wir noch bei den einzelnen Richtungen verweilen, in welchen sich diese so gewaltig aufstrebende Macht bewegt, und das Verhältniß betrachten, in das sie zu den übrigen Elementen der damaligen Welt geräth, die sie bekämpft und die ihr widerstreben.

Unsre deutsche Geschichte ist nun einmal in diesem Zeitalter gleichsam die allgemeine Geschichte. Da der Schwerpunct der deutschen Geschäfte in diesem Augenblicke nicht mehr in der Fürstenversammlung am Reichstage lag, sondern in dem Kaiser, der aber zu diesem Einfluß hauptsächlich durch den Zusatz von Macht gelangt war, welchen er aus seinen außerdeutschen Verhältnissen gewann, so wirkte jede Veränderung dieser letzten, oder auch nur ihr Schwanken auf den Gang der deutschen Angelegenheiten zurück.

Beginnen wir auch dieß Mal mit dem Entferntesten, dem

Seekrieg im Mittelmeer, der jedoch zu der Idee des Kaiserthums, wie es Carl V wiederaufzurichten im Sinne hatte, in unmittelbarster Beziehung steht.

Seekrieg im Mittelmeer.

Es war ein Act zugleich der Großmuth und der Politik, daß Carl V dem aus Rhodus verjagten Orden der Johanniter eine Freistatt in Malta gab.

Um den Orden nicht länger umherirren zu lassen, sondern ihm wieder einen festen Sitz zu verschaffen, „damit er," wie es in der Urkunde heißt, „seine Kräfte gegen die ungläubigen Feinde des christlichen Gemeinwesens gebrauchen könne," überließ ihm Carl zur Zeit seiner Kaiserkrönung, noch in Bologna, drei nicht unwichtige Plätze, die zu seinem sicilianischen Königreich gehörten, Malta Gozzo und Tripoli in Africa, zwar als ein Lehen, aber mit solchen Rechten die einen beinahe unabhängigen Besitz ausmachten [1]).

Dem Orden war es anfangs nicht angenehm, daß ihm auch Tripoli übertragen würde: er hatte nur um Malta und Gozzo gebeten. Der Großmeister de L'isle Adam ergriff selbst von den Inseln nur mit der Hofnung Besitz, sie bald wieder zu verlassen, entweder nach Rhodus zurückzukehren oder sich im Peloponnes anzusiedeln. Erst als Tunis erobert war, faßten die Ritter das Vertrauen Tripoli behaupten zu können; 1541 fingen sie an, sich in Malta ernstlich zu befestigen; der Geschichtschreiber des Ordens bemerkt, daß der Großmeister Omedes erst zwei Jahr später, als sich zeigte, daß das Unglück des Kaisers vor Algier doch nicht so verderbliche Folgen hatte wie man anfangs gefürchtet, aus seiner bisherigen Niedergeschlagenheit

1) in perpetuo feudo nobile libero et franco, con mero et misto imperio, con ragione di proprietà d'utile dominio, talmente che riconoschino il feudo sopradetto da noi come Regi dell'ulteriore Sicilia et da successori nostri sotto feudo solamente d'uno sparviero o sia falcone. Die Urkunde ist zu Castelfranco ausgefertigt, aber schon zu Bologna concipirt und genehmigt.

erwachte [1]). Endlich sah er sich wieder von einer glänzenden Ritterschaft, die zu Krieg und Berathung zusammengekommen, zuverlässigen Söldnern, zahlreichen Unterthanen umgeben, und mit Schiffen, Waffen, und worauf es auf diesem unfruchtbaren Felsen besonders ankam, auch mit Lebensmitteln gut versehen.

Für den Kaiser bestand der Vortheil der Ansiedelung darin, daß alle Balleien von Europa beisteuern mußten, um diese dem Angriff der Osmanen jetzt zunächst ausgesetzten, zwar für Alle, doch für ihn noch mehr als jeden Andern wichtigen Grenzplätze zu vertheidigen, eine Pflicht die ihm sonst allein zugefallen wäre. Sein Verhältniß als Oberlehnsherr und seine natürliche Beziehung zu den vier Zungen, Deutschland, Aragon, Castilien und Italien (wie denn von den deutschen und den spanischen Mitgliedern das erste Gesuch an ihn ausgegangen war) verschaffte ihm einen größern Einfluß auf den Orden als je ein Kaiser gehabt.

Seit dem Jahre 1541 waren nun die Corsaren noch beschwerlicher geworden, als sie früher gewesen. Mit ihren kleinen geschwinden Fahrzeugen — wir finden wohl, daß sie erbeutete Galeeren zerschlagen, um sich Galeotten und Fusten daraus zu zimmern, — bald einzeln, bald in ganzen Geschwadern, durchstreifen sie alle diese Gewässer: kein Schiff ist vor ihnen sicher, das sich aus dem atlantischen Ocean durch die Meerenge wagt, oder auch nur zwischen Malta und Sicilien segelt, — kein Dorf an den weiten Küstengebieten des inneren Meeres, so daß die Landleute sich gewöhnen müssen gute Wacht zu halten, die Nächte in nahen Castellen zuzubringen: — wie oft hat man in Procida diejenigen wieder losgekauft die an der neapolitanischen Küste, etwa in Castellamare zu Gefangenen gemacht worden waren. Der Kaiser sah sich genöthigt seine Galeeren in mehrere Geschwader zu theilen, um die Communication zwischen seinen Ländern nur einigermaßen zu behaupten. Da kamen ihm nun die Galeeren des Ordens, als deren Capitän wir im Jahre 1542 einen Deutschen finden, Georg Schilling, trefflich zu Statten. Die Ordenschronik schildert ihr mannichfaltiges Zusammentreffen mit den Seeräubern: wie diese sich fast immer mit verzweifelter Tapferkeit schlagen, namentlich die Renegaten unter ihnen, die

freilich den gewiſſen Tod vorausſahen, wenn man ſich ihrer bemächtigte; wie aber auch die Ritter das weiße Ordenskreuz bis in die entfernteſten Buchten furchtbar machen und meiſtentheils die Oberhand behalten: die Chriſtenſclaven die an den Rudern ſeufzen, werden befreit; die jungen Türken die bisher die Herrn waren, an die Ruder geſchmiedet; von dem Kauffahrteiſchiff flieht wohl zuweilen die türkiſche Bemannung an das nahe Land: dann empfangen die Neger auf dem Verdeck tanzend und ſingend den eindringenden Sieger, der jedoch die Sclaverei als ihren natürlichen Zuſtand anſieht und, vielleicht bedauernd, ihn beibehält [1]).

Von dem größten Nutzen für den Kaiſer war ferner die Behauptung von Tripoli, beſonders des dortigen Hafens, welcher als der beſte von allen, 200 Miglien weit nach Oſten und 200 Miglien nach Weſten hin, angeſehen ward. In ſehr gefährlicher Nähe, zu Tanjura, faßte ein alter Kiaja Chaireddins, der Renegat Morat Aga, Fuß, der mit einer osmaniſchen Kriegscolonie die er herbeiführte und mit den Eingebornen auf die er Einfluß gewann, den ſchlecht befeſtigten Ort auf das ernſtlichſte bedrohte. La Valette, der ſich ſpäter in Malta unſterblich gemacht hat, legte die erſte Probe ſeiner Fähigkeit durch die Einrichtungen ab, die er zur Vertheidigung von Tripoli traf. Den Rittern war der Landkrieg ohnehin faſt lieber als der Seekrieg. Beſonders wirkſam zeigten ſich die Hakenſchützen zu Pferd, nachdem man einmal die Thiere ſo gut eingeübt hatte, daß man die Hände für den Gebrauch der Büchſe frei behielt. Wir erſtaunen, wenn wir bemerken, in welchem Sinne dieſer Krieg noch geführt ward. Es iſt wohl einmal der Vorſchlag geſchehen, und Anſtalt zu ſeiner Ausführung gemacht worden, über den Vorzug der einen Religion vor der andern, des katholiſchen Chriſtenthums oder des Islam, durch einen Kampf von Zwölf gegen Zwölf entſcheiden zu laſſen: ein ſonderbares Gegenſtück zu den Religionsgeſprächen in Deutſchland. Die Ritter be-

1) Vix contingit Rhodias vel deprimi vel capi, tanta est militum illius ordinis virtus et militaris exercitatio. Calvetus Stella de Aphrodisio expugnato. Schard. II, 372.

hielten fürs Erste auch hier in den Waffen die Oberhand. Es gelang ihnen, einzelne Eingeborne, Scheiche großer Dörfer zwischen Tripoli und Tanjura für sich zu gewinnen, Anhänger Morats dagegen, die in ihre Gewalt fielen, zu dem Schwur auf den Koran zu nöthigen, daß sie in Zukunft die Waffen nicht gegen den Orden tragen wollten. Allmählig gefielen sie sich in dem reichen und anmuthigen Lande. Im J. 1548 hat das Generalcapitel des Ordens den Beschluß gefaßt, seinen Hauptsitz in Zukunft in Tripoli aufzuschlagen, nur mit der Bestimmung, daß dieß nach und nach, die ersten Jahre versuchsweise geschehen solle [1]).

Unter den Corsaren jener Zeit war nun kein Andrer so geschwind, glücklich und furchtbar, wie Thorgud Thorgudschabeg, den die Abendländer Dragut nennen, der wahre Nachfolger Chaireddins, der einst wie dieser an eine genuesische Galeere geschmiedet gewesen, aber durch ein Geschenk, zur rechten Zeit der alten Fürstin Doria dargebracht, wieder frei geworden war, und seitdem alle die berufensten Seeräuber, Gasi Mustafa, Uludsch, Karakasо und Andere als ihr natürliches Oberhaupt um sich versammelt hatte. Wir erinnern uns, wie sich Carl V nach jenem seinem tunisinischen Unternehmen der Stadt Afrikija oder Mehdia zu bemächtigen dachte, wo Juden und Mauren, welche aus Spanien und Portugal verjagt worden, sich eine Art von Republik gegründet hatten. Dieses Platzes bemächtigte sich Dragut mit einer glücklichen von Verrätherei unterstützten Verschlagenheit, und suchte nun von hier aus, je nachdem die Looſe des Alfaqui, den er befragte, gefallen, bald die Küsten von Valencia auf, wo er Freunde unter den Morisken hatte, bald die genuesische Reviera, um sich dem Doria wieder einmal bemerklich zu machen, oder Gozzo, das er besonders gehaßt haben soll, weil ihm dort ein Bruder umgekommen und dessen Leiche nicht herausgegeben worden war: oder wohin das un-

1) che per quel primo anno si mandassero in Tripoli oltre l'ordinario presidio 50 cavalieri, e che cosi d'anno in anno conseguentemente s'andasse crescendo fin tanto che la religione tutta in quel loco trasportata si trovasse. Bei Bosio I, 256.

glückliche Gestirn eines Landstriches ihn führte. Den Seeraub hielt er für sein gutes Recht: er hat wohl den Rittern ihre Grausamkeit gegen die „armen Corsaren" zum Vorwurf gemacht. Zuweilen hatte er 40 Segel in See. Von den Schlössern wo man ihn wahrnahm, ließ man Rauchsäulen zum Warnungszeichen aufsteigen; doch gab es selten eine Vorsicht, die nicht seiner Hinterlist hätte unterliegen müssen. Im Frühjahr 1550 vereinigten sich nun die spanisch-italienischen Geschwader des Kaisers mit den Galeeren des Papstes, des Herzog Cosimo von Florenz und des Ordens zu einem ernstlichen Unternehmen gegen Dragut. Er selbst aber, durch das Beispiel Chaireddins gewitzigt, war längst wieder in See, ehe die Christen ankamen, und diesen blieb nichts übrig als ihm seine Stadt zu entreißen. Die drei Oberhäupter der Flotte, der Vicekönig Vega von Sicilien, Don Garcia de Toledo und Andrea Doria, entschlossen sich endlich dazu, obwohl sie zur Belagerung nur eine verhältnißmäßig geringe Mannschaft zu verwenden hatten. Was ihnen Muth machte, war, daß die benachbarten Maurenfürsten ihnen versprachen das christliche Heer mit ihrer Reiterei zu unterstützen, und ihre Treue durch Geiseln gewährleisteten. Die Türken vertheidigten die Stadt so gut, wie jemals eine ihrer Galeeren; dieß Mal aber waren ihnen die Christen überlegen. Mit Tapferkeit und altem Glaubenseifer — wie denn der Beichtvater des Don Garcia wohl ein Crucifix auf eine Pike gesteckt hat, um die Leute zu entflammen — verbanden sie eine größere, gleichsam gelehrte Geschicklichkeit: die Erinnerung an eine Stelle des Appian soll es gewesen sein, was denselben Don Garcia auf den Gedanken brachte, auf ein paar mit starken Ankern unbeweglich befestigten Galeeren eine Batterie zu errichten, welche die Mauern an der Seeseite zertrümmerte und die Eroberung entschied [1]) (10 Sept. 1550). Die Johanniter nahmen an derselben nicht nur mit gewohnter Tapferkeit Theil, — unter den Gefallenen finden wir auch ein paar deutsche Namen — sondern sie übten auch noch andere Pflichten aus, die ihre Regel ihnen

1) Nach Sandoval II, 671 führten sie auch „dos morteretes grandes, de los que el emperador avia embiado de Alemaña."

auflegt. Unter dem Zelte des Spittlers fanden die Verwundeten Pflege und die fremden Ankömmlinge Beköstigung.

Diese Eroberung schien aber von um so größerer Bedeutung, da einige mächtige Maurenfürsten, wie Sidi Arif von Cairwan und jetzt auch der Nachfolger des Mulei Hassan in Tunis, der sich früher eher feindlich bezeigt, mit dem Kaiser in Bund traten. Der Gedanke tauchte auf, Carl V werde sich noch mit dem Priester Johann, der doch hier kein andrer sein könnte als der Beherrscher von Abyssinien, verbünden und die Osmanen in Aegypten und Syrien heimsuchen.

Um aber ein solches Ziel, wir sagen nicht, zu erreichen, sondern nur ernstlich ins Auge zu fassen, hätte der Kaiser vom Drange der innern Geschäfte weniger eingenommen und im Stande sein müssen, die volle Gewalt seiner Streitkräfte nach dem Orient hinzuwenden.

Wie seine Angelegenheiten wirklich beschaffen waren, ließ sich zweifeln, ob die Eroberung der Küstenstadt ihm nicht eher schädlich sein werde als vortheilhaft.

Der eigentlichen Macht Draguts, die in seinen Galeeren bestand, hatte man doch keinen Abbruch gethan. So weit zeigte sich das Glück dem Andrea Doria noch einmal günstig, daß er Dragut mit seinen Fahrzeugen in dem Golfe von Dscherbe einschloß, der nach der andern Seite hin von Untiefen und Sandbänken umgrenzt ist, über welche damals sogar ein Weg nach dem Continent führte, den man trocknen Fußes beschritt[1]). Aber Dragut, dieser Küstengewässer trefflich kundig, fand doch einen Ausweg, den er sich freilich zum Theil erst bahnte — dem Arme seiner Matrosen kam die Fluth zu Hülfe —: plötzlich erschien er wieder bei Sicilien; Andrea Doria, der ihn noch bei Dscherbe eingeschlossen zu halten glaubte, mußte von Malta aus benachrichtigt werden, daß der Seeräuber, den er bereits als seinen Gefangenen betrachtete, ihm abermals entkommen war:

1) Bosio: mare tutto pieno di seccagne e di bassi fondi -- potendosi nondimeno passare in terra ferma con piedi asciutti da huomini da cavalli e dagli armenti per mezzo d'un assai angusto sentiero. (II, 284.) La Cantera, oder Alcantarat, die Brücke.

schon hatte Dragut wieder die vornehmste sicilianische Galeere erbeutet, und erfüllte die Küsten mit dem Schrecken seiner Nähe.

Noch bei weitem wichtiger aber war es, daß hiedurch der Stillstand zweifelhaft wurde, auf dem die ganze Politik des Kaisers beruhte. Carl V entgegnete zwar auf die Beschwerden Suleimans, bei großen Fürsten sei es nicht herkömmlich, Seeräuber in ihre Tractate zu begreifen. Aber lag es nicht am Tage, daß es eben diese Seeräuber waren, welche hier für den Sultan kämpften? Um keinen Preis wollte sich Suleiman den Verlust einer Stadt gefallen lassen, die bereits von den Osmanen in Besitz genommen war und seine Oberhoheit anerkannte. Im Juli 1551 erschien eine große Flotte unter dem jungen Sinan, Eidam des Wesir Rustan, dem Dragut zur Seite stand, in den sicilianischen Gewässern. Zuerst ließ Sinan die beiden Vicekönige von Neapel und Sicilien wissen, er komme um Mehdia zurückzufordern; da er hierauf eine ausweichende Antwort empfing, so stürzte er sich, man möchte sagen, nicht ohne eine gewisse Folgerichtigkeit, auf die Besitzungen der Johanniter, welche zu dem Kaiser in einem ähnlichen Verhältniß standen wie die der Seeräuber zu dem Sultan. Malta indeß, das er zuerst angriff, war ihm doch schon zu fest, und die Stadt zu tief im Lande, als daß er dort lange hätte verweilen können; bei weitem weniger Widerstand konnte er in Tripoli finden. Die Kräfte der Ritter waren getheilt, Tripoli in dem Schrecken des unerwarteten Anfalls mit Befehlshabern von zweifelhaftem Verdienst und sehr untauglichen, frisch zusammengerafften Söldnern besetzt. Hülfe war auch deshalb nicht zu erwarten, weil Andrea Doria sich beschäftigen mußte, den Sohn des Kaisers aus Italien nach Spanien und den Neffen desselben aus Spanien nach Italien zu führen, was für jene Successionsentwürfe nöthig schien. Unter diesen Umständen entschlossen sich die Ritter — und es bedurfte dazu wohl nicht erst, wie man argwöhnte, einer von dem französischen Gesandten Aramon angesponnenen Verrätherei [1]) — zur Ueberlieferung dieses Platzes an Sinan, welche

1) Nur möchte ich ihn nicht mit Flassan aus dem Zeugniß des Großmeisters Omedes rechtfertigen, das freilich in der Uebersetzung, wo es heißt:

am 14ten August 1551 erfolgte. So rasch gingen die Hoffnungen, welche der Orden an diesen Ort geknüpft, in Rauch auf; der alte Feind desselben, Morat Aga, erschien als Sandschakbey in Tripoli; wo sich nun das Seeräuberhandwerk wie in Algier unüberwindlich organisirte. Für den Orden war das Unglück vielleicht nicht so groß: er konnte nun seine ganze Macht auf einen einzigen Punct concentriren, wie er auch gethan hat; dem Kaiser aber war der Verlust des trefflichen Platzes, den er nicht einmal erobert, sondern ererbt, höchst empfindlich: das maritime Uebergewicht des mächtigen Feindes, den er als den allgemeinen betrachtete, stellte sich alle Tage entschiedener heraus.

Erneuerung des Kriegs in Ungarn.

Aehnlich war der Gang der Dinge in Ungarn. Aus einem Unternehmen das eine große Erwerbung verhieß, entwickelte sich eine Verfeindung mit den Osmanen, welche auch den bisher noch geretteten Besitz gefährdete.

Wie den König-Woiwoden Johann Zapolya, so betrachtete der Sultan auch den jungen Sohn desselben, den er von Ofen nach Siebenbürgen verwiesen hatte, als seinen Vasallen.

Dagegen konnte Ferdinand die Verträge, kraft deren das ganze Gebiet Zapolyas an ihn hatte übergehn sollen, noch nicht vergessen, und wir finden ihn von Zeit zu Zeit mit dem siebenbürgischen Hofe über die Auslieferung dieses Landes unterhandeln.

Da geschah nun, daß dort im Lande selbst ein Zwiespalt ausbrach.

Wir kennen Georg Martinuzzi, Frater György, wie ihn die ungrischen Chroniken nennen, dessen geheimnißvoller und weltkluger Thätigkeit der König-Woiwode sein Bestehn großen-

nous attestons que les bruits repandus sont sans fondement, sehr positiv lautet, aber nicht im Original, bei Ribier II, 303: quelli che hanno sparso quello rumore non ci pare, l'abbiano fatto con ragione. Man hegte in Malta allerdings einigen Verdacht; eine Erwägung der einzelnen Ereignisse aber, wie sie Bosio sehr ausführlich und glaubwürdig mittheilt, läßt ihn nicht aufkommen.

theils verdankte: Ferdinand soll gesagt haben, er beneide diesen seinen Nebenbuhler um nichts als um einen solchen Diener. In Siebenbürgen hatte Martinuzzi jetzt als Vormund des jungen Fürsten und Gubernator die Zügel der Macht in seinen Händen. Man sah ihn in seinem rothen mit acht Pferden bespannten Wagen, von ein paar hundert Husaren und Haiducken begleitet durch das Land fahren und überall gleichsam aus eigner Macht seine Befehle ertheilen. Die Kutte, die er noch immer trug, wie lang es auch her sein mochte, daß er sich um die Klosterregel nicht mehr gekümmert, warf er in plötzlichen Kriegsgefahren auch von sich und ward im Wappenrock und weithinwallenden Helmbusch mitten unter den Streitenden gesehen. Er beherrschte den Schatz und dadurch die bewaffnete Macht, das ist das Land überhaupt.

Nun konnte es ihm aber bei der Eigenmächtigkeit dieser Stellung nicht an Gegnern fehlen. Einen gefährlichen Nebenbuhler hatte er in seinem Mitvormund Petrovich, der bei Hofe und im Lande größeres moralisches Zutrauen genoß. Zuweilen regte sich wohl der Gedanke, den Mönch wenigstens durch ein aus der Mitte der mächtigen Landherrn zu besetzendes Rathscollegium zu beschränken [1]). Besonders fühlte sich die Königin Isabella darüber unglücklich, daß sie so gar nichts vermöge, sich so ganz in der Gewalt eines Menschen befinde, den seine Geburt zu niedrigen Diensten, aber zu keiner Herrschaft bestimmt habe; mehr als einmal wollte sie das Land verlassen: endlich entschloß sie sich ihren Schutzherrn, den Sultan, anzurufen, dessen Majestät in dem Kinde, welchem er Siebenbürgen überlassen, verletzt werde [2]). Ohnehin war Suleiman kein Freund dieses Mannes, an welchen doch die Selbständigkeit des Landes sich knüpfte. Der Pascha von Ofen machte einen Versuch, mit bewaffneter Macht in Siebenbürgen einzudringen, ward aber von Martinuzzi zurückgewiesen; einige andre Einwirkungen der Türken

1) Das versichert wenigstens Verantius beabsichtigt zu haben: quilibet optimatum dignitate et officio aliquo insigniretur, ex eisque conflaretur consilium quo interregnum moderaretur. Bei Katona XXI, 1070.

2) Bei Katona XXI, 793.

ließen dem Mönch keinen Zweifel übrig, daß in Conſtantinopel ſein Untergang beſchloſſen ſei [1]).

Dadurch ward aber auch er ſeinerſeits bewogen, ſich an den andern Nachbar, König Ferdinand, zu wenden, und ihm die Ausführung des alten Tractates, die Ueberlieferung Siebenbürgens und der heiligen Krone anzubieten.

Am Hofe des Königs trug man anfangs Bedenken hierauf einzugehn: Johann Hofmann, den wir kennen, ſoll es widerrathen haben; aber die Gelegenheit war zu lockend um ſie nicht zu ergreifen: dieß Mal, glaubte man, könne der Mönch ſich nicht wieder mit den Osmanen verſtändigen.

Es wäre hier nicht am Ort, die oft doppelſinnigen Verhandlungen die hierüber gepflogen wurden, im Einzelnen zu begleiten: genug, nach einiger Zeit führten ſie zum Ziele. Im Jahr 1551 ergab ſich die Königin in ihr Geſchick und vertauſchte die Herrſchaft in Siebenbürgen mit einigen ſchleſiſchen Beſitzungen. Hierauf leiſteten die Stände zu Clauſenburg die Huldigung an König Ferdinand und überlieferten die heilige Krone dem Befehlshaber deſſelben.

Martinuzzi ſchien hierdurch nur noch mächtiger zu werden: er ward von Ferdinand als Schatzmeiſter und Woiwode des Landes und zwar ohne Collegen anerkannt und zum Cardinal erhoben: da ihm ſo viel gelungen, fragte man in dieſen Ländern wohl, ob er nicht noch Papſt werden könne.

Ganz ein andres Schickſal aber ſtand ihm bevor. Unverweilt nemlich, noch im September 1551, erſchienen die Türken unter einem ihrer namhafteſten Anführer, Mehemet Sokolli, 60000 M. ſtark, von Salankemen her über der Donau, eroberten eine ganze Anzahl von Schlöſſern die vor ihnen lagen, und durchzogen plündernd die von dem bisherigen Kriege noch minder berührten Ebenen des Banates. Zwar wurde nun die blutige Lanze und das blutige Schwert durch alle ſiebenbürgiſchen Ortſchaften geſchickt; die ferdinandeiſchen Truppen kamen herbei,

1) So verſichert Ferdinand in einer amtlichen Denkſchrift an den Papſt bei Bucholtz IX, p. 590. Man ſieht daraus, daß die erſten Eröffnungen im Jahr 1549 gemacht ſein müſſen.

und mehrere von diesen Schlössern wurden wieder eingenommen selbst das einst von Georg von Brandenburg befestigte Lippa; allein einmal fehlte viel, daß man den Türken alle ihre Eroberungen wieder entrissen hätte, sodann entspann sich eben aus diesem zweifelhaften Erfolg eine Verstimmung zwischen Martinuzzi und dem ihm zur Seite stehenden östreichischen Befehlshaber, die sofort zu einer gräßlichen Katastrophe führte.

Martinuzzi ließ sich wohl vernehmen, er hätte geglaubt die Deutschen würden stärker sein als er sie gefunden: und obwohl aus den vorliegenden Actenstücken kein Beweis dafür hervorgeht, so ist es doch nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß er daran gedacht hat, wie er sich auch ohne Ferdinand in Siebenbürgen behaupten könne [1]).

Dagegen schöpften die königlichen Befehlshaber den Verdacht, als unterstütze er sie absichtlich nur schlecht und denke auf ihr Verderben, um sich dann unter türkischem Schutz zum Alleinherrn Siebenbürgens zu machen.

Bei Ferdinand trafen ihre Meldungen mit beinahe gleichlautenden Nachrichten aus Constantinopel zusammen. So wichtig schien ihm der Besitz von Siebenbürgen, so dringend die Gefahr das kaum Gewonnene zu verlieren, und von so gewaltsamen Entschlüssen und Handlungen erfüllt waren noch die Zeiten, daß er es über sich gewann, der Beurtheilung seiner Befehlshaber zu überlassen, ob ein Mann leben oder sterben solle, dessen Schuld ihm selber zweifelhaft war [2]). Castaldo und seine Freunde, von persönlichem Haß, der Besorgniß am Ende selber verrathen zu werden, und der Begierde getrieben, sich der Schätze des Mönches zu bemächtigen, von denen man Unglaubliches

1) Die beiden Schreiben des Mohammed Sokolli, abgedruckt bei Hammer III, 723, beweisen doch nichts, als daß Br. Georg über die Herausgabe der noch nicht wiedereroberten siebenbürgischen Schlösser mit Mehemet in Unterhandlung stand. Br. Georg hatte sie selbst eingeschickt.

2) Nach Ferdinands Instruction für seine Gesandten an den Papst bei Bucholtz IX, 600 war seine Weisung an Castaldo: ut fortiter dissimularet, quatenus monachum - - differre sentiret: si tamen intelligeret rem aliter transigi non posse - - tunc potius ipse eum preveniret et tolleret e medio, quam quod primum istum expectando ab ipso preveniretur.

meldete, trugen kein Bedenken augenblicklich zur That zu schreiten. In dem eignen Schlosse des Mönches, der doch dabei wenig Vorsicht zeigte, Alvinz, fanden sie Gelegenheit an ihn zu kommen. Martinuzzi ward in dem Augenblicke, daß er sich anschickte einen ihm überbrachten Brief zu lesen, wie dort in Neuburg Johann Diaz, von den Ueberbringern ermordet. Seine Schätze fand man weit geringer als man gemeint.

Und nun läßt sich denken, daß auch dem König aus diesen Dingen kein Heil erwuchs. Der Tod des Mannes, der alles zusammengehalten, mußte nothwendig alles auflösen. In Kurzem finden wir den östreichischen Befehlshaber Castaldo zugleich mit einem Aufstand der Szekler, den Einfällen der Walachen und einem neuen türkischen Heere in ungleichem Kampfe.

Die Hauptsache war auch hier, daß hiedurch der Stillstand gebrochen war, den man mit so vieler Mühe zu Stande gebracht hatte. Ich finde die Nachricht (wiewohl nicht mit voller Sicherheit), die Unternehmungen auf Mehdia und auf Siebenbürgen seien von den beiden östreichischen Brüdern zugleich in Erwägung gezogen worden: man habe sehr wohl gesehen, daß die Erneuerung des osmanischen Krieges die unausbleibliche Folge davon sein würde, aber es darauf gewagt, um der großen Vortheile willen die man erwartete. Die Vortheile waren nicht gewonnen; die Nachtheile traten in vollem Maße ein: zu beiden Seiten erhob sich ein für die beiderseitigen Länder höchst gefährlicher Krieg der alle Aufmerksamkeit und Kraftentwickelung in Anspruch nahm.

Und wenden wir nun unser Augenmerk von dem Osten nach dem Westen, wo die Thätigkeit des Kaisers von seinen Beziehungen zu England und Frankreich und dem gegenseitigen Verhältniß dieser beiden Reiche bedingt wurde, so waren auch hier die größten Veränderungen eingetreten, oder bahnten sich doch in diesem Augenblicke an.

Bleiben wir zunächst bei dem Gange der Dinge in England stehn, der zugleich die kirchliche Seite der kaiserlichen Unternehmungen nahe berührt.

Fortgang der Reformation in England.

Wenn sich der Kaiser und König Heinrich VIII nach langem Hader wieder verbündeten, so konnte das, so viel dringende Antriebe dafür vorhanden waren, bei der Sinnesweise jener Zeit doch nicht wohl geschehen, ohne daß auch in ihren kirchlichen Tendenzen wieder eine gewisse Analogie eintrat.

Nachdem Heinrich VIII mit seinem Clerus und seinem Parlament sich einige Jahre daher in einer Richtung bewegt, die dem deutschen Protestantismus entsprach, vereinigten sich diese drei Gewalten im J. 1539 zu dem Gesetz der sechs Artikel, durch welches Priesterehe und Laienkelch verworfen, das Dogma der Brotverwandlung dagegen, die herkömmliche Feier der Messen und die Ohrenbeichte bei strenger Ahndung eingeschärft wurden.

Fragen wir, was ihn dazu bewog, so werden wir wohl nicht irren, wenn wir dieß Gesetz zu den Maßregeln der Vertheidigung rechnen, welche er damals gegen die Verbindung des Papstes mit dem Kaiser und dem König von Frankreich ergriff. Bei der ersten Nachricht von dieser Verbindung waren alle heimlichen Anhänger des Papstes in Bewegung gerathen; der französische Gesandte meint, es gehöre nichts weiter als das Interdict und etwa ein kirchliches Handelsverbot dazu, um den offenen Aufruhr in England zu entzünden [1]). Der König glaubte das von ihm ergriffene System nur dadurch behaupten zu können, wenn er seine römisch-katholischen Unterthanen, die noch die Mehrzahl ausmachten, in Hinsicht der wichtigsten Lehrpuncte beruhigte. Eine Auffassung die sich beinahe aufdringt wenn man das Tagebuch von Hollinshed liest, wo die kriegerischen

1) Castillon 2 Febr. 1538. Il luy semble (dem Ges.) que qui pourroit trouver moyen que le pape envoyast interdits et excommuniements par les terres et pays qui luy portent obeissance, et meme les marins, que nul marchand negociast ou pratiquast en façon quelconque avec les Anglais, que sans autre despence le peuple d'Angleterre s'esmouveroit et contraindroit le roi à retourner à l'eglise.

Vorkehrungen die Heinrich VIII traf — Befestigung der Häfen, Besichtigung aller Landungsplätze, Musterung der Kriegsmannschaften, — und die Verkündigung dieser Artikel in Einer Reihe genannt werden [1]).

Wenn Heinrich VIII dabei fürs Erste mit den Protestanten doch noch in Verbindung blieb und jene Ehe mit Anna von Cleve schloß, so geschah das aus dem verwandten Grunde, weil ihm nichts erwünschter und nützlicher war als der Widerstand derselben gegen den Kaiser. Sobald sie diesen aufgaben, ward Anna verstoßen, jede engere Verbindung abgebrochen, der bisherige Führer der religiösen Neuerung, Cromwell, seinen Feinden Preis gegeben.

Seitdem erst begann man die Artikel mit der Strenge zu handhaben, die ihnen den Namen der blutigen verschafft hat. Die Papisten wurden mit dem Schwert hingerichtet, die Gegner der Transsubstantiation erlitten den Tod im Feuer: beides im Namen des Gesetzes.

Dann konnte sich der König auch wieder der Politik des Kaisers nähern, mit dessen zugleich antipäpstlicher und dogmatisch-katholischer Haltung die seine eine bei weitem nähere Verwandtschaft hatte als mit dem Geiste des Protestantismus.

Nur ganz in seinen letzten Tagen schien es ihm gut, eine Veränderung wenn nicht eintreten zu lassen, doch vorzubereiten.

Es wurden ihm Anzeigen gemacht, — er hat die besonders anzüglichen Stellen darin noch mit zitternder Hand unterstrichen [2]) — nach welchen es ihm schien, als ob das Haus Howard, das an der Spitze der katholischen Partei stand, wohl seinem Sohne gefährlich werden könne. Gerade zu der Zeit, in welcher er die Howards einkerkerte oder hinrichten ließ, mußte es nun sein, daß er diejenigen Männer schließlich ernannte, welche während der Minderjährigkeit seines Sohnes die Regierung führen sollten. Aus dem Verzeichniß derselben tilgte er mit eigner Hand den Namen Gardiners, der bisher die katholischen Lehrsätze nicht ohne Geist und mit bemerkenswerther Festigkeit vertheidigt hatte;

1) Hollinshed Chronicles III, 808.

2) Statepapers I, 891.

den Namen Cranmers dagegen, des vornehmsten geistlichen Werkzeugs der Reformation, fand man unter den vom König ernannten Executoren des Testaments obenan stehn.

Und so bildete sich unmittelbar nach Heinrichs Tode eine Regierung, in der die protestantischen Hinneigungen vorwalteten. Ein Mann der sie mit Entschiedenheit hegte, Edward Seymour, jetzt zum Herzog von Sommerset erhoben, trat unter dem Titel eines Protectors als ihr Oberhaupt auf: seine Miterecutoren ließen sich gefallen als seine Räthe zu erscheinen; gab es noch fremdartige Elemente unter ihnen, so wurden sie ohne Mühe ausgestoßen.

Mag nun die Gesinnung König Heinrichs gewesen sein, welche sie will; aller Grausamkeit seiner Edicte zum Trotz, durch das Ganze seiner Thätigkeit hat er die Fortschritte der religiösen Neuerung mächtig befördert. Er hat die Summe der geistlichen Gewalt mit der königlichen verbunden. Diese neu begründete kirchlich-weltliche Macht hat er dann einer Vereinigung von Männern hinterlassen, in welcher das protestantische Prinzip auf der Stelle die Oberhand bekam.

Auch in dem Bisthum hatte unter Cranmers stillem Einfluß die protestantische Ansicht Eroberungen gemacht: der zweite Erzbischof des Reiches, mehrere andere Bischöfe neigten sich ihr zu.

Es bedurfte nichts weiter als der natürlichen Entwickelung der innerhalb der constituirten Gewalt auf diese Weise schon geschehenen Veränderung, um den neuen Meinungen freien Raum zu machen. Man brauchte von dem durch Heinrich VIII gebahnten Wege der Gesetzlichkeit nicht abzuweichen und konnte doch zu ganz andern Resultaten gelangen.

Wie hätte die neue Regierung auch zum Beispiel an der Strenge festhalten können, mit welcher Heinrich VIII seine Gebote hatte handhaben lassen.

Jetzt erschienen fliegende Blätter und Reime, Hefte, Bücher gegen das bisherige System; die Fasten wurden gebrochen, Bilder umgerissen. Niemand machte Miene sich darum zu bekümmern.

Vielmehr ward, ohne langen Verzug, eine neue Visitation vorgenommen um die Mißbräuche der Geistlichen auszurotten;

sie knüpfte ausdrücklich an diejenigen Artikel an, welche unter Cromwell bekannt gemacht worden.

Um das Volk zu unterweisen, verfaßte der Erzbischof Cranmer in deutscher Weise eine Anzahl von Homilien, die sich besonders in dem Artikel von der Justification von dem herkömmlichen System entfernten.

Und hierauf nun versammelte sich das Parlament, Nov. 1547, unter dem Eindruck welchen die Veränderung der Regierung überhaupt und besonders eine Unternehmung gegen Schottland gemacht hatte, die sehr glücklich gegangen war: es theilte vollkommen die Gesinnung der Regierung.

Vor allem wurden die sechs Artikel abgeschafft. Cranmer brauchte wohl nicht, wie man gesagt hat, erst darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß ohne dieß kein weiterer legaler Schritt möglich war. Das Parlament ergriff aber auch eine positive Maßregel: es ordnete die Communion unter beiderlei Gestalt an. Man sollte glauben, daß die Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit dieser Abänderung sehr verbreitet gewesen sei. Unter den Bischöfen waren nur fünf, im Unterhause der Convocation, welches 64 Stimmen zählte, nicht eine einzige dagegen.

Dabei hielt das Parlament das geistliche Supremat der Krone auf das nachdrücklichste fest: besonders ihr Recht die Bischöfe zu setzen.

Auch in dem jetzt vorherrschenden Sinne hätte kein Schritt ohne Erlaubniß der Regierung geschehen dürfen. Wie so durchaus anders gingen die Dinge jenseit des Meeres, als dieseit. Bei uns war die Bewegung von der Predigt mit hervorgebracht: dort war die freie Predigt kaum einen Augenblick erlaubt gewesen, so wurde sie wieder verboten. Der Grundsatz ward aufgestellt, daß Niemand Meinungen und Gebräuche die der König noch dulden wolle, in Verachtung bringen dürfe; einem Privatmanne könne nicht zustehn Neuerungen anzufangen[1]); die Regierung behielt sich gleichsam das Recht vor, ausschließend die öffentliche Intelligenz zu sein. Und nur sehr bedachtsam ging

1) A letter sent to all those preachers, which the King's Majesty hath licensed. Bei Wilkins IV, 27.

ſie zu Werke. In dem Katechismus, den Erzbiſchof Cranmer übrigens nach deutſchem Vorbild bearbeitete, hütete er ſich doch die Ideen vom Prieſterthum zu verletzen: die Lehre von dem göttlichen Urſprung und der göttlichen Berechtigung deſſelben wird darin mit aller Strenge feſtgehalten[1]). Es dauerte eine Weile ehe man die Prieſterehe erlaubte. Die Commiſſion von Biſchöfen und Geiſtlichen, welche auf Beſchluß des Parlaments dazu ſchritt eine neue gleichförmige Anordnung des Gottesdienſtes zu entwerfen, ließ es ihr hauptſächlichſtes Geſchäft ſein, die verſchiedenen Liturgien die in England in Gebrauch waren, von Sarun, Bangor, York, zu vereinigen und zu verſchmelzen, und unterwarf ſie nur einer Durchſicht, und Reinigung. Sie verfuhr nach dem Grundſatz, daß auch Chriſtus bei ſeinem Werke das Alte nicht ganz verworfen, ſondern bei den beiden großen Inſtitutionen die er gemacht, ſich an die Gebräuche der Juden angeſchloſſen habe[2]).

So nahe wie möglich hielt man ſich an die hiſtoriſch gegebenen Grundlagen. Aber dabei kam doch eine Neuerung zu Tage, durch welche ſich auch dort der reformatoriſche Gedanke endlich ſelbſtändig Bahn gebrochen hat.

Die Lehre von der Brotverwandlung war in England am ſpäteſten durchgedrungen: ſie hatte dort in Wikliffe den erſten wirkſamen und durchgreifenden Widerſpruch gefunden; zwar hatte ſie ſich nichtsdeſtoweniger der Gemüther allmählig bemächtigt und war von Heinrich VIII mit Feuer und Schwert vertheidigt worden, aber ſie mußte es doch wieder ſein, was dort, nachdem man bisher hauptſächlich die Verfaſſung und die Gebräuche geändert, zu einer weſentlichen Neuerung in der Lehre den entſcheidenden Anlaß gab.

Oder ſagen wir vielmehr Herſtellung als Neuerung?

In England machte es noch größeren Eindruck als in Deutſchland, daß damals das Werk eines Mönches aus dem 9ten Jahrhundert, der immer unter den rechtgläubigen Kirchenſchriftſtellern aufgeführt worden, das Buch des Ratramnus von

1) Vgl. Collier II, 251.

2) Our liturgy is in great measure a translation from the catholic service. Hallam constitut. history I, 115.

Corbei über Leib und Blut unſers Herrn, bekannt ward, worin nicht allein die Brotverwandlung verworfen, ſondern die leibliche Gegenwart überhaupt geleugnet, und dieſe Anſicht einem mächtigen König der damaligen Welt, Carl dem Kahlen als die wahrhaft katholiſche bezeichnet wird[1]). Einer der Führer der Reformation, Nicolaus Ridley, ſtudirte dieſe Schrift auf ſeiner Landpfarre in Kent, und durchdrang ſich mit der Ueberzeugung, daß die herkömmliche Auffaſſung nicht allein unhaltbar, ſondern auch die neuere ſei: eine Meinung, die er gar bald ſeinem Freunde, dem Erzbiſchof Cranmer mittheilte[2]). Eben langten aus Deutſchland, zum Theil ausdrücklich eingeladen, zum Theil durch die Gewaltſamkeit verjagt mit welcher das Interim eingeführt wurde, auch ſolche Leute an, denen die Wittenberger Concordie noch nicht genügte, wie Peter Martyr, der eine Zeitlang bei Cranmer zu Lambeth lebte, und Johann a Lasco. Sie trugen nicht wenig zur Befeſtigung Cranmers in dieſen Abweichungen bei, der dann wieder bei der geſammten Geiſtlichkeit darin Nachfolge fand. Man begnügte ſich nicht die Meſſe aufhören zu laſſen, — in der Mutterkirche der Hauptſtadt zu St. Paul trat die Communion an die Stelle des Hochamtes, — ſondern in der neuen Liturgie ward die Elevation, welche Luther ſo lange beibehalten, und die Kniebeugung vor der Hoſtie verboten[3]). Die Viſitatoren des Jahres 1549 verpönten jede Beibehaltung der eigenthümlich römiſchen Gebräuche[4]). Auf der Univerſität Oxford focht Peter Martyr die Lehre über die Euchariſtie, obwohl nicht ohne harte Kämpfe, durch; wie er ſie feſtſtellte, iſt ſie darnach in die Bekenntnißſchriften der engliſchen Kirche aufgenommen worden.

Indem nun aber die kirchliche Veränderung die Momente berührte, welche den Kern des katholiſchen Glaubens ausmachten,

1) Bertrami presb. liber etc. Col. 1532. Genev. 1541.

2) Soames history of the reformation in England III, 177.

3) Soames III, 377.

4) Articles bei Burnet II, Col. nr. 33. that no minister do counterfeit the popish mass: as to kiss the Lords table, - - to use no other cerimonies than are appointed in the Kings Book of Common Prayers.

mußte in England so gut wie anderwärts eine allgemeine Erschütterung erfolgen.

Was die sechs Artikel einst politisch empfahl, zeigt sich erst recht, wenn wir finden, daß die aufrührerische Menge in mehreren Provinzen die Herstellung dieses blutigen Statutes forderte.

Auch ganz entgegengesetzte Motive mischten sich ein, besonders Widerstand gegen das Umsichgreifen des Adels, namentlich die weitern Einzäunungen des Landeigenthums, vergesellschaftet mit anabaptistischen Regungen, welche fast an den deutschen Bauernkrieg erinnern[1]).

Diese Bewegungen wurden nun zwar leichter als in Deutschland erdrückt, da sie sich in sich selbst widersprachen, und in England das Herrenrecht der Weltgeistlichkeit, die ganze bischöfliche Hierarchie aufrecht erhalten wurde; allein sie blieben doch nicht ohne die größte Rückwirkung.

Um zu Hause nicht zu unterliegen, mußte die Regierung die krieggeübten Leute, die bisher die Besatzung von Boulogne ausgemacht, von dort wegführen: dadurch aber ward der König von Frankreich veranlaßt[2]), seinen Krieg ernstlicher zu erneuern als bisher; er bemächtigte sich in Kurzem der kleinen Befestigungen in jenem Gebiete.

Auch in Schottland konnten sich die Engländer jetzt nicht länger halten: nach mancherlei Verlusten entschlossen sie sich, den vornehmsten Platz dessen sie sich bemächtigt hatten, Haddington, zu verlassen.

Wir werden wohl nicht irren, wenn wir den nächsten Grund daß der Protector Sommerset sich nicht behaupten konnte, in in der Verflechtung dieser Umstände suchen, in der schlechten

1) Ein gewisser Ket nannte sich der Meister oder König von Norfolk und Suffolk; er führte die Widerstrebenden in Ketten mit sich fort. Strype II, 290.

2) Lorenzo Giustiniani Rel^o di Francia: Levorno i boni soldati et esercitati che avevano in questa fortezza et vi mandarono altretanti da sui Englesi non piu stati in guerra, di che acortosi Chiatiglion lo fece saper al Condestabile, che prese questa occasion persuase al re mandarci con ogni sforzo.

Lage der öffentlichen Angelegenheiten, die man ihm Schuld gab, den Mißgriffen die er persönlich dabei beging: doch nicht hierin allein, sondern zugleich in einer politischen Hinneigung, die er dabei an den Tag legte.

Er nahm sich der bedrängten Gemeinen ganz unzweideutig an: die neuen Einzäunungen wurden an vielen Orten durch die Commissarien die er ausgesandt hatte, zerstört, und man schrieb ihm die Absicht zu, in dem nächsten Parlamente eine nachdrückliche Acte zur Abstellung der Uebergriffe des Adels einzubringen. Nachdem er die geistlichen Forderungen beseitigt, schien er geneigt die weltlichen Ansprüche zu bewilligen[1]).

Er war jedoch viel zu schwach für einen Plan, zu dessen Durchführung Sieg im Feld, unbezweifeltes Uebergewicht im Rath und die entschlossene Unterstützung eines kräftigen Königs gehört hätten. Er erlag seinen Gegnern, welche schon glaubten daß er es auf eine allgemeine Umwandlung der Verfassung abgesehen habe.

Man wird sich nicht wundern, wenn der Sturz des vornehmsten Führers der religiösen Umbildung hie und da die Erwartung hervorrief als würde diese selbst rückgängig werden.

Am kaiserlichen Hofe zu Brüssel war man mit der Verwaltung Sommersets so schlecht zufrieden, daß der dortige französische Gesandte Marillac den Sturz des Protectors von den Einwirkungen des Kaisers herleitet[2]). Wenigstens ward das Ereigniß von diesem Hofe mit lauter Freude begrüßt. Der ersten Gesandtschaft des neuen Gewalthabers Warwick, der ihn um Hülfe gegen Frankreich bat, wie auch sein Vorgänger gethan, eröffnete der Kaiser mit einem gewissen Vertrauen, daß die englische Regierung sich vor allen Dingen mit ihm in Sachen der Religion vereinigen müsse[3]).

1) In der von Tytler (Edward VI and Mary I, 208) bekannt gemachten merkwürdigen Proclamation heißt es vom Adel: non fearing that the lord protector according to his promise would haved redressed things in the parliament, which he shortly intended to have set to the intent that the poor commons may be godly eased.

2) Bei der Sendung Pagets klagte man am kaiserlichen Hofe: que non obstant qu'on voit qu'ils faisoient la guerre a dieu, ils vouloient que l'empereur les defendist. (Marillac 25 Juli 1549.)

3) Er erinnert den König „him and his council, to have mat-

Schweſter mit dem Prinzen von Spanien bekräftigt werden ſolle[1]). Bei der Mittheilung dieſes Gedankens rief Granvella aus, wenn er den Tod ſchon zwiſchen den Zähnen hätte, würde ihn eine Mittheilung dieſer Art wieder ins Leben zurückrufen, und die Unterhandlungen darüber wurden wirklich eröffnet.

Aber gleich bei dem erſten Schritte ſcheiterten ſie auch. Der Kaiſer bezeichnete eine Bedingung als unerläßlich, welche die Franzoſen ſchlechterdings nicht eingehn wollten, die Herausgabe von Piemont; vorausgeſetzt daß es ja mit jenem Vorſchlag überhaupt jemals dem einem oder dem andern Theile Ernſt geweſen iſt.

Montmorency bekennt in einem Brief an Marillac, er habe damit nur Zeit zu gewinnen geſucht.

Dagegen ſagte wohl auch Granvella, er habe ſeine weiten Aermel voll von Beſchwerden gegen Frankreich, doch ſei die Zeit noch nicht gekommen ſie geltend zu machen.

Seitdem beobachtete jeder Theil den andern mit bewußter und nur wenig verborgener Feindſeligkeit.

Von Anfang an aber waren hiebei die Franzoſen in Vortheil. Der Kaiſer verfolgte ein ideales, kaum jemals erreichbares Ziel. Sie dagegen nahmen mit voller Ueberlegung ſich vor, nur erſt ihre engliſch-ſchottiſche Angelegenheit zu beendigen und ſich dann gegen den Kaiſer zu wenden.

Wir ſahen ſo eben, wie gut es dem König damit gelang. Er hatte die Vereinigung von Schottland und England zu Einem Reiche dieß Mal wirklich verhindert, die junge Königin nach Frankreich geführt, um ſie mit dem Dauphin zu vermählen, Boulogne wiedererobert, und dabei noch ein gutes Verſtändniß mit England geſtiftet. Dergeſtalt nahm er eine ſehr ſtarke Stellung in Europa ein. Er war ſiegreich, jung und kriegsbegierig. Er konnte darauf denken die Oppoſition zu erneuern, die einſt ſein Vater gehalten.

1) Sehr unumwunden lautet dieſer Antrag: **Cette intelligence commune seroit à l'ung et l'autre le moyen pour mettre soubs eux et à leur devotion ce qui seroit utile et propre à chacun d'eux.** Worte des Connetable in einem Schreiben an Marillac o. D. (Sept. 1548), angekommen im October.

Den nächſten Anlaß dazu gaben ihm die italieniſchen, namentlich die farneſiſchen Angelegenheiten.

Nach der unglücklichen Kataſtrophe Pier Luigis in Piacenza hatte Paul III Parma an die Kirche zurückgenommen: Camillo Orſino hielt es bei ſeinem Tode im Namen der Kirche beſetzt. Einem im Conclave gegebenen Verſprechen zufolge fing Julius III ſeine Regierung damit an, daß er Parma dem Sohn Pier Luigis, Ottavio, wieder zurückgab. Man wollte wiſſen, der Kaiſer habe hoffen laſſen, dieſen ſeinen Eidam auch in Piacenza herzuſtellen. Die Farneſen ſchmeichelten ſich, bei dem guten Verhältniß des Papſtes mit dem Kaiſer noch in den Beſitz alles deſſen zu gelangen, was ſie der Gunſt ihres Großvaters jemals verdankt.

Auf dem Reichstage von Augsburg, im September 1550, ward auch hierüber mit dem Kaiſer unterhandelt.

Es war aber nicht in ſeiner Weiſe, eine Landſchaft auf die er Rechte zu haben glaubte, und die er größtentheils ſchon inne hatte, ſo leicht wieder fahren zu laſſen. Daß ſeine Tochter mit Ottavio verheirathet war, machte auf ihn wenig Eindruck, nachdem das ganze Haus in Pier Luigi tödtlich beleidigt worden. Die Verbindung des jüngſten von den Brüdern, Oratio, mit Frankreich erregte von Anfang an ſeinen Verdacht und Widerwillen. So weit war er entfernt Piacenza zurückzugeben, daß er ſogar Anſprüche auf Parma erhob, und eine Unterſuchung der zwiſchen Reich und Kirche ſchwebenden Streitfrage über die Oberherrlichkeit über dieſe Städte in Antrag brachte[1]). Ferrante Gonzaga ſetzte ſeine Feindſeligkeit gegen die Stadt Parma unaufhörlich fort.

Da konnten nun die Farneſen auch von dem Papſt nicht viel Schutz erwarten. Es war nicht das Herkommen im Kirchenſtaat, daß die Nepoten eines früheren Papſtes von dem regierenden beſondere Rückſicht genoſſen. Eine der Inſtructionen Julius III beweiſt unwiderleglich, daß ihn wirklich der Gedanke

1) Pareva meglio che si conoscessero le ragioni della sede apostolica e dell' imperio e le città si dessero a chi aveva ragione. (Seine Worte an Pighino 4 Sept.)

beſchäftigt hat, auch Parma dem Kaiſer zu überlaſſen, bei günſtiger Gelegenheit, unter den nöthigen Bedingungen[1]). Den Herzog Ottavio ließ er endlich geradezu wiſſen, daß die Kammer den Aufwand nicht länger tragen könne welchen ihr der Schutz von Parma verurſache.

Es blieb kein Zweifel, daß die Farneſen verloren waren, wenn ſie nicht zu einem außerordentlichen Mittel griffen.

Papſt Paul III war durch den Zuſammenhang der geiſtlichen und weltlichen Geſchäfte abgehalten worden, in ein entſchiedenes Verhältniß zu Frankreich zu treten. Bei ſeinen Enkeln fielen die geiſtlichen Rückſichten weg. Allerdings hatten ſie in den Gebieten der Kirche und des Kaiſers nicht wenig zu verlieren, allein ſie konnten auch gewinnen, ſich vielleicht rächen, und vor allen Dingen ſich als Fürſten in Parma behaupten.

Und an wen ſollten ſie ſich wenden, wenn nicht an Heinrich II in deſſen Familie einer von ihnen, Oratio, aufgenommen war?

Dem König ward der Antrag gemacht noch ehe die Irrungen mit England vollkommen beſeitigt waren; er trug dazu bei daß dieß geſchah.

Zuerſt wurden einige zuverläſſige Leute nach Italien geſendet, um die Lage der Dinge, auch die Haltbarkeit des Platzes zu unterſuchen. Als deren Bericht günſtig ausfiel, ward ein Vertrag geſchloſſen, kraft deſſen der König die Farneſen in Schutz nahm und eine Mannſchaft zu Pferd und zu Fuß nach Parma zu ſchicken verſprach, groß genug um eine Belagerung auszuhalten, Ottavio dagegen ſich verband, die Fahnen von Frankreich fliegen zu laſſen, und ohne Einwilligung dieſer Macht kein Abkommen mit dem Kaiſer einzugehen, auch nicht das günſtigſte.

Wir wiſſen, wie viel dem Kaiſer von jeher daran lag die Franzoſen von Italien auszuſchließen. Jetzt mußte das Mißverhältniß, in das er zu ſeinem eignen Eidam gerathen war, ſie dahin zurückführen. Leicht hatte der König ein paar tauſend

1) Instruttione al Vescovo d'Imola: Er habe dem ſpaniſchen Botſchafter geſagt: che se pure S. M^a haveva desiderio di haver Parma, si aspettasse la maturità del tempo a parlarne.

Söldner in Italien werben laſſen, mit deren Hülfe nun der junge Herzog und ſeine Stadt plötzlich ein ganz andres Anſehen ſich verſchafften als ſie bisher gehabt.

Der Papſt war ergrimmt, daß „ein elender Wurm,“ wie er Ottavio nannte, ſich gegen ihn und den Kaiſer aufzulehnen wage. Seine Angehörigen thaten alles, um ihn deſto enger mit dem Kaiſer zu verbinden[1]). Nachdem ſeine letzten Vorſchläge abgewieſen worden, trug er kein Bedenken im Juni 1551 das Schwert gegen den rebelliſchen Vaſallen zu ziehen.

Merkwürdige Geſtalt der Dinge: der Papſt führte Krieg mit ſeinem Vaſallen; jenen unterſtützte der Kaiſer, dieſen der König von Frankreich, die doch noch Friede mit einander hatten.

Allein ſchon ſah Jedermann, daß der Krieg zwiſchen den beiden Fürſten ſelbſt ſich nicht werde vermeiden laſſen.

Im September 1551 geriethen die Truppen beider Theile im Piemonteſiſchen an einander. Indeſſen ließ der König dem kaiſerlichen Geſandten an ſeinem Hofe alle Beſchwerden aufzählen, die er ſchon immer gegen den Kaiſer erhoben, — die Züchtigung der Deutſchen die in ſeinen Dienſt getreten, die Begünſtigung die den Engländern während des Krieges zu Theil geworden ſei, endlich die Verbindung mit dem Papſt wider Parma und Mirandula, — und ihm erklären, da die Freundſchaft des Kaiſers nur in Worten beſtehe, und ſich bei jeder Verhandlung in das Gegentheil verwandle, ſo ſei er entſchloſſen dieß nicht mehr mit anzuſehen, ſondern ſeine Angelegenheiten ſelbſt in Acht zu nehmen, wie es Gott erlauben werde[2]).

So brach die alte Feindſeligkeit wieder aus, welche mit ſo

1) Battiſta di Monte an Diego de Mendoza, Lettere di principi III, 110. Penso che se dalla banda di S. M^{t} li sarà cacciato da voro, che pigliarà l'armi in tutti i modi, et hora è il tempo che l'imperatore si può pigliare l'imperatore tutto per se.

2) Schreiben des kaiſerlichen Geſandten S. Mauris 14 Sept. 1551. Die Worte ſind: que veendo el dicho S^{r} rey, que toda la amistad propuesta por V. M^{d} consiste en palabras, y que usa de punctos contrarios en todas negociaciones, ha deliberado de no sufrir mas tal manera de actos, antes proveer en sus cosas come dios permitira. (Arch. v. Simancas in Paris.)

viel Mühe bisher niedergehalten worden. Die Lage des Kaisers ward um so bedenklicher, da sie zugleich mit jener Erneuerung der osmanischen Anfälle verbunden war.

Wir wissen: es war der Friede mit diesen beiden Mächten gewesen, was dem Kaiser möglich gemacht hatte die Protestanten zu überwältigen. Es mußte sich nun zeigen, ob das damals gewonnene Uebergewicht auch bei dem Wiederausbruch jener Kriege sich haltbar beweisen würde.

Fünftes Capitel.

Elemente des Widerſtandes in Deutſchland.

Im Jahre 1547 hatte der Kaiſer ſein kriegeriſches Unternehmen nicht ganz zu Ende geführt; auch ſeitdem wendete er ſich nicht ſelber wider die Städte und Landſchaften welche noch unausgeſöhnt die Waffen in der Hand hielten: er zweifelte nicht, daß in Folge der Reichsordnungen die er traf, und der Uebermacht derjenigen die ſeine Partei hielten, ohne weitere Anſtrengung von ſeiner Seite auch die dortigen Angelegenheiten ins Gleiche gebracht werden würden.

So erhoben ſich auch wirklich die Ritterſchaften der Stifter Bremen und Verden gegen den Grafen Albrecht von Mansfeld, der ſich daſelbſt auf immer feſtſetzen zu wollen ſchien; nach mancherlei Glückswechſel haben ſie, unterſtützt von den benachbarten Fürſten, ihn noch im J. 1548 wirklich genöthigt, alle Schlöſſer und feſten Häuſer die er eingenommen, beſonders Börde und die Rothenburg, herauszugeben: jedoch nicht ohne daß ihm dagegen eine anſehnliche Summe Geldes hätte gezahlt werden müſſen[1]).

Einen ähnlichen Anlauf nahm Herzog Heinrich von Braunſchweig, der nach den Siegen des Kaiſers ohne Schwertſchlag

1) Chyträus Saxonia, 488; doch ging Graf Albrecht nicht ſogleich, wie es dort ſcheinen ſollte, nach Magdeburg: vgl. Schwendi 21 Mai 1548 bei Bucholtz IX, 445.

in sein Land zurückgekehrt war. Er versuchte eine vollkommene geistliche und weltliche Restauration. Die evangelischen Superintendenten fanden wohl eines Morgens das Zeichen der Bedrohung, eine Ruthe und ein Paar Schuhe, an ihre Thüre angeheftet, und eilten hierauf sich durch die Flucht zu retten. Die Mitglieder der Ritterschaft, die sich dem Herzog feindlich gezeigt, die Warberg, Schwichelde, Mandelsloh, Bortfelde, wurden aus ihren festen Schlössern verjagt. Hierauf griff der Herzog auch die Stadt Braunschweig an, mit der er von jeher in ausgesprochener Feindseligkeit stand. Zuerst ließ er nur geschehen, daß seine Anhänger den Waarenzügen derselben auflauerten, ihre Dörfer überfielen und plünderten; die Stadt antwortete damit, daß sie diesen ihren Feinden in ihre Schlupfwinkel, in die benachbarten Wälder und Moräste nachsetzte, bis sie dieselben fand und erlegte; eines Tages, bei Gelegenheit einer großen Hochzeit, gelang es ihr, eine ganze Anzahl derselben auf einmal aufzuheben: zwei von ihnen wurden als öffentliche Verbrecher behandelt und mit dem Tode bestraft. Nun erst erschien der Herzog selber über der Landwehr zu Melverode und schickte sich zur Belagerung an. Auch diese bestand jedoch hauptsächlich darin, daß er das Gebiet der Stadt verwüsten, ihre Saaten — es war im Monat Juli 1550 — niederbrennen, ihre Dörfer zerstören ließ: man sah wohl das Holz von den abgetragenen lutherischen Kirchen zum Verbrauch ins Lager führen; — der Herzog machte ferner einen Versuch die Ocker zu dämmen, um die Mühlen die er nicht zerstören konnte, ungangbar zu machen; aber jene Verluste fühlte, über diese Gefahr erschrak man nicht, da man sich im Voraus mit allen Bedürfnissen versehen hatte: auch die städtischen Reiter streiften unaufhörlich durch das Gefild und waren oft im Vortheil. Im September verließ der Herzog sein Lager[1]).

Fast gleiches Fehdewesen erfüllte die Umgegend von Magdeburg.

Diese Stadt, die nicht allein jede Annäherung an den Sieger von sich gewiesen, sondern sich als Mittelpunct der

1) Tagebuch bei Rehtmeier II, 913. Olfen 56 f.

Widersetzlichkeit gegen das Interim aufgestellt, war längst in die Reichsacht erklärt, doch wollte sich noch Niemand an die Ausführung derselben wagen. Der Sinn des Kaisers wäre eigentlich gewesen, sie durch die Ritterschaft der beiden Stifter und die Grafen am Harz vollziehen zu lassen, wie er denn überhaupt in den territorialen Angelegenheiten mit dem Adel gern in Verbindung trat. Lazarus Schwendi erschien in diesen Gegenden, um die Sache in Gang zu bringen; allein ein großer Theil des stiftischen Adels war selber evangelisch und von der Partei Johann Friedrichs: es kam lange Zeit auch hier zu nichts, als zu kleinen Neckereien mit einzelnen Edelleuten aus dem Stifte oder aus der Mark Brandenburg. Vorwerke und Amtshöfe des Rathes wurden überfallen: eine Fuhre Zerbster Bier, ein Wagen mit Tuch aufgehoben[1]); dagegen gelang es auch den Magdeburgern, eine Anzahl Junker aus dem Lande Jerichow gefangen zu nehmen; sie überfielen die benachbarten Märkte oder Klöster; auch sie nahmen wohl tangermündische Güter weg, oder suchten sich ihres Schadens an einem reichen Juden zu erholen, der mit ihren Feinden in Verbindung stand: das Faustrecht im Kleinen galt gleichsam wieder, und ein Jeder fügte dem Andern so viel Schaden zu als er vermochte.

Ernstlichere Feindseligkeiten begannen dadurch, daß der junge Georg von Meklenburg, der dem Herzog Heinrich gegen Braunschweig zugezogen war, mit einem Theil der von dort entlassenen Truppen in dem magdeburgischen Gebiete erschien, eigentlich nur, um hindurchzuziehen und in seinem Vaterlande gewisse Ansprüche, die er in Folge einer kaiserlichen Anwartschaft auf das Bisthum Schwerin erhob, gegen seine Brüder und seinen Oheim durchzusetzen. Er hielt es für ganz erlaubt, auf seinem Wege die Ungehorsamen, die Rebellen, wie man sie nannte, ein wenig zu züchtigen[2]). In den Bürgern war noch

1) Heinrich Merckel Wahrhaftiger, ausführlicher und gründlicher Bericht von der alten Stadt Magdeburg Belagerung. Hortleder II, 1244.

2) Hase an Biglius 21sten October: „Ist die Sache also ergangen, das Herzog Jörg von Meklenburg ain Zwiespalt mit seinem Vetter und Brudern des Bischthums Schwerin halber gehabt (vgl. Rudloff M. Gesch. von Mecklenburg I, 120; Krey Beiträge zur Meklenburgischen Kirchen-

ein so energisches Selbstgefühl, daß sie auch ihr Gebiet nicht wollten beschädigen lassen und dem Herzog im offenen Lande entgegenzogen. Aber bei weitem krieggeübtere Leute führte dieser, als die Bauern waren welche die Stärke der magdeburgischen Fähnlein ausmachten: er trieb sie aus einander, eroberte ihre Wagenburg sammt ihrem Geschütz, und wandte sich nun mit Entschiedenheit gegen sie selber (22 Sept. 1550).

Und nicht allein hiedurch sah sich die Stadt plötzlich bedroht, sondern auch alle ihre andern Gegner wurden rege.

Die benachbarten Fürsten, denen es gleich unbequem gewesen wäre, wenn sich ein Weitergesessener durch einen plötzlichen Glücksfall daselbst festgesetzt[1]), oder wenn das Kriegsvolk, das sich so unerwartet gesammelt, aus Mangel an Sold sich wieder zerstreut hätte, eilten sich der Sache anzunehmen.

Zuerst, wenige Tage nach jenem Ereigniß, erschien Churfürst Moritz im Lager des Herzog Georg, und nahm zugleich mit demselben das Kriegsvolk auf drei Monat in Pflicht. Am 2ten October trafen auch Churfürst Joachim, Markgraf Albrecht von Brandenburg, die vornehmsten Domherrn, — nicht ohne einige Mitglieder der Ritterschaft, in dem Lager zu Schönebeck ein; da die Stadt die Aufforderung sich zu Handen der Churfürsten und Fürsten zu ergeben zurückwies, und vielmehr auch ihrerseits Kriegsleute von denen bei sich aufnahm, die in oder vor Braunschweig gelegen, so traf man Anstalt zu einer förmlichen Belagerung: Anfang November ward das erste Blockhaus bei Buckow geschlagen[2]).

Nur wollten weder die einzelnen Fürsten noch die benach-

und Gelehrtengesch. enthält nichts von Belang), da ime etlich trutzige wort von seinem Vetter Hz. Heinrichen begegnet, deren er sich gern gerochen hett, und hat also Hz. Heinrichs von Braunschweigh kriegsvolk an sich gehenkt, in Meinung, sich wie vorlaut zu rächen: dieweil er aber kain Gelt gehabt und das kriegsvolk auch arm gewesen, hat er gedacht sich an denjenigen die der magdeburgischen Rebellion etwas anhängig gewesen zu erholen, dieweil sie daselbst nit wol sündigen können" — — (Brüss. Archiv.)

1) Dreyhaupt Saalkreis I, 272 gedenkt des Vorgebens, daß Georg vertrieben werden solle.

2) Spangenberg Eislebische Chronik I, 461.

barten Kreise sich mit den Kosten eines so schwierigen Unternehmens beladen: sie riefen die Hülfe des Kaisers und der Reichsstände an, die damals eben in Augsburg versammelt waren.

Wie wichtig der gewonnene Vortheil erschien, mag man daraus abnehmen, daß die sächsischen Gesandten nicht warten mochten, bis die Vesper aus war, der König Ferdinand beiwohnte, sondern während des Gottesdienstes demselben ihre Nachricht mittheilten[1]). Alles erfüllte sich mit neuen Erwartungen und Plänen.

Im Fürstenrathe ward der Wunsch geäußert, daß der Kaiser selbst, der den Krieg früher so glücklich geführt, auch den Reliquien desselben, der magdeburgischen Rebellion, unterstützt vom Reiche, ein Ende machen möge. Man begreift es sehr wohl, wenn unter andern Herzog Heinrich dafür war: gegen Braunschweig hätte ihm nichts besser zu Statten kommen können: merkwürdig aber, wie weitaussehende Gedanken sich von andern Seiten her daran knüpften. Die Bischöfe hofften, daß eine neue Waffenthat des Kaisers die vollkommene Herstellung ihrer Gerichtsbarkeit und der geistlichen Güter zu Folge haben werde; der Deutschmeister hegte die Meinung, daß die Eroberung von Magdeburg dem Orden noch den Weg zu einer Restauration in Preußen bahnen dürfte[2]). In Preußen und Polen verlor man wirklich die Bewegungen des Ordens keinen Augenblick aus dem Gesichte; man wollte wissen, der Deutschmeister lege alle Jahr die Hälfte seiner Einkünfte zurück, und habe schon eine bedeutende Baarschaft in Lübeck, um demnächst einen Anfall zu versuchen; es waren Anordnungen getroffen demselben zu begegnen.

Indessen fühlte sich der Kaiser weder unbeschäftigt noch gesund genug, um auf diese Gedanken einzugehn: nochmals einen deutschen Krieg auf seine eignen Kosten zu unternehmen, war auch er nicht geneigt. Er stimmte bei, wenn am Reichstag der Beschluß durchging, daß der Krieg im Namen und auf Kosten

1) Franz Kram vom 28sten September. (Dr. A.)

2) Franz Kram 13 Nov. „Der Deutzschmeister verhofft nach dis orts vorrichter sache zu Preussen zu kommen, dan er one das wenig trost sihet das Ime das Reich oder auch Kf. Mt Itziger Zeit helffen werde."

des Reiches, durch Churfürst Moritz, geführt werden sollte. Er bewilligte selbst, daß das Geld hiezu fürs Erste aus dem indeß aufgebrachten und in den Legestädten gesammelten Vorrath genommen werden sollte. Dagegen versprach man auch ihm, zur Ersetzung des Entnommenen zu schreiten, sobald man nur ungefähr wisse, wie viel die Belagerung kosten werde; und setzte hiezu sogleich eine besondre Versammlung an[1]). Das Geld sollte dem Churfürsten nicht in die Hand gegeben, sondern von einem Reichspfennigmeister verwaltet werden: Lazarus Schwendi ward als kaiserlicher Commissarius in das Lager geschickt.

Es war nicht ein Executionskrieg, wie ihn öfter ein und der andre Fürst übernommen, sondern ein förmlicher Reichskrieg, nur unter dem Oberbefehl eines mächtigen Fürsten, von dem man jedoch hiebei in Erinnerung brachte daß er zugleich Reichserzmarschall sei, durch welchen Magdeburg angegriffen ward. Wenn es unterlag, so wurden die Reichsordnungen in Bezug auf Concilium und Interim auch an dieser Stelle durchgesetzt.

Doch hatte Moritz auch ein eigenes Interesse gegen Magdeburg. „Von keinem andern Orte im Reiche," schreibt ihm Carlowitz, „sind E. Churf. Gn. mehr gelästert und geschmäht, ihre Unterthanen mehr zu Widerwillen verhetzt worden, und sind in Zukunft bösere Practiken, größere Widerwärtigkeiten zu erwarten[2]): Niemand auf der Welt liegt mehr daran, daß die Stadt gedemüthigt und gezüchtigt werde."

Am 28sten November gelang es dem Churfürsten sich der Neustadt zu bemächtigen, die von ihrem besondern Rath nicht mit gehöriger Vorsicht bewahrt wurde[3]): wo er sich dann auf

1) Briefe und Acten sind davon voll, wie schwer man dazu schritt. Arras erklärte: „das die kf. Mt von dem vorrath keinen heller nhemen würde lassen, die ersetzung wurde dann itzo alsbald und auf kurtze fristen gewilliget." Carlowitz an Moritz 9 Dec. (Dr. A.)

2) 8 März. „es sey dieser Ort, daraus E. Ch. G. und ire unterthanen sich hinfuro mherer widerwertikeit, boser Practiken, hinderlist, unterschleuff irer widerwartigen und alles boses mher dan sonst aus keiner andern Stadt im Rich zu besorgen haben."

3) Besselmeier Historie des Magdeburgischen Krieges: „dann sie denselbigen Tag eben den Rath verändert und newe Herrn gemacht hatten, derhalben sie große Gastung und Schlamp gehalten." Hortleder II, IV, 18, 6.

das beste befestigen konnte. Damit nicht etwas Aehnliches in der Sudenburg geschähe, eilten die Belagerten sie abzubrechen. Aber hierauf wendete sich nun der ganze Anfall wider die Altstadt selbst; in Kurzem war sie mit Blockhäusern, Schanzen, Blendungen und andern Werken eingeschlossen, und alles schien zu einer Entscheidung zu reifen.

Rathmannen, Innungsmeister und Gemeine der alten Stadt Magdeburg waren entschlossen dieselbe Gott vertrauend zu erwarten.

Moritz hatte ihnen Vorschläge gemacht, so vortheilhaft, daß man am Reichstag überzeugt war, er werde sie bei dem Kaiser nicht durchsetzen: das freie Bekenntniß der reinen Lehre nach der augsburgischen Confession und die Bestätigung aller ihrer Freiheiten; da er aber die Bedingung hinzufügte, daß sie alsdann eine Besatzung von Seiten der verbündeten Fürsten würden aufzunehmen haben, so erhob sich in ihnen der Verdacht, der an den oberländischen Begebenheiten seine Begründung fand, daß diese sie doch mit der Zeit zu dem was der Kaiser begehre zwingen und nicht lange bei der reinen Religion und ihren Freiheiten lassen werde[1]). Sie antworteten, sie würden eher sterben als dieser Gefahr sich aussetzen. Von den Theologen, die vor dem Interim weichend bei ihnen Aufnahme gefunden, wurden sie mit der stolzen Meinung durchdrungen, allein bei ihnen habe Gottes Wort noch eine sichere Freistätte: wer sie bekämpfe, der stehe dem Widerchrist bei. Das Gefühl für Gott zu streiten, erfüllte sie auch nach allen den erlittenen Niederlagen ihrer Glaubensgenossen mit der heldenmüthigen Zuversicht, er werde sie nicht untergehn lassen. Bürger auf der Wache sahen himmlische Gesichte, die sie mit tröstlichen Zusagen erfreuten. Sie trugen kein Bedenken die zahlreiche Einwohnerschaft der Sudenburg, obwohl sie zur Vertheidigung nicht viel beitragen konnte, bei sich aufzunehmen; längst hatten sie sich auf einen

1) Der von Magdeburgk verantwortung alles unglimpffs 13 Dec. 1550. „dahin denn jtziger Zeit -- die höchsten radtschlege vnd handelungen gerichtet werden, das Tridentinische, Bepstliche, Widderchristische -- Concilium zuuerfolgen vnd continuiren, vnnd mitler Zeit das Gottlose verführische Interim anzunemen, vnnd das alle Gottes diener sich von den Bapstlichen Bischoffen sollen weihen, verhören vnd abilitiren lassen vnd sich jnen unterwerffen."

Fall dieſer Art vorbereitet, ſie waren auf mehrere Jahre mit Lebensmitteln verſehen. Auch übrigens war die Stadt in gutem Vertheidigungsſtand; noch unter den Augen des Feindes ward ein neues Bollwerk, von ſeinem Erbauer genannt der Heideck, errichtet. Alle Thürme waren mit Schlangen und Falkoneten beſetzt, die man zum Theil aus dem Metall der aus den Klöſtern weggenommenen Glocken gegoſſen: auf dem oberſten Umgang an den Domthürmen, 433 Stufen hoch, hatte man ihrer vier aufgepflanzt; am beſten wirkten die Geſchütze auf dem St. Jacobi Thurm, von dem Büchſenmeiſter Johann Kritzmann geleitet, von dem man ſagt, es ſei ihm ſelten Jemand entgangen den er im Felde erblickte. Die geworbenen Truppen und die Bürger verpflichteten ſich eidlich zu gegenſeitiger Hülfleiſtung und Treue, und auf das beſte haben ſie ihren Schwur gehalten. Von welcher Art Enthuſiasmus ſie erfüllt waren, zeigt die Meinung die ſich unter ihnen verbreitete, der Feind ſehe bei ihren Ausfällen einen Helden auf weißem Roß vor ihnen daherziehen; ſie bildeten ſich nicht ein, ihn ſelber zu erblicken: das litt die proteſtantiſche Wahrhaftigkeit nicht; aber ſie meinten, der Feind werde durch göttlichen Schrecken mit Zaghaftigkeit geſchlagen[1]). Und ganz glücklich ging es ihnen mit ihren Ausfällen. Am 19ten December überraſchten ſie die ſtiftiſchen Truppen bei einem Gelage, nahmen mehrere hundert Mann gefangen, Edelleute und Gemeine, und führten den Stiftsbanner mit dem St. Moritz mit ſich fort. Da der Churfürſt eben einem Kriegshaufen entgegengezogen war, der ſich im Gebiete von Verden ſammelte, ſo hielt es Georg von Meklenburg für ſeine Pflicht dieſen Schimpf der Belagerer zu rächen. Er wagte ſich aber dabei ſo kecklich vor, daß er ſelber in die Hände der Feinde fiel (20 Dec. 1551); unter ungeheurem Getümmel — gern hätten die Weiber den Tod ihrer Männer an ihm gerochen — ward er in des Kämmerers Haus zum Lindwurm in Gewahrſam gebracht. Bald darauf ward freilich dagegen in dem feindlichen Lager Freude geſchoſſen, weil jener Haufe zerſtreut worden, von dem man eine Gegenwirkung beſorgt hatte; Churfürſt Moritz kam von

1) Merckel fügt ſogar hinzu, ſie mögen ſelbſt wiſſen ob es wahr iſt.

seinem Zuge wieder und schlug zu den vier bereits vorhandenen ein fünftes Lager vor der Stadt: die Scharmützel gingen nicht immer glücklich: auch die Geschütze der Feinde machten Wirkung, und fällten unter andern die Zinnen des Jacobi Thurmes; nach und nach dachte man doch daran, ob man nicht die Armen zu entfernen habe; man fühlte die Gefahr in der man sich befand.

Und nun läßt sich denken, welche Theilnahme dieser Kampf, eben das Schwanken des Kriegsglücks und die Ungewißheit der Entscheidung bei so viel Muth und Tapferkeit in der Nation erregte. Wir haben heitere und ironische Volkslieder in alten schwungvollen Weisen übrig, worin der Widerstand gepriesen ward, den das hochgewehrte Haus, die werthe Stadt den fremden Gästen leiste, den Pfaffenknechten: „will der Kaiser den Wein trinken der auf dem Markte zu Magdeburg im Fasse liegt, so muß er selbst ein Landsknecht werden; will Herzog Moritz die goldnen Schwerter haben, die ihn erst zu einem Churfürsten machen, so muß er sie da von den Mauern holen; indessen winden die Jungfrauen ihre Kränze für den alten Churfürsten, dessen Gemahlin und den Grafen Albrecht, der das Beste gethan." Roger Asham versichert, in Augsburg rede man von nichts weiter als von der magdeburgischen Sache: jede andre trete dagegen zurück. Ihm als einem Classisch-gebildeten stellen sich Papst und Kaiser als die mythologischen Ungeheuer dar, als Cerberus und der spanische Geryon, die nur diese Eine Stadt zu unterwerfen wünschen. Werden die Pforten der Stadt erbrochen, so wird jener wieder in Deutschland herrschen, dieser in ganz Europa.

Der Kaiser seinerseits ließ nicht in Zweifel, welche Folgen die Ausbreitung seiner Herrschaft in Deutschland haben würde.

In Augsburg wurden die Protestanten von dem Kriegsvolk das ihn umgab, als Besiegte behandelt. Während der Predigt in der Kirche zum heiligen Kreuz ergötzten sich die Italiener die dort in das Kloster einfuriert worden, mit Ballspiel: der Ball fiel unter das zuhörende Volk auf dem Kirchhof. In St. Ulrich zerbrachen die Spanier Kanzel und Stühle; dem Stadtvogt mit seinen Leuten, die ihnen Einhalt thun wollten, setzten sie sich mit bloßer Wehre entgegen; man bemerkte daß

nicht alle gemeine Söldner waren: einen Trabanten des Prinzen Don Philipp unterschied man unter ihnen. Dagegen sah man wieder die Processionen mit ihren Glöcklein und Lichtern durch die Straßen ziehen; wehe dem der sie beleidigte. Eine Handwerkerfrau, die sich spöttisch verlauten ließ, ob dieser Gott nicht ohne Lichter sehe, wurde erst in die Eisen geschlagen, dann aus der Stadt verwiesen: hätte sich Königin Maria nicht ihrer angenommen, so wäre ihr noch Aergeres geschehen. Auf das strengste ward darüber gehalten, daß Freitag und Sonnabend nur Fastenspeisen auf die Tische kamen. Die Schulmeister wurden angewiesen, nichts zu lehren was nicht entweder der alten Religion oder dem Interim gemäß sei, und ohne Gnade abgesetzt wenn sie sich dessen weigerten. Vier Lehrer in der lateinischen Schule, neun in der deutschen, sogar einige Lehrerinnen waren standhaft genug dieß Schicksal über sich ergehn zu lassen. Und mit entsprechendem Ernst wurden die Prediger vorgenommen. Vor dem Bischof von Arras wurden sie examinirt, ob sie auch glauben daß unter Einer Gestalt das Sacrament so gut mitgetheilt werde wie unter beiden; wie viel Sacramente sie überhaupt annehmen. Da ihre Erklärungen sehr evangelisch lauteten, wurden sie angewiesen binnen drei Tagen beim Schein der Sonne die Stadt zu räumen; sie mußten schwören in den Grenzen des heil. Reiches niemals wieder zu predigen oder priesterliche Handlungen zu verrichten, auch niemals Jemand die Gründe ihrer Ausweisung mitzutheilen[1]). Wo die Mönche nicht selbst das Wort wieder ergriffen, wurden doch nur solche Prediger geduldet welche sich genau an das Interim hielten. Der Kaiser nahm an diesen Dingen mit einem Eifer Antheil, als wenn seine ganze Autorität davon abhinge. Es blieb ihm nicht unbekannt, wenn ein Bürger von Ulm eines seiner Kinder auch nur außerhalb der Stadt nach evangelischem Ritus taufen ließ; er drang darauf, daß derselbe dafür aus dem Rathe entfernt wurde. Er verweist es dem Rathe, wenn er einem ver-

1) Abschaffung der evangelischen Predigeanten zu Augsburg und was davor mit inen geredt gehanndelt und von den kayſ. rethen auferlegt worden ist. 26 Aug. 1551. In der grüntlichen und ordentlichen beschreibung, aus der auch unsre andern Nachrichten stammen.

jagten Prediger, der ein Handwerk treiben will, das Bürgerrecht gewährt hat. Von allen Seiten wurden die Prädicanten zusammengefordert, um denselben Verpflichtungen unterworfen zu werden, die in Augsburg auferlegt worden. Da die regensburgischen nicht erschienen, ließ der Kaiser die Rathsherrn von Regensburg vor sich bescheiden und eidlich verpflichten, niemals einen Prädicanten anzunehmen, der nicht zuvor bei Gott und den Heiligen gelobe sich der alten Religion und dem Interim gemäß zu halten.

In weiten und weitern Kreisen zeigten sich verwandte Bestrebungen. Der Erzbischof von Mainz lud wohl die hessischen Prediger auf seine Provinzialsynode. Was die Magdeburger fürchteten geschah wirklich anderwärts. Die hohe Geistlichkeit machte in den Städten den Versuch, den niedern Clerus wieder einzusetzen und überhaupt die alten Verhältnisse zurückzuführen.

Auch in den Reichsgeschäften hielt der Kaiser ein Verfahren ein, das allem Herkommen widersprach und das Selbstgefühl der Fürsten aufregte.

In einem Gutachten über die Ersetzung des Vorrathes hatten die Stände einige ihrer Beschwerden doch etwas deutlicher als am vorigen Reichstag, aber noch immer sehr bescheiden zur Sprache gebracht, z. B. die Anwesenheit spanischer Truppen im Reiche, das bewaffnete Geleit mit welchem der Kaiser am Reichstag erschienen war, die mancherlei Hülfsleistungen die sie in den letzten Jahren aufgebracht. Der Kaiser nahm dieß nicht wenig übel: schon den Ständen im Allgemeinen gab er zu erkennen, daß er ihren Aufsatz unbillig finde und sich darüber etwas bewegt fühle; hauptsächlich aber wandte er sich an die Churfürsten. Die beiden persönlich anwesenden, Mainz und Cöln, und von jedem der andern der vornehmste Rath mußten ihm in das Innere seiner Gemächer folgen, wo er mit dem König feierlich Platz nahm und dann durch den Bischof von Arras vortragen ließ, mit welchem Mißvergnügen er bemerke daß gerade sie die Hartnäckigsten in der ganzen Versammlung seien: ganz ohne Grund sei was sie in der übergebenen Schrift ausgeführt: nur unbedeutend erscheine die Reichshülfe, wenn man sie mit den überschwenglichen Unkosten vergleiche die er

selber zur Aufrechterhaltung des Reiches aufgewendet: der letzte Krieg habe ihm über 60 mal hundert tausend Gulden gekostet, und noch sei nicht so guter Friede, daß er des ohnehin nicht zahlreichen Kriegsvolkes das er noch im Reiche habe, entbehren könnte: man möge nur rückwärts sehen, so werde man wohl finden daß auch andre römische Könige und Kaiser Truppen an die Reichstage mitgebracht: er der Kaiser trachte nach nichts als daß die Gebühr im Reiche geschehe, und er wolle nur wünschen daß auch kein andrer sich seine Privathändel irren lasse.

„Gnädigster Churfürst und Herr," schreibt der brandenburgische Gesandte an Joachim II, „wir können nicht unterlassen Ew. Churf. Gn. anzuzeigen, daß die beiden Churfürsten, die anwesenden Fürsten und die Räthe der abwesenden über dieses unerhörte Verfahren entsetzt sind; wer dazu gerathen, hat es schlecht verstanden, und wär es auch der kluge Arras gewesen."

Großes Aufsehen machte eine Differenz die über die Belehnung des Prinzen Philipp mit den Niederlanden ausbrach. Der Kaiser hatte die Absicht seinen Geburtstag mit diesem Act zu feiern, und ließ eine prächtige Bühne dazu herrichten. Allein der Lehnbrief den er darüber aufsetzen lassen, wich so sehr von dem Herkömmlichen ab, daß die Churfürsten Bedenken trugen ihn anzunehmen. Bei einer und der andern Provinz war mit absichtlicher Unbestimmtheit von der Oberlehnsherrlichkeit des Reiches die Rede; für alle insgesammt war der Anspruch erhoben daß sie auch durch Frauen vererbt werden sollten. Die kaiserlichen Minister entschuldigten das erste damit, daß die alten Lehenbriefe verloren gegangen, und man nicht mehr genau wisse was zum Reiche gehöre: das zweite mit dem Wunsche die Niederlande auf immer ungetrennt beisammen zu halten. Allein damit war der Erzcanzler des Reiches nicht zu befriedigen: er wandte ein, wenn der Kaiser z. B. Geldern nicht ausschließlich als Mannslehen anerkenne, so mache er seine eignen Rechte daran zweifelhaft. Ein Widerspruch der so gut begründet war, daß der Kaiser sich entschließen mußte den Lehnstuhl wieder abtragen zu lassen. Wollte er seinen Sohn belehnen, so mußte er es in seiner Wohnung thun [1]).

1) Dispaccio Fiorentino 26 Febr. Carlowitz an Moritz 16 Fe-

Einen allgemeinen Widerwillen erweckte das Betragen der Spanier: — „obwohl ihrer nur eine Handvoll ist," sagt eine Augsburger Chronik, „so treiben sie doch allen Muthwillen ohne daß ihnen jemand einredet oder sie daran hindert: sie machen daß in Augsburg niemand mehr Herr und Meister ist weder über Leib und Gut noch über Weib und Kind;" — durch ihre nationale Anmaßung fühlten sich die Deutschen gehöhnt. Bei einem Gastgebot, dem der sächsische Gesandte beiwohnte, beklagten sie sich daß ihr Prinz in der Capelle unter den Churfürsten stehe: man wisse in Deutschland wohl nicht was ein Prinz von Hispanien bedeute oder vermöge. Ohne Hehl ließen sie sich vernehmen, das Kaiserthum könne ihnen nicht entgehn: der Churfürst von Cöln sei eine Creatur des Kaisers, Mainz der Rath desselben, Pfalz ein noch nicht ganz ausgesöhnter Feind der nichts verweigern dürfe, Sachsen durch die empfangenen Wohlthaten gefesselt, Brandenburg, das nicht die Mittel habe seinen churfürstlichen Stand aufrecht zu halten, werde mit 100000 Gulden und etwa der Versicherung der Stifter zu gewinnen sein, mit Trier wolle man schon fertig werden: wollte Gott die Churfürsten wären nur alle zugegen: sähen sie das Angesicht des Kaisers, würde man ihnen freundlich zusprechen, mit ihnen bankettiren, so wäre alles ausgerichtet. Bei jener Vorhaltung in den kaiserlichen Gemächern hatte man Alba und Arras über die betroffenen Fürsten und Räthe lachen sehen; die Spanier spotteten über die Sorglosigkeit des Landgrafen, der Thor genug gewesen sei sich mit guten Worten in Haft bringen zu lassen.

„Dahin," ruft der brandenburgische Gesandte, Christoph von der Straßen, aus, „ist es mit den Deutschen gekommen,

bruar. Außer den beiden obigen Puncten hatten die Deutschen noch eingewendet, daß die Lehnsberechtigung auch auf die natürlichen Nachkommen ausgedehnt werde. Sie verstanden darunter Bastarde. Darin aber hatten sie ohne Zweifel Unrecht; die kaiserlichen Minister erwiederten: „das Wort natürliche Erben wollten sie nicht uff Pastarden verstehen, sondern es solle zu dem Wort legitimis gehoren und an dasselbig gehangen seind: wie man auch sage: natürlicher Herr." Marillac bemerkt daß darüber grande mocquerie entstanden. Je scai au vray que l'investiture que l'empereur bailla au prince d'Espagne sous la cheminée estait des pays bas se reservant l'administration durant sa vie.

die sonst von allen Nationen gefürchtet waren: jetzt spottet man ihrer, Gott seis geklagt." Er widerräth seinem Herrn nach Augsburg zu kommen, so sehr der Kaiser darauf dringe und so sehr die Wendung welche die religiösen Angelegenheiten nehmen, es sonst wünschenswerth machen würde. „So viel vermerken wir, die Spanier wollen einen Fuß ins Reich setzen; es gilt Euch Herren, wir bleiben immer arme Gesellen[1])."

Eine andere Angelegenheit von allgemeiner Bedeutung bildete die noch immer fortdauernde Gefangenschaft des Landgrafen Philipp von Hessen.

Während des ersten Reichstags zu Augsburg war er zu Nördlingen, Heilbronn und Hall in Schwaben von Spaniern bewacht, alsdann den Rhein hinab nach den Niederlanden geführt und zu Oudenarde in engem Gewahrsam gehalten, endlich im Sommer 1550 nach Mecheln gebracht worden. Auch in der Gefangenschaft ward Philipp als der regierende Herr seines Landes betrachtet; über alle wichtigen Landesangelegenheiten ward an ihn berichtet. Das hinderte jedoch nicht, daß er sich nicht zuweilen die unwürdigste Behandlung hätte gefallen lassen müssen. Man hat dem Schreiber dem er einen Brief dictirte, das Blatt aus der Hand gerissen, einen Bettler dem er, als er seiner vom Fenster aus ansichtig ward, ein paar Stüber hinunterschickte, nicht ohne Züchtigung weggetrieben; der spanische Hauptmann hat die Speisen die an einem Fasttag auf die fürstliche Tafel getragen wurden, auf den Boden geworfen und beschimpfende Worte hinzugefügt. Man sollte nicht so oft tadelnd darauf zurückkommen, daß Philipp sein Unglück bei weitem nicht mit der großartigen Gelassenheit getragen habe, die wir an dem Churfürsten bewundern. Die Lage der beiden Fürsten ist schon an sich sehr verschieden. Der Churfürst war in der Schlacht gefangen und bereits zum Tode verurtheilt gewesen; der Landgraf, wenn wir ja nicht sagen wollen, durch Betrug, doch durch Täuschung in die Hände des Kaisers gerathen. Da hat er allerdings Augenblicke gehabt, wo der

1) Christoph von der Straßen, Doctor und Ordinarius, Mittwoch nach Nativitatis Mariä 10 Sept. Der Brief ist von dessen Hand; zugleich hat sich Timotheus Jung unterschrieben.

Wunsch wieder frei zu werden und Einreden seiner Umgebung ihn zu einer unbedingten Nachgiebigkeit vermocht haben, z. B. in Sachen des Interim: er hat sogar der Messe einmal beigewohnt; aber diese Anwandlungen gingen bald wieder vorüber: in seinem Gefängniß hörte man ihn doch mit heller Stimme geistliche Lieder singen. Er ließ sich Schriften der Kirchenväter geben: besonders las er Augustinus gern; es machte ihm Vergnügen, wenn ihn gelehrte Katholiken besuchten und mit ihm die Controversen beider Theile, etwa über die Lehre von der Rechtfertigung oder das Papstthum oder die Anrufung der Heiligen, durchsprachen. Aus der Ferne ermahnt er dann seinen ältesten Sohn, bei dem Evangelium zu verharren, es koste gleich Leib oder Gut, die flüchtigen Prädicanten zu unterstützen. Auch andre gute Ermahnungen fügt er hinzu: z. B. er möge sich vor einem unreinen Leben hüten, Jedermann Gleich und Recht angedeihen lassen[1]). In seinem Gefängniß gedenkt er des Zustandes der armen Gefangenen in seinem Lande und bringt die Verbesserung desselben in Anregung. Er vergißt des Thieres nicht das ihn in glücklichern Tagen getragen hat, das er jetzt bis zum Tode zu füttern befiehlt, noch des treuen Hundes, den er seinem Sohne, denn er könne ihm wohl noch eine Ente fangen, zuschickt: „laß aber wohl aufsehen," sagt er, „daß ihn die großen nicht todt beißen, laß ihn in deiner Kammer schlafen." Seine Seele lebt in der Heimath; sie nährt sich in diesen Erinnerungen und Sorgsamkeiten geringfügiger Art; nach so viel stürmischer Thatkraft im Glück entwickelt sie Milde und Treue im Unglück. Von dorther entsprach man ihm mit gleichem Verlangen. Alles was wir von seiner Gemahlin hören, zeigt eine grundehrliche, durch nichts erschütterte Hingebung. Aber weder die Erfüllung der Capitulation, noch jene religiösen Annäherungen, noch die Anwesenheit des Prinzen von Spanien, der doch seine Verwendung versprochen hatte, vermochten seine Fesseln zu lösen. Man hat dem Kaiser angeboten, das Land fürs Erste zu theilen, so daß Philipp, im Besitz nur der einen Hälfte, während die andre an seinen Sohn fallen möge, gewiß

1) Auszüge aus seinen Briefen bei Rommel II, 530—550.

unschädlich sein werde; er selbst fügte hinzu, er wolle dem Kaiser ein Jahr lang im Felde dienen und sich niemals wieder von ihm sondern: — Alles vergeblich. Vielmehr verlautete wohl, der Kaiser werde der hallischen Capitulation nachgekommen sein, wenn er den Gefangenen auch erst in seiner letzten Stunde freigebe. Auf eine neue Verwendung der Churfürsten am Reichstage von 1550 erfolgte abermals eine abschlägliche Antwort. Verzweifelnd, jemals losgelassen zu werden, faßte der Landgraf den Gedanken, zu entfliehen. Es gelang wirklich durch einen jungen in Antwerpen stehenden Kaufdiener aus Hessen, auf dem ganzen Weg von Mecheln nach dem hessischen Gebiete Posten zu legen, d. i. nach dem Sprachgebrauch jener Zeit, von 4 Meilen zu 4 Meilen frische Pferde bereit zu halten; mit den raschesten und sichersten stellte sich der Zeugmeister Hans Rommel in Mecheln selber ein: er hatte einige handfeste Leute, welche diejenigen zurückhalten sollten, die dem Fliehenden nacheilen würden: und schon waren alle nöthigen Vorbereitungen getroffen, um den Fürsten aus einem Garten der an den Hofraum seines Gefängnisses stieß, zu entführen, als die unglückliche Furchtsamkeit eines Dieners, der im Voraus für sich selber eine Zuflucht suchte, noch in dem letzten Augenblick das Vorhaben an den Tag brachte[1]). Es liegt in der Natur der Sache, daß der Gewahrsam des Fürsten nun doppelt streng wurde. Der Kaiser, der namentlich die Aufstellung jener Leute für einen Eingriff in seine landesherrliche Gerichtsbarkeit erklärte, sagte wohl, er habe Ursach, sich noch andrer Gestalt zu erzeigen als bisher. Der Landgraf verlor nun vollends seine deutschen Diener und ward überhaupt recht eigentlich mißhandelt; bittere Thränen des Unmuths stiegen ihm über die Art und Weise in die Augen, wie man bei den Vernehmungen mit ihm, einem Reichsfürsten, umging. „Ich will lieber todt sein," schrieb er, „als länger gefangen." Wenn er angiebt, daß man ihn nach Spanien zu führen beabsichtige, so darf man dieß für keine Ein-

1) L'escrit du paige (Wersebe) bei Duller Neue Beiträge zur Gesch. Philipps des Großmüthigen p. 119.

bildung halten: es ist gewiß, daß der Kaiser dazu entschlossen war [1]).

Wäre es auch nur aus Mitleid gewesen, so hätten schon darum die deutschen Fürsten sich des Landgrafen in dieser Bedrängniß annehmen müssen. Aber die beiden Churfürsten Brandenburg und Sachsen hatten überdieß eine vertragsmäßige Verpflichtung dazu; wiewohl der Kaiser dieselbe für nichtig erklärte, konnten sie sich ihrer doch noch nicht erledigt glauben. Ihre Gesandten bereisten die verschiedenen deutschen Höfe, um auch alle andern zur Theilnahme an einer allgemeinen Fürbitte zu vermögen. Im October 1551 vereinigten sich hiezu in Augsburg oberländische und niederdeutsche Abgeordnete, von Meklenburg, Holstein, den pfalzgräflichen Höfen, Würtemberg, Baden [2]); die welche keine Gesandten geschickt, Lauenburg, Lüneburg, gesellten sich wenigstens durch feierliche Anschreiben hinzu; auch diejenigen traten bei, die sich bisher eher feindlich gehalten, Baiern, wo ein sehr förderlicher Regierungswechsel eingetreten war, Oestreich selbst, das deutsche, in dem Bruder des Kaisers. Es waren beinahe sämmtliche weltliche Fürsten: die Sache des Landgrafen erschien als die Sache des deutschen Fürstenthums.

Unter diesen Vorgängen breitete sich über die verschiedenen Landschaften und Bekenntnisse das Gefühl aus, daß das alte freie Germanien überwältigt sei und gegen seinen Willen nach einem ihm widerwärtigen Ziele geführt werde.

Der Haß der ursprünglich den Spaniern allein gegolten, fiel allmählig auch auf den Kaiser. Er soll es selbst bemerkt und dem Herzog von Alba wegen der Vernachlässigung der Mannszucht unter seinen Leuten, die solche Folgen nach sich ziehe, Vorwürfe gemacht haben. Genug aber, es war so. Als er im Mai 1551 von Augsburg nach Tyrol ging, fand man

1) In einem Schreiben des Kaisers an Maria vom 6ten März ist darüber ganz unumwunden die Rede. **Etant deja resolu de faire transporter le landgrave en Espagne.**

2) Die Instruction der Gesandten an den Kaiser ist auf einer Zusammenkunft der brandenburgischen Abgeordneten (Ad. v. Tr. und Lamp. Distelmeier) mit den sächsischen Räthen, Dresden Dienstag nach Galli, berathschlagt worden.

dort einen Anschlag des Inhalts: die Römisch Kaiserliche Majestät begehre, man wolle die Thränen, so wegen J. Majestät, ihres Sohnes und der Spanier Abreise fallen würden, fleißig sammeln; J. Maj. bedürfe derselben zur Arznei und werde sie mit indischem Golde theuer bezahlen.

Von den deutschen Fürsten traf ein ähnlicher Haß besonders Moritz von Sachsen, der an seinem Vetter, an seinem Schwiegervater, an der gemeinschaftlichen Sache zum Verräther geworden sei und sich jetzt auch wider Magdeburg gebrauchen lasse. In gereimten Sprüchen ward er redend eingeführt, mit dem Bekenntniß daß er das Evangelium verläugnet habe. „Schwert und Rautenkranz führe ich: wie ichs gewonnen, als werds verlieren ich[1])." In hochdeutschen und plattdeutschen Chroniken erscheint sein Name mit gehässigen Beiworten. Schon fühlte er in seinem eigenen Lande den Boden unter seinen Füßen erzittern. Seine Ritterschaft hatte ihm förmlich verweigert gegen Magdeburg Hülfe zu leisten, und wie berührt, man wollte wissen sie richte ihr Augenmerk auf den jüngern Bruder, Herzog August. In den Städten und auf dem Lande in Sachsen machte die Beweisführung der Magdeburger daß ihre Sache Gottes Sache sei, vielen Eindruck. Moritz ist von seinen Amtleuten erinnert worden, wenn er in Glaubenssachen auf die bisherige Weise vorschreite, so werde ihm von hundert Menschen nicht einer gehorsam bleiben.

Mit neuem Eifer schaarten sich die Geister, und vielmehr eben darum, weil ihnen eine Richtung nach der entgegengesetzten Seite gegeben werden sollte, um das Banner des evangelischen Glaubens. Nie waren die Kirchen in den Städten, wo die Predigt noch erscholl, gefüllter gewesen; wir vernehmen von Augsburg, Straßburg, Regensburg, daß die katholische Geistlichkeit verzweifelte das Volk ohne Gewalt im Zaum zu halten; so wird es auch anderwärts gegangen sein. In den

1) Ein Spruch von Hertzog Moritzen von Sachsen; der zuerst in Augsburg zum Vorschein kam, von dem man aber meinte, er sei aus Sachsen gekommen. „Herzog Moritz von Sachssen heiß ich, den namen mit der that hab ich; mürrisch und störrisch bin ich; aigenköpfisch, hochfartig, tyrannisch bleib ich" etc.

Kirchengebeten durfte man begreiflicher Weise Magdeburg nicht nennen: aber der dortige Kampf war die große Angelegenheit welche die Gemüther beschäftigte: man bediente sich allgemeinerer Ausdrücke, die jedoch keine andre Beziehung haben konnten als eben auf diesen Kampf.

Und indessen triumphirte der Bischof von Arras, daß ihm an dem Reichstage alle seine Pläne, besonders in religiöser Beziehung, gelungen: von den verjagten Predigern rede man so wenig als seien sie nie da gewesen. In diesem Lande, rief er aus, sei alles möglich.

In der That, noch vieles hatte er vor.

Ihm konnte wohl nicht verborgen sein, wie man die Successionsentwürfe in Deutschland ansehe. „Ich finde Niemand," schreibt selber Carlowitz, „weder hohen noch niedern Standes, unter den Deutschen, der damit zufrieden wäre." Ohne die mindeste Rücksicht darauf setzte der Hof die Unterhandlungen mit dem größten Eifer fort, und wandte alles an, um den Widerstand zu brechen den der junge Maximilian noch leistete, und die Churfürsten endlich zu gewinnen. Mit Schrecken sahen die Vaterlandsfreunde einen Transport indischen Geldes aus Spanien ankommen. Sie meinten nicht anders, als das Geld solle dienen die Churfürsten zu bestechen. Sie fragten, ob es Jemand wohl wagen werde das Vaterland zu verrathen.

Und dazu kam nun die Erwartung der Beschlüsse des Conciliums. Mochten auch die schon abgefaßten Decrete reassumirt, und wie der Kaiser wünschte, in einem den Protestanten annehmbaren Sinne umgestaltet werden, so wäre man doch niemals über die Festsetzungen des Augsburger Interim hinausgegangen; diese wären vielmehr wahrscheinlich der katholischen Rechtgläubigkeit noch weiter angenähert und auf das strengste festgehalten worden. Dem starren Begriffe kirchlicher Einheit würde sich alles haben unterwerfen müssen[1]).

Tridentiner Beschlüsse, wenn auch nicht ganz wie sie später

1) Schon früher sagte Pighino, nach dem Auszug bei Pallavicini XI, 11, 16, es bleibe kein Mittel übrig als das Schwert. „vedevasi che ogni rimedio sarebbe indarno eccetto quello di ferro."

erfolgt sind, aber diesen doch ohne Zweifel überaus nahe verwandt, nachdem die Protestanten bei ihrer Abfassung zugegen gewesen, für sie verpflichtend, — und zu deren Handhabung ein Kaiser von der Macht und Gesinnung wie sie Philipp II entwickelt hat: — welch eine Aussicht! Carl dem V willkommen, dessen Politik in den letzten Jahren dahin gezielt hatte; aber eben so drückend und drohend für Deutschland, das unter diesen Umständen niemals das spätere Deutschland geworden, der freien geistigen Regung die sein Leben ausmacht verlustig gegangen wäre.

Eben hier, wo sie zusammentreffen sollten, schieden sich die Interessen des Kaisers und der deutschen Nation auf immer.

Hätte man nicht meinen sollen, die Nation in ihren verschiedenen Ständen beleidigt, in der Tiefe ihres Daseins angegriffen und in ihrer Zukunft bedroht, werde sich gegen die Gewalt von der sie so vieles litt und noch mehr fürchtete, plötzlich einmal wie Ein Mann erheben?

Das ist nicht ihre Gewohnheit. Durch die Mannichfaltigkeit der herrschenden Gewalten ist ihre Aufmerksamkeit von jeher zu sehr nach verschiedenen Punkten hin zerstreut gewesen, als daß dieß so leicht geschehen könnte. Auch sieht sie gern ihre Fürsten sich vorangehen.

Und in diesen fehlte es nicht an geheimem Widerstand und Regungen zu offenem.

Wohl merkwürdig, daß sich Absichten wie sie Kaiser Carl V hegte, zunächst ein deutsch-östreichisches und ein brandenburgisch-preußisches Interesse entgegensetzte.

Das erste beruhte auf dem Widerwillen gegen die Succession des Prinzen von Spanien. Ferdinand selbst hatte sich endlich gefügt, aber weder sein Sohn, auf den es eigentlich ankam, der dem jüngern Vetter sein Lebtag hätte nachstehn müssen, noch auch seine Räthe, welche die Verwaltung des Reichs bald an sich übergehn zu sehen und auf immer in der deutschen Linie zu befestigen hofften. Und auch mit Ferdinand stand der Kaiser nicht mehr in dem alten Vertrauen. Er nahm es übel, daß sich derselbe bei der Fürbitte für den Landgrafen betheiligte. Den Uebrigen gab er die schon oft vernommene Antwort, er wolle

sich in Gnaden erweisen, so viel nach Gestalt des Handels thunlich; seinem Bruder ließ er außerdem sagen, wenn er den Landgrafen befreie, müsse er auch Johann Friedrich loslassen[1]). Er wußte wohl, daß Ferdinand die Rückkehr dieses Fürsten nicht wünschte, der noch immer einen starken Anhang in Böhmen hatte.

In dem brandenburgischen Hause hatten sich die beiden thatkräftigsten Fürsten, die dem Kaiser im schmalkaldischen Kriege beigestanden, seitdem von ihm abgewendet: Albrecht von Culmbach, den zuerst die Hinrichtung Vogelsbergers verdrossen, worin er eine Verletzung der hergebrachten kriegsmännischen Ehre und Freiheit erblickte, und Johann von Cüstrin, der sich an dem Interim geärgert, es vom ersten Augenblick von Herzensgrund verdammt hatte. Markgraf Johann sah darin die Prophezeiung Carions erfüllt, daß im J. 1548 falsche Propheten aufstehn würden, und war entschlossen ihm zu widerstehn. Während das übrige Deutschland sich beugte, hat er wohl, fortfahrend wie er angefangen, wunderthätige Bilder zerstört, wie das zu Göritz. Johann Friedrich versichert in einem an Carl V gerichteten Gutachten, daß zu der Haltung des Hauses Brandenburg auch die preußischen Verhältnisse beigetragen. Eben in diesen Zeiten waren die Ansprüche der fränkischen Linie erneuert worden, und für die Mitbelehnung des Gesammthauses ein neuer Schritt geschehen. Die polnisch-preußischen Stände sahen in der Verbindung mit dem Hause Brandenburg eine Versicherung des Friedens mit dem Reich[2]), der sonst, wie wir wissen, bedroht war. Zu dem Kreise dieser Verbindung gehörte Johann Albert von Meklenburg, der wie Markgraf Johann sein mütterlicher Oheim, dem Interim zum Trotz die Reform fortsetzte, und sich in diesem

1) Granvella an die Königin Maria 13 December 1551. „pour picquer led. S^r roy pour avoir semblé a S. M. qu'il enclinoit trop a Sa dite Majesté." Ferdinand antwortete darauf: „Combien que les mots desd. lettres soient modestes comme toutefois, l'on y voit tres luyre quelque sentement, je crains que S. M. Imp^le ne le sente."

2) Schreiben des Landtags zu Graudenz ad festum Michaelis 1548. non esse aversandam conditionem, quin pacis autores in arctiora regni jura recipiantur. Lengnich Preuß. Gesch. II, docum. 1.

Augenblick mit der Tochter des Herzogs von Preußen verlobte. Nun hatte Johann Albrecht in jener Streitigkeit mit seinem Bruder Georg eine kleine Truppenschaar geworben, deren er für sich nicht mehr bedurfte, als Georg sich gegen Magdeburg wendete und dort stehen blieb. Aber weder für Meklenburg noch für Preußen wäre es rathsam gewesen, Magdeburg in die Hände von Kaiser und Reich fallen zu lassen. Es war ein Gedanke Markgraf Johanns, dem Kaiser wenigstens die Möglichkeit eines neuen Widerstandes zu zeigen, ihm wie er sagte „ein Blatt über die Füße zu welgern." Johann Heideck, der sich im oberländischen Kriege, dann in Magdeburg hervorgethan, und der junge Graf Volradt von Mansfeld erschienen plötzlich an der Spitze eines Heeres im Verdenschen; durch Vermittelung Johann a Lasco's empfingen sie von England — es ist die erste Rückwirkung der dortigen Religionsveränderung — insgeheim eine erwünschte Geldunterstützung.

Bei weitem zu gering jedoch war diese Macht, als daß sich etwas Durchgreifendes von ihr hätte erwarten lassen: sich geradezu und in eigenem Namen dem Kaiser zu widersetzen, dazu waren überhaupt die Verhältnisse des Hauses Brandenburg nicht angethan. Noch viel weniger hätte Ferdinand oder Maximilian, die durch alle denkbaren Bande gefesselt waren, dieß wagen können. Vielmehr kam alles auf denjenigen an, der durch seinen Uebertritt zum Kaiser den schmalkaldischen Krieg entschieden hatte, und der jetzt von allen Fürsten allein die Waffen gewaltig in der Hand hielt.

Moritz fühlte wohl schon von selbst die Gefahr einer Stellung die mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch ist. Schon längst schloß er sich nicht mehr so unbedingt der kaiserlichen Politik an. Er versäumte nichts was dazu dienen konnte, Maximilian durch geheimen Zuspruch in seinem Widerstand gegen die Successionsentwürfe des Kaisers zu bestärken; der ihn dafür für einen der besten Freunde erklärt die er auf der Welt habe. Es war von einer zwischen beiden Fürsten zu veranstaltenden Zusammenkunft die Rede, und die Schwierigkeit lag nur darin

sie dem Kaiser unbemerkt zu Stande zu bringen[1]). Bei den jungen Landgrafen ließ Moritz bereits anfragen, wenn zwei Augen sich zuthun würden und er dann etwas zur Erledigung ihres Vaters unternehme, wessen er sich zu ihnen versehen könne. Es war wohl nicht sein Ernst, bis zum Tode des Kaisers zu warten; die Landgrafen machten ihn aufmerksam, der könne noch manchen überleben: vielleicht zeige sich bald eine andre Gelegenheit, wenn der Kaiser über Meer gehe, oder wenn sich ihm diesseit ein neuer Krieg erhebe.

Auf diese letzte Wahrscheinlichkeit hatte vielleicht von allen Deutschen zuerst Markgraf Albrecht von Culmbach bei einer Anwesenheit in Weißenfels schon im Frühjahr 1550 die Aufmerksamkeit gelenkt. Er sagte, der eine von diesen Fürsten habe den Wahlspruch: Mehr, weiter! der andere zum Zeichen den zunehmenden Mond mit dem Worte „bis er voll wird": jeder wolle größer werden; aber der eine werde abnehmen, der andre, der die Welt noch nicht so gut gewitzigt habe, fortschreiten und wachsen; Heinrich II könne dem Kaiser wohl einen Schlag beibringen, so schlimm, als sein Vater jemals von diesem erlitten.

Seit dem Frieden Heinrichs II mit England konnte sich Niemand verbergen, daß ein Wiederausbruch des Krieges zwischen den beiden großen Mächten bevorstehe.

Wie aber wenn alsdann der König von Frankreich die Oberhand behielt? Er machte kein Hehl daraus, daß er sich der verjagten Fürsten und Kriegsmänner annehmen und sie zurückführen werde. Ein Vorhaben, voll Gefahr für Alle welche den schmalkaldischen Bund zerstören helfen und die Partei des Kaisers gehalten. Moritz ward erinnert, wie schlechte Nachbarn er an

1) Carlowitz mußte antragen: wenn Maximilian den Churfürsten „an einen geheimen Ort zu sich bescheiden mochte, so wolde E. Ch. G. (Moritz) derselbigen (S. Kgl. Würde) allerlei anzeygen, doran sie Gefallen tragen solle." Maximilian geht darauf ein, jedoch weil er mit seinem Vater nach Ungarn gehn solle, könne er sich „noch nicht entschließen, was wege und mittel zu gebrauchen, damit solches fuglich und unvormarkt geschehen mochte, wolt aber sobald sie hinab käme darauf gedenken und solchs von ferneſt irem Herrn Vater selbst auch also ingeheim entwerffen." Schreiben von Carlowitz 11 März 1551.

den wiederhergestellten Grafen von Mansfeld oder dem eigenen Vetter haben werde[1]).

Schon früh, im Sommer des Jahres 1550, finden sich Spuren einer Annäherung des Churfürsten an den König von Frankreich, der seine Augen auf jede mögliche Opposition, unter andern sogar auf König Maximilian, warf; es fehlte jedoch noch viel, daß wirklich ein Verständniß geschlossen worden wäre: es blieb alles ganz im Unbestimmten und Weiten.

Waren doch die mißvergnügten deutschen Fürsten noch weit entfernt einander zu trauen!

Das Ereigniß, wodurch zuerst eine gewisse Annäherung zwischen diesen herbeigeführt worden ist, war das Vorrücken jener mecklenburgisch-heideckischen Truppen von Verden her in der Richtung gegen Magdeburg. Moritz, der sich in seiner Belagerung nicht wollte stören lassen, ging wie berührt auf diesen Haufen los, und überlegen in den Waffen wie er war, zwang er ihn Verden aufzugeben. Dabei geschah nun aber das ganz Unerwartete. Der Churfürst machte den Anführer der geschlagenen Truppen, Johann Heideck, der mit dem Kaiser noch unversöhnt war, und nicht mit ihm versöhnt sein wollte, zu seinem Vertrauten. Darin lag die erste überzeugende Kundgebung einer veränderten Richtung der moritzischen Politik. Der Sieger ging, so zu sagen im Momente des Sieges, zu der Meinung der Besiegten über.

Heideck ließ es eines seiner ersten Geschäfte sein, daß er eine Zusammenkunft zwischen Churfürst Moritz und Markgraf Hans zu Stande brachte, die im Februar 1551 in Dresden Statt fand.

Markgraf Hans erschien nicht, ohne sich vorher durch hinreichendes Geleite sicher gestellt zu haben. Er traute dem zweideutigen Nachbar mit nichten. Als sie zum Zwiegespräch kamen, bedachte er sich lange, ehe er mit seiner Meinung hervortrat. Noch viel weniger aber hätte der geheimnißvolle Moritz geredet. Endlich erwähnte Hans den Verdenschen Zug, durch welchen

1) Schreiben des Markgrafen an Albrecht 22 März 1550 aus dem Dresdener Archiv.

ihm Moritz ein gutes Vorhaben zu Grunde gerichtet habe. „Und doch weiß ich," redete er Moritz an, „daß auch du so gut nicht hinkommst. Was würdest du sagen, wenn dir Jemand 4000 Pferde zuführte, um damit gegen Jeden zu dienen, der die Religion und die deutsch Freiheit beschweren wollte?" „Weißt du nicht," sagte Moritz, „daß ich im Dienste des Mannes bin? Mit 4000 Pferden wäre ihm noch nicht viel abzubrechen, doch auch ich, in der Religion bin ich kein Mamelukk." Zögernd eröffneten sie sich einander. So wie einer den andern aber einmal verstanden, waren sie der Sache bald einig. Moritz versprach, die Religion laut der Augsburger Confession zu bekennen, und zur Erhaltung derselben, so wie der deutschen Freiheit, Land und Leute zu wagen. Markgraf Hans machte sich anheischig, ihm mit dritthalbtausend Pferden zu Hülfe zu kommen. Am 20sten Februar 1551 ist hierüber eine förmliche Obligation aufgenommen worden. Der Markgraf sah ein, daß vor allem eine Versöhnung der beiden sächsischen Linien nothwendig sei, und säumte nicht, alles mögliche dafür zu thun[1]).

So erhoben sich endlich auch in Deutschland die zerstreuten Regungen der Opposition zu einer festen Gestalt einer bewußten Tendenz.

Wunderbarer Anblick, den nun die Lage der großen Angelegenheiten darbietet.

In Insbruck wo der Kaiser sich aufhält, am Concilium zu Trient hegt man die Meinung, und darf sie hegen, daß die Zeit gekommen sei wo alle Entwürfe desselben sich erfüllen sollen. Die verschiedensten von ferne her angelegten Fäden werden verknüpft, alle entlegnen und zweifelhaften Sympathien aufgerufen, um zu dem großen Erfolg einer Herstellung des Kaiserthums in dem einmal aufgefaßten Sinne und einer Befestigung desselben im Hause Oestreich-Burgund, älterer Linie, zusammenzuwirken.

Aber indessen haben sich die alten Feinde im Osten und Westen, zur See und im innern Lande, mit denen der Kaiser früher so oft gekämpft und die sich eine Zeitlang ruhig gehalten, aufs neue erhoben. Und nicht diese allein, sondern auch die

1) Protocoll im Dresdener Archiv, abgedruckt bei Langenn.

beſiegten Oppoſitionen regen ſich wieder, und zwar in ganz unerwarteter Geſtalt; neue in der unmittelbarſten Nähe bilden ſich an.

Wird es dem Kaiſer gelingen dort das Ziel zu erreichen, ſo daß er ſich dann mit neu gerechtfertigten Waffen gegen ſeine Feinde, einen nach dem andern, wird wenden können?

Oder werden die Feinde ihm zuvorkommen? Werden namentlich die verſchiedenen Gegner ſich unter einander finden und zu einem Angriff auf ihn verſtehn?

Sechstes Capitel.

Kriegszug des Churfürsten Moritz wider Carl V.

Landgraf Philipp spottete darüber, als ihm in seinem Gefängniß eine freilich voreilige Kunde von dem Vorhaben seines Schwiegersohnes Moritz gegen den Kaiser zukam. Denn wie wolle ein Sperling den Geier angreifen; habe doch Moritz selbst die andern Vögel verstört; fremden Nationen komme es lächerlich vor, daß ein Lutherischer wider den andern sei.

Eben dahin zielten nun die Bemühungen des Markgrafen Johann, diesen Zwiespalt zu heben, die beiden sächsischen Linien zu versöhnen, dem Krieg von Magdeburg ein Ende zu machen: „damit nicht," sagte er, „wir Christen unserm einigen Haupt Christo zur Schmach, uns unter einander morden und würgen[1])." Auch nach jener Zusammenkunft hält er noch für nöthig, Moritz zu ermahnen, daß er sich seiner Verbindung mit den Geistlichen, die nur im Blute der Christen zu baden wünschen, entschlage, und Christus mit den Uebrigen bekenne. Wenn dieß geschehen ist, so hofft er alle weltliche Fürsten dieser östlichen und nördlichen Länder, den Herzog von Preußen, die Herzoge von Meklenburg, Lüneburg, Pommern, Holstein, in den von ihm mit Moritz verabredeten Bund zu ziehen.

1) Was m. gn. Herr Markgr. Hans in entstandener magdeburgischer gütlicher Unterhandlung an Herzogk Moritz mit eigener Hand geschrieben. 1551 27 Merz.

Die erste Absicht hiebei war durchaus defensiver Natur.

In der Obligation welche Moritz dem Markgrafen Hans ausstellte, versprach er mit ausdrücklichen Worten, ein Defensivbündniß einzugehn, zur Erhaltung der Religion und Freiheit der Deutschen, Gut und Blut dabei aufzusetzen; seine Bedingung war allein, daß ihm Markgraf Hans von seinen Freunden die Versicherung einer bestimmten Hülfleistung bringe, für den Fall daß er angegriffen werde[1]). Man hatte den Gedanken, ein Heer von 20000 M. z. F. 7000 z. Pf. aufzubringen und mehrere Jahre, oder doch auf Jahr und Tag, auf den Beinen zu erhalten. Ein erster, wiewohl noch sehr unentwickelter Gedanke von der Aufstellung eines stehenden Heeres zum Schutze der Religion. Es scheint als sei die Absicht gewesen, dem Kaiser Bedingungen zur Sicherung vor allem der Religion vorzulegen und diesen mit Aufstellung einer so stattlichen Mannschaft Nachdruck zu geben. Man war jedoch hierüber noch nicht zu bestimmten Entwürfen gelangt. Alle Unterredungen von Anfang an lassen doch auch die Möglichkeit offen, mit eignem Angriff zu Werke zu gehn.

Welchen Weg man aber auch einschlagen mochte, so mußte man sich eingestehn, daß man, bei der Geringfügigkeit der Landeseinkünfte und der allgemeinen Erschöpfung, sich nicht ganz auf die eignen Kräfte werde verlassen dürfen.

Hatte doch der schmalkaldische Bund, dem noch die reichen Kämmereien der oberdeutschen Städte zu Gebote standen, sich nicht so lange als nöthig gewesen wäre, im Felde zu halten vermocht.

Wie nun die Veränderung die in den europäischen Angelegenheiten eintrat, überhaupt Muth zu dem Gedanken machte sich bewaffnet dem Kaiser entgegenzustellen, so erweckte sie

1) Handlung zu Dresden bei Langenn II, 323 ist ein von den hessischen Abgeordneten, ohne Zweifel Simon Bing und Wilhelm von Schachten, aufgesetztes Protocoll über ein Gespräch mit Churfürst Moritz über seine Verhandlung mit Markgraf Hans. Die Obligation vom 20 Febr. ist das officielle Resultat dieser Verhandlungen: „Herzog Moritz," heißt es darin, „wolt bey der Religion laut der Augspurgischen Confession vleiben; will die bekennen," was also noch immer zweifelhaft war; „will zu erhaltung der Religion und freiheit der Teutschen ein defenssiff buntnus machen."

auch die Hofnung, von den beiden Mächten welche sich schon 1547, nur zu spät und insgeheim, geneigt bewiesen hatten, jetzt aber in offener Opposition gegen den Kaiser standen, von Heinrich II in Frankreich und der protestantischen Regierung in in England, Unterstützung und zwar zunächst in Geld zu erlangen[1]).

Der erste Gedanke des Widerstandes war von dieser Absicht durchdrungen. Bei der Zusammenkunft in Dresden äußerte der Markgraf, man werde wohl 100000 G. des Monats von Frankreich, 50000 von England erlangen können. Zugleich dachte man auch schon daran, wie nützlich es werden könnte, wenn der König von Frankreich den Kaiser etwa durch einen Angriff in den Niederlanden beschäftigte: dann könne man noch „alle Pfaffen und Mönche“ aus Deutschland verjagen.

Im Mai 1551 ward eine neue Zusammenkunft zwischen Moritz und Johann in Torgau gehalten, an der auch Johann Albert von Meklenburg und Wilhelm von Hessen, der älteste von den jungen Landgrafen, Theil nahmen. Schon ihr Erscheinen bewies, daß sie einverstanden waren. Die vier Fürsten beschlossen, sich unter gemeinschaftlichem Namen und Siegel an die beiden Höfe zu wenden.

In der Instruction die sie dem nach Frankreich bestimmten Gesandten Friedrich von Reiffenberg, mitgaben, tritt besonders der politische Gesichtspunct hervor. Sie machen darin bemerklich, daß der Kaiser, sobald er mit den deutschen Fürsten, die er in eine der Menschenwürde widerstrebende Knechtschaft[2]) zu bringen suche, fertig sei, auch die andern Potentaten und zunächst Frankreich angreifen werde. Um ihm Widerstand zu leisten, gebe es

1) Bedenken, wes man sich in Handelung gegen den König In Engeland zuvorhalten ao LI 14 d. Julii. „Ob es sach were, das sich etliche Churfürsten FF. und andere Stende des Rö. Reichs, wellichen zuforderst unsre h. christl. Religion und Lehre des Evangelii, auch darzu die Freiheit Ires Vaterlandes zu erhalten, lieb were und darbey zu bleiben ueben einander bedacht weren, in ein christlichs vorstantniß einließen, und da sie perurter zweier ursachen willen mit gewalt und der that angefochten und überzogen, sich der pillichen Defenskon gebrauchen und also - - etwas wagen wollten, was alsdann der Konig ꝛc.“

2) „viehische Servitut.“

kein Mittel, als sich mit dem Rücken an einander zu stellen. Würde der König sie jetzt unterstützen, — sie bestimmen seine Leistung auf 100000 Kronen, — so würden sie außer andrer vielfältiger Dankbarkeit in Zukunft einem römischen Kaiser auch wider ihn nicht beistehn. In aller Form tragen sie ihm den Wunsch vor, daß er ihnen durch einen Angriff auf Carl von der andern Seite her zu Hülfe kommen möge.

Zufällige Hindernisse, z. B. die Abwesenheit des vertrauten Secretärs, oder Zweifel über einen Titel, bewirkten, daß die Sendung nach England sich bis in den Juli verzögerte. Absichtlich, weil man kein Aufsehen erregen wollte, ward sie einem unbedeutenden Mann anvertraut. In dessen Instruction aber hoben die Fürsten besonders den religiösen Gesichtspunkt hervor. Sie forderten Eduard VI, als einen christlichen jungen König, der in der wahren und rechten Religion von Anfang an unterwiesen sei, auf, ihnen gegen diejenigen beizustehn, von welchen diese Religion verfolgt werde, und welche jetzt entschlossen seien die evangelischen Stände, so viel ihrer noch bei der augsburgischen Confession verharren, vollends auszurotten. Ganz in dem Maße, in welchem der König ihnen helfe, sind sie erbötig ihn zu unterstützen, wenn er angegriffen werde[1]).

Der Gesichtskreis der Verbündeten umfaßte auch das nördliche Europa. Churfürst Moritz setzte sich mit dem König von Dänemark in Verbindung, der zu seinem Verdruß mit Gustav Wasa so eben in neue Irrungen gerieth. Markgraf Johann hielt, da der König von Polen allzu entfernt war um ihn zu erreichen, eine Zusammenkunft in dieser Sache mit seinem Nachbar, dem Staroſten von Posen.

Sie sahen die Macht des Kaisers als eine allen unabhängigen Ländern von Europa gleich gefährliche an: daß sie eine deutsche sei, kam ihnen nicht zu Sinne.

In Deutschland selbst lag die größte Schwierigkeit darin, die Söhne Johann Friedrichs mit demjenigen in Friede zu setzen der sie der Chur beraubt hatte. Schon bei der Torgauer Zu-

1) 12000 M. würden 88000 G., 10000 M. 75666 G., 9000 M. 66000 G., 8000 M. 56666 G. kosten. Die beiden Instructionen bei Langenn II, 331.

sammenkunft hatte man den Beschluß gefaßt, wenn sie auch die Vorschläge nicht annähmen die man ihnen machen würde, sich doch dadurch von weiterm Fortschreiten nicht abhalten zu lassen, und nur vergeblich bemühte sich Markgraf Johann noch eine Weile sie herbeizuziehen; Moritz, in dessen Briefen überhaupt nichts so häufig und so dringend eingeschärft wird wie das Geheimniß, um so mehr da ihm Gerüchte vom kaiserlichen Hofe kamen, man mißtraue ihm dort und hege Besorgnisse[1]), fürchtete nur immer, es möchte seinen Vettern zu viel mitgetheilt werden, so daß sie ihn verrathen könnten. Er seinerseits hatte für den Erfolg sein Augenmerk von Anfang an noch mehr auf Frankreich gerichtet als auf Deutschland[2]). Mit Freuden vernimmt er, daß sich nach allen Nachrichten der Bruch zwischen Carl V und Heinrich II unvermeidlich zeigt. Jetzt, meinte er, werde der König Freunde brauchen und fort müssen.

Es versteht sich wohl, daß ein Antrag wie der von Reiffenberg überbrachte, dem König von Frankreich im höchsten Grade willkommen sein mußte. Was er ohnehin zu thun im Begriffe war, dazu forderten jetzt deutsche Fürsten ihn auf. Nicht allein eine sehr erwünschte und nützliche Hülfe bot sich ihm damit dar, sondern auch, da man ihn suchte und brauchte, die beste Gelegenheit, seine Macht nach der deutschen Seite hin auszudehnen, wo sie bisher durch Carls Vorkehrungen und die Gewissenhaftigkeit des älteren protestantischen Bundes nur Verluste erlitten.

Gleich die Antwort welche Reiffenberg mitbrachte, gab dem ursprünglichen Gedanken eine etwas andre Wendung.

Indem sich der König bereit erklärte auf den ihm geschehenen Antrag einzugehn, bezeichnete er denselben so, als habe man ihm für den Fall daß er die Waffen gegen den Kaiser ergreife, sei es zur Vertheidigung oder zum Angriff, und daß er sich dabei der Sache des Landgrafen öffentlich annehme, ver-

1) Er erwähnt der Reden am Hof: „man sol auff Herzog Moritz sehen, wan die Stadt Magtburg erobert, das er nüt ein Gesellschaft an sich heng und Reiff dem kaiser ein Poßle."

2) „Da wir desselben mannes (Heinrichs II) nerva belli nit sollten haben, so acht Ich den Handel bey mir unmuglich." Schreiben vom 18 Juni.

sprochen, sich für ihn zu erklären und ihm gute Dienste zu leisten[1]).

Von dem Defensivbündniß, auf das man zuerst gedacht, zu dessen Ausführung man Hülfe von Frankreich gewünscht hatte, war hier nur noch im Vorbeigehn die Rede. Statt dessen trat die Absicht hervor, gegen den Kaiser mit deutscher Hülfe einen großen Krieg zu beginnen.

Oder hatte vielleicht Moritz, der schon seit längerer Zeit für sich allein mit Frankreich in geheimen Beziehungen stand[2]), diese Wendung durch frühere Aeußerungen veranlaßt?

In Kurzem erschien ein französischer Gesandter, de Freffe, Bischof von Bayonne, in Deutschland, der sich in demselben Sinne erklärte. Bei einer Zusammenkunft, im Anfang October in Lochau, brachte Markgraf Hans seine Defensionsgedanken nochmals vor. Der Gesandte sagte wohl, auf diese Weise werde die Scheuer der deutschen Fürsten umfriedet, die Umfriedung des Königs von Frankreich zu seinem alleinigen Schaden zerrissen. Er wollte nur von einem Offensivbündniß hören, und drang auf sofortige unumwundene Erklärung darüber, damit man in Frankreich Beschluß fassen könne, wie der Krieg im nächsten Frühjahr zu führen sei.

Und hiebei kam ihm die Meinung derjenigen von den fürstlichen Räthen entgegen, welche bisher das Geheimniß dieser Geschäfte getheilt oder vielmehr sie geleitet hatten. Mit Heideck war ein Mann in sächsische Dienste getreten, der als Canzler desselben bezeichnet wird und später als sächsischer Amtmann erscheint, Christoph Arnold, der an diesen Dingen den größten Antheil hatte. Er hauptsächlich hat die Herstellung eines guten Vernehmens zwischen Moritz und Markgraf Hans vermittelt, die Unterhandlungen mit dem weimarischen Hofe veranlaßt; er besorgte die geheime Correspondenz: jene Instruction nach Eng-

1) Abgedruckt bei Langenn II, 334.

2) Die erste Notiz von einer Verbindung zwischen Moritz und Heinrich II findet sich im Juli 1550. Es scheint als habe Moritz sich bald nach der ersten Eröffnung Albrechts von Brandenburg an Frankreich gewandt. 29 Juli empfiehlt der Gesandte Marillac einen Italiener als Vermittler.

land konnte darum nicht ausgefertigt werden, weil er, doch wieder in eben diesen Geschäften, abwesend war. Von Arnold liegt ein Gutachten bei den Acten, in welchem er auf entscheidende Maßregeln dringt. Jetzt sei die Zeit gekommen, wo man das Haus Oestreich, besonders aber den Kaiser in seinem Herzen angreifen müsse; zunächst auf die Niederlande, den Sitz seiner Macht, müsse man losgehn, bis man seine Größe gebrochen; und auf keine Weise dürfe man seine Anhänger in Deutschland dulden; gebe es Leute die nicht von ihm zu trennen, nicht für den Bund zu gewinnen seien, die müsse man mit aller Gewalt verfolgen und ausrotten.

Der nemlichen Ueberzeugung war der hessische Bevollmächtigte, Simon Bing, der den französischen Gesandten mitgebracht: er legte einen Entwurf eines Offensivvertrages vor, in dem sich zuweilen nahe die Worte des Arnoldischen Gutachtens wiederfinden.

Markgraf Hans, von Natur hartnäckig bis zum Eigensinn und hier in seinem Rechte, wollte sich seinen ursprünglichen Gedanken nicht so ganz umgestalten lassen. Es kam darüber zu Mißverständnissen, zu einem Wortwechsel selbst bei Tafel. „Du sollst," sagte ihm Moritz, „nicht immer regieren wollen, du sollst mir nicht Fickfack machen." Markgraf Hans hielt fürs Beste sich auf der Stelle zu entfernen: noch denselben Abend, bei Fackelschein, ritt er ab [1]).

Dagegen ging sein Neffe, Johann Albert von Mecklenburg auf die neuen Entwürfe so gut ein wie auf die früheren. Die jungen Landgrafen und Moritz theilten längst die Ansicht ihrer Räthe. Sie wollten nicht in den Fehler des schmalkaldischen Bundes fallen, der sich hatte isoliren lassen, und dadurch vernichtet worden war. Sie wußten sehr wohl, wie der Feind, den sie anzugreifen gedachten, ihnen ohne Vergleich an Kraft überlegen, wie klug und kriegserfahren er sei. Sie sahen ihr

1) In einem Schreiben Heidecks an Albrecht 29 Januar 1552 wird dieß dem Markgrafen sehr zum Vorwurf gemacht. „Wo S. Gn. zuvor entschlossen oder bedacht gewesen, one Mittel bei der Defension zu verharren und sich in kein lauter Offension zu begeben, so sollte man mit dem König so weit zu unterhandeln - - unterlassen haben."

Heil nur darin, daß es gelinge, ihn unvermuthet, von allen Seiten zu überraschen.

Nun kam es nur auf die Bedingungen an, über die man sich mit dem König von Frankreich verstehn würde.

Die deutschen Fürsten forderten eine Subsidie von 100000 Kronen des Monats: der König antwortete ihnen dafür mit zwei Gegenforderungen, welche universalhistorisch wichtig geworden sind.

Einmal: er verlangte das Zugeständniß, daß er sich der zum Reiche, aber der französischen Zunge gehörigen Städte Metz, Toul, Verdun und Cambrai bemächtigen könne, nicht allein um sie dem gemeinschaftlichen Feind zu entreißen oder vor ihm zu beschützen, sondern auch um sie als Reichsvicar inne zu haben.

Sodann — jedoch erst etwas später — kam der französische Gesandte mit der Bemerkung hervor, der Kaiser habe nur darum die hohe Geistlichkeit auf seiner Seite, weil diese von einem Emporkommen seiner Gegner, der Protestanten, ihr Verderben fürchte. Er forderte für seinen König die Befugniß, die geistlichen Fürsten in seinen Schutz zu nehmen, wie er mit ihnen Eines Glaubens sei.

Vorschläge, die uns einen Blick in die Pläne eröffnen, welche die Franzosen auf Eroberungen über das Reich und einen durchgreifenden Einfluß innerhalb desselben hegten.

Dahin war es gekommen, daß man nur die Wahl zwischen zwei harten Nothwendigkeiten hatte: entweder den Kaiser seine Entwürfe vollenden zu lassen, was die Cabinetsregierung desselben wie das Interim befestigt, eine concentrirte weltlich-geistliche Gewalt einem Prinzen, der trotz aller absichtlichen Näherung doch immer als ein Fremder erschien, überliefert, und die freie Entwickelung der Nation auf späte Generationen gehemmt hätte: oder sich dem Nebenbuhler des Kaisers anzuschließen, der doch selber noch mehr ein Ausländer war, und Absichten auf einen Einfluß kund gab, bei dem die politische Selbständigkeit der Nation im höchsten Grade hätte gefährdet werden müssen.

Es traten beinahe Erwägungen ein, wie damals als es zweifelhaft war, ob Carl V oder Franz I zum Kaiser gewählt werden solle.

Aber der Unterschied lag darin, daß man Carl V kennen gelernt, in Erfahrung gebracht hatte, wozu die höchste Gewalt in diesen Händen führen mußte, jetzt nichts mehr wünschte als sich seiner Uebermacht wieder zu entledigen, und daß man dagegen dem König weder das Kaiserthum übergab, wenn man es ihm gleich in der Ferne zeigte, noch jenen Einfluß zugestand.

Hatten aber die Fürsten nicht Pflichten gegen den Kaiser? war ihm nicht überdieß Moritz durch die Bande der Dankbarkeit höher als vielleicht irgend ein andrer Reichsfürst verbunden?

Wenn man ihn kannte, so durfte man wohl nicht erwarten, daß er hierauf viel Rücksicht nehmen würde.

Gleich seinen alten Vater hat Moritz durch eine allzu frühe, ohne dessen Einwilligung vollzogene Vermählung höchst unglücklich gemacht, so daß man fürchtete, dieser möchte „aus solch hohem gefaßten Harm an seinem Leben Schaden nehmen.“ — Und diese seine junge Gemahlin hat dann doch wohl auch einmal die Klage geführt, er habe die Wild-Schweinsjagd lieber als ihre Gesellschaft.

Wir kennen die Verdienste Johann Friedrichs um Heinrich den Frommen, und wie er dann bei dem Tode desselben dafür sorgte, daß die Lande ungetheilt an Moritz gelangten. Dem zum Trotz, und zwar wohl deshalb weil man es ihn ein wenig fühlen ließ, konnte ihn Moritz nicht leiden: wie er sich gröblich ausdrückte, „den dicken Hoffahrt.“ Wie lange hätte es dauern können, besonders bei der Leibesbeschaffenheit Johann Friedrichs, die ihm kein langes Leben verhieß, so hätte Moritz mit seinem Schwiegervater die Leitung der evangelischen Angelegenheiten in die Hände bekommen. Allein ihn zogen bei weitem mehr die gegenwärtigen Vortheile an, die ihm der Kaiser anbot: er gewann es über sich, von dem ganzen politisch-religiösen System abzufallen dem er angehörte: es hielt ihn nicht zurück, daß sein Schwiegervater in denselben Ruin gezogen ward, den er dem Vetter bereitete.

Ist es nun aber nicht der gewöhnliche Lauf der Dinge, daß derjenige, der einem Dritten zu Gunsten die Treue brach, sie auch diesem nicht hält?

Zur Entschuldigung von Moritz ist von jeher Viel gesagt

worden und läßt sich wirklich Mancherlei sagen. Gewiß aber hatte er durch sein bisheriges Verhalten nicht zu der Meinung berechtigt, als werde er sich durch Rücksicht auf empfangene Wohlthaten — die er ja überdieß durch entscheidende Hülfe vergolten — abhalten lassen dasjenige zu thun, wozu sein Vortheil ihn einlud.

Wenn man sein tägliches Thun und Lassen ansah, so meinte man wohl, nur das Vergnügen des Tages habe Reiz für ihn, die Wildbahn in den dichten Gehölzen von Radeberg und Lohmen und in der erweiterten Dresdner Forst, oder die Freuden der Fastnacht, die Ritterspiele, in denen er, denn er war sehr stark und gewandt, gewöhnlich das Beste that, oder das lustige Leben auf den Reichstagen und die sich daran knüpfenden Besuche an fremden Höfen, wo er gern mit schönen Frauen Kundschaft machte, oder die Trinkgelage, bei denen er es auch den Meisten zuvorthat [1]). Kaiser Carl glaubte, der vermöge am meisten bei ihm, wer ihm darin Vorschub thue.

Allein hinter diesem leichtfertigen Wesen barg sich ein tiefer Ernst.

Der männliche Muth den er vor dem Feinde bewies und der ihm früh einen Namen machte, zeigte zuerst, daß er kein gewöhnlicher Mensch war. Dann aber muß man ihn in seinem Lande beobachten, wie er das ganze Regierungswesen umbildet, und ihm in dem Mittelpunct eine stärkere Haltung giebt, wie er die großen Vasallen die Anspruch auf Reichsunmittelbarkeit machen, den Ordnungen des „berainten und bezirkten" Territoriums, das keine Ausnahme zuläßt, unterwirft, dafür sorgt, daß die Unterthanen Recht und Frieden und eine gewisse Gleichheit der Behandlung genießen: wie er ferner das System der Schulen gründet das diesem Lande eine so eigenthümlich alle Classen durchdringende Cultur verschafft hat. Er zeigt eine sehr bemerkenswürdige Gabe sowohl für das Ergreifen politischer Gedanken als für ihre Ausführung. Er bekümmert sich um das Kleinste wie um das Große. Aus dem Feldlager fragt er seine Gemahlin, wie es in ihrem Vorwerk stehe; er schilt dar-

1) So sahen ihn auch die Italiener an.

über, daß man den Knaben in seiner neuen Landesschule zu Pforte brandiges trübes Bier zu trinken gebe.

In der Regel hielt er sich leutselig. Zwar gerieth er leicht in Zorn; man bemerkte aber, daß er den Beleidigten dann wieder durch irgend einen Gnadenbeweis zu fesseln suche.

Die religiöse Richtung seines Jahrhunderts hatte auf ihn, so viel ich sehe, weniger beherrschenden Einfluß als vielleicht auf irgend einen andern fürstlichen Zeitgenossen. In seinen Briefen gedenkt er des allmächtigen Gottes, des gerechten Gottes, der alles wohl machen werde: tiefer geht er nicht; er scherzt wohl selbst darüber, daß er wenig bete.

Allgemeine große Ideen von weltgestaltendem Inhalt, wie sie der Kaiser hegte, finde ich nicht in ihm; desto schärfer aber faßte er das Näherliegende, bringe es nun Gefahr oder Vortheil, ins Auge; unaufhörlich arbeitet seine Seele an geheimen Plänen.

Er ist dafür bekannt, daß er verschwiegen ist: er sagt einmal selbst, man wisse, daß ihm der Schnabel nicht lang gewachsen, es wäre denn indem er dieß schreibe. Geht er ja mit seinen Gedanken heraus, so fängt er wohl damit an, das Entgegengesetzte von dem was er wünscht vorzuschlagen, z. B. im Gespräch mit dem Markgrafen die Befreiung seines Vetters Johann Friedrich, an der ihm nichts liegt, nur damit dieser selbst die Befreiung des Landgrafen zur Sprache bringe, die er zu bewirken wünscht. An Briefen liegt ihm wenig: „ein Gespräch ist besser als viel beschriebenes Papier.“ Niemals hat er große Eile: ein paar Monat mehr kümmern ihn wenig, wenn die Sache nur gründlich vorbereitet wird und verborgen bleibt Seine Räthe beklagten sich nicht mit Unrecht, daß unter Johann Friedrich selbst im Felde die Canzleien regelmäßiger besorgt, besser berücksichtigt worden seien als unter Moritz. Das machte: Johann Friedrich hatte in der Regelmäßigkeit der Verhandlungen wirklich die Summe der Geschäfte gesehen. Moritz dagegen trieb das Wichtigste insgeheim, mit einem oder dem andern vertrauten Secretär, während die übrigen Räthe, die auch in seinem Vertrauen zu sein glaubten, und es bis auf einen gewissen Grad waren, in ihrem einmal eingeschlagenen Gange blieben, ohne eine Ahnung von den Dingen zu haben die ihr Herr eigentlich

im Schilde führte. Wichtige Briefschaften auch nur etwa durch Zufall in ihre Hände kommen zu lassen hütet er sich sorgfältig: er schickt sie an seine Gemahlin, die sie in ihrer Truhe wohlverschiert aufbewahren soll [1]): sie kannte ihn genug, um sich nicht daran zu vergreifen. Es giebt eine Art praktischer Zweizüngigkeit, in der er so weit als möglich ging. Im Februar 1551 hatte er sich verpflichtet das Concilium nicht anzuerkennen, und war entschlossen dazu: im Februar 1552 war der gute Melanchthon noch unterwegs in keiner andern Meinung, als er werde sich nach Trient verfügen müssen.

Damals nun hatte Moritz eine ganz entschiedene Richtung zum Bündniß mit den Franzosen und gegen den Kaiser genommen: er war nicht der Meinung, vor einer Forderung die Frankreich machen konnte, zurückzuweichen, wofern sie nur nicht dem Zwecke selber entgegenlief.

Es mochte hinzukommen, daß der König von England den Antrag, der ihm nunmehr auch geschehen war, mit weitläuftigen Anfragen über die Namen der verbündeten Fürsten und die Sicherheit die ihm dafür angeboten werden könne, beantwortete, überhaupt eine große Bedenklichkeit kund gab, mit dem Kaiser zu brechen [2]).

Auch konnte dem Churfürsten an einem Defensivbündniß überhaupt nichts mehr liegen. Ein großer Schlag, gut vorbereitet und plötzlich mit aller Kraft geführt, das war seine Politik.

In seinen Briefen findet sich nicht der Schatten eines Scrupels über die Rechtmäßigkeit seines Verfahrens. Eher blickt ein gewisses Vergnügen durch, daß er ihn angreifen wird und vielleicht niederwerfen, den alten Sieger, der sie alle in Zaum hält [3]).

Und so entschloß er sich, wozu man auch auf der Seite der Landgrafen sehr geneigt war, von jenen Forderungen des Königs die erste anzunehmen.

1) Brief no 12 bei Arndt, Nonnulla de ingenio et moribus Mauritii 1806.

2) K. Edwards Journal bei Burnet I, p. 40.

3) Moritz an Markgraf Hans 13 Aug. 1551. „ich hab gut hofnung zu unserm Handel: wir wollen dem Bock recht an die Hoden greifen."

Er willigte damit nicht in eine Losreißung der drei Städte vom Reich, deſſen Rechte er vielmehr ausdrücklich vorbehielt: der König ſollte dieſelben beſetzen und inne behalten, aber nur als Reichsvicar, wozu man ihn befördern wolle. Das Unvaterländiſche dieſes Zugeſtändniſſes entſchuldigt man damit, daß auch der Kaiſer, der ſich bereits Cambrais, Utrechts und Lüttichs bemächtigt habe, ähnliche Abſichten auf die drei übrigen Städte hege, wodurch ſie dann auch dem Reiche wenigſtens nicht minder entfremdet würden.

Dazu aber, dem König den Schutz über die geiſtlichen Fürſtenthümer anzuvertrauen, ließ Moritz ſich nicht bewegen.

In dem Entwurfe des Vertrages hieß es: daß die Fürſten diejenigen, welche ſich ihnen widerſetzen oder auch nur nicht anſchließen würden, für dieſe Treuloſigkeit gegen das gemeine Vaterland mit Feuer und Schwert zu verfolgen geſonnen ſeien. Eben gegen dieſen Artikel waren die Einwendungen der Franzoſen und ihre Schutzvorſchläge gerichtet. Da der Geſandte ſah, daß er damit ſo im Ganzen nicht durchbringen werde, ſo wollte er wenigſtens diejenigen, die ſich nur nicht anſchließen würden, vor jener Gefahr ſichern. Aber die Fürſten gaben weder das eine noch das andre nach. Sie wollten ſich bei ihrer Unternehmung nicht ſchon von Anfang Hinderniſſe ſchaffen, ihre Widerſacher nicht mit ihren Verbündeten in Verhältniß ſetzen. Der Geſandte mußte davon abſtehn.

Seinerſeits erkannte der König die Erwerbungen an, welche Moritz im letzten Kriege gemacht, und verſprach — nach einigem Hin- und Herhandeln über die Summe — auf die Dauer des Krieges monatlich 60000 Ecus, für die drei Monate aber, die bis zu dem Beginn deſſelben verlaufen ſein würden, 240000 zu zahlen, die denn zur Vorbereitung des Unternehmens unentbehrlich waren.

Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach fand es nicht rathſam, in dieſen Bund als eigentliches Mitglied deſſelben einzutreten: ein freies, durch eigenthümliche Verträge nach beiden Seiten geſichertes Verhältniß ſchien ihm beſſer. Aber wie er wohl der Erſte geweſen, der den Gedanken einer Vereinigung wie dieſe überhaupt gefaßt hatte, ſo ließ er ſich auch keine Mühe

verdrießen, sie vollkommen zu Stande zu bringen. Gegen Ende 1551, Anfang 1552 finden wir ihn in Person am französischen Hofe, wo ihn Schärtlin einführte. Er trug den Namen Paul von Biberach und gab sich für einen der Hauptleute dieses Kriegsobersten aus. Schon genug, daß ihn der König als den sehr hohen und mächtigen Fürsten, seinen theuren Vetter Albrecht von Brandenburg erkannte. Nachdem alle Schwierigkeiten vollends beseitigt, besonders die Geldsachen abgemacht waren, unterzeichnete und beschwur der König den Bund am 15ten Januar auf dem Jagdschloß Chambord in Gegenwart des Markgrafen. Der Markgraf beschwur ihn im Namen der deutschen Fürsten [1]).

So geschah nun doch, was zu verhüten Carl V seit seiner Wahl so viel ängstliche Sorge getragen: deutsche Fürsten vereinigen sich mit dem König von Frankreich, und zwar in der entschiedensten Feindseligkeit gegen ihn, zu einem großen Krieg, zum offenen Angriff.

Ohne Zögern rüsteten beide Theile, um so bald wie möglich aufzukommen.

Moritz hatte den unschätzbaren Vortheil, daß er die Waffen vor Magdeburg in der Hand hielt.

Auch nach jenem ersten Zwiegespräch mit Markgraf Johann setzte er die Belagerung fort: noch immer gab es Scharmützel, noch mehr als einmal floß Blut. Der Markgraf ermahnte den Churfürsten wohl, den Schein nicht zu weit zu treiben, aber auch er war dagegen, demselben sofort ein Ende zu machen und die Aufhebung der Belagerung allzu sehr zu beschleunigen [2]).

Erst nachdem sichere Botschaft aus Frankreich gekommen, Ende August, ward eine ernstliche Unterhandlung mit Magdeburg begonnen.

Moritz hielt an den früheren Vorschlägen fest, welche im Wesentlichen dieselben sind, die den oberländischen Städten gemacht worden, allein er ließ sich zu Erläuterungen herbei, die

1) Urkunde bei Du Mont IV, III, 33. Schärtlin, der sonst hier gut unterrichtet ist, giebt den 2ten Februar an.

2) Schreiben vom 4ten Juni: „aus allerhand Bedenken die sich nicht wollen schreiben lassen."

wohl das Außerordentlichste sein mögen, was unter diesem Titel jemals vorgekommen ist.

Der Kaiser hatte gefordert, die Stadt solle sich auf Gnade und Ungnade ergeben: Moritz erläuterte dieß dahin: wenn sie die Capitulation annehme, solle alle Ungnade fallen, auch kein Predicant davon betroffen werden. Der Kaiser hatte ferner Vollziehung der letzten Reichsabschiede und alles dessen was er zum Frieden des Reiches anordnen werde, zur Bedingung gemacht: Moritz erklärte, daß sich dieß nur auf weltliche Angelegenheiten beziehen solle [1]).

Heideck und Arnold waren oft in der Stadt: Moritz verpflichtete sich mündlich, alles heilig zu halten was Heideck insgeheim verabreden werde [2]). Wir können nicht sagen, wie weit dessen Eröffnungen gingen: so viel aber sahen die Magdeburger wohl, daß sie sich ohne Gefahr für ihre Religion auch derjenigen Bedingung fügen konnten die ihnen früher die widerwärtigste gewesen war: der Aufnahme einer sächsischen Besatzung.

Nachdem dergestalt die Capitulation angenommen worden, ritt der Churfürst am 9ten Nov., begleitet von dem kaiserlichen Commissarius Schwendi und einer stattlichen Schaar von Fürsten, Herrn und Räthen, in Magdeburg ein. Bei dem Denkmal Ottos des Großen, kamen ihm die drei Räthe, die Ordnungsmeister, hundert Mann der Stadt, sammt ganzer Gemeine, entgegen um ihm die Huldigung zu leisten. Der sächsische Canzler eröffnete den Act mit einer Aufforderung hiezu, „nachdem," sagte er, „die Stadt sich nunmehr ergeben." Der Bürgermeister Levin von Emden fiel ihm ins Wort: „vertragen und nicht ergeben." Der Churfürst sagte: „es ist vertragen: so soll es auch bleiben." Hierauf leistete ihm die Bürgerschaft den Eid, bei Gott und seinem heiligen Worte.

Man wird Moritz nicht zutrauen, daß er für die Erweite-

1) Capitulation bei Merckel Hortleder II, IV, XIX, nr 231. Es ist aber zu merken, daß Moritz diese Capitulation dem Kaiser niemals vorgelegt hat. In einem Schreiben vom 22. März 1552 klagt Carl V darüber keine Auskunft geben zu können, „pour ne nous avoir led. duc Mauris jusqu'à ores envoyé la capitulation."

2) Rathmann III, 591.

rung seiner Macht, die hierin lag, gleichgültig gewesen sei; er ward nun, was er so dringend gewünscht, als Burggraf von Magdeburg anerkannt; in sofern wenigstens, als dieß zu erreichen war, hatte er die Belagerung gewiß ernstlich gemeint. Aber die Hauptsache war doch immer, daß er eine so ansehnliche Truppenschaar so lange an der Hand behalten hatte. Auch jetzt löste sie sich noch nicht auf, da sie noch nicht ihre vollständige Bezahlung empfangen. Der Reichszahlmeister Wolf Haller gab sich alle mögliche Mühe, Anleihen auf den demnächst einzubringenden Reichsvorrath — denn der eingebrachte war bereits erschöpft — bei Ständen und Städten abzuschließen; allein er fand nicht viel Gehör, und es ging sehr langsam. Indessen behielt Moritz Zeit, die Hauptleute für sich besprechen zu lassen, wozu er sich des nunmehr wieder befreiten Georg von Mecklenburg bediente, der den Namen dazu hergab, und alles zum Feldzug vorzubereiten.

Im Laufe des Februar ward den sächsischen Landständen zu Torgau, den hessischen zu Cassel das Kriegsvorhaben der beiden Fürsten zu dem Zwecke den gefangenen Landgrafen zu befreien unumwunden eröffnet. Die sächsischen mahnten ihren Herrn geradezu ab, wie man denken kann ohne Erfolg. Die hessischen waren nicht insgesammt erschienen: die anwesenden jedoch versprachen ihren Beistand: die Städte eine nicht unbedeutende Steuer, die Edelleute, ihr Blut für den Fürsten zu wagen [1]).

Indessen erklärte auch Heinrich II in voller Sitzung seines Parlaments, daß er sich an demjenigen zu rächen gedenke, der durch Thaten, seinem Worte entgegen, gezeigt habe, daß er sein, des Königs, Todfeind sei, — und traf Anordnung für die Regierung in seiner Abwesenheit [2]).

Merkwürdigerweise ward sein Unternehmen ihm, wenn nicht allein, doch vornehmlich durch die Beisteuer möglich, zu der sich

1) Rommel I, 547.

2) Discours du roi fait au parlement bei Ribier II, 376, doch ist das Datum 12 Jan. wohl ohne Zweifel falsch: bei Belleforest heißt es: Dès le mois de Mars — le roy — alla prendre congé de sa cours de parlement — —

damals sein Clerus entschloß, um eine von Franz I eingeführte Beschränkung seiner Jurisdiction wieder los zu werden.

Schon langten die Landsknechte aus Deutschland an, welche Schärtlin, Reckerode und den Rheingraf geworben, drei große Regimenter; aus Italien die alten Fahnen, die bisher den Krieg in Piemont mit vielem Ruhme geführt; zugleich erfüllte sich ganz Frankreich mit eignen Rüstungen.

Der ursprüngliche Plan der deutschen Fürsten war, auf den Kaiser, wo er sich auch aufhalten möge, unverweilt loszugehn und durch irgend einen großen Schlag ihm seine Reputation in Deutschland zu entreißen. Was die Franzosen dabei thun, ob sie in Italien mit einem großen Heere vorrücken oder lieber diesseit der Berge nur hauptsächlich die niederländischen Kräfte des Kaisers beschäftigen sollten, ließen die Deutschen unentschieden. Der König wählte, mit seiner ganzen Macht von der Champagne her gegen den Oberrhein vorzudringen: wie er sagte, damit nicht etwa der Kaiser die zu schwachen Kräfte der Fürsten erdrücke, ohne Zweifel auch darum, um die Landschaften und Städte in Besitz zu nehmen, welche er zu erwerben gedachte. Gern ließen sich dieß die deutschen Fürsten gefallen. Um so eher konnten sie hoffen, was sie vor allem im Sinne hatten, dem Kaiser selber mit überlegner Macht beizukommen. Von ihnen rührte der Gedanke her, ohne langen Verzug, schon im März, im Felde zu erscheinen.

Anfang dieses Monats sammelten sich die hessischen Völker bei Kirchhain. Sie begannen ihr Unternehmen damit, daß sie eine neue Zollstätte niederrissen und das mainzische Amöneburg zur Auslieferung des daselbst befindlichen schweren Geschützes nöthigten. Mitte März finden wir den Landgrafen Wilhelm schon mit einem ansehnlichen Haufen nicht ohne den französischen Gesandten, vor Frankfurt, in der Hofnung diese mächtige Reichsstadt gleichsam durch eine Ueberraschung ihrer protestantischen Sympathien mit sich fortzureißen: da es vergeblich war, nahm er seinen Weg die große Straße nach Fulda hin, und überstieg den Rhön, um sich hier mit dem Churfürsten zu verbinden.

Auch dessen Truppen hatten indeß einen Versuch auf Erfurt

gemacht, der aber ebenfalls mißlang [1]); den Nachwinter hatten sie in Mühlhausen und Nordhausen gehalten, jedoch mit nichten, wie Spangenberg sich ausdrückt, zu Frommen und Freuden der Bürger: immer noch neue Landsknechtschaaren waren ihnen zugelaufen; jetzt endlich that sich ihnen der wahre Kriegsherr öffentlich kund: Churfürst Moritz erschien bei ihnen in den Erfurter Gerichten, und führte sie über den Thüringerwald nach Franken.

Hier hatte Markgraf Albrecht einen dritten Haufen versammelt.

Die drei Haufen vereinigten sich bei Rothenburg an der Tauber, und schlugen nun, ohne einen Augenblick zu verziehen, die Straße nach Augsburg ein.

Eben in der Eroberung dieser Stadt, wo der Kaiser so oft Reichstag gehalten, überhaupt seine Macht am stärksten entwickelt hatte, die in mancher Beziehung als der Mittelpunct des Reiches erschien, sahen die Fürsten den großen Schlag, welcher die Reputation des Kaisers vernichten sollte. Man hat behauptet, es seien ihnen hier schon aus der Ferne Verständnisse angeknüpft gewesen. Aber bei weitem mehr kam ihnen zu Statten, daß man in Augsburg am meisten den weltlichen und geistlichen Druck des spanischen Regiments empfunden und sich mit einer nationalen Antipathie gegen den Kaiser erfüllt hatte. Der Bischof von Arras sollte erfahren, daß die Prediger doch nicht so leicht vergessen waren. Bei der Aufregung, welche die Nähe der Verbündeten und ihre Aufforderung, die ganz im Sinne der Einwohner war, verursachten, konnte der Rath nicht verweigern die Gemeinde zu berufen; diese erklärte: sie wolle weder Krieg noch Belagerung. Am 4ten April verließ die bisherige Besatzung mit ihren rothen Feldzeichen Augsburg; zwei Stunden darauf rückten durch dasselbe Thor die verbündeten Truppen mit ihren weißen Kreuzen ein. Churfürst Moritz nahm Wohnung bei dem alten Bürgermeister Herbrot, den der Kaiser als seinen vornehmsten Feind betrachtete [2]).

1) Arnold Vita Mauritii, 1234. Militum proterviam Mauritius molestam sibi esse fingebat — sed si oppido potiti fuissent milites, dubio procul neque Caesari neque cuiquam alteri illud restituisset.

2) Gassarus bei Mencken I, 1867.

Und indem waren nun auch die Franzosen im Felde erschienen. Der erste Gebrauch den sie von ihrem Uebergewicht in den Waffen dieß Mal machten, bestand darin, daß sie die Herzogin Christine von Lothringen, eine Nichte des Kaisers, welche an der Verwaltung des Landes großen Antheil hatte, mit Beistimmung der Stände davon entfernten, sie nöthigten, ihnen ihren jungen Sohn auszuliefern, und eine Regierung nach ihrem eignen Gutdünken einrichteten. Indessen hatte sich der Connetable Montmorency gegen Metz gewendet. Wir haben schon oben bemerkt, daß die Partei, welche dort die Regungen des Protestantismus unterdrückt hatte, zugleich französisch gesinnt war. Wäre in Metz die evangelische Meinung durchgedrungen, so würde es sich vielleicht den Franzosen eben so gut widersetzt haben, wie Straßburg dieß that. Aber jetzt hatten diese mehrere Mitglieder im Rath und die hohe Geistlichkeit auf ihrer Seite: durch den Bischof der Stadt, Cardinal Lenoncourt, geschah, daß der Connetable aufgenommen ward und die Stadt in französische Hände überging.

In dem Bezeigen Heinrichs II erscheinen die schroffsten Widersprüche. Er kannte sehr wohl das religiöse Motiv der protestantischen Fürsten: aber er war nicht ausgezogen, ohne erst von den Märtyrern Rusticus und Eleutherius, und St. Dionysius, dem eigensten Heiligen des allerchristlichsten katholischen Königthums, Abschied genommen zu haben. Er nahm die Grenzlande der deutschen Nation in Besitz und nöthigte ihnen seinen Willen auf, wie er denn die Verfassung der Stadt Metz auf der Stelle wesentlich veränderte: und in demselben Augenblick proclamirte er sich als den Verfechter der deutschen Freiheit.

Indem diese Bewegungen sich erheben, suchen unsre Augen unwillkürlich den Kaiser, gegen den sie gerichtet sind.

Er war noch in Insbruck, mit seinen conciliaren und dynastischen Entwürfen auf eine Weise beschäftigt, daß er für nichts andres Sinn zu haben schien. Eben in dieser Zeit meinte er dem Concil zu Trient die Richtung zu geben, welche er demselben von jeher zu geben beabsichtigt hatte; er hoffte außer den drei Churfürsten am Concil auch die drei andern in Kurzem in seiner Nähe anlangen zu sehen, um die Successions-

ſache mit ihnen zu Ende zu bringen. So eben war ein neuer Verſuch auf König Maximilian gemacht worden. Indem er dieſe idealen Abſichten verfolgte und nur ſo viel als unbedingt nothwendig war, dafür that um den Feindſeligkeiten der Franzoſen, die er in den Niederlanden und in Italien erwartete, daſelbſt zu begegnen, bemerkte er nicht, was in Deutſchland gegen ihn vorbereitet ward. Es fehlte ihm nicht an Warnungen. Sogar der franzöſiſche Geſandte hat dem Hof einmal von einer Conſpiration geſagt, von der er höre, wahrſcheinlich nur, um denſelben auf eine falſche Spur zu leiten, die dann Arras verfolgte, natürlich ohne etwas zu entdecken. Vielen Andern war die Verbindung der Franzoſen mit Moritz längſt kein Geheimniß mehr. In der Relation eines venezianiſchen Geſandten iſt derſelbe ſchon im Jahr 1550, unmittelbar nachdem ſie begonnen hatte, und, wie wir aus den Depeſchen Marillacs ſehen, auch ganz richtig gedacht worden. Gegen Ausgang 1551 war es ein ganz allgemeines Gerücht, das die kleinſten Höfe oder Provinzialregierungen kennen. Auf den Kaiſer machte es keinen Eindruck: er antwortete, man müſſe ſich nicht von jedem Winde bewegen laſſen. Gab ihm doch Schwendi fortwährend über die Stimmung und die Abſichten des Churfürſten ganz günſtigen Bericht: einer von deſſen vornehmſten Räthen, Franz Kram, erſchien in Insbruck und meldete, ſein Herr werde unverzüglich nachkommen [1]). Und hatte derſelbe nicht ſeine Procuratoren nach Trient, ſeine Theologen auf den Weg dahin geſchickt? In Roſenheim am Inn hielten ſich zwei ſächſiſche Räthe auf in der feſten Meinung, ihren Herrn, der auch wirklich eine Strecke in entſprechender Richtung vorwärts reiſte, zu erwarten. Der Kaiſer hielt für gewiß, der Churfürſt werde kommen: hätte er etwas anderes im Sinn, das wäre von einem deutſchen Fürſten nie erhört. Noch am 28ſten Februar ſchrieb er dem Churfürſten

1) Schreiben Granvellas an die Königin 30 Dec. L'agent du duc Mauris a dit, qu'il ne pouvoit penser que son maitre se voulut tant oublier que de faire contre son devoir, comme aucuns semoient par la Germanie, et que non seulement s'il le faisoit il abandonneroit son service, mais que la pluspart de sa noblesse feroit le meme.

von Brandenburg, er verſehe ſich zu Moritz alles Gehorſams, guten und geneigten Willens. Aber einen größeren Meiſter in der Verſtellung hat es wohl kaum je gegeben als Moritz war. Keiner von ſeinen alten Räthen, Carlowitz ſo wenig wie die andern, hatten Kunde von ſeinen Entwürfen [1]). Noch von Schweinfurt aus, am 27ſten März, hat er die Bitte um die Loslaſſung des Landgrafen erneuert, unter dem Vorgeben, daß er ſich ſonſt in das Gefängniß der Kinder deſſelben einſtellen müſſe. Und doch vereinigte er in dieſem Augenblicke ſchon ſein Heer mit dem Kriegshaufen eben dieſer jungen Landgrafen, durch alle denkbaren Verträge gebunden, dem Kaiſer ſelber zu Leibe zu gehn.

Der Kaiſer glaubte wohl, als die Sache ernſter ward, es ſei auf nichts anderes abgeſehen als eben auf die Befreiung des Landgrafen. Er ließ ſich ganz trotzig vernehmen, er werde den Leib deſſelben in zwei Theile zerlegen und jeden davon einer der Parteien, die ihn zwingen wollten, entgegenſchicken [2]).

Allein die Ausſchreiben der verbündeten Fürſten, die in Einem Moment durch Deutſchland flogen, belehrten ihn bald eines Andern. Nicht allein von dieſer Befreiung war darin die Rede, ſondern eine ganze Reihe Beſchwerden geiſtlicher und weltlicher Natur ward darin namhaft gemacht: der Ueberdrang der mit dem Concilium geſchehe; die Art und Weiſe wie man auf den Reichstagen eine künſtliche Mehrheit hervorbringe, welche alles zugebe, unter andern eine Schatzung nach der andern, bald unter dieſem bald unter jenem Vorwand; die Anweſenheit fremder Truppen im Reiche, während den Deutſchen ſelbſt verboten werde auswärtige Kriegsdienſte zu nehmen, der Hohn, mit welchem nach dem Kriege Gehorſame und Ungehorſame behandelt worden; die Entfremdung des Reichsſiegels; die eigenmächtige Aenderung ſtädtiſcher Räthe. Würden ſie, die Zeitgenoſſen, das

1) Ob es wohl Grund hat, was der florentiniſche Geſandte berichtet: Il duca Mauritio scrive di suo pugno, che procura di ritirar il Marchese dall'impresa, con persuaderlo a posar l'armi, promettendo di voler esser al certo alli 12 a Linz. Wenigſtens ſieht man, was man am Hofe glaubte.

2) Straß an Joachim II Oſterabend 1552.

dulden, so würden sie dafür von den Nachkommen als Verräther der mit so viel Blut erworbenen Freiheit unter die Erde verflucht werden. Albrecht von Brandenburg protestirte, nicht der Person des Kaisers gelte sein Unternehmen, sondern er fechte nur gegen das, was dem heiligen Reich zuwider geschehe [1]). Was ihr Sinn war, drückte Moritz in einem seiner Briefe bündig und unumwunden aus: sie wollen den Pfaffen und den Spaniern nicht unter dem Fuße liegen.

Da leuchtete nun wohl ein, daß es auf eine Abänderung des ganzen kaiserlichen Regimentes, wie es in und nach dem schmalkaldischen Kriege eingerichtet worden, abgesehen sei. Noch einmal erhob sich die ungebändigte Freiheit des alten Germaniens gegen die Ordnung und Gewalt, welche der Sieger gegründet hatte und zu gründen im Begriff war. Und zwar standen eben diejenigen an der Spitze, die früher von ihren Glaubensgenossen abgefallen, die Niederlage derselben befördert, die Partei des Kaisers gehalten hatten, die mächtigsten und krieggeübtesten. Die Antipathien der Religion, die durch alle die bisherigen offenen oder indirecten Angriffe und durch die Bedrohungen des Conciliums angeregt worden, gaben ihrem Unternehmen eine breite nationale Grundlage und kamen ihnen auf das mächtigste zu Hülfe.

Und wenn nun der Kaiser gegen diese Erhebung des protestantischen Elementes Unterstützung von den Katholischen erwartete, so sah er sich auch darin getäuscht.

Er wendete sich zunächst an die geistlichen Churfürsten, die unter diesen Umständen Trient zu verlassen eilten. Der Churfürst von Trier antwortete, er werde sich immer als ein gehorsamer Reichsfürst bewähren, um aber zu wissen was er in diesem Fall thun solle, müsse er erst mit seinen Räthen sprechen; so erklärte sich auch Cöln; Mainz machte sogar auf Hülfleistung Anspruch.

1) Des durchl. -- Hern Albrechten -- gemein Ausschreiben und Ursachen, bei Hortl. II, V, v; hierüber am ausführlichsten. Er gedenkt auch des mit kaiserlichem Privilegium erschienenen Buches von Avila, worin die deutsche edelste und fürnehmbste Nation der ganzen Christenheit abconterfeyt werde, als ob sie irgend eine barbarische unbekannte Nation sey.

Und nicht bereitwilliger ließen sich die ältesten Verbündeten und nahen Verwandten vernehmen. Herzog Albrecht versicherte seine Ergebenheit auch aus diesem Grunde außer der allgemeinen Pflicht, allein er gab zu bedenken, welcher Gefahr er sich aussetze, wenn er sich jetzt ohne Verzug auf die Seite des Kaisers schlage.

Schon früher hatte man sich am kaiserlichen Hofe beklagt, daß Ferdinand den Versuch, zur Abdankung des von Magdeburg abgezogenen Heeres eine Anleihe aufzubringen, nicht mit seinem Credit unterstützen wollte. Fast feierlich forderte ihn jetzt der Kaiser auf, ihm zu sagen, was er als sein Bruder und als römischer König aus den Mitteln seiner Länder in dieser gemeinschaftlichen Gefahr bei ihm zu leisten gedenke. Der König antwortete, er brauche alle seine Kräfte wider die Osmanen in Ungarn. Statt der Unterstützung kam dem Kaiser vielmehr von dieser Seite eine Forderung zu. Seine Tochter Maria, Gemahlin Maximilians, ersuchte ihn in diesem Augenblick um 300000 Duc. ihrer Aussteuer, wofür sie sich eine gut rentirende Besitzung in Ungarn kaufen wolle. Der Kaiser war sehr geneigt, diese Bitte den Einflüsterungen ihres ihm im Herzen feindlichen Gemahls zuzuschreiben. Er meinte fast, es sei eine allgemeine Verschwörung gegen ihn im Werke. Die Wechslerhäuser in Augsburg, an die er sich wendete, verweigerten ihm ihre Unterstützung, so günstig auch die Bedingungen waren die er ihnen vorschlug[1]).

Wie war dem alten Sieger und Herrscher da zu Muthe, als sich in demselben Augenblicke alle Feinde erhoben und alle Mittel versagten.

Einst hatte es in seiner Wahl gestanden, an der Spitze der deutschen Nation, mit Begünstigung des reformatorischen Elementes, laut der Reichsschlüsse von 1544, seine Macht gegen die auswärtigen Feinde zu richten, wie die Franzosen, welche besonders durch deutsche Unterstützung früher in Italien besiegt und damals in ihrer Heimath zum Frieden genöthigt worden: so hauptsächlich gegen die Osmanen, was in jener Zeit das größte Interesse hatte und der allgemeine Wunsch war. Dann

1) Comme si lesdits marchands avoient entre eux quelque intelligence secrete, pour non nous servir. (Lettre à Ferdinand.)

hätte er das Kaiserthum in dem Sinne, wie es ihm bei seinen Zügen nach Africa vorschwebte, entwickeln können. Freilich hätte er z. B. Philipp von Hessen nicht als Feind, sondern als Mitstreiter behandeln, die Einheit der abendländischen Christenheit nicht in die Gleichförmigkeit des Bekenntnisses setzen müssen: dafür wäre es ihm aber, so lange die Türken sich noch nicht in Ungarn befestigt hatten, vielleicht möglich gewesen zugleich dieses Land zu befreien und den Trieb der Cultur und Ausbreitung der in den Deutschen lebte, nach der mittlern Donau, dem südöstlichen Europa hinzuleiten. Aber er schlug einen entgegengesetzten Weg ein. Er traf eine Abkunft mit den Osmanen, die ihnen Zeit ließ sich in den eingenommenen Landschaften zu befestigen, mit dem Werke der Barbarisirung fortzuschreiten, und nahm sich vor, in den Streitigkeiten des Glaubens und des Ritus, welche die Jahrhunderte nicht haben beseitigen können, beiden Parteien Maß zu geben, er, von seinem politischen Standpunct aus. Nun konnte aber die natürliche Feindseligkeit gegen die Osmanen doch nicht auf die Länge beseitigt werden: im Jahr 1551 brach sie wieder in volle Flammen aus. Ueberhaupt wurde die kaiserliche Politik nach dem Tode des ältern Granvella nicht geschickt genug nach den friedlichen Gesichtspuncten hin geleitet. In demselben Augenblicke erhob sich die wetteifernde Macht von Frankreich, die man unbekümmert ihrer andern Gegner hatte Herr werden lassen, zu den alten Bestrebungen. Und indeß war doch das Ziel der innern Politik mit nichten erreicht, weder die Kirchenversammlung in die erwünschte Bahn geleitet, noch die Succession befestigt worden: vielmehr erwachte in Folge dieser Versuche ein allgemeiner Widerwille in beiden religiösen Parteien, über Italien und Deutschland hin, und strömte nun in plötzlichem Ausbruch mit den äußern Feindseligkeiten zusammen. In Ungarn verjagte der Pascha von Ofen die Haiducken und Spanier Ferdinands aus Szegedin, noch ehe sie sich daselbst befestigt, und bezeichnete den Anfang des April mit der Eroberung von Vesprim. Zugleich näherten sich noch zwei andre Heere unter dem Beglerbeg von Rumili und dem zweiten Wesir der Pforte den ungarischen Grenzen. In Wahrheit, Ferdinand hatte ganz Recht, wenn er darin eine Gefahr

erkannte, die alle seine Kräfte in Anspruch nehme. Auch zur See regten sich die Feinde: in den Gewässern von Malta erschien Sala Rais in denselben Tagen, in welchen der König von Frankreich durch Lothringen nach dem Elsaß und dem Oberrhein zog und die protestantischen Fürsten Augsburg bedrohten.

Der Kaiser selbst, ohne Truppen, noch Geld, entfernt von den eigenen Landschaften, aus denen er beides hätte ziehen können, sah sich überrascht in dem wenig verwahrten Insbruck, und so gut wie hülflos.

Er dachte sich anfangs zu seinem Bruder zurückzuziehen: der konnte es aber, in der verlegenen und schwierigen Lage in der er sich persönlich befand, selber nicht wünschen, und widerrieth es ihm.

Ein anderer Ausweg wäre gewesen, sich nach Italien zu wenden und hier sich aufs neue zu rüsten. Allein auch da war der Krieg nicht eben glücklich gegangen, überall war das Landvolk durch die Truppenzüge in Aufregung gesetzt. Es schien dem Kaiser nicht rathsam, sich mit seiner geringen Umgebung auf die dortigen Landstraßen zu wagen. Auch meinte er, wenn er einmal in Italien sei, eine Reise nach Spanien nicht gut ablehnen zu können; wie leicht, daß ihm dann bei der Ueberfahrt ein Unfall von den Franzosen oder gar den Osmanen begegne: die größte Schmach in seinen alten Tagen. Eher hielt er es für möglich den Oberrhein zu erreichen und nach den Niederlanden durchzukommen. Dazu hat er sich wirklich in diesen Tagen entschlossen und den Versuch gewagt. In tiefstem Geheimniß, mit Zurücklassung eines Briefes an Ferdinand, der aber erst abgegeben werden sollte, wenn die Sache gelungen sei, brach der Kaiser am 6ten April nach Mitternacht von Insbruck auf, begleitet von seinen beiden Kammerherrn, Andelot und Rosenberg, einem eigenen und zwei Dienern Rosenbergs. Sie hofften die große Straße durch die Clause nach Ulm noch frei zu finden. Durch Gebirg und Wald reitend kamen sie am 7ten Mittags nach Nassereith und nach kurzer Rast in die Nähe der Clause. Hier aber erfuhren sie, daß Moritz bereits auf dem Wege sei, um an demselben siebenten Füßen zu besetzen. Sie

wären ihm in die Hände gegangen, wären sie fortgeritten, und eilten, nach Insbruck umzukehren[1]).

Es war für den Kaiser keine Rettung als daß er zuerst nur dieses nächsten und gefährlichsten Feindes durch irgend eine Abkunft, einen Stillstand sich zu entledigen suchte.

Und so durfte es noch als ein Glück erscheinen daß sein Bruder immer mit Moritz in freundlicher Verbindung gewesen war, und in dem Moment seines Auszugs aus Sachsen eine Zusammenkunft mit ihm in Linz verabredet hatte[2]). Diese fand am 18ten April wirklich Statt und führte nach einiger Unterhandlung — wir werden gleich davon mehr zu sagen haben — zu einem wenn auch nur vorläufigen Stillstand, der hauptsächlich dazu dienen sollte um eine zahlreichere Versammlung „zur Abstellung der Irrungen und Gebrechen deutscher Nation" in Passau möglich zu machen.

Allein nicht zu sehr durfte sich der Kaiser auf diesen Stillstand verlassen.

Moritz hatte den Anfang desselben wegen der Entfernung seiner Bundesgenossen und mit Vorbehalt ihrer Einwilligung auf den 11ten Mai festgesetzt. Sie genehmigten ihn aber erst vom 26sten Mai an.

Nun hatte der Kaiser im Laufe des April doch am Ende einiges Geld zusammengebracht, und begann sich zu rüsten. In weiterer Ferne, bei Frankfurt, so wie in der Nähe, bei Ulm, sammelten sich Truppen auf seinen Namen, sein vornehmster Musterplatz aber war Reitti, unfern der Ehrenberger Clause, die er ebenfalls besetzen ließ. Die Verbündeten meinten ihn genug zu kennen, um annehmen zu dürfen, daß er ihnen nichts bewilligen werde, sobald er wieder über ein Kriegsheer gebiete. Moritz trug kein Bedenken die zwischen der Bewilligung seiner

1) Eigener Bericht des Kaisers an seine Schwester 30 Mai 1552, ohne den wir von dieser Thatsache nichts wissen würden, bei Bucholtz IX, 544.

2) Sommaire de la lettre du bourggrave de Meissen (Heinrich Reuß von Plauen) au roy des Romains du 16me de Mars de Leipzik: -- qu'il a fait toute instance vers le duc, pour obtenir la surseance des armes, mais que sans le sceu des autres luy n'a rien voulu attendre. Man wählte Linz, „pour garder la reputation á S. Mé et que icelle puisse etre de retour a Vienne." (Brüff. A.)

Freunde und der seinen inne liegende Zeit zu benutzen, um die versammelten Truppen zu zerstreuen und dem Kaiser noch näher zu rücken.

Am 18ten Mai griffen die verbündeten Fürsten das Lager von Reitti an und sprengten es auf der Stelle aus einander. Besonders in dem freudigen Georg von Meklenburg erwachte hierüber eine Schlachtbegier und Siegeszuversicht die alles mit sich fortriß. Da sich ein Theil der Truppen nach der Clause zurückzog, so ließen sie sich durch ihr gutes Verhältniß zu König Ferdinand nicht abhalten unmittelbar auf diesen Platz loszugehn. Noch in der Nacht nahmen sie eine Höhe ein welche die Befestigungen beherrschte. Von hier aus den andern Morgen vorbringend fanden sie weder in den Schanzen an der Clause, noch in dem verbollwerkten Passe, noch in dem Schlosse selbst nachdrücklichen Widerstand[1]: neun Fähnlein fielen in ihre Hand. Und wie nun wenn sie in dem hiedurch eröffneten Lande vordrangen und den Kaiser in Insbruck überfielen? Es ist ein Irrthum anzunehmen, sie hätten das nicht gewollt. Am 20sten Mai ist zwischen ihnen förmlich gerathschlagt worden, ob sie, wie sie sich sehr unehrbietig ausdrücken, „den Fuchs weiter in seiner Spelunke" suchen sollten: sie entschlossen sich hiezu. Gott weiß was geschehen wäre, hätte nicht das tumultuarische Kriegsvolk, eben als es vorwärts gegen Aiterwang geführt werden sollte, nach dem Sturmsold geschrien, den es so eigentlich nicht verdient hatte und der ihm wirklich aberkannt worden ist, und darüber seine Waffen gegen Moritz selbst gerichtet, so daß dieser ihm nur mit Mühe entrann.

Dadurch bekam der Kaiser Zeit, Insbruck zu verlassen: er hat die Nachricht von dem Falle der Clause abgewartet, ehe er sich dazu entschloß. Den 19ten Mai Nachmittags ließ er noch den gefangenen Johann Friedrich in den Schloßgarten zu sich bescheiden, und kündigte ihm dort seine Befreiung selber an:

1) Nach der Tyroler Relation, in Hormayrs Chronik von Hohenschwangau Urk. 61 p. 47, blieb das Schloß selbst „unerobert, unangesehen der feind solchen an sieben Orten vermacht gehabt." Die brandenburgischen Gesandten geben den Verlust des Kaisers auf 1200 Todte und 5200 Gef. an.

wiewohl unter der Bedingung daß er noch eine Zeitlang dem Hofe freiwillig folgen solle. Ferner trug er Sorge, daß die wichtigsten Schriften und Kleinodien nach dem festen Schloß Rodenegg gebracht wurden. Dann Abend um 9 Uhr brach er auf: beim Scheine brennender Windlichter: die Nacht war regnerisch und kalt, das Gebirge noch mit Schnee bedeckt: der Kaiser litt an einem Anfall seiner Krankheit. Sein erster Zufluchtsort war Brunecken, nicht einmal ein eigenes Schloß, sondern dem Cardinal von Trient gehörig, der in den Verhandlungen über die Wahl nicht eben als ein Freund des Hofes betrachtet worden war.

Den andern Morgen folgte ihm Johann Friedrich auf diesem Wege. Er erlebte nun, was er immer von seinem Gott erwartet: zum ersten Mal seit fünf Jahren sah er sich von keiner spanischen Garde umgeben; er stimmte auf seinem Wagen ein geistliches Danklied an.

Am 23sten Mai rückte Moritz an der Spitze seiner Reiter und Fußvölker in Insbruck ein [1]). Die Landsknechte brüsteten sich in den prächtigen spanischen Kleidern, denn alles was den Spaniern gehörte, ward ihnen von dem Churfürsten als gute Beute überlassen: auf ihren Hüten glänzten portugiesische Goldstücke; einer nannte den andern Don; übrigens aber wußte sie Moritz auf das beste in Zucht zu halten. Er tadelte Georg von Meklenburg, der sich nur eine Truhe auf dem Schloß hatte eröffnen lassen. Es war ihm genug, daß er so weit vorgedrungen, er begehrte nicht mehr. Uebrigens blieb er, was König Ferdinand einen Augenblick bezweifelte, entschlossen, den Waffenstillstand von dem bestimmten 26sten an zu beobachten; unverweilt machte er sich zu der angesetzten Versammlung auf den Weg.

Auch ehe wir die Verabredungen berücksichtigen, die daselbst gepflogen worden, erkennen wir, daß ihm durch den Gang

1) Schreiben der brandenburgischen Gesandten 1sten Juni: „Der Chef von Sachsen ist alsbald gegen Insbruck verruckt und alles was spanisch und denselben zustendig gewest, welches die Bürger bei schwerer straf anzeigen und in ein kaufhaus zusammenbringen müssen, preis gemacht: den königischen aber hat er nichts nehmen lassen.“ (Berl. A.)

der Begebenheiten und ihre Entscheidung die größten Erfolge gelungen waren.

Vor ihm her wich der mächtige Kaiser höher ins Gebirg, nach Villach: er ließ die Brücken hinter sich abwerfen und in den schwierigsten Pässen spanische Soldaten aufstellen, um ein etwaniges Nachdringen zu verwehren.

Und indessen löste sich, auf der andern Seite des Gebirges, das Concilium von Trient von selber auf. Gleich auf die erste Nachricht von den deutschen Ereignissen, am 15ten April sprach der Papst, der ohnehin nur einen zu bekennenden Grund dazu herbeigewünscht, die erneuerte Suspension des Conciliums aus. Das Concilium, das man für gut hielt selbständig handeln zu lassen, machte diesen Beschluß am 28sten April zu dem seinen. Noch widersetzten sich jedoch die entschiedenen Anhänger des Kaisers, und bei weitem nicht Alle waren abgereist, als die Nachricht von der Eroberung der Clause erscholl. Man glaubte in Trient, die protestantische Bewegung werde unmittelbar der Stadt des Conciliums gelten, und Alles, Prälaten und Einwohner, Vornehme und Geringe, flüchtete in wilder Verwirrung aus einander, höher in die Berge hinauf, oder hinab nach der See: in die dichtesten Wälder oder die festesten Städte [1]). Der päpstliche Legat Crescentio ließ sich durch seine Krankheit nicht abhalten dem allgemeinen Zuge zu folgen. Er starb als er in Verona ankam.

Das konnte man wohl vorhersehen, daß eine Combination kaiserlicher und conciliarer Macht, wie die, welche Carl V ins Leben gerufen, und mit der er die Christenheit zu beherrschen gedachte, so bald nicht wieder erscheinen könne. [2]).

Was aber erfolgen würde, wer hätte darüber in der Verwirrung jener Tage auch nur eine Vermuthung hegen können?

Der König von Frankreich zog im Elsaß hin und her,

1) Massarellus: unoquoque rebus suis fuga, vel ad altiores montes vel densas silvas aut maritima loca seu finitimas civitates, consulente. ((Rainaldus XXI, p. 70.)

2) Schreiben Bugenhagens an den König von Dänemark 15 Aug. 1552. „Das Conciliabel ist zu Trennt (zertrennt), es bleibt zu Trennt, zu Trennt, ꝛc. (Schumacher Briefe an den König von Dänemark I, 186.)

besetzte die kleineren Städte, nahm die größeren, z. B. Strasburg von den Hausbergen aus, in Augenschein. Es war eine Versammlung der nächstgesessenen deutschen Fürsten in Worms gehalten worden, allein sie hatten sich nicht entschließen können Widerstand zu leisten: nur eine sehr höfliche Bitte legten sie ein.

Schwach, wie die meisten waren, ohne die Nähe des mächtigen Kaisers der sie zuletzt vereinigt, von zwei mächtigen Feinden in die Mitte genommen, und ohne den Rückhalt besonderer Bündnisse die sie sonst wohl geschützt hatten, waren sie auf ein nach beiden Seiten wohl abgewognes Verfahren angewiesen, um nicht zu Grunde gerichtet zu werden.

Der Herzog von Cleve wagte nicht das längst gegebene Versprechen eines Besuches bei Königin Maria zu erfüllen, weil er fürchtete, Moritz möchte ihn darüber östreichischer Gesinnung verdächtig halten [1]).

So gewaltig erschien damals das Uebergewicht der Gegner dieses Hauses, daß in einer Versammlung oberdeutscher Fürsten zu Heidelberg die Frage vorgekommen ist, — so versichert wenigstens Königin Maria, — ob Carl V nicht des Reiches zu entsetzen sei [2]).

Allein auch der Kaiser gebot doch noch über mannichfaltige Kräfte, die er nur zu sammeln brauchte; nur die Ueberraschung einer unerwarteten Combination hatte ihn im ersten Augenblicke besiegt.

Er hoffte sogar einen Theil der Protestanten auf seine Seite zu bringen. Das große Ansehen das Johann Friedrich genoß sollte ihm dienen, sie um sich zu sammeln. Königin Maria rechnete auf die Anhänglichkeit von Nürnberg und Frankfurt. Ein Gedanke taucht von Zeit zu Zeit auf, der die weiteste Aussicht eröffnet hätte, nemlich der, sich mit dem in den meisten Territorien schwierigen Adel zu verbünden und ihn gegen die Landesherren aufzurufen. Johann Friedrich meinte, der Kaiser müsse nur vor allem erklären, daß er das Wort Gottes nicht verfolgen wolle, und die freie Predigt erlauben, damit werde er

1) Schreiben der Königin 15 Mai, 24 Mai 1552. (Br. A.)
2) Schreiben der Königin 1 August 1552. (Br. A.)

die Zuneigung der deutschen Nation wiedererwerben. Er rieth ihm den alten frommen Churfürsten von Cöln wiederherzustellen: dann wolle er, Johann Friedrich, die Heerführung selber übernehmen und das feindliche Heer gewiß auseinander sprengen[1]).

Wir sehen: noch schien alles möglich.

Verlieren wir uns jedoch nicht in das Allzuentlegene, so ist die Hauptsache, daß ein europäischer Krieg ausgebrochen war, der Deutschland wieder in der Mitte zerschnitt. Es mußte sich zeigen, ob in dem Kampfe der beiden großen Mächte die Deutschen vollends unter einander zerfallen, oder ob sie — denn auch diese Möglichkeit stellte sich dar — zwischen denselben zu einer erneuten Selbständigkeit gelangen würden.

1) Les points et articles que le duc Jehann Frederic de Saxe a faict par le secretaire Obernburger, 23 Mai. (Br. A.)

Zehntes Buch.

Epoche des Religionsfriedens.

Erſtes Kapitel.

Verhandlungen zu Linz und zu Paſſau.

Es mußte wohl ſo ſein, daß ein Fürſt von der Herkunft, Weltſtellung und Geſinnung wie Carl V Abſichten faßte wie er ſie gefaßt hat, und bei den Kräften die er einſetzen konnte, dem Talent das ihm eigen war, und den Fehlern die ſeine Gegner begingen, in ihrer Ausführung ſo weit vorſchritt.

Die Nothwendigkeit der Dinge brachte aber doch mit ſich, daß er damit nicht zu Ende kommen konnte.

Er verfocht Ideen der formellen Einheit der abendländiſchen Chriſtenheit, welche noch nicht aufgegeben, von den beſtehenden Zuſtänden und den Meinungen der Menſchen noch nicht ausgeſchieden waren, aber doch auch weder die einen noch die andern mehr beherrſchten.

Viel zu entwickelt, mächtig und voll Selbſtgefühl waren die andern europäiſchen Reiche, um ſich ein Uebergewicht des Kaiſerthums gefallen zu laſſen.

Und viel zu tief war der Widerwille gegen die vornehmſte Repräſentation der geiſtlichen Einheit gewurzelt, der Widerſpruch der wider ſie erhoben ward, viel zu gut begründet und zu weit verbreitet, als daß auch nur eine beſchränkte Unterordnung unter dieſelbe ſich hätte wiederherſtellen laſſen.

Den aus der Vergangenheit aufſteigenden Ideen der formellen Einheit ſetzten ſich Tendenzen politiſcher und religiöſer

Unabhängigkeit entgegen, welche den abendländischen Nationen eine neue Zukunft eröffneten.

Es bedurfte eigentlich nur einer Verbindung des politischen und des religiösen Gegensatzes, um die geistlich-weltliche Autorität zu zertrümmern, die sich über beide zu erheben suchte.

Da nun aber das Kaiserthum, das zu so umfassenden Planen Anlaß und Rechtstitel gab, wie es auf der deutschen Nation beruhte, so auch die Staatsgewalt in derselben bildete, so trat die Gefahr ein, daß durch einen Angriff auf dasselbe auch diese zersprengt, und entweder die Anarchie wieder zurückgerufen, oder einer fremden Macht ein verderblicher Einfluß eingeräumt werden möchte.

Glücklich die Zeiten wo ein einziger nationaler Gedanke alle Gemüther ergreift, weil er alle befriedigt: hier war dieß nicht der Fall.

Bei dem ihm selbst unerwarteten Fortgang seines Glückes gab zuweilen auch Moritz der Hofnung auf baldigen Frieden Raum: man versicherte ihm, der Kaiser werde im Reich solche Vorsehung thun, daß den Ständen augsburgischer Confession ihr Glaube, allen ihre Freiheit unangetastet bleibe: er werde sich auch mit dem König von Frankreich über dessen Ansprache an ihn vertragen, worauf alle Macht der Christenheit gegen die Türken gewandt werden könne: wie wäre das aber wirklich zu erwarten gewesen!

Wer auf ein einigermaßen freiwilliges Zurücktreten des Kaisers von den einmal ergriffenen Planen rechnete, der kannte ihn schlecht; noch viel weniger aber wären die Franzosen gemeint gewesen, sich mit einer Auseinandersetzung der gegenseitigen Ansprüche zu begnügen, und die Plätze die sie vom Reich eingenommen, so leicht wieder zu verlassen.

Vielmehr war nichts anderes zu erwarten als ein langwieriger und gefährlicher Krieg, der leicht auf deutschem Boden selber ausgefochten werden, alles vollends entzweien, den Türken eher den Weg nach Deutschland eröffnen konnte.

In Epochen dieser Art zeigt sich am besten, ob in einer Nation noch jene Kraft vorhanden ist, welche Staaten bildet und erhält, ein constitutiver Genius, der wenn das Bisher-

bestandene zerfällt, die Fähigkeit entwickelt etwas Neues und Angemesseneres hervorzubringen.

Leicht war es in unserm Falle nicht, einen Ausweg zu treffen. Die alte Parteiung zwischen Oestreich und Frankreich, die alle Interessen anregte, berührte sich mit der religiösen Entzweiung, welche längst die Gemüther ergriffen: es schien wohl, als ob es zu einem mitten durch das Reich schneidenden Gegensatz einer französisch-protestantischen und einer östreichisch-katholischen Partei kommen müßte.

Das erste Moment was eine Rettung aus dieser Gefahr darbot, lag darin, daß der römische König weder die Absichten noch auch das Interesse seines Bruders vollkommen theilte. Unmittelbar vor dem Aufbruch des Kriegsheers erinnerte Churfürst Joachim von Brandenburg seinen Nachbar Moritz, sich doch an König Ferdinand zu wenden, der es immer gemißbilligt daß der Landgraf gefangen genommen worden, überhaupt keinen Theil daran habe, wenn von den kaiserlichen Räthen die Wohlfahrt der deutschen Nation vernachlässigt und so viel Grund zur Beschwerde gegeben worden sei, der vielmehr, „alle Sachen des gemeinen Vaterlandes väterlich, treulich und gnädiglich meine[1]).“ Wir berührten schon, wie Moritz, noch in seinem Land, eine Zusammenkunft mit dem römischen König zu Linz verabredete.

Noch vor der Unternehmung auf die Ehrenberger Clause, am 18ten April, fand dieselbe Statt.

Churfürst Moritz eröffnete sie mit Aufstellung einiger Forderungen, die sich zum Theil auf das unmittelbar Vorliegende bezogen, die Befreiung des Landgrafen, Sicherheit für die welche die Waffen ergriffen, zum Theil aber auch, und dieß war ohne Zweifel das Wichtigste daran, auf die großen Angelegenheiten der Religion und der Kirche. Und da war nun besonders merkwürdig, daß er die Zugeständnisse wieder forderte, welche der Kaiser zu jener Zeit, in welcher der Protestantismus in noch ununterbrochener Entwickelung zu seiner größten Macht gelangt war, am Reichstag zu Speier im Jahr 1544 gemacht hatte,

1) Artikel zu Torga kegen einander übergeben. (Arch. zu Berl.)

und nur noch auf eine klarere Versicherung derselben antrug [1]). Bei dem ersten Umschlag des Glückes tauchten sie wieder auf, und zwar unter dem Vortritt desjenigen, der früher es hauptsächlich dem Kaiser möglich gemacht sie unausgeführt zu lassen. Von dem Interim, meinte Churfürst Moritz jetzt, dürfe niemals wieder die Rede sein; eine Vergleichung der Religion müsse nicht weiter auf einem allgemeinen Concilium, sondern nur auf einem nationalen oder auf einem abermaligen Colloquium versucht werden. Niemand dürfe in Zukunft der Religion halber Kriegsgefahren zu besorgen haben.

Und so viel gab König Ferdinand, wenngleich nur für seine Person, auf der Stelle nach, daß ein allgemeines Concilium wie das Tridentiner, zur Beruhigung von Deutschland nicht sehr geeignet sei; er zeigte sich überhaupt in allen Dingen entweder selbst einverstanden oder doch zur Nachgiebigkeit bereit.

Nicht so aber der Kaiser, dem die in Linz gewechselten Schriften durch Schwendi zugesandt wurden.

Er weigerte sich nicht mehr, den Landgrafen loszulassen, aber er forderte eine schwer zu bestellende Sicherheit gegen alle daraus etwa zu erwartenden Nachtheile [2]). Was den Religionspunct betrifft, so verwahrte er sich in seiner officiellen Antwort zunächst nur gegen jede Erwähnung des Nationalconciliums, die ihm von Anfang an verhaßt gewesen war; allein kaum war diese Erklärung gegeben, so wollte ihm schon scheinen als lasse sie eine allzu weite Deutung zu, und er erläuterte durch ein paar eigenhändige Worte, daß er auch ferner auf die Heimstellung der Glaubensstreitigkeiten an ein Concil bestehe, gemäß den bisherigen Beschlüssen der Reichstage [3]).

1) Zweite Schrift von Moritz, in Linz. „weil gleichwol die Stende der Augsburgischen Confession, wie s. chf. Gn. anders nicht wissen, mit dem Abschied, so der Religion halber im 44 Jar zu Speyer aufgericht, zufrieden gewest, so verhoffen s. chf. Gn., der Kf. Mt werde auch nochmals nicht entgangen seyn, der Puncten halber clare und gewisse Vorsehung zu thun."

2) Reponse de l'empereur donnée a Zwendy 25 Avril 1552.

3) Copie des lettres de la main de l'empereur au roi Ferdinand, Inspr. 10 Avril. M'a semblé outre le contenu de la dite reponse vous declairer tres expressement et briefvement mon in-

Bei diesem festen Verharren des Kaisers auf dem einmal ergriffenen Standpunct, und da auch Churfürst Moritz nicht ermächtigt war für seine Bundesgenossen abzuschließen, konnte man hier keinen Schritt vorwärts kommen, und beschloß jede weitere Erörterung auf eine andre Zusammenkunft zu verschieben, nächsten 26 Mai, zu Passau, zu welcher sämmtliche Churfürsten und eine Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten, die gleich hier benannt wurden, eingeladen werden sollten.

Wie geringfügig dieser Erfolg auch scheint, so war er doch sehr bemerkenswerth.

In frühern Zeiten hatten die beiden Parteien sich innerhalb der Reichsversammlung einander entgegengesetzt: jene alte Mehrheit des Jahres 1529, und die protestantische Minderheit, die jedoch unaufhörlich anwuchs; und der Kaiser hatte es als ein Hülfsmittel der Macht benutzt, zwischen ihnen eine Ausgleichung zu suchen; mochte man sich anstellen wie man wollte, — in dem Abschied zu Linz drückte man sich auf das behutsamste aus, — so erschien jetzt der Kaiser als Partei, als die andre der in der Kriegshandlung begriffene Bund; schon an und für sich gewann ein Ausschuß der Reichsfürsten, der ausdrücklich dazu berufen ward um eine gütliche Unterhandlung zwischen ihnen zu versuchen, eine großartige Stellung.

Die Absicht des Churfürsten Moritz ging gleich bei seinem ersten Antrage auf eine solche Versammlung dahin, daß derselben die Beschwerden die man gegen die bisherige Regierung zu machen habe, vorgelegt, von ihr erörtert werden sollten[1]).

tention qu'est en premier lieu quant a celui de la religion que je n'entends m'obliger ny traitter sy non me remettant a ung concile conforme aux decrets passés.

1) „Dieweil sich denn auch J. Chf. Gn. befaren, wo die beschwerungen und mengl so zuwidder der alten loblichen deutschen Nation hergebrachten Freihait an vill weegen angetzogen werden, allererst auf einen Reichstag solten verschoben werden, das solches bey den Stenden so jetzo beisammen seyn (ohne Zweifel: mit ihrem Kriegsvolk) vorzüglich möchte angesehen werden und allerley nachdenken machen, So bedachten J. Ch. G. underthenigklichen zuforderst, weill J. Ch. G. auch entlich jetzund allhie zu schlieszen der andern halben nit gewalt habe, das es am bequemsten und vesten seyn sollte, das alsbald jetzund etlich Chur und Fürsten des Reiches benannt, des gleichen auch ein Tag und Malstadt nach der kunigl.

Und keineswegs auf bloße Vermittelung mochte sich diese Versammlung beschränken. Sie war ungefähr auf die nemliche Weise zusammengesetzt wie die alten Regimentstage, und eine wiewohl unregelmäßige Repräsentation des Reichs. Churfürst Moritz brachte sie eben darum in Vorschlag, weil er und seine Freunde auf keinen Reichstag warten wollten.

Um die bestimmte Zeit erschienen die eingeladenen Stände: neben dem römischen König und dem Churfürsten Moritz die fünf übrigen Churfürsten, die Herzöge von Braunschweig, Jülich, Pommern, Würtemberg, Markgraf Johann und der Bischof von Würzburg durch ihre Abgeordnete, der Herzog Albrecht von Baiern, der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Eichstädt in Person.

Sehr bezeichnend ist die Stellung welche die Stände dem römischen König gegenüber einnahmen. Ferdinand hätte gewünscht an ihren Sitzungen Theil zu haben, denn nicht als Partei sei er hier, etwa als Stellvertreter des Kaisers, dieser habe vielmehr seine eignen Räthe am Platz. Die Stände hatten wohl nicht Unrecht, wenn sie dieß nicht ganz wörtlich für wahr hielten, da der König so eben vom Kaiser kam und mit demselben ununterbrochen in brieflichem Verkehr stand. Bescheidentlich antworteten sie, ihr Sinn sei nicht, ihn auszuschließen, sondern ihm nur die Mühe zu ersparen, ihren Sitzungen beizuwohnen, die Stimmen abzufordern; aber wie sie sich auch ausdrücken mochten, dabei blieben sie, sich erst unter einander berathen zu wollen: die Meinung über welche sie einig geworden, würden sie dann dem König vorlegen, und sich mit der vergleichen, welche er indeß selbst gefaßt habe[1]). Indem sie sich von ihm absonderten, um nicht gleich bei der ersten Fassung der Beschlüsse

Mt gnedigsten Gefallen angesetzt wurde, auf welchem solch Chur und Fürsten neben der Khun. Mt und desselben geliebten Son Kh. Maximilian zusammenkommen und alsodann nach anhorung solcher beschwerung, welche denn ein jeder stand auf dieselbe Zeit seiner Nothdurft nach anzuzeigen wird wissen, aller dieser Artiel halber eine gewisse bestendige und freundliche Vergleichung machen." Erklärung von Moritz zu Lintz o. D. im Berliner Archiv.

1) Prothocoll Lambert Distelmeyers (hier und im Folgenden meine vornehmste Quelle) im Berliner Archiv.

geſtört zu werden, waren ſie doch weit entfernt ſich ihm entgegenzuſetzen. Sie gaben ihm vollkommen Recht, wenn er darauf drang, daß aller franzöſiſche Einfluß vermieden werde. Obgleich der franzöſiſche Geſandte zugegen war, ſo bekam er doch von deutſchen Geſchäften nichts zu erfahren[1]). In dem Entwurf zu einer Inſtruction, nach welcher Markgraf Albrecht aufgefordert werden ſollte dem von ihm noch nicht angenommenen Stillſtand beizutreten, war als ein Beweggrund angeführt worden, daß der franzöſiſche Geſandte damit einverſtanden ſei, ein Motiv das hier wohl eine Wirkung haben konnte auf die Erinnerung des römiſchen Königs aber, daß ſolch eine Bezugnahme auf eine fremde Macht dem Reiche ſchlecht anſtehe, ließ man ſie weg.

Der Sinn der Stände war, den Einfluß wie der kaiſerlichen, ſo noch viel mehr der franzöſiſchen Intereſſen zu vermeiden, und aus dem Schooße des verſammelten Reichsfürſtenrathes eine Vermittelung der ausgebrochenen Streitigkeiten hervorgehn zu laſſen.

Und da lag nun die Summe des Ereigniſſes, und gewiſſermaßen ein neuer Anfang für die Erhaltung und Entwickelung des Reiches darin, daß in dieſer Verſammlung katholiſche und evangeliſche Fürſten vereinigt waren, einmüthig entſchloſſen keinen Krieg in Deutſchland zuzulaſſen[2]).

Bisher hatten die katholiſchen Reichsfürſten noch immer darauf beſtanden, den Proteſtantismus ſo weit wie möglich zurückzudrängen, oder lieber ganz zu vernichten, ſei es nun

1) Er hielt eine Rede, von welcher Sleidan XXIV, p. 375 einen Auszug mittheilt. Die Stände forderten ihn auf, zu weiterer Unterhandlung ſeine Inſtruction einzugeben, wie damals Sitte war: er hielt es für hinreichend ihnen eine Abſchrift ſeiner Rede mitzutheilen: non denegare orationem habitam scripto communicare, ut et fecit, additis literis asserti secretarii regis Galliarum, ad se non solitis literis sed characteribus (Chiffern) scriptam, qua (epistola) asserebat injunctum sibi, ea coram statibus proponere. Alſo eine chiffrirte Inſtruction theilte er mit, deren Sinn er ſelbſt auslegte. Prothocoll Diſtelmeyers.

2) Schreiben von Straß vigilia corp. Chi an den Churf. von Brandenburg. „Die anweſenden ſtende allhie laſſen vernehmen, das ſie keinen krigk in Deutſchland haben noch leiden wollen: welches denn die ſache ſer treibet und fordert.“

selbständig, durch die Mehrheit der Stimmen am Reichstag, oder unter der Führung des Kaisers: jetzt sahen sie ein, daß daran nicht mehr gedacht werden könne.

Die Uebermacht der protestantischen Fürsten war in diesem Augenblick vielmehr so groß, daß sie selber von ihnen überwältigt, ja vertilgt zu werden fürchten mußten. Der Kaiser war nicht im Stande sie zu schützen, aber wäre ers auch gewesen, so hätten sie wenig Freude daran gehabt: sie fühlten so gut wie die andern, daß sein überwiegendes Ansehen ihre Selbständigkeit, die Autonomie der Nation bedrohe. Eine der wirksamsten Veränderungen bildete der Regierungswechsel in Baiern. Jetzt setzte sich kein Leonhard von Eck mehr in den Besitz des maßgebenden Einflusses bei den katholischen Berathungen; Albrecht V, von Natur gemäßigt und nachgiebig, in seinen ersten Jahren sogar evangelischen Anwandlungen nicht unzugänglich, jetzt überdieß bedroht und gefährdet, hütete sich die Politik seines Vaters fortzusetzen, die wenigstens im Verhältniß zum Kaiser nur zu Nachtheilen geführt hatte.

In seinem ersten Gutachten nun ging Churfürst Moritz von dem Zugeständniß Ferdinands aus, daß ein Concilium wie das tridentinische schwerlich jemals zur Vergleichung führen dürfte, und kam auf die Idee eines Nationalconciliums zurück, das so oft vorgeschlagen worden und nie hatte erreicht werden können[1]). Doch wollte er es auch auf dessen Entscheidung nicht ankommen lassen. Er forderte vielmehr einen Frieden welcher immer bestehe, möge nun die Vergleichung zu Stande kommen oder nicht. Denn nur von den Mißbräuchen, sagt er, schreibe sich die Spaltung her; in den Hauptartikeln christlichen Glaubens sei man Gottlob einverstanden; der Kaiser müsse die Stände augsburgischer Confession vor allem versichern, daß ihnen keine Ungnade noch Beschwerung weiter bevorstehe. Zu dem unbedingten Frieden aber gehöre ferner, daß man auch keine Ent-

1) „darin die Gelehrten der h. Schrift beiderseits gehört werden und einander guten christlichen Bescheid geben." Die Verhandlungen begannen 1sten Juni früh 7 Uhr, wo Ferdinand Moritz aufforderte, wie er dem Kaiser meldet, „de bailler sa reponse et deliberation sur les articles de Linz." Hierauf folgt die Erklärung von Moritz.

ſcheidung des Reichstags wo die der Confeſſion entgegengeſetzte Partei das Mehr habe, nach des Kammergerichts wie es jetzt eingerichtet ſei, befürchten dürfe: man müſſe die Artikel über Friede und Recht wiederherſtellen und zur Ausführung bringen, wie ſie 1544 gegeben worden.

Zweierlei, wie wir ſehen, forderte er: das Aufgeben jener conciliaren auf die Wiederherſtellung der Einheit, auch im Wege der Gewalt, hinzielenden Ideen, und dagegen eine den Frieden der Evangeliſchen ſichernde Einrichtung im Reiche. Es waren ganz die altproteſtantiſchen Tendenzen: nicht zu bekehren, noch zu vertilgen, ſondern nur zu beſtehn, kraft der alten Berechtigungen der auf Reichsſchlüſſe ſich ſtützenden Minderheit. Im Jahr 1544 hatten die Proteſtanten ihre Abſicht noch durch den Einfluß der kaiſerlichen Gewalt zu erreichen gemeint: im Jahre 1552 hielten ſie das Schwert in der Hand um ſie durchzuſetzen. Der Kaiſer war überraſcht, in ferne Alpen zurückgeſcheucht; die geiſtlichen Fürſten, die bisher die Majorität gebildet, in ihren Landſchaften angegriffen, und ſchon zum Theil in die Hände der Proteſtanten geliefert. Unter dieſen Umſtänden bot ihnen Moritz noch einmal die alten Bedingungen an, die freilich, wenn ſie dem Kaiſer abgerungen waren, weit eine andre Bedeutung erhielten, als wenn er ſie frei und gern bewilligt hätte.

Und auf die erſte dieſer Forderungen nun gingen die in Paſſau verſammelten Fürſten mit allgemeiner Beiſtimmung ein. Jene Idee einer Herſtellung der Einheit, wie ſie von dem Kaiſer angeſtrebt ward, hatte ſich ihnen allen ſelber gefahrbringend erwieſen. Auch ſie fanden, daß das tridentiniſche Concilium nicht geeignet ſei die Spaltung in der Religion zu heben. Zwar wollten ſie ſich hiebei nicht im Voraus gegen ein andres allgemeines Concilium erklären: ſie behielten dem Reichstag vor, nochmals zu unterſuchen, auf welchem Wege das Ziel am beſten erreicht werden könne, durch ein nationales oder doch wieder ein allgemeines Concil, oder durch welches andre Mittel[1]). Darin aber ſtimmten ſie dem Churfürſten bei, daß auf jeden

1) Gutachten der Churfürſten und Fürſten am 6ten Juni, im Berliner Archiv.

Fall Friede bestehn müsse, welches auch der Erfolg der Vergleichsversuche sein möge, und eben darauf kam es an. Die Frage war, ob im Kreise der abendländischen Christenheit ein friedliches und sicheres Dasein möglich sei, ohne die Oberhoheit des Papstthums oder auch eines Concils anzuerkennen, mochte nun da ein Kaiser oder ein Papst den größern Einfluß haben. Diese Frage bejahten jetzt die mächtigsten Reichsfürsten, auf welchen seit dem dreizehnten Jahrhundert das Reich und zum guten Theil die Kirche gegründet gewesen, katholische und protestantische, geistliche und weltliche. Sie meinten, der Friede müsse beiderlei Ständen zu Gute kommen und sie gegen einander sicher stellen. Am 6ten Juni 1552 verfaßten die Fürsten dieses auf ewig merkwürdige Gutachten; am 7ten erklärte König Ferdinand in diesem Puncte seine Beistimmung dazu.

Wie nun aber dieser Grundsatz in den Ordnungen des Reiches geltend zu machen sei, darüber konnte man sich nicht sogleich vereinigen. Die vermittelnden Fürsten vermieden noch die Erwähnung der speierschen Beschlüsse von 1544, die ihnen oder ihren Vorgängern größtentheils zuwider gewesen: nur Eine Stimme trug auf Wiedererneuerung und Vollziehung derselben an; aber sie bewilligten, daß bei dem Abschluß des Friedens auch über die Besetzung des Kammergerichts Bestimmung getroffen würde. König Ferdinand trat noch einen Schritt weiter zurück: er wollte diese Bestimmung so wie die Beschwerden die Moritz vorgebracht, auf den Reichstag verweisen. Churfürst Moritz war hiemit nicht zufrieden: er forderte die ausdrückliche Zusicherung unparteiischen Rechtes und die Aufhebung des Reichsabschiedes von 1530, auf den die Assessoren bisher verpflichtet worden. Es kam hierüber zu einem lebhaften Schriftwechsel, in welchem jeder Theil auf seiner Meinung bestand. Glücklicherweise hatte Moritz auch seinerseits etwas anzubieten. Bei der Versicherung der katholischen Fürsten in ihren Besitzthümern, die eine andre Hauptgrundlage des Friedens bildete, hatte er die Worte einfließen lassen: „so viel sie noch in Possession derselben seien:“ eine Clausel von der größten Bedeutung, da schon manches Amt bischöflicher Lande von Markgraf Albrecht in Besitz genommen worden. Die vermittelnden Fürsten machten

ihn aufmerkſam, daß dadurch das Recht verkürzt, der geſammte Rechtszuſtand zweifelhaft werde. Indeſſen beſtand Moritz ſo lange auf ſeinen Vorſchlag, bis ſie und der König ſich ihm auf der andern Seite wieder näherten. Dabei blieb es auch jetzt, daß die Sache definitiv erſt am Reichstag abgemacht werden möge: aber im Voraus erklärten die Fürſten, daß alsdann die Gleichheit bewilligt und die Form des Eides frei gelaſſen werden ſollte. Nicht ganz ſo weit, denn nur in kleinen Schritten, ſehr langſam rücken dieſe Angelegenheiten vorwärts, wollte König Ferdinand gehn. Die Gleichheit im Voraus zu bewilligen, ſchien ihm ein Punct den der Kaiſer nicht genehmigen würde, aber dazu gab er ſeine Zuſtimmung, daß es freiſtehen möge, ob man den Eid zu Gott, oder zu Gott und den Heiligen ſchwören ſolle. Man bemerkte, daß in den Rechten beide Formen gültig ſeien[1]). Und war dieß nicht im Grunde eben daſſelbe? Die evangeliſchen Aſſeſſoren waren bisher zurückgewieſen worden, weil ſie den Eid zu den Heiligen nicht ſchwören wollten; ſie mußten angenommen werden wenn man denſelben nicht mehr forderte. Der Verpflichtung auf den Reichsabſchied von 1530 ſollte durch eine Clauſel begegnet werden, nach welcher kein früherer Schluß dem neuen Friedſtand abbrechen, derogiren ſolle.

Dergeſtalt vereinigte man ſich in einer aus beiden Religionsparteien gemiſchten Verſammlung über die wichtigſten Verhältniſſe die in Zukunft zwiſchen beiden obwalten ſollten.

Die Katholiſchen, welche auch dort die Mehrzahl ausmachten, gaben die Vortheile auf, welche ihnen aus der Idee einer allgemeinen Vereinigung der Chriſtenheit und ihrem Uebergewicht am Reichstag entſpringen konnten.

Dagegen verzichtete man evangeliſcher Seits darauf, ſich der Uebermacht die man in dieſem Augenblicke beſaß, zu bedienen, die hohen Geiſtlichen, wie man anfangs gedacht, geradezu zu verjagen, oder auch nur die ihnen ſchon entriſſenen Gebietsſtrecken zu behalten.

Wurde der Rechtsſtand der Proteſtanten erweitert und

1) „Dieweilen ohne das bede Formen in Rechten befunden.“ Auf des Churfürſten von Sachſen Replik Bedenken der Churfürſten Fürſten ꝛc.

einigermaßen fixirt, so hatte die andre Partei dagegen die Genugthuung, ihre bedrohten Besitzthümer gesichert zu sehen.

Und da man nun in der Hauptsache verglichen war, so folgten die andern Puncte von selber nach. Man kam überein, daß der Landgraf in einer bestimmten Frist zu Rheinfels auf freien Fuß gesetzt werden solle. Für die Urtel die während der Custodie in seinen Angelegenheiten gesprochen worden, ward ihm Suspension und Revision verheißen. Alle die welche in dem letzten Kriege um Land und Leute gekommen waren oder die Flucht hatten ergreifen müssen, von den Kriegsanführern der Rheingraf, Albrecht von Mansfeld und sein Sohn, Christoph von Oldenburg, Heideck, Reckerode und Schärtlin, unter den Fürsten Wolfgang von Anhalt und Otto Heinrich von der Pfalz, sollten wieder zu Gnaden angenommen werden, und sich nur verpflichten, fernerhin nicht gegen den Kaiser zu dienen; die der jetzigen Kriegsübung Verwandten sollten die Waffen niederlegen, ihre Eroberungen herausgeben und dagegen einer Generalamnestie genießen.

Mit Freuden melden die brandenburgischen Gesandten nach Haus, daß es so weit gekommen sei, hauptsächlich auch durch das eifrige Bemühen des römischen Königs.

Auch Moritz meinte wohl, daß hiemit ein fester Friede im Reich gegründet sei. Sein Rath war, daß der verabredete Vertrag dem Kaiser zu einfacher Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden solle: indeß wolle auch er zu seinen Bundesverwandten reiten und wenn von dem Kaiser die Erklärung der Annahme eingelaufen sein werde, den Vertrag ohne weiteres Grübeln unterschreiben.

Daß nun aber diese Bedingungen erst dem Kaiser vorzulegen und von ihm zu bestätigen waren, bildete eine Schwierigkeit die sich größer erwies, als man auch nach den bereits gemachten Erfahrungen glaubte.

Die Bevollmächtigten die er in Passau hatte, versäumten nichts um ihn dazu zu stimmen. Sie stellten ihm vor, daß in Deutschland alles den immerwährenden Frieden wünsche, zumal da er, der Kaiser selbst schon um seiner vielfachen Beschäftigungen willen nicht im Stande sei eintretenden Unordnungen zu

steuern[1]). Der König motivirte bei der Einsendung der Artikel die Bewilligung derselben mit der erwähnten Gefahr der katholischen, besonders der geistlichen Fürsten, und mit der Besorgniß, daß sich leicht, wenn die Vereinbarung sich an die Religionssachen stoße, alle andern Stände augsburgischer Confession an die kriegführenden anschließen möchten. Man machte den Kaiser aufmerksam, daß weder der Papst, noch der König von Frankreich, noch irgend ein andrer Fürst von Europa an die Pflicht denke, die Ketzereien auszurotten, daß die ganze Last einer solchen Unternehmung auf ihn allein fallen würde. Auch liege wohl so viel am Tag, daß man wider die neuen Meinungen mit dem Schwerte nichts ausrichten könne: die Deutschen würden ihre Hand nicht dazu bieten, durch fremde Nationen lasse es sich nicht thun.

Im Angesicht der Kämpfe welche die Welt erfüllen, der Kräfte die dazu von beiden Seiten in Anwendung gesetzt werden und der Erfolge die sich ergeben, bilden sich Ueberzeugungen, die plötzlich hervortreten und Jedermann ergreifen, weil sie aus dem Geschehenen mit Nothwendigkeit entspringen; man kann sagen: sie enthalten Gesetze für eine, wenn auch erst ferne Zukunft in sich. So fühlte man jetzt die Unmöglichkeit, das alte System der dogmatischen und kirchlichen Einheit in der abendländischen Christenheit aufrecht zu erhalten, die Gemüther mit dem Schwert zu regieren.

Und davon hängt die Wirksamkeit eines hochgestellten Menschen mit am meisten ab, in welches Verhältniß er zu Ueberzeugungen dieser Art tritt, ob er sie annimmt oder sich ihnen entgegensetzt.

Carl V hielt unerschütterlich an dem einmal ergriffenen Systeme fest.

1) Rye und Selb an den Kaiser, 15 Juni: nous trouvons que tous les estatz qui sont icy lesquelz sont les premiers de toute la Germanie sont merveilleusement enclins a ceste paix perpetuelle et les ecclesiasticques pas moins que les seculiers. Car voyant que les choses du concille sen vont a la longueur et que tout le jour surviennent des nouveaux troubles et que V. M^{e} a tant daffaire contre les malveillans quelle ne peult si bien remedier aux inconveniens, come elle desire, tout le monde veult estre asseure et se mettre hors de dangier.

Es war der Gedanke seines Lebens; daß er in einem unglücklichen Augenblick vor einem plötzlichen Anfall hatte zurückweichen müssen, konnte ihn darin nicht irre machen.

Die Einheit der Christen aufrecht zu halten galt ihm für eine durch die Religion gebotene Pflicht. Während der Verhandlungen wiederholte er seine Behauptung, daß dazu ein allgemeines Concilium das einzig geeignete Mittel sei. Höchstens wollte er die Sache, aber ganz in den gewöhnlichen Formen und mit Vorbehalt seiner alten Autorität, noch einmal an den Reichstag bringen. Den immerwährenden Frieden zu bewilligen, schlug er ohne Weiteres ab. Nicht als ob er, wie es in einem seiner Briefe heißt, daran denke, die Protestanten mit Krieg zu überziehen, wozu er jetzt nicht einmal die Mittel habe: aber durch diese Bewilligung würde alles rückgängig werden, was man mit so vieler Mühe und so vielen Kosten erreicht, das Interim und die letzten Reichstagsschlüsse; er würde die Ketzereien auch dann dulden müssen, wenn sich Zeit und Gelegenheit zum Gegentheil zeige; schon jetzt müsse er Scrupel haben für die, welche er dann empfinden werde. Und auch jetzt könne er sich nicht damit entschuldigen, daß ihm Gewalt geschehe: noch sei sie nicht geschehen, noch könne er nach Italien oder vielleicht nach Flandern gehn, und gewiß er wolle es thun, ehe er sein Gewissen beschwere, ehe er diesen Zaum sich anlegen lasse[1]).

Der Nothwendigkeit der Dinge, die er nicht anerkannte, setzte er, wie wir sehen, seine geistlichen Pflichten entgegen, die er, seitdem er sich so lange mit ihnen getragen, von Unglück und Gefahr mehr bestärkt als erschüttert, strenger als jemals auffaßte.

Ferdinand hielt nicht für rathsam, die Weigerungen und Ausstellungen des Kaisers der Versammlung wie sie waren mitzutheilen, er hätte den Bruch der ganzen Unterhandlung gefürchtet. Nur im Allgemeinen bezeichnete er sie, aber er versprach, sich selbst zu seinem Bruder zu verfügen und alles zu

1) L'empereur au roi, undatirt, jedoch Anfang Juli: Si ne puis-je comme qu'il soit consentir la bride que en ce l'on me veut mettre pour non pouvoir jamais procurer le remede.

versuchen, „gleich als gelte es seiner Seelen Seligkeit," um denselben auf eine andre Meinung zu bringen[1]). Am 6ten Juli reiste er von Passau ab, am 8ten finden wir ihn in Villach. Er stellte dem Kaiser vor, in welche Gefahr ihn der Wiederausbruch der Feindseligkeiten in Deutschland stürzen werde: schon sei auch der Herzog von Baiern von den kriegführenden Fürsten aufgefordert sich zu ihnen zu schlagen, und im Weigerungsfall mit dem Ruin seines Landes bedroht; dagegen verspreche Moritz eine ansehnliche Hülfe in Ungarn zu leisten, wenn der Friede zu Stande komme, und bei den unaufhörlichen Fortschritten der Türken sei für ihn nichts dringender, nothwendiger. Auch bewirkte er damit wohl, daß eine und die andere unwesentliche Einwendung weggelassen ward, welche der Kaiser gegen die vorgeschlagenen Artikel gemacht; in Bezug auf das Gericht wurden allgemeine wiewohl nicht eben verpflichtende Versicherungen ertheilt. In der Hauptsache aber richtete Ferdinand nichts aus. Der Kaiser erklärte mündlich ebenso standhaft wie er es schriftlich gethan, daß er nichts zulassen werde was seiner Pflicht, seinem Gewissen zuwiderlaufe, und sollte darüber alles zu Grunde gehn[2]). Er wolle eher Deutschland dem römischen König überlassen, als etwas gestatten was der Religion nachtheilig sei, oder sich dem Urtheilsspruch derer unterwerfen, die er zu regieren habe. Den Satz in welchem immerwährender Friede zugesagt wurde auch für den Fall daß man sich nicht verständige, strich er aus. Er ging nicht weiter, als daß er, wie schon in der Linzer Erklärung, einem künftigen Reichstag

1) Vor seiner Abreise erklärt er den Ständen: er wolle „alle müg-liche Persuasiones, ausführung und anzeigung thun, dadurch Keys. Mt zu bewegen, und in Summa den Fleiß anwenden, als langete eß ihrer Mt Seelen Seligkeit an, dann J. Mt hetten dessen treffliche ursach, und wolten nichts liebers wahn das Deutschland müchte zu ruge und die gehorsamen stende unbeschedigt bleiben, so wehre eß auch yhrer Mt eigene nothdurft, welche der schuch also drucket, das sie wohl mehr hinken dann gehen möchte. Sie wußten gewiß, das die Türken auf die stunde würden vor Tomtschwar liegen, und sie konnten doch weder mit Gelde noch mit volke volgen, wehren dieser handlung halben lange aus ihren landen gewest."

2) Lettre de l'empereur à la reine 16 Juill. „qu'il ne feroit rien contre son devoir et sa conscience, quand meme tout devroit se perdre."

zu bestimmen vorbehielt, auf welche Weise dem Zwiespalt abzuhelfen sei: wohlverstanden jedoch — — „mit Ihrer Majestät ordentlichem Zuthun“: nur bis dahin versprach er Friede; er wiederholte nicht einmal, daß er die Vergleichung nur durch friedliche und gütliche Mittel herbeizuführen suchen werde. Auch die vorgebrachten Beschwerden sollten dort, unter seiner Theilnahme erörtert werden. Der römische König mochte sagen was er wollte, so mußte er sich mit diesem Bescheide nach Passau zurückbegeben.

Hier hatte man das doch nicht erwartet. Man meinte fast, es liege wohl an Ferdinand selbst, und richtete die dringende Frage an ihn, ob er nicht etwa noch eine Nebeninstruction habe. Der König antwortete, er handle rund und ehrbar: hätte er weiteren Auftrag, so würde er denselben von Anfang angezeigt haben, er habe den Befehl, nicht einen Buchstaben ändern zu lassen[1]).

Sollten nun aber nicht die vermittelnden Fürsten trotz alle dem ihrerseits auf den wohlerwogenen Vorschlägen verharren, die sie gemacht?

Sie zogen in Erwägung daß der Kaiser ihnen doch in den weniger bedenklichen Puncten meistens beigetreten war, — daß für den Augenblick, da das tridentinische Concilium sich aufgelöst hatte und von einer Ausführung der Beschlüsse desselben nicht mehr die Rede sein konnte, auch in religiöser Hinsicht nichts zu befürchten stand — daß dem Reichstag, an den die Entscheidungen, wiewohl mit dem Vorbehalt der Idee der allgemeinen Einheit, verwiesen worden, ein weiter Spielraum offen blieb: und hielten für das beste, sich dem unwiderruflichen Willen des Kaisers zu fügen.

Die Frage war nur, ob dann auch die Evangelischen ihn annehmen würden, namentlich Moritz, der seitdem noch einmal nach Passau zurückgekommen war, und als er sah wie die Sachen standen, es mit der Erklärung verlassen hatte, daß auch er an seine Zusage nicht weiter gebunden sein wolle.

Mit gegründeter Besorgniß nahm er die fortgehenden

1) Le Roi des Romains à l'empereur 16 Juill.

Rüstungen des Kaisers wahr. Wie im Mai gegen Reitti und die Clause, so stürzte er sich im Juli gegen einen andern Musterplatz des Kaisers bei Frankfurt a. M., wo sich bereits 16 Fähnlein z. F. und 1000 M. z. Pf. unter dessen Namen gesammelt.

Hier aber war ihm das Glück nicht so günstig wie dort. Nach der Aussöhnung hatte sich in Frankfurt der alte Einfluß des Kaisers auf die Geschlechter und den Rath von Frankfurt wieder hergestellt: die Stadt entschloß sich, auch unter den gefährlichen Umständen in denen man war, seine Truppen bei sich aufzunehmen. Der Oberst der sie befehligte und der Bürgermeister theilten die Schlüssel der Thore unter einander. Zur rechten Zeit traf ein kaiserlicher Kriegscommissar mit dem nöthigen Gelde ein, um die Söldner zufrieden zu stellen und ein gutes Verhältniß mit den Bürgern möglich zu machen.

Dadurch zog nun zwar die Stadt den Angriff der Verbündeten gegen sich selber herbei. Zersprengte Flüchtlinge, Rauchsäulen von der Holzhauser Oede her kündigten bald das Heer derselben an. Im ersten glücklichen Scharmützel sprengte Moritz bis an die Stadtthore. Zu fürchten aber war bei den guten Vorkehrungen die man in Frankfurt getroffen, dieser Feind, dem es an dem nöthigen Belagerungsgeschütz fehlte, mit nichten. Nicht allein seine Anfälle und Stürme wurden abgeschlagen, er erlitt auch einen großen Verlust. Der junge kriegsfreudige Georg von Meklenburg, der selber mit seinem Fausthammer an das Thor von Sachsenhausen klopfte, um zu sehen ob es inwendig gefüllt sei, und da er das nicht so fand, ein Paar Büchsen heranbringen ließ um sie auf dasselbe zu richten, mußte diese Kühnheit mit dem Tode büßen. Moritz, der die Stadt aufforderte, bekam darauf die bittere Antwort, er möge erst fromm werden und die Judasfarbe ablegen.

In diesem Augenblick trafen die Abgeordneten mit dem nach der kaiserlichen Anweisung veränderten Friedensentwurf ein.

1) Timotheus Jung an den Churf. von Brandenburg. „25 und 26 haben Marggraf und Chf. zwen groß sturm vor Frankfurt verloren, und dermaaßen abgewiesen, das sie leichtlich nicht wiederkommen." Vgl. Kirchner II, 192.

Wäre Moritz Herr von Frankfurt gewesen, wer weiß ob er den Vertrag angenommen hätte. Aber er war es nicht; auch an vielen andern Stellen hielt sich die kaiserliche Macht: wenn er den Vertrag abschlug, so hatte er Achtserklärung und die unbedingte Herstellung seines Vetters Johann Friedrich zu erwarten[1]); er mußte einen neuen Krieg auf Leben und Tod bestehen. Nahm er dagegen den Vertrag an, so ward der Landgraf befreit, was ihn einer schweren persönlichen Verpflichtung überhob; nicht unbedeutende andere Zugeständnisse, wenn auch nicht die letzten die er gefordert, traten in Wirksamkeit; für die Sicherheit seiner Erwerbungen war es von dem größten Werthe, wenn er sie zunächst auch unter einer veränderten Ordnung der Dinge unangefochten behauptete. Seinem Bunde mit dem König von Frankreich entsprach es zwar nicht; aber er wußte sehr wohl daß er darüber mit demselben doch nicht zerfallen würde. Nach einigem Bedenken nahm er am 29sten Juli den Vertrag an; zu Rüdelheim bei Frankfurt ist die Originalurkunde, welche die Abgeordneten Ferdinands mitgebracht hatten, von Moritz, den jungen Landgrafen und Johann Albrecht unterstegelt worden[2]).

Höchst erwünscht war dieß zunächst dem König Ferdinand, der nun seine Kräfte nach dem von einem türkischen Einfall aufs

1) In Passau hatte Johann Friedrich, nicht aus eigner Bewegung sondern auf Antrieb des Kaisers, bei den Versammelten anfragen lassen: — er erzählt es selbst in der Propositiion auf dem Landtag zu Saalfeld (Hortleder II, III, c. 87, nr 7): „was wir uns auffm Fall, da unser Vetter Herzog Moritz geächtigt würde und wir unser Land wider einnehmen solten, vor Hülff und Zusatz bei ihren Liebden zuversehen."

2) Adam Trott an den Churf. von Brandenburg, Sonntag 31 Juli. „Syn also uff den Abent Jacobi ankommen (24 Juli) und folgendes tages gehort und an allem was moglich und zu dem fryden, fornemlich zur Erledigung des Landgrafen dienstlich seyn mogen nichts unterlassen, aber heut Sontags nach Jacobi (31 Juli) seynd mir erst teutsche Antwort zu erlangen fortrostet und hat myr der Churf. gesagt die Sachen steen dermaß das ich uf der post den Landgrafen holen solle." Adam Trott an die Räthe zu Passau 1sten Aug. — „magk Euch nicht verhalten, das die Handlung allhie Gottlobe verrichtet, aber doch nicht ohne große Mhue und auch durch sondern Blyß des Churf. zu Sachsen, und hat sych der Landgraff mit den alten Rheten, die er itzond stattlich bei sich hat, aufs beste erzeigt." Das Datum in der neuen Sammlung der Reichsabschiede, gegeben zu Passau 2 Aug., ist ohne Zweifel falsch. Die alten Abschriften haben das richtige Datum 16 Juli.

neue bedrängten Ungarn wenden konnte; Moritz erneuerte ſein Verſprechen ihm ſelbſt zu Hülfe zu kommen. Die vor Frankfurt verſammelten Truppen der Verbündeten, bis auf ein einziges, das reiffenbergiſche Regiment, das ſich zu Markgraf Albrecht ſchlug, leiſteten dem König den Eid der Treue.

Ferdinand vergalt die Dienſte die er dergeſtalt empfing, dadurch, daß er ſeinen Bruder aufforderte, Johann Friedrich, der noch immer dem Hofe folgte, nicht eher förmlich zu entlaſſen, als bis er das zwiſchen ſeinen Söhnen und Moritz entworfene Abkommen beſtätigt habe.

Schon war es jedoch dem Kaiſer, der täglich die Kräfte ſeiner Gegner abnehmen und die ſeinen anwachſen ſah, wieder zweifelhaft geworden, ob er ſeinerſeits den Vertrag auch nur ſo, wie er ihn zuletzt angenommen hatte, ratificiren ſolle. Einer ſeiner Hauptleute und Räthe ſagte ihm, bis jetzt ſei der Krieg von den Fürſten geführt worden, ohne Widerſtand: würden ſie ihren Meiſter und Herrn ſich gegenüber ſehen, ſo würde ihnen das Gewiſſen ſchlagen und ſie würden das Herz verlieren. Am 10ten Auguſt hat der Kaiſer durch Andelot ſeinem Bruder wirklich noch einmal eine Eröffnung in dieſem Sinne machen laſſen: er ſehe jetzt die Möglichkeit den gehorſamen Ständen zu Hülfe zu kommen; allzu drückend ſeien die Bedingungen die er eingegangen; wer könne dafür ſtehn, daß Moritz nicht, wenn er nach Ungarn gehn dürfe, dort einen Streich ſpiele wie vor Magdeburg. Iſt Ferdinand je über eine Mittheilung ſeines Bruders erſchrocken, ſo war es damals. Er beſchwur ihn, ihm dieſen Schimpf nicht zuzuziehen: nur auf ſein Zureden, denn er habe immer am meiſten auf die Herſtellung des Friedens im Reiche gedrungen, ſeien die Bedingungen des Vertrags zuletzt von den Fürſten genehmigt worden; von Moritz fürchte er nichts, da die Truppen ihm, dem König, geſchworen; und entbehren könne er deſſen und des Reiches Hülfe nun einmal nicht: ein Bruch würde ihm und ſeinen Kindern, allen ſeinen Ländern, in dieſer Gefahr vor den Türken, zum vollkommenen Verderben gereichen [1]).

1) Ferdinand an den Kaiſer 20 Aug. 1552.

Hierauf entschloß sich der Kaiser den Vertrag zu bestätigen. „Ganz allein," schreibt er seinem Bruder, „die Rücksicht auf Eure besondre Lage, Eure Königreiche und Lande haben mich dazu bewogen." Auch seiner Schwester meldet er, die Betrachtung, welche Bedrängniß Ungarn und die ganze Christenheit von den Türken erfahren werde, wenn Moritz nicht einige Hülfe leiste, habe ihn vermocht den Vertrag zu ratificiren.

Unter einem so mannichfaltigen Wechsel von Berathungen und Antrieben ist der Passauer Vertrag zu Stande gekommen.

Man könnte nicht sagen, daß er für die große innere Frage, in den religiösen Angelegenheiten eine definitive Bestimmung gegeben oder auch nur in sich eingeschlossen habe.

Der immerwährende Friedstand zwischen den beiden Bekenntnissen war ausdrücklich verweigert, die alte Idee der kirchlichen Einheit, als einer Bedingung des politischen Lebens vorbehalten, und jede weitere Festsetzung auf den Reichstag verschoben worden, von dem sich doch nicht voraussehen ließ, ob er nicht durch seine Consequenz gefesselt unter ähnlichen Einwirkungen wie früher auch wohl zu ähnlichen Beschlüssen gebracht werden könnte.

Auch wurden nicht einmal die obschwebenden Unruhen dadurch beseitigt. Markgraf Albrecht von Brandenburg weigerte sich ihn anzunehmen und setzte seine Züge gegen Stifter und Städte, wie er sie in Franken und Schwaben begonnen, an Rhein und Mosel fort. Auf sein Beispiel sah Graf Volrad von Mansfeld, der gegen Ende Mai in Ratzeburg eingebrochen war, die silbernen Apostel aus der Domkirche geholt und die Domherrn genöthigt hatte den jungen Herzog von Lauenburg zum Bischof zu postuliren: noch hielt er dort an der Elbe eine beträchtliche Mannschaft im Felde.

Bei alle dem war der Passauer Vertrag doch ein unermeßliches Glück für Deutschland.

Das nunmehr auch vom Kaiser zusammengebrachte Heer und das hessisch-sächsische hätten sonst mit einander schlagen müssen, und die ganze Kriegswuth beider Theile hätte sich nach dem Reiche hin entladen.

Jetzt aber wandten die beiden Gegner ihre Kräfte nach den

Grenzen hin. In dem Innern ward wenigstens so viel erreicht, daß der gedrückte, durch die Kriegserfolge von 1547 herbeigeführte Zustand aufhörte der bisher obgewaltet.

Zunächst kehrten die beiden gefangenen Fürsten in ihre Länder zurück.

Als der Kaiser sich entschloß die dem gewesenen Churfürsten Johann Friedrich bewilligten Erleichterungen in eine vollständige Befreiung zu verwandeln, ihn von dem Hofe, der jetzt wieder nach Augsburg gekommen, zu entlassen, legte er ihm doch noch zwei Bedingungen vor, die eine mehr in seinem, die andre mehr in seines Bruders Sinn. Johann Friedrich sollte sich noch verpflichten, den Beschlüssen eines künftigen Conciliums oder Reichstags in der Religion Folge zu leisten und die Verträge mit seinem Vetter zu beobachten. Das letzte war in so fern neu und schwer, als er zugleich für seine Söhne gutsagen und andre Sicherheiten herbeischaffen sollte; aber er entschloß sich dazu: er erbot sich die Verträge zu unterzeichnen, sobald als es Churfürst Moritz gethan haben werde[1]). Was aber die erste Anmuthung betrifft, so blieb er nach wie vor unerschütterlich. Gern versprach er wegen der Religion mit Niemand in Bündniß zu treten, noch die Altgläubigen thätlich zu belästigen; aber dahin war er nicht zu bringen, daß er sich eine künftige Vergleichung anzuerkennen verpflichtet hätte. In aller Demuth erwiederte er dem Kaiser, er sei entschlossen, bei der Lehre die in der augsburgischen Confession enthalten, bis in seine Grube zu bleiben.

Durch seine Haltung in der Gefangenschaft hatte Johann Friedrich erst recht gezeigt, wie Ernst es ihm auch in glücklicheren Zeiten damit gewesen war, seinem Kaiser Gehorsam zu beweisen. Es ist immer derselbe Gedanke, — bei aller einem Reichsfürsten geziemenden Hingebung, doch in Beziehung auf göttliche Dinge, wo man einer andern Welt angehört, die volle Unabhängigkeit des Gewissens zu bewahren. Früher, bei den Conflicten, in welche die streitigen Rechtsverhältnisse brachten, konnte diese Ge-

1) Die sogenannte Assecurationsacte. Eigner Bericht Johann Friedrichs an seine Stände. Hortleder II, III, 87, nr. 7.

sinnung nicht immer hell und zweifellos erscheinen: in der Gefangenschaft, wo sich die Gegensätze reiner und einfacher gestalteten, leuchtete sie dann in vollem Glanze hervor. Und recht naturgemäß entsprang sie in ihrer doppelten Richtung aus der deutschen Geschichte. Auf das tiefste hatte die Idee des Reichs und seiner Ordnung die Gemüther durchdrungen; eben so lebendig waren sie jetzt von dem göttlichen Ursprung der heiligen Schrift und der unbedingten Gültigkeit einer freieren Auffassung derselben ergriffen; beides zu vereinigen hätte Große und Geringe befriedigt. Aber Carl V verstand das entweder nicht, oder wollte doch davon nichts hören; er wollte sich Gehorsam in göttlichen und menschlichen Dingen erzwingen. Damit erzog er sich eben die, die ihm endlich den einen wie den andern versagten und die Waffen der Politik und des Krieges, die sie von ihm führen gelernt, nun gegen ihn selber wandten. Johann Friedrich dagegen beobachtete auch in seiner Gefangenschaft vollkommene Treue. Er wollte nicht einmal zugeben, daß jene Fürbitte der Reichsfürsten für den Landgrafen auch auf ihn erstreckt würde; es machte ihm Sorgen, daß die Stände seines Landes und seine Söhne nicht ganz abgeneigt waren auf die Verbindung mit Moritz einzugehn, und er selber hat es verhindert. Es wäre zugleich grausam und unklug gewesen, einen Mann von dieser Gesinnung länger zurückzuhalten[1]). Am ersten September 1552, dem Tag seines Aufbruchs von Augsburg, entließ ihn der Kaiser mit der Erklärung, er habe an seinem Verhalten während der Verstrickung ein gnädiges Gefallen gehabt: er hoffe auch künftig zu allen Gnaden Veranlassung zu haben. Der Fürst schied mit dankbaren Erbietungen und schlug den Weg nach seinem Lande ein.

Von Anfang an zeigte er sich entschlossen, keine Feindseligkeiten gegen Moritz vorzunehmen. „Geh hin," sagte er einem von denen, die ihm zuerst glückwünschend entgegenkamen, „und

1) Der Kaiser versprach: „der Religion halber gegen ihn oder die seinen insonderheit nichts vorzunehmen." Dieß insonderheit, die gebührlichen Wege der Vergleichung schlossen noch immer das Concilium und eine allgemeine Reichsverpflichtung nicht aus.

sage zu Hause, daß ich ohne Waffen komme und keinen Krieg mehr führen will."

Welch ein Wiedersehen war es, als er in seinem Stammland bei Coburg wieder anlangte! Der erste der ihm entgegenkam, war sein Bruder Johann Ernst, der seinen Wahlspruch: ich trau Gott, nun erfüllt sah. Bald erschien auch seine Gemahlin mit ihren herangewachsenen Söhnen. Die Berge und Wälder wurden besucht, um der lange entbehrten Jagdlust zu pflegen und die heimathliche Luft wieder einzuathmen; an den hellen Quellen im Grunde der Forsten ward das Mittagsmahl eingenommen. Vor den Städten erschienen dann weit draußen die Rathsherrn in den schwarzen Mänteln, ihrer Amtstracht, um den angestammten Herrn zu bewillkommnen: die Bürger mit ihren Rüstungen oder in ihren besten Kleidern bildeten ein Spalier; auf den Märkten warteten die Geistlichen mit der männlichen Jugend auf der einen Seite, auf der andern die eisgrauesten Bürger mit den jungen Mädchen, die in fliegenden Haaren mit dem Rautenkranz erschienen; die Knaben stimmten das Tedeum lateinisch an, die jungen Mädchen antworteten mit dem deutschen: Herr Gott dich loben wir; der Fürst, der ihrem Gebet seine Rückkehr zuschrieb, zog mit entblößtem Haupte, dankend und gnädig, sie alle vorüber; — neben ihm sein Sohn und Meister Lucas Cranach, der aus herzlicher Liebe, die ihm auch erwiedert ward, die Entbehrungen der Gefangenschaft freiwillig mit ihm getheilt —; wenn er dann abgestiegen, brachte ihm wohl ein in die Hoffarbe gekleideter Knabe aufgesparte Goldstücke der Bürgerschaft in einem künstlichen Pokale dar. Johann Friedrich erschien wie ein Märtyrer und Heiliger. Als er in Weimar einzog, meinte man ein langes weißes Kreuz über ihm zu sehen[1]); Melanchthon — denn auch aus dem verlornen Lande, von Wittenberg her versäumte man nicht ihn zu begrüßen — verglich ihn mit Daniel unter den Löwen, oder jenen drei gläubigen Israeliten im feurigen Ofen: Gott, der ihm diese Seelenstärke verliehen, und ihn nunmehr freigemacht, habe da-

1) Johann Förste.: Custodia und Liberatio des Durchleuchtigsten ꝛc. Hortleder III, 11, 88, 1.r. 55. Müller sächsische Annales a. h. a. Schultes Coburg-Saalfeldische Geschichte I, 41.

durch gezeigt, daß er wahrhaftig Gott sei, der in diesem sterblichen Leben sich eine ewige Kirche sammle, ihr Bitten und Seufzen erhöre [1]).

Um dieselbe Zeit kehrte auch der Landgraf Philipp in sein Land zurück. Erst in dem Augenblick der definitiven Annahme des Vertrages gab der Kaiser Befehl zur Befreiung des Gefangenen; bis dahin hatte derselbe von dem eigennützigen und übermüthigen Wächter der ihm beigegeben war, noch manche Mißhandlung auszustehn. In Tervueren nahm er dann von der Königin Maria Abschied, die sich aus seinen Reden überzeugte, daß er nun dem Kaiser treu bleiben werde. Als er in Cassel anlangte, begab er sich zuerst in die Martinskirche, die sich sofort mit dem herbeiströmenden Volk erfüllte, und kniete vor dem Denkmal seiner indeß verstorbenen Gemahlin nieder; so verharrte er in Gebet und Nachdenken und Erinnerung an alle persönlichen Verwickelungen der Vergangenheit — bis die ersten Töne der Orgel den ambrosianischen Lobgesang anhoben.

Wie die gefangenen Fürsten, so kehrten auch an vielen Stellen die verjagten Prediger zurück. Hie und da, wie im Würtembergischen, ward das Interim durch fürstliches Edict abgeschafft. Der Kaiser selbst ward bewogen, unter andern in Augsburg, wo er sonst an den Einrichtungen die er getroffen, nicht leicht etwas fallen ließ, neben dem interimistischen Dienst doch auch Prediger zu dulden die sich zur augsburgischen Confession hielten. Auch dem Markgrafen Johann gab er vorläufig beruhigende Versicherungen. Der religiöse Geist der Nation athmete wieder auf.

Wir sehen: so unerschütterlich der Kaiser auch an den alten Hauptgrundsätzen festhielt, so konnte er doch in diesem Augenblick in ihrer Handhabung nicht mehr fortfahren.

Und war es nicht weiter ein großer Gewinn, daß sich in den Berathungen der Reichsfürsten in Passau jene Ueberzeugung, deren wir gedachten, obwohl sie dem kaiserlichen Gedanken entgegen lief, durchgesetzt hatte?

1) Schreiben vom 14 Sept. Vgl. Dedication des vierten Theils der lutherischen Schriften vom 29 Sept. (Corp. Ref. VII, 1072. 78.)

Sehr gewiß, daß der Kaiser, wenn er wieder in vollen Besitz seiner Macht kam, derselben nicht Raum geben würde: — Moritz zweifelte nicht, er werde, wenn er könne, auch alles das wieder zurücknehmen was er jetzt zugestanden[1]); — allein wie dann, wenn es ihm damit nicht gelang?

Dann ließ sich wohl nichts anders erwarten, als daß die in Passau von den Vermittlern gefaßten Gesichtspuncte überwiegen und zur Geltung kommen würden.

Nochmals hing die Entscheidung über die wichtigsten innern Verhältnisse Deutschlands von dem Ausschlag der Waffengewalt in dem wiederausgebrochenen europäischen Kriege ab.

1) Anzeige an den französischen Gesandten, unmittelbar vor der Annahme des Passauer Vertrags: „man wußte wol und hetts genugsam erfahren, das der Kaiser wo er erhalten konnt damit er umbgehe, — Gott geb er verschreib sich was er wolt, weniger denn nichts halten würde."

Zweites Capitel.

Französisch-osmanischer Krieg. 1552, 53.

Nach den ersten drückenden Verlegenheiten hatte der Kaiser doch wieder die Mittel gefunden eine bewaffnete Macht aufzubringen. Wie dort bei Frankfurt, so sammelten sich auch bei Ulm und bei Regensburg Reiter und Fußvölker zu seinen Fahnen [1]); deutsche Fürsten traten wieder in Dienst, unter andern auch Markgraf Johann, den der Fortgang der moritzischen Unternehmungen auf die andre Seite trieb. Ueber die Alpen kamen ein paar tausend Hakenschützen und einige Geschwader neapolitanischer Reiter. Eine glänzende Schaar spanischer Großen hatte sich durch die Bedrängnisse ihres Königs aufgefordert gefühlt demselben auch über das Meer, was nicht ohne Gefahr geschah, zu Hülfe zu eilen; der Kaiser kehrte nach Insbruck zurück, um sie daselbst zu empfangen. Was aber von allem wohl das Wichtigste war, der Prinz Don Philipp, der sich wieder in Spanien befand, erfüllte das Versprechen das er vor sechs Jahren gegeben: er wußte eine Million Ducaten zusammenzubringen und überschickte sie seinem Vater [2]).

In Kurzem sah der Kaiser wieder ein Heer um sich, wie das, was er damals gegen die Protestanten geführt; und um

1) Briefe von Böcklin und Schwendi, welche in Böhmen die Rüstungen besorgten, im Brüsseler Archiv.

2) Sepulveda XXVII, §§ 34, 35.

so erklärlicher ist es, wenn ihm der Gedanke aufstieg, sein Glück aufs neue in Deutschland zu versuchen.

Der Unterschied war nur, daß er damals Friede mit den Osmanen und den Franzosen gehabt hatte, von diesen aber jetzt mit aller Macht angegriffen war. Was hätte, wenn er den Krieg in Deutschland fortsetzen wollte, anders erfolgen sollen, als daß sich die Einen Ungarns, die Andern der Niederlande bemächtigt hätten. Schon ließ Königin Maria ihren Bruder wissen, sie getraue sich nicht, die Niederlande den Winter über zu vertheidigen.

Besser war es doch, im Reiche den Frieden eintreten zu lassen und die Waffen gegen die auswärtigen Feinde zu richten.

Die beiden Heere, welche bereit geschienen sich mit einander zu messen, zogen es vor, nun von den beiden Feinden jedes den einen auf sich zu nehmen.

Der Kaiser wandte sich gegen Frankreich. Am 19ten Sept. machte er der Stadt Strasburg seinen Besuch, der er für die gute Haltung dankte, welche sie bei dem Einfall der Franzosen in den Elsaß bewiesen hatte. Während er im Münster eine Andacht hielt, zog sein Heer an den Mauern der Stadt vorüber.

Einige gaben ihm den Rath, wie früher, in das Innere von Frankreich vorzubringen, was den König, dessen Heer schon nicht mehr recht in Stande war, in die größte Verlegenheit bringen und vielleicht zu einem Frieden wie der von Crespy nöthigen könne. Der stolze Kaiser aber konnte vor allem nicht ertragen, daß eine Reichsstadt von den Franzosen bei seiner Regierung sollte in Besitz genommen sein. Auch meinte er wohl durch die Eroberung derselben die Sicherheit der Niederlande zu vermehren. Der Herzog von Alba, der in diesen Angelegenheiten das große Wort führte, versicherte, daß es trotz der vorgerückten Jahreszeit noch möglich sein werde. Am 19 October erschienen die kaiserlichen Truppen vor Metz.

Sehr beschwerlich hätte ihm Markgraf Albrecht werden können, der sich an der Spitze von 10000 M. nach Lothringen geworfen hatte; ohne viel Zeitverlust aber gelang es dem Kaiser, — wir werden von den Bedingungen unter denen es geschah

und den Ereignissen die sich daran knüpften bald ausführlicher zu handeln haben, — den Markgrafen auf seine Seite zu ziehen.

Und so konnte er seine verstärkte Macht unzerstreut auf die Belagerung wenden, von der man fühlte, daß sie noch über mehr, als über die Zukunft dieser Reichsstadt entscheide. Der florentinische Gesandte spricht die Ueberzeugung aus, wenn es dem Kaiser gelinge, so werde er auch alle andern Feindseligkeiten seiner Gegner überwinden und auf kein Hinderniß stoßen, wohin er sich auch wende.

Nur langsam jedoch schritt die Belagerung vorwärts. „Schon liegen sie mehrere Wochen vor Metz," schreibt der König von Frankreich am 28sten Nov. an seinen Verbündeten, den Sultan, „doch haben sie noch nichts Ernstliches unternommen. Sollten sie es noch thun, so haben wir darin unserm Vetter, den Herzog von Guise, mit mehr als 10000 Mann, die sich nicht so leicht werden überwältigen lassen; im Frühjahr sind wir entschlossen sie wieder aufzusuchen: bis dahin werden sie durch die Jahreszeit und die häufigen Regengüsse, welche schon angefangen haben, zu Grunde gerichtet sein." — Eben in diesen Tagen aber hatte der ernstliche Angriff begonnen. Ein Theil der Laufgräben war gezogen; die Batterien waren errichtet, der Kaiser, von seiner Krankheit wieder einmal frei geworden, hatte in einem benachbarten halbzerstörten Schloß Wohnung genommen; das Fußvolk war gutes Muthes, und zeigte sich bereit zum Sturm, wenn man ihm nur eine hinreichende Lücke eröffne. Hierauf begann die große Batterie von 25 oder 26 Kanonen ihr Feuer, das sie sehr lebhaft unterhielt; am 29sten November stürzte in der That ein Theil der Mauer auf der Südseite der Stadt, zwischen zwei großen Thürmen, zwanzig Schuh breit zusammen: ein lautes Freudengeschrei erscholl und alles lobte den Geschützmeister des Kaisers, Johann Manrique: — allein als der Staub sich gelegt und man die Bresche genauer ansah, so zeigte sich hinter derselben eine neue, schon ein paar Fuß erhöhte Brustwehr, von Fahnen und Standarten überweht, mit Hakenschützen dicht besetzt; alles erschien in solchem Stand, daß kein Mensch

1) Salignac Siège de Metz. Coll. univ. de Mémoires XL, p. 86.

zu dem Stumme Luft behielt. Man mußte fürs Erste die Laufgräben weiter fortführen. In den Berichten die an den brandenburgischen Hof kamen, ist von einem Versuch die Rede, die Mauern, ja den Platz auf welchem sich die Feinde in Schlachtordnung zu stellen pflegten, zu untergraben und in die Luft zu sprengen; allein nur des Gedankens wird Erwähnung gethan, keines Versuches [1]). Ueberhaupt ist die Geschichte der Belagerung, die wir Tag für Tag aufgezeichnet finden, sehr einförmig. Zu Angriffen, welche Hofnung auf Erfolg gegeben hätten, kam es nicht mehr. Die naßkalte Witterung, die schon den Deutschen sehr beschwerlich fiel, wie wir von einem großen Theil der brandenburgischen Reiter, welche der Belagerung beiwohnten, die Meldung finden, daß sie erkrankt seien, war den Italienern und Spaniern vollends verderblich [2]). Man behauptet, daß von den Spaniern ein Drittheil, von den Italienern die Hälfte umgekommen sei. Die Vorhersagungen Heinrichs II bewährten sich nur allzu gut: Anfang Januar 1553 mußte die Belagerung aufgehoben werden.

Die Franzosen priesen den glücklichen Vertheidiger Guise, der wirklich eben so viel Muth wie Umsicht an den Tag gelegt hat, als einen Helden: wir haben Denkmünzen, auf denen ihm dafür die Krone Jerusalem — denn von den Königen dieses Reiches leitete sein Haus sich her — zugesagt wird. Auf der kaiserlichen Seite ergoß sich alles in Tadel gegen den Herzog von Alba, der durch die Hartnäckigkeit, mit der er sich zu ungünstiger Zeit an eine so zweifelhafte Unternehmung gewagt, das schönste Heer ohne allen Nutzen zu Grunde gerichtet habe [3]). Einst in dem deutschen Feldzug, wo der Kaiser selbst das Meiste gethan und von allen Seiten guter Rath ertheilt worden, habe

1) Schreiben des brandenburgischen Leuttenampts-Sylschrongk an Markgraf Hans 17 Dec. 1552 (Berl. A.). In dem Tagebuch der Belagerten werden Contreminen erwähnt.

2) Pontus Heuterus lib. XIII, cap. XVII. Bruma enim continuo gelu corpora urebat, ingensque aere demissa nix molestissima erat: quibus incommodis cum mox continuae supervenirent pluviae, resoluta nive omnia aquis tegebantur corrumpebanturque.

3) Dispacci fiorentini.

Alba leicht ein großer Mann sein können: hier aber, wo guter Rath von Anfang an verachtet worden und der Kaiser persönlich weniger eingegriffen, habe er bewiesen, daß es ihm an wahrem Talente gebreche.

Und nun erst wurde Metz recht französisch. Gegen Ostern 1553 forderte der Bischof-Cardinal die Macht in weltlichen so wie geistlichen Dingen. Die Dreizehn antworteten, in geistlichen Dingen sei er allerdings ihre Obrigkeit, auch stehe ihm einige Befugniß in weltlichen zu, jedoch mit Vorbehalt der höchsten Gewalt, die dem gehöre, welchem sie von den Ständen des römischen Reiches deutscher Nation zuerkannt werde: sie wagten den Kaiser nicht zu nennen. Der Cardinal antwortete, er wolle nichts weiter als die alte Gerechtigkeit seines Stiftes erneuern, und ließ die Gemeinden der verschiedenen Pfarren zusammenberufen, um ihm eine Anzahl Namen zu bezeichnen, aus denen er das Regiment der Stadt ernennen könne [1]). An jenen Gegensatz des Rathes und der bischöflichen Macht hatten sich einst die Regungen der Reform geknüpft; wären sie durchgedrungen, so hätten sie auch die Mittel und den Eifer des Widerstandes vermehrt, und alles müßte anders gegangen sein. Der Herzog der die Stadt gegen den Kaiser vertheidigt hat, ist derselbe, der einst die Versammlung in Gorze zerstörte; jetzt ließ er alle lutherischen Bücher auf einen Haufen bringen und verbrennen. Die Entfremdung der Stadt vom Reich und die völlige Unterdrückung der reformatorischen Regungen gingen Hand in Hand.

Wie Carl V gegen Frankreich so hatte sich Churfürst Moritz nach Ungarn gewendet.

1) Neue Zeitung aus Metz, Ostern 1553. Auf die Forderung des Bischofs antworteten die Dreizehn: „Sie gestanden ime als irem Bischof die Obrigkeit in spiritualibus, dazu das er auch etliche Gerechtigkeit in temporalibus habe, aber nitt das er merum et mixtum imperium bei inen habe; sondern begeren sie das er dasselbe dem lasse, dem es zugehöre, und dem es die Stende des Reiches als zugehorig erkhennen (haben Keys. Mt nit nennen dürfen), bitten auch solchs der Zeith nit zu disputiren, - - aber es ist der Cardinal dieser irer Antwurt nit zufrieden gewesen, sundern gesagt, er gedenk sich der Gelegenheit jetziger Zeit zu widereroberung seines Stifts alte Gerechtigkeit zu bedienen, hat darauf der Gemeine bevolen, wie man aus jeder pfarkirchen, deren 19 sein sollen, zu erwellen und jme zu benennen, uß denen er das Regiment besetzen möge."

Hier war, wie oben berührt, der Feldzug bereits im März 1552 vom Sandschak von Ofen, Ali, einem Eunuchen, eröffnet worden. Vor Szegedin hatte er die rothe Fahne erbeutet, auf der der kaiserliche Adler mit ausgebreiteten Flügeln erschien; dann hatte er Vesprim und mehrere Bergstädte eingenommen; den Anführer der aus den Erblanden zu eilender Hülfe aufgebrachten Mannschaften, Erasmus Teufel, Freiherrn zu Gundersdorf, nahm er gefangen und führte ihn bei seiner Rückkehr nach Ofen förmlich in Triumph auf [1]).

Und diesen einheimischen osmanischen Streitkräften zur Unterstützung erschien nun schon im Mai der Westir Ahmed mit dem asiatischen Heere und den Reiterschaaren die der Beglerbeg von Rumili ihm zuführte, an der Donau. Die vor dem Jahr abgeschlagene Belagerung von Temeswar ward wieder aufgenommen, und auf die türkische Weise unter ungeheuren Verlusten, deren man nicht achtete, gegen einen überaus tapfern, aber dieser Macht nicht gewachsenen Feind zu Ende geführt. Die andern Schlösser des Banats folgten nach, und die türkischen Einrichtungen begannen [2]), die sich bis zum Jahr 1716 daselbst gehalten haben.

Es war nicht größere Tapferkeit was den Osmanen ihre Vortheile verschaffte, sondern nur die Ueberlegenheit der Anzahl und der Vorbereitung: die Anführer die ihnen widerstehn sollten, bemerkten es mit tiefem Gram.

„Wie glücklich waren die alten Römer," ruft Castaldo aus, „die mit zahlreichen wohlversehenen Heeren, so und so viel Legionen und Veteranen nach den entlegenen Provinzen zogen: ich bin in dieses Land gekommen, ohne etwas anders sagen zu können, als: ich bin ein Befehlshaber des Kaisers." Er klagt, daß alles wider ihn sei was für ihn sein sollte, daß sein Volk seit 7 Monat keinen Pfennig Sold empfangen; er erblickt im

1) Isthuanffius XVIII, p. 206. Taifalum ipsum equo insidentem, tympanistis et tibicinibus ac fistulis pedestribus praecedentibus, moreque suo canentibus, cum praecipuis captivis in forum perduxit.

2) Hammer aus Dschennabi III, 303.

Geist seinen Kopf schon auf so einem Wagen, wie er ihn eben mit vielen abgeschlagenen Schädeln vorbeifahren sieht [1]).

Ganz so unglücklich ging es jedoch nicht.

Nachdem die festesten wohlverwahrtesten Plätze gefallen, hielt sich ein kleinerer, dem man es nicht hätte zutrauen sollen, Erlau; eine nur geringe Anzahl Landvolk aus der Zips, das die Besatzung ausmachte, wies unter Stephan Dobo, der seinen Namen hier berühmt machte, wie Jurischiz, die Anfälle der vereinigten türkischen Heere zurück: drei große Stürme bestand es siegreich.

Und indeß langte Churfürst Moritz mit 5000 Mann z. F., 6000 z. Pf. bei Raab an. Es scheint als habe ihm Ferdinand doch nicht ganz getraut und wenigstens sein Vorrücken nicht gewünscht [2]). Aber schon die Nähe einer frischen Heeresmacht, unter einem Fürsten der als ein glücklicher Kriegsmann bekannt war, machte einen gewissen Eindruck bei den Osmanen [3]). Seine Anwesenheit, die Tapferkeit der Besatzung und die ersten Zeichen des herannahenden Winters wirkten zusammen, um die Osmanen zur Aufhebung der Belagerung von Erlau zu vermögen.

Die erlittenen Verluste herbeizubringen, war seine Macht überhaupt nicht fähig; dazu aber, daß den türkischen Fortschritten Einhalt geschah und die Grenzen befestigt wurden, hat er allerdings beigetragen.

War es aber nicht auch am meisten eben seine Schuld, daß diese Verluste überhaupt erlitten worden sind?

Ich bin weit entfernt ihn rechtfertigen zu wollen, aber ich denke doch, dieß war bei weitem nicht so entschieden der Fall wie man meint. Eben so viel Schuld wie Moritz und im Grunde noch größere hatte der Kaiser, der von seinen conciliaren Ab-

1) Castaldo an Ascanio Centorio: L. d. p. III, 130.

2) Moritz klagt 15 October, daß der König nicht im Rath finde noch zulasse, daß er dem Feind entgegenziehe. Langenn I, 552.

3) Camerarius versichert: Constat fuisse jactatas quasdam vaticinationes in turcica gente de quodam acerrimo et quasi fatali oppugnatore potentiae suae, cujus nomen ad sonum nominis Mauriciani alluderet, significans facie torvum atque nigrum. Oratio in Maur. VII, p. 212. Nach Isthuanffy verbreitete sich die Meinung unter ihnen, Moritz werde von der einen, Castaldo von der andern Seite sie angreifen.

sichten ganz erfüllt und hingenommen den auswärtigen Verhältnissen nur geringe Aufmerksamkeit widmete. Obwohl der Krieg mit den beiden Widersachern schon ausgebrochen war, hatte er doch versäumt, die westlichen Marken des Reiches in Vertheidigungsstand zu setzen, und seinen Bruder gegen einen Einfall in Ungarn zu sichern.

Kriegsheere des Kaisers oder des Königs sind von den Protestanten keinen Augenblick beschäftigt worden.

Fern von ihrer Einwirkung, in Italien, gerieth der Kaiser in ähnliche Nachtheile.

Die italienischen Verhältnisse haben in so weit eine gewisse Aehnlichkeit mit den deutschen, als der andauernde stille Druck, mit dem auch dort die kaiserliche Oberherrschaft ausgeübt ward, eben so wohl einen geheimen Widerstand erweckte, der nur den geeigneten Augenblick erwartete um loszubrechen.

Wie die Farnesen Piacenza verloren, so waren die Appiani in Gefahr, Piombino und Elba an Herzog Cosimo abtreten zu müssen. Dagegen erwarteten dessen Feinde, die florentinischen Ausgewanderten, zu einem Theil in Venedig, zum andern in Frankreich aufgenommen, in Kurzem den Tag ihrer Rückkehr zu erleben. In Mailand entdeckte Ferdinand Gonzaga mehr als einmal verrätherische Versuche, die er dann mit scharfer, aber aufreizender Ueberwachung erwiederte. In Genua suchte Luigi Alamanni, der in einem großen Heldengedicht französische Tendenzen und Namen verherrlichte, auch einmal die Anhänger Frankreichs zu vereinigen. In Neapel entzweite sich das Oberhaupt des einheimischen Herrenstandes, Fürst Ferrante von Salerno, mit dem Vicekönig: und da er glaubte, man stehe ihm nach dem Leben, so verließ er das Land: nicht ohne den Gedanken, mit Gewalt zurückzukehren.

Und dazu kam noch, daß unter denen, welche die italienischen Geschäfte im Namen des Kaisers verwalteten, Zwiespalt ausbrach. Gonzaga in Mailand und Mendoza zu Rom standen mit dem Vicekönig von Neapel und dem Herzog Cosimo von Florenz in ganz offener Feinschaft. Daß die ihm zugesagte Ueberlieferung von Piombino sich so lange verzögerte, schrieb

Herzog Cosimo allein den beiden Gegnern, besonders dem Botschafter in Rom, zu.

Unter diesen Umständen können wir uns so sehr nicht wundern, daß die Belagerung von Mirandula und Parma nicht zum Ziele führte. Papst Julius klagt, er habe sich bis auf die Gebeine beraubt, er habe die Ringe verpfändet die er sonst täglich an seinen Fingern getragen; der Unruhe, welche der Krieg ihm machte, müde schloß er im April 1552 einen Stillstand mit den Franzosen, in welchem diese versprachen, weder kaiserliches noch kirchliches Gebiet von diesen Plätzen aus feindlich zu behandeln [1]). Nach einigem Bedacht nahm auch der Kaiser diesen Stillstand an.

„Sehr rühmlich für mich," ruft Heinrich II aus, „sehr schimpflich für ihn, daß ich mitten in den Ländern des kaiserlichen Gehorsams, ferne von den meinen, zwei feste Plätze behauptet habe [2])!"

Und nothwendig mußte das nun auf die ganze Halbinsel die größte Rückwirkung haben.

Im Kirchenstaat erschienen jetzt die Farnesen, Paolo Orsino wieder; der Graf von Pitigliano, von dem Mendoza dem Kaiser gesagt, daß er seiner ganz sicher sei, erklärte sich für die Franzosen.

Vor allem gährte es in Siena. Von jeher gibellinisch und kaiserlich gesinnt, wollte doch diese Stadt sich die unmittelbare Herrschaft nicht gefallen lassen, die der Kaiser auszuüben unternahm. Schon ein paar Mal hatte sie sich derselben zu entziehen gesucht, aber den ersten Versuch hatte sie durch die Aufnahme einer Besatzung, den zweiten durch Ablieferung aller Waffen gebüßt. Dann hatte Mendoza eine Festung daselbst aufgeführt. Die Wölfin, das altrömische Abzeichen der Stadt, fand man eines Tages in Ketten gelegt. Es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß der Kaiser die Absicht hatte eine feste Regierung einzuführen und die Stadt zum Sitz eines Reichsvicariats zu machen [3]). Aber um so gewaltiger brauste der alte

1) Capitoli dell'accordo. Lettere di principi III, 123.
2) Bei Ribier II, 392.
3) In einem Schreiben vom 18 Nov. 1551 spricht er sehr ruhig

Geist republicanischer Unabhängigkeit in Reden und Entwürfen: es bedurfte nichts als der Annäherung einiger Ausgewanderten und Franzosen und des alten Rufes zur Freiheit, so erhob sich die ganze Bevölkerung; die Spanier, welche darauf nicht vorbereitet waren, konnten ihr Castell nicht behaupten und wurden verjagt; die Stadt nahm einen französischen Botschafter auf und rief den König von Frankreich zu Hülfe. Cardinal Tournon versichert dem König, Siena gehöre ihm mehr an als wenn er Herr davon wäre, und biete ihm nun die beste Gelegenheit dar, zur Unternehmung von Neapel zu schreiten, oder zu jeder andern die ihm gefalle[2]).

Mit einiger Hülfe des Herzogs Cosimo von Florenz, der zwar von einer Festsetzung der Franzosen in Toscana, an die sich alle seine Feinde hielten, besonders die Strozzi, kein Heil erwartete, aber sie eben darum weil sie ihm so gefährlich waren, mit größter Vorsicht behandelte, brachte im Januar 1553 Don Garcia de Toledo ein kleines Heer zusammen, das dann auch einige Thäler besetzte, einige Bergfesten einnahm, allein im Ganzen doch nichts Entscheidendes vollzog, vor Montalcino gänzlich scheiterte.

Und in diesem Augenblick traten noch größere Gefahren ein. Es liegt wohl sehr in der Natur der Sache, daß die beiden großen Gegner des Kaisers sich endlich auch zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung gegen denselben vereinigten. Schon im Jahr 1552 war eine Verbindung der Flotten beabsichtigt, doch erschienen die Franzosen nicht zur gehörigen Zeit. Desto pünctlicher zeigten sie sich im Jahre 1553. Schon in den griechischen Gewässern trafen die französischen Galeeren unter de la Garde mit den Osmanen zusammen, denen Suleiman statt jeder weiteren Anweisung den Befehl gegeben, alles zu vertilgen was sich dem König von Frankreich widersetze.

Zuerst richteten sie ihre Angriffe gegen Neapel. Der Fürst von Salerno war für den Fortgang des Unternehmens vielleicht

von der „buena occasion, que se ofrece, para justificar lo del vicariato y establecer alli un governo perpetuo“

2) Bei Ribier II, 424.

eher hinderlich, indem er seine Freunde gegen die Gewaltthaten der Osmanen in Schutz nahm [1]). Aber so viel ward doch immer bewirkt, daß Don Garcia zur Vertheidigung von Neapel abberufen und Siena dadurch für dieß Mal ernstlicherer Feindseligkeiten überhoben ward. Dann aber lenkten die Flotten ihren Lauf nach den toscanischen Gewässern. Auch hier sahen es die Osmanen auf Raub und Plünderung ab, die Franzosen auf Eroberung. Bei diesem Zuge hat Dragut das fruchtbare Pianosa wüste gelegt, so daß es sich niemals wieder hat erholen können. Dagegen machten die Franzosen einen ersten glücklichen Anfall auf Corsica. Sie riefen die Widersetzlichkeit der Eingebornen gegen Genua auf und nahmen beinahe die ganze Insel ein. Dem Papst, der sich darüber beschwerte, antwortete der König, er könne die Genueser, von denen dem Kaiser zu Land und See Vorschub geleistet werde, nur als Feinde seiner Krone betrachten [2]). Im Besitze der Provence, Corsicas und Portercole's, und dadurch Herr des Meeres, ward er ihnen selbst in hohem Grade gefährlich.

Zwar war mit alle dem noch nichts entschieden. Der Kaiser hatte noch allenthalben dem Angriff auch starke Kräfte der Vertheidigung entgegenzusetzen. Aber ein gewisses Schwanken kam damit doch wieder in die allgemeinen Verhältnisse, die bereits befestigt geschienen hatten. So nützlich es dem Kaiser geworden wäre, wenn er Metz erobert hätte, so sehr mußte nun alle dieses Mißlingen und Verlieren sein Ansehen schwächen, so gut in Deutschland wie anderwärts.

Ueberdieß aber nahmen die Dinge in Deutschland durch die Verbindung, in welche der Kaiser mit Markgraf Albrecht getreten war, eine höchst eigenthümliche Gestalt an.

1) De la Garde an den König, bei Ribier II, 443.

2) Discours hardy du Nonce, auquel S. M. a respondu genereusement. Bei Ribier II, 473.

Drittes Capitel.

Der Krieg zwischen Markgraf Albrecht und Churfürst Moritz im Jahre 1553.

Vergegenwärtigen wir uns vor allem das ein wenig verwickelte Verhältniß des Markgrafen Albrecht überhaupt.

Er war nicht eigentlich ein Mitglied des im Jahre 1552 zwischen den deutschen Fürsten und der französischen Krone gegen den Kaiser geschlossenen Bündnisses. Er sagt, er habe den Fürsten seine Hülfe zugesagt: gleichwohl unverpflichtet. Er leugnet, daß die Regimenter die er führte, in französischen Diensten gestanden: „keinem Herrn unter der Sonne haben sie geschworen, als uns."

Wie lebhaft er auch die allgemeinen Interessen umfaßte, so so war doch sein Sinn, bei dem aufgehenden Kriegsfeuer zugleich für sich selbst zu sorgen. Von Schulden bedrängt, welche durch seine Unternehmungen im Dienste des Kaisers nur noch immer gewachsen, ohne Hofnung zu den Belohnungen zu gelangen, die man ihm versprochen hatte, faßte er den Gedanken sich an seinen Nachbarn den geistlichen Fürsten, mit denen er in altem Haber lag, und der Reichsstadt Nürnberg schadlos zu halten.

Bei den ersten Bewegungen sprach man allgemein von einer Eroberung und neuen Austheilung der Bisthümer. Der gute Melanchthon warnte seinen Fürsten, sich nicht einer Unter-

nehmung anzuschließen, die dahin ziele, die ordentliche Hoheit und das gefaßte Reich umzuwerfen und eine allgemeine Verwirrung anzurichten [1]).

Moritz war viel zu bedachtsam und practisch, um auf Gedanken dieser Art ernstlich einzugehn: es war ihm genug, sich nicht durch entgegengesetzte Verpflichtungen zu fesseln. Dem Markgrafen gab er im Einverständniß mit den übrigen Verbündeten die Zusicherung, was er von solchen Ständen, die sich dem Unternehmen nicht zugesellen würden, durch Brandschatzung oder auf eine andre Art erlange, das solle ihm und seinem Kriegsvolk zu Gute kommen.

Markgraf Albrecht sah darin eine Art von Berechtigung, und säumte nicht dieselbe unverzüglich gegen die widerwärtigen und unvorbereiteten Nachbarn geltend zu machen.

Zuerst griff er, und zwar mit erneuerter Bewilligung des Bundes, den Bischof von Bamberg an, und zwang ihn ein volles Drittheil seines Stiftes gleich in förmlichem Vertrag abzutreten. Mit Mühe konnte der Bischof seine Heimath Cronach retten [2]). Der Bischof von Würzburg mußte sich nicht minder zu einigen Abtretungen verstehn und besonders einen guten Theil der markgräflichen Schulden übernehmen. Daß Nürnberg sich durch eine Zahlung an die übrigen Fürsten sicher zu stellen suchte, konnte auf Albrecht keinen Eindruck hervorbringen. Laut der ihm gewordenen Zusicherung forderte Albrecht, daß sich die Stadt entweder dem Unternehmen beigesellen oder ihm eine große Brandschatzung geben solle: er nöthigte sie ihm 200000 G. zu zahlen.

„Wo er hinzieht," sagte Moritz einst zu Jastus, „da ist es als ob ein Wetter daherginge." „Ja wohl," versetzte Dieser, „Donner und Blitz und wildes Feuer könnten nicht erschreck-

1) Gutachten Melanchthons bei Hortleder II, v, 11. „Und hat einer neulich zu mir gesagt, das Bier sey noch nicht im rechten Faß, aber es werde bald darein kommen."

2) „wo er zu Hause sey und lesen gelernt." Hans Fuchs an Wilhelm von Grumbach, Hortleder II, vi, 29, nr. 101.

licher sein." Es schien nicht, als ob das dem Churfürsten mißfiele: er lachte.

Und sehr entschlossen war Albrecht, was er dergestalt gewonnen zu behaupten.

Nur um diesen Preis wollte er sich der Passauer Pacification anschließen. Er forderte Bestätigung der von ihm mit den beiden Bischöfen und der Stadt aufgerichteten Verträge [1]): mit den Eroberungen die er gemacht wollte er belehnt werden.

Wir sehen hier erst, was jene von Moritz bei den Verhandlungen vorgeschlagene Beschränkung der Ansprüche auf den damals eingetretenen Besitzstand zu bedeuten hatte. Wenn er diese Clausel endlich fallen ließ und den Vertrag ohne solche unterschrieb, so sah Markgraf Albrecht darin eine Treulosigkeit; er hielt sich für berechtigt seinen Krieg allein fortzusetzen. Nachdem er noch einmal seine Leuchtkugeln über Sachsenhausen aufsteigen lassen, stürzte er sich auf die Bisthümer am Rhein. Nur mit einer schweren Contribution erkaufte der Bischof von Worms die Erlaubniß auf seinen Sitz zurückzukehren. Der Erzbischof von Mainz versenkte sein schweres Geschütz, um es dem Feinde zu entziehen, in den Rhein und verließ seine Hauptstadt; dafür gingen seine Paläste in Feuer auf. Da der Erzbischof von Trier die Anmuthung ablehnte dem Markgrafen die Rhein- und Moselpässe einzuräumen, vielmehr an den wichtigsten derselben seine Befestigungen in Stand setzte, so überstieg Albrecht den Hundsrück und erschien am 25sten August vor Trier. Der Rath der Stadt kam ihm entgegen und überreichte ihm die Schlüssel seiner Stadtthore, was er nie einem seiner Fürsten

1) „Das s. fstl. Gn. und dero Erben alles das gelassen werde, so s. f. Gn. in irer befolen und aufgenommen Expedition an Land und Leuten, Geld und Gut wie das namen haben mag erobert." „Denn wir versichert, was wir von den Ständen so sich J. L. Einigung halben widersetzen würden möchten uns zu Guten erlangen, erbrandschatzen oder in andre Weg bekommen, daß uns und unserm Kriegsvolk dasselbe zu Erstattung und Guten gelassen werden solle, und dieweil wir denn von den beiden Pfaffen und Nürnberg vertragsweise beschwerlich (kaum) so viel bekommen als wir unserm Kriegsvolk zu thun schuldig gewesen, so hetten wir, da wir dieselben unsere Verträge sollen fallen lassen, in die Capitulation keineswegs bewilligen können, es were uns denn eine solche gebührliche Erstattung dagegen beschehen deren wir zufrieden seyn können."

gethan; dafür ward bei Todesstrafe verboten die Bürger zu beschädigen. Dagegen wurden die Klöster und Stifte großentheils geplündert: man wunderte sich, daß die Leute das Blei der Dächer zurückließen. Es scheint nicht als habe ihm dieß viele Feinde gemacht. Mit der Wiederherstellung der geistlichen Macht war auch der Haß gegen sie erneuert worden. Wir finden wohl, daß jetzt wie vor 30 Jahren ein päpstlicher Nuntius auch unter sonst friedlichen Verhältnissen nicht zu Land nach den Niederlanden zu reisen, ja selbst nicht am Ufer auszusteigen wagte, etwa um einen Fürsten zu begrüßen; seiner Begleitung auf dem Schiff ward eingeschärft das tiefste Geheimniß zu beobachten [1]).

An der Spitze von 10000 Mann und von einem Theile der Bevölkerung unterstützt, nahm der Markgraf eine sehr bedeutende Stellung ein.

Mußte der Kaiser, der jetzt auch des Weges daher zog, um zur Belagerung von Metz zu schreiten, nicht vor allen Dingen den Versuch machen sich des Widerstandes zu entledigen, den ihm ein deutsches Heer unter der Anführung eines deutschen Reichsfürsten zu leisten drohte?

Es kam ihm zu Statten, daß Albrecht, der sich zu fühlen anfing, sich nicht lange mit den Franzosen verstand.

Albrecht versichert, man habe ihm früher versprochen, ihn zum Generaloberſten aller Landsknechthaufen zu machen, und ihm außer einer stattlichen Unterhaltung für die nächsten zwei Monat 200000 Kronen zu zahlen, und habe ihm dann von alle dem nichts gehalten [2]). Aus dem Briefwechsel in den er mit dem Connetable trat, leuchtet der innere Widerspruch hervor, der darin liegt, daß Albrecht in Diensten von Frankreich stehn und doch die Würde eines Reichsfürsten behaupten wollte. Den Antrag den man ihm zuletzt machte, daß er mit 100000 Kronen

1) Masius an den Herzog von Cleve, 18 Juni. (Arch. zu Düss.)

2) Auch Schärtlin versichert, der König habe „übel gehalten, was ihme Marggrafen vom Bischof zu Bajonne und mir zugesagt war." (p. 220.) Albrecht meint, es sei kein ungeschicktes Vorhaben, mit 100000 Kr. die Niederlande zu erobern.

zufrieden sein und dafür mit seinem Haufen auf vorgeschriebenem Weg nach den Niederlanden vorrücken und diese angreifen solle, fand er unannehmbar, und wies ihn zurück.

Dagegen bot ihm nun der Kaiser nicht allein Dienste an, bei denen er als Fürst bestehn, Ehre und Geld erwerben konnte, sondern Carl V hatte ihm einen Preis zu bieten, dem von französischer Seite nichts an die Seite gestellt werden konnte: die Anerkennung und Bestätigung jener mit den Bischöfen geschlossenen Verträge.

Schon öfter haben wir gesehen, wozu der Kaiser, wenngleich nicht ohne tieferen Vorbehalt, doch für den Augenblick, in dringenden Umständen zu bringen war; was er alles einst den Protestanten bewilligte, um sie von Cleve zu trennen; wie er, im Begriff zur Erhaltung der hierarchischen Ordnungen das Schwert zu ergreifen, dennoch dem Churfürsten Moritz den Schutz über ein paar große Reichsstifter anvertraute: von allem allem aber was er gethan hat, wohl das Stärkste, ist das Zugeständniß das er jetzt dem Markgrafen machte. Die Verträge waren eben denen abgezwungen, welche man für seine Anhänger hielt, und allein auf den Grund, daß sie sich seinen Feinden nicht zugesellen wollten; er hatte sie selbst für ungültig erklärt, und sie waren bereits von den frühern Verbündeten des Markgrafen aufgegeben worden: jetzt bestätigte er sie, und setzte fest, daß sie „vollkommen, ganz und gar, ohne alle Ein- und Widerrede zu vollziehen seien [1])."

Dem Markgrafen glückte es noch einen französischen Prinzen den Herzog von Aumale, der ihn feindselig beobachtete und ihm seine Hauptleute abtrünnig zu machen suchte, mit seiner Reiterei zur günstigen Stunde zu überraschen und sogar zum Gefangenen zu machen. Dann im Glanze eines neuen Sieges stellte er sich dem Kaiser dar, der ihn mit Freuden empfing und ihm selber die rothe Feldbinde darreichte. Man wollte bemerken, daß der

1) „Wöllen, — was sich die Bischoff und derselbigen Capittel gegen f. Lieb sambt oder sonders verbriefft und verschrieben, das dieselbe Verschreibung und Contract vollkommen gantz und gar ohn alle ein und Wiederrede gehalten, unnd vollzogen werden sollen." — Metzischer Hauptvertrag 10 Nov. 1552 (der erste v. 24 Oct.). Horlieder II, VI, II, nr. 45.

Markgraf den Kaiser dabei fest ins Auge gefaßt habe, ob er auch der neuen Freundschaft und Zusage trauen könne.

Was der Kaiser zunächst beabsichtigte, erreichte er hiermit allerdings. Er konnte nun seine Belagerung fortsetzen, ohne Gefahr darin gestört zu werden. Sie mißlang, wie wir wissen, hauptsächlich durch die Ungunst der Jahreszeit. Albrecht erwarb sich das Verdienst den Rückzug zu decken.

Mit jenem Zugeständniß hatte nun aber Carl den Grund zu einer Bewegung gelegt, die sehr weitaussehend werden mußte. Er hat immer gesagt, sein vornehmstes Motiv sei die Besorgniß gewesen, daß Markgraf Albrecht und Graf Volradt, mit Heinrich II verbündet und beide an der Spitze zahlreicher Truppenschaaren, Deutschland noch weiter in Unruhe setzen und das Verderben aller geistlichen Staaten herbeiführen würden [1]). Und wer möchte nicht an die Wahrhaftigkeit dieses Beweggrundes glauben? Er befand sich in der unbezweifelten Nothwendigkeit, die mächtigen Kriegshäupter von den Franzosen zu trennen. Damals hat man allgemein geglaubt, Carl habe in dem kriegsbereiten Markgrafen einen Bundesgenossen zur Ausführung seiner alten Absichten zu gewinnen gedacht: König Maximilian hat dem venezianischen Gesandten gesagt, Markgraf Albrecht sei gegen ihn und seinen Vater aufgestellt worden, um sie zu nöthigen sich in die Arme des Kaisers zu werfen [2]).

Das ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, daß der Kaiser seine Successionsentwürfe nach wie vor im Auge behielt.

1) Si comme il avoist determiné il se fust servy de la correspondance des gens de guerre que le comte Volradt de Mansfeld tenoit assemblées, pour prenant son chemin par la Ferrette venir ruer sur les évêques.

2) Relatione di Suriano 1554. Mi disse il re di Bohemia piu volte, che questo (das Verfahren mit Markgraf Albrecht) faceva credere che l'impre avesse acaro, di veder suo fratello et lui suo genero constituiti in neeessità di gettarsegli in braccio. Albrecht leugnet zwar, daß ihn der Kaiser in Dienst genommen um den römischen König „J. M. Hoheit zu entsetzen," und den Sohn des Kaisers zu „einem Römischen Kaiser wider des h. Reichs Freiheit mit Gewalt übertringen helfen" (Bucholtz VII, 141): die Worte aber sind so gewählt, daß dabei doch Vieles wahr sein konnte. Gegen Ferdinand und auf Gewalt war die Absicht des Kaisers gar nicht gerichtet.

Neujahr 1553 ließ er dieſelben bei dem Churfürſten von Brandenburg durch deſſen Bruder Markgraf Hans noch einmal ausführlich in Anregung bringen. In der Inſtruction hiezu werden die früher vorgekommenen Gründe wiederholt, beſonders der vornehmſte, daß dem römiſchen König nach des Kaiſers Abgang zur Aufrechterhaltung des Reiches die Hülfe des ſpaniſchen Prinzen nicht allein förderlich, ſondern unentbehrlich ſei, dieſer aber ſich nicht dazu werde verpflichten wollen, wenn er nicht die Verſicherung erhalte, zu ſeiner Zeit ſelbſt zur römiſchen Krone zu gelangen. Der Antrag bezog ſich dieß Mal nicht, wie früher, zugleich auf König Maximilian: er ging nur darauf, daß die Churfürſten ſich verſchreiben ſollen, ſobald der römiſche König zum Kaiſer gekrönt ſei, den Prinzen ohne Verzug zum römiſchen König zu wählen; man möge ihm, dem Kaiſer, in ſeinen alten Tagen dieſe Freude gönnen; der Prinz ſei ein Erzherzog und Fürſt des Reiches; wie er dazu erzogen worden der Würde der Regierung gewachſen zu ſein, ſo habe er von ſeiner Fähigkeit ſchon jetzt in Spanien gute Proben gegeben; er werde bald wieder ins Reich kommen und ſo viel möglich ſeine Reſidenz daſelbſt nehmen, deutſche Fürſten und andre geborne Deutſche an ſeinen Hof ziehen, das Reich nur durch Deutſche verwalten laſſen und gewiß auch die deutſche Sprache begreifen: jede billige Verſicherung werde er ausſtellen [1]).

Wahrſcheinlich hängt es hiermit zuſammen, daß der Kaiſer auch ſchon ſelbſt daran dachte, den Deutſchen etwas mehr Genugthuung zu geben und einen Reichshofrath aus deutſchen Mitgliedern aufzurichten. Zum Präſidenten deſſelben beſtimmte er den Cardinal von Trient, wogegen der römiſche König meinte, der Churfürſt von Mainz würde den Deutſchen lieber ſein. Zu Beiſitzern dachte der Kaiſer die Grafen von Fürſtenberg, Eberſtein, Solms, die Freiherrn Wolkenſtein und Truchſeß, den Doctor Gienger und einige Andere zu berufen.

Auch die religiöſen Antipathien ſchonte er jetzt. Wenn er z. B. in der frühern Inſtruction ſeine Bekämpfung derjenigen

1) Inſtruction für Markgraf Hans in dem Berliner Archiv; der Hauptſache nach eine Ueberarbeitung der alten Inſtruction von 1550.

erwähnt, die unter dem „anmuthigen Schein der Religion“ das Reich unter sich zu theilen gedacht, so erwähnte er jetzt nur das letzte, die vorgehabte Theilung: den Schein der Religion ließ er weg.

Und nicht nur den Churfürsten ließ der Kaiser seine Anträge wiederholen. Auch dem Herzog Christoph von Würtemberg, der am französischen Hofe gut deutsch geworden und die Einmischung der Franzosen in die deutschen Angelegenheiten fast am lautesten verdammte, eröffnete er durch seinen Marschall Böcklin am 26sten Januar 1553, er wisse Niemand, der dem Reiche, damit es nicht ganz zerrissen werde, „fürständiger sein möchte,“ als seinen Sohn [1]).

Allein der Kaiser irrte, wenn er nach alle dem was man erlebt hatte und befürchten müssen, das Vertrauen der Fürsten wieder erwerben und ihnen ein Vorhaben, das ihre Besorgnisse eben am meisten erweckt hatte, annehmlich machen zu können glaubte. Seine Eröffnungen bewirkten das Gegentheil von dem was er wünschte. Schon am 5ten Februar 1553 kamen Friedrich von der Pfalz, Albrecht von Baiern, Wilhelm von Jülich, von denen ich nicht weiß, ob ihnen ähnliche Mittheilungen gemacht worden, mit Herzog Christoph zu Wimpfen zusammen [2]), um sich förmlich zu verabreden, wie dem Einbringen des spanischen Prinzen widerstanden und auch dem Bischof von Arras die Verwaltung der Reichsangelegenheiten, die er noch immer besorgte, entrissen werden könne. Es waren, wie wir sehen, abermals Fürsten beider Bekenntnisse. Auch davon handelten sie, auf welche Weise man dem Zwiespalt über die Religion abhelfen könne, ob nicht doch wirklich durch ein Nationalconcilium, auch wider den Willen des Papstes. Sie bestärkten sich aufs neue in den Gesichtspuncten die bei den Passauer Verhandlungen vorgewaltet.

Es leuchtet ein, wie viel ihnen dann daran liegen mußte die Streitigkeiten zu verhüten, die bei der Rückkehr des Mark-

1) Pfister Herzog Christoph p. 213.

2) Stumpf Diplomatische Geschichte des Heidelberger Fürstenvereines. Zeitschrift für Baiern 1817 V, p. 139.

grafen, der nun seine von der höchsten Reichsgewalt bestätigten Forderungen noch viel trotziger geltend machte als früher, in Franken auszubrechen drohten.

Von dem Kaiser selbst dazu aufgefordert, nahmen die Fürsten diese Sache im Februar in Wimpfen, im März zu Heidelberg in langen Tagsatzungen in die Hand.

Sie waren in so weit auf der Seite des Markgrafen, als sie die Bischöfe zu bewegen suchten, die stipulirte Cession, wenn auch nicht durchaus, doch in der Hauptsache zu genehmigen.

Wäre es nur auf Würzburg angekommen, so würde man auch wohl dahin gelangt sein. Das Capitel war nicht abgeneigt sich zu fügen; die Unterthanen fürchteten nichts mehr als die Erneuerung des Krieges; der Bischof selbst besorgte die kaiserliche Ungnade.

Dagegen war der Bischof von Bamberg, Wigand von Redwitz, der die ihm entrissenen Aemter indeß wieder eingenommen, nicht herbeizubringen. Die Nachgiebigkeit von Würzburg machte auf ihn keinen Eindruck, da es bei diesem mehr auf Geld ankomme, bei ihm aber handle es sich um Land und Leute, und alle fürstliche Regalien; — er wolle lieber todt sein, als diesen entsagen [1]).

Vergebens schlug man dem Markgrafen ein rechtliches Verfahren vor. Er bestand darauf, daß seine Gegner auf jeden rechtlichen Behelf Verzicht geleistet.

Höchstens zu einer Geldentschädigung wollte sich der Bischof verstehn. Aber dem Markgrafen kam es schimpflich vor, eine Landschaft, die ihm erst von seinen Verbündeten und dann von dem Kaiser versichert worden, gegen eine Geldzahlung aufzugeben.

Nur den Vorschlag ließ er sich gefallen, daß Bamberg das Recht der Wiederablösung haben, aber fürs Erste die Aemter ihm wieder überliefern solle. Da der Bischof von Bamberg diesen Vorschlag, wie sich denken läßt, zurückwies, so konnte auch Würzburg, durch alte Erbverträge beider Stifter gefesselt, seine Zugeständnisse nicht vollziehen [2]).

1) Actenstücke bei Hortleder II, VI, 27, nr. 76, nr. 80.

2) Der sogenannte Heidelberger Bund 29 März 1553.

Und nun meinte wohl der Markgraf, die vermittelnden Fürsten würden auf seine Seite treten. Sie waren aber weit entfernt, die Sache der Gewalt, die doch nur dem Kaiser zum Vortheil ausschlagen konnte, zu der ihren zu machen. Auch zu Heidelberg unterhandelten sie zugleich über die allgemeinen Angelegenheiten, die Succession im Reiche, die Entfernung des spanischen Einflusses. Und da nicht abzusehen war, wohin ein Wiederausbruch der Unruhen führen könne, so vereinigten sie sich wenigstens unter einander und mit den Churfürsten von Mainz und von Trier, ihre Neutralität gegen Jeden der sie angreifen werde, Niemand ausgenommen, gemeinschaftlich zu vertheidigen.

Nicht ohne Zeichen des Unwillens ging Markgraf Albrecht von dannen: er war entschlossen sich selbst zu helfen.

Im Monat April 1553 finden wir ihn bereits mitten in der wildesten Fehde.

Indem er würzburgisches Volk, das dem Bischof von Bamberg zuzog, bei Pommersfelden auseinandersprengte, ward er Herr im Stifte Bamberg; am 16ten April fiel die Hauptstadt, gleich darauf auch die Altenburg in seine Hand; von dem ganzen Stifte hielt sich nichts als Forchheim [1]).

Hierauf wandte er sich gegen Nürnberg, das sich mit den beiden Nachbarn, deren Unglück es getheilt, auch zum Widerstand vereinigte: einige hundert schlesische Reiter, die auf weitem Umweg durch Böhmen und das Eichstädtische der Stadt zu Hülfe heranzogen, jagte er erst auseinander und nahm sie dann großentheils in seine Dienste; darauf fand er auch hier keinen Widerstand: Laufen und Altdorf wurden gebrandschatzt und nachher doch noch in Brand gesteckt; fast alle Schlösser, kleinen Städte, Dörfer und Klöster des würzburgischen wie des nürnbergischen Gebietes geriethen im Laufe des Mai in seine Hand. Auch Schweinfurt, obgleich eine Reichsstadt, trug er kein Bedenken zu besetzen, als er fürchten mußte, daß es vielleicht sonst in die Hände neuer von Niedersachsen her dröhender Gegner gerathen würde.

1) Bischöfliches Ausschreiben bei Hortleder II, vi, 22, 1221.

Wenn die oberdeutschen Fürsten sich neutral hielten, so gab es doch einige andre im Reich, die nicht gemeint waren ihn so ohne Widerstand um sich greifen zu lassen.

Der vornehmste war sein alter Kriegscamerad und Bundesgenosse Moritz.

In seinem Herzen überzeugt, daß der Kaiser ihm nie vergeben, vielmehr die erste Gelegenheit ergreifen werde um ihn anzufallen und zu verderben, sah Moritz in der Verbindung desselben mit dem Markgrafen vom ersten Augenblick an Gefahr für sich selber. Ohnehin grollte Albrecht wegen des Passauer Vertrags, der mit jener ihm ursprünglich gegebenen Zusage in Widerspruch stand, und machte seinem Unwillen nicht selten in drohenden Reden Luft, die dann von dienstbeflissenen Leuten dem Churfürsten hinterbracht wurden, so daß sich dieser ein ganzes Verzeichniß davon anlegte [1]). Nicht, als hätte er jedem dieser Worte geglaubt, aber er fragte doch darüber einmal an, und gutes Blut machten sie nicht. Immer seinen Blick auf die kommenden Dinge gerichtet, meinte er in demselben Grade bedroht zu sein, in welchem der Markgraf mehr emporkam. Er entschloß sich, ihm bei Zeiten zu begegnen.

Moritz war kein Mann dem es Scrupel gemacht hätte, eben die in Schutz zu nehmen, die einst im Einverständniß mit ihm angegriffen worden; er bot dem König Ferdinand, der mit dem Markgrafen bereits in offenen Hader gerieth, einen Bund an, in welchen die fränkischen Bischöfe eingeschlossen sein sollten.

Und noch an einer andern Stelle, in Niedersachsen fanden sich Verbündete für diese Combination.

Auch über die Irrungen der braunschweigischen Edelleute mit Herzog Heinrich dem Jüngern hatte man in Passau Bestimmung getroffen, und zwar mehr zu Gunsten der ersten; eben darum aber hatte sie der Herzog nicht anerkannt: Zusammenkünfte die man darüber hielt, hatten sich ohne Frucht zerschlagen, endlich war die Fehde wieder ausgebrochen, in der Graf Volradt sich der Edelleute annahm und den Herzog gewaltig bedrängte. Von den Verwandten desselben in Calenberg und Lüneburg nicht

1) Langenn I, 557.

gehindert, von der Stadt Braunschweig unterstützt, brachte er in Kurzem den größten Theil der festen Häuser Heinrichs, so wie die vielbestrittenen Klöster Riddagshausen und Steterburg in seine Gewalt. Nur vergebens wendete sich der Herzog an den Kaiser, der damals vollauf beschäftigt war, und aus Rücksicht auf Markgraf Albrecht sich mit dem niedersächsischen Kriegsvolk, das von diesem abzuhängen schien, nicht entzweien wollte. Eben dieß zweifelhafte Bezeigen des Kaisers aber verschaffte nun dem Herzog einen andern Freund an Churfürst Moritz. Geübt in Unterhandlungen dieser Art wußte Moritz den Grafen Volrad auf seine Seite zu ziehen: das Kriegsvolk desselben blieb, wie jenes magdeburgische, eine Zeitlang ohne benannten Herrn; endlich als es sich auflöste, ging es größtentheils in die Hände Heinrichs über. Hiedurch bekam dieser aufs neue das Uebergewicht, nahm seine Plätze wieder und griff nun seinerseits alle seine Gegner an, die Edelleute, die Städte und seinen Vetter von Calenberg.

Leicht verständigten sich hierauf Moritz und Heinrich auch über die fränkischen Angelegenheiten. Schon im März hat Herzog Heinrich den Bischöfen seine Hülfe gegen einen Beitrag zu den Kriegskosten angeboten [1]); ohne Zweifel war dieß ein Grund, weshalb der Bischof von Bamberg sich jeder Concession so entschieden widersetzte. Auch Moritz, der den Markgrafen mit einem beißigen Hunde verglich, gegen den sich Jedermann wehren müsse, versprach ihnen einige Reitergeschwader und 10 Fähnlein Fußvolk zuzuführen.

Man sprach damals viel von einem neuen Bunde zum Schutze des Landfriedens, über den im Mai auf einer Zusammenkunft zu Eger ein ausführlicher Entwurf verfaßt worden ist. Er war wohl hauptsächlich darauf berechnet, unter diesem allgemeinen Titel noch andre Kräfte gegen den Markgrafen zu gewinnen. Der Kaiser wunderte sich, daß man die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, die er einem oberdeutschen Verein vorzubehalten wünschte, in diesen mehr niederdeutschen Bund

1) Schreiben Heinrichs an Wrisberg, mit dem er damals wieder gut stand, 12 März. Losius Ehrengedächtniß Beil. nr. 41.

aufnehmen wolle, dagegen Johann Friedrich von Sachsen, der dahin gehöre, davon ausschließe. Andre machten andre Einwendungen[1]). Eigentlich waren nur der König, der Churfürst, die beiden Bischöfe, Herzog Heinrich und etwa der Graf von Plauen einzutreten bereit, alles Gegner des Markgrafen, diese aber waren auch ohne Bund einverstanden, und schon allein mächtig genug.

Ohne Zweifel hatte der Markgraf zu fürchten, in Franken in Kurzem von allen Seiten, von Böhmen und Meißen, von dem anrückenden Kriegsvolk Heinrichs und neuen Streitkräften der Stadt Nürnberg angegriffen zu werden. Er faßte den seiner Natur sehr entsprechenden Entschluß, dieß nicht zu erwarten, sondern vielmehr dem vornehmsten Feinde, der jetzt allein gerüstet war, dem Herzog von Braunschweig, selber zu Leibe zu gehn und sich nach Niedersachsen zu werfen.

Was ihn dazu vermochte, war die sichere Aussicht, dort Verbündete zu finden. Die Mutter Erichs von Calenberg, geborne Markgräfin von Brandenburg, damals in zweiter Ehe mit dem Grafen Poppo von Henneberg vermählt und in Schleusingen wohnhaft, selber von Herzog Heinrich in ihrem Witthum beeinträchtigt, vermittelte ein gutes Vernehmen zwischen Albrecht und ihrem Sohn.

Sich wohl vorsehend, das Gebiet des mächtigen Moritz nicht zu berühren, nahm Albrecht seinen Weg am Gebirg über Arnstadt, Mansfeld, Halberstadt; bei Braunschweig stießen 1000 Reiter Erichs zu ihm; in Hannover hatte er mit diesem selbst die erste Zusammenkunft. Sie verständigten sich vollkommen. Mit vereinten Kräften und mit Hülfe der Städte

1) Nach Bucholtz VII, 124 wäre der Bund doch zu Stande gekommen: Sonnabend nach Cantate. Im Archiv zu Berlin findet sich aber ein mit allen Siegeln versehener Abschied, worin es heißt: „Dieweil etzliche von uns, den Gesandten, mit vollkommenem Befelch nicht versehen gewest und etzliche vorstehender unsicherheit halber sich auf die punct, so in handelung unvorsehenlich vorgefallen, bei iren herrn und obern notturftiges beschaits nit haben erholen mögen, als hatt der schluß dieser handellung unumbgehenlich auff ein andere Zusammenkunft mussen verschoben werden.“ Ein ausführlicher Entwurf ward auch dem Kaiser mitgetheilt. Die nächste Zusammenkunft sollte 24 Juli sein.

brachten sie ein Heer zusammen, mit dem sie unverzüglich, an Statt Herzog Heinrichs, Herrn im Felde wurden und Jedermann in Schrecken setzten. Die nöthigen Geldmittel wußten sie sich auf ihre Weise zu verschaffen. Das Capitel von Halberstadt hatte dem Markgrafen bei seinem Durchzug eine ansehnliche Summe zahlen müssen; in Minden erbeutete er 50000 Thaler Brandschatzungsgelder, welche für Herzog Heinrich aufgebracht waren.

Auch politisch und religiös nahm der stürmische Kriegsmann da noch einmal eine sehr merkwürdige Stellung ein.

Während früher die Charaktere namhafter Deutschen sich eigentlich nur durch das Maß von Thatkraft und Energie, oder von Treue und Hingebung, das ihnen beiwohnte, unterschieden, wurden sie in unserer Epoche dadurch gebildet, daß ein Jeder in religiöser Hinsicht eine Partei zu ergreifen, sich selbst zu bestimmen hatte. Ganz andre Elemente der Ueberzeugung, geschärft durch die Gegensätze auf die sie stießen, drangen dadurch in das persönliche Leben ein. Und dazu kam dann für die Evangelischgläubigen, da der Kaiser ihren Tendenzen zuweilen versteckt, zuweilen ganz offen Widerstand leistete, jener Zwiespalt zwischen weltlichem Gehorsam und religiöser Ueberzeugung, dessen wir oben gedachten, in welchem die Geister, aufs neue zu eigener Entscheidung und Wahl aufgerufen, entwickelt oder zersetzt oder wenigstens geprüft wurden.

Von Albrecht sollte es zwar scheinen, als habe ihn die Religion nur wenig gekümmert. Wir finden ihn früh in der Gesellschaft martialischer Kriegshauptleute, welche die ihnen entgegenwachsende kräftige Natur des jungen Fürsten an sich zogen. Wie hätte auch ein Nachkomme des Albrecht Achilles, von dessen weiblichen Thaten man seine jugendliche Aufmerksamkeit oft unterhalten haben wird, der Sohn des tapfern Markgrafen Casimir, sich entschließen können, an der kleinen Hofhaltung zu Neustadt an der Aisch sparsame Wirthschaft zu führen und die Schulden seiner Väter abzutragen. Sobald sein Alter es zuließ, finden wir ihn bei den Kriegszügen des Kaisers. Er ficht so gut gegen die protestantischen Fürsten, wie gegen die Franzosen.

In einer Eingabe an den Kaiser soll er sich wieder als gut katholisch bezeichnet haben.

Wer aber glauben wollte daß er sich hiebei beruhigt hätte, würde die Kraft verkennen, mit welcher die evangelische Lehre in diesen Zeiten die Gemüther ergriff. Die Unterweisung eines guten Lehrers[1]), die er in erster Jugend genoß, hatte ihren Samen tief in seine Seele gesenkt.

Sichtbare Wirkung brachte es zwar auf den Fürsten nicht hervor, daß ihn der Hofprediger Körber bei dem Beginn des schmalkaldischen Krieges vor allem Antheil daran warnte, denn derselbe werde wider die evangelische Lehre gemeint sein, aber ohne Eindruck blieb es nicht: „wider mein Gewissen," sagt er, „zog ich fort." Als er gegen Magdeburg aufbrach, stellte ihm der Prediger Wolfgang Rupertus vor, daß ein Krieg dieser Art nicht ohne Nachtheil des Leibes und der Seele geführt werden könne. Es ist eine wunderliche Mischung von Hohn und Glauben, wenn Albrecht ihm entgegnete: „Fahren wir zum Teufel, Pfaff, so sollst du mit uns fahren," und den Mann, der ihm ins Gewissen redete, wirklich als Feldprediger bei sich behielt. Einem andern, der ihn an die jenseitigen Strafen erinnerte, soll er gesagt haben, er werde seine Seele auf die Zäune setzen die Himmel und Hölle scheiden, wer dann von beiden der stärkere sei, der möge sie zu sich herüberziehen, Gott oder der Satan.

Das sehen wir wohl: über die großen Fragen war er nicht zur Klarheit gekommen: übrigens aber zeigte er Geist und Thatkraft.

Man bemerkte daß er lieber höre als rede: sprach er aber, so that er er dieß mit einer natürlichen Beredsamkeit, die durch den vollen Ausdruck der Wahrhaftigkeit unterstützt wurde: Mienen, Geberden und Worte, sagt ein Zeitgenosse, schienen nichts auszusprechen, als wovon sein Herz voll war[2]).

Seine Truppen, mit denen er alles theilte, Hitze und Kälte,

1) Arnoldus, Vita Mauritii, bei Mencken II, 1252: a teneris annis literarum studiis informatus. -- Leuthinger p. 106: in literis, artibus et evangelii doctrina. Opsopäus, ein guter Philolog, war sein erster Lehrer.

2) Roger Asham der ihn am kaiserlichen Hofe sah.

Hunger und Durst, hingen ihm dafür mit Hingebung an. Er sagte ihnen wohl: Keiner solle Mangel bei ihm leiden, so lange er noch ein Laib Brot im Zelte habe, auch nicht der Geringste, aber eben so wenig Einer ein Haar breit von seinen Befehlen abweichen, auch nicht der Oberste. Ueber alles ging ihm die kriegsmännische Ehre. Die Hinrichtung Vogelsbergers konnte er dem Kaiser der sie befohlen, und dem Lazarus Schwendi der dazu geholfen, niemals vergeben. In Trier ist er in gutem Andenken geblieben; mit Vergnügen berichtet der gleichzeitige Chronist, wie er eines Tages die Rathsherrn der Stadt, als er sie in Geschäften suchte, während sie beim Würfelspiel saßen, von der Straße her mit einem Schuß aus seiner Handbüchse, der durch das Fenster nach der Decke der Stube ging, an ihre Amtspflichten erinnerte. Auch noch eine andere Erzählung darf ich wohl aus dieser Chronik wiederholen, von einem Klostervorsteher, der bei der allgemeinen Verfolgung der Geistlichen doch Gnade bei ihm fand. Es war der Prior des Martinsklosters: er ging dem Eintretenden mit einem Becher des besten Weins entgegen. Der Markgraf kostete den Wein, ließ vier Ohm davon auf seinen Wagen laden und drückte dann sein Siegel an die Klosterpforte, zum Zeichen, daß Niemand dieses Kloster antasten dürfe[1]).

Wir berührten oben, wie er auch dann wenn er Dienste genommen, sich doch immer als Reichsfürst fühlte. Der Kaiser hat ihm einmal, um ihn in einem Moment der Unzufriedenheit zu begütigen, eine Stelle an seinem Hofhalt anbieten lassen. Er fragte: wie ihn denn der Kaiser zu etwas mehr machen wolle, als was er schon sei, nemlich Markgraf von Brandenburg.

Ueberhaupt standen seine Gedanken ihm hoch. Er hat einst der Thronerbin von England seine Hand angeboten[2]). Er soll sich einmal gerühmt haben, er werde noch König von Böhmen werden. Er dachte an die Nachwelt, und ich möchte es ihm so übel nicht nehmen, wenn ihn ungünstige Darstellungen seiner Thaten, wie bei Avila oder auch bei Sleidan, verstimmten.

1) Gesta Trevirorum ed. Wyttenbach III, 14.

2) Er ist es doch gewiß, auf welchen sich die Nachricht bei Strype (Eccl. Mem. II, 374) bezieht.

Der Widerstreit von Armuth und Kriegslust, Dienstverhältniß und Stolz, Recht und Gewalt, worin er lebte, und die Uebertäubung jener innern Stimme die er doch immer hörte, gaben seinem ganzen Wesen einen Beigeschmack von Wildheit, der sich denn fortan an seinen Namen geknüpft hat.

Furchtbar anzusehen ritt er an der Spitze seines Haufens daher: im Panzerhemd, eine Büchse und ein paar Faustkolben an seiner Seite; Sommersprossen und ein rother Bart bedeckten sein männliches Angesicht; weithin wallte sein blondes Haupthaar; er nahm wohl selbst eine Fackel zur Hand, um das nächste Dorf seiner Feinde anzuzünden.

Das war nun einmal noch der barbarische Gebrauch dieser Zeiten.

Merkwürdig! bei alle dem hing das gemeine Volk ihm an. Er war ein Charakter, dem man seine Fehler nachsieht, weil man sie von keiner Bosheit herleitet. In dem Hasse gegen die geistlichen Machthaber traf er mit den populären Leidenschaften zusammen. Er wußte das sehr wohl und trotzte darauf.

Jetzt war er wieder vollkommen Protestant. Seine Anwesenheit im Calenbergischen bezeichnete er damit, daß er die Abschaffung des Interim vermittelte, die Befreiung der Prediger, die noch immer auf ihren Bergfesten im Gefängniß schmachteten, überhaupt die Durchführung des protestantischen Prinzipes. Auch Erich trat, wie seine sorgsame Mutter vorher berechnet, unter dieser Einwirkung zu dem evangelischen Glauben zurück.

Auf Albrechts Seite stand noch einmal die Combination die Johann Friedrich 1547 stark gemacht: die evangelischen Städte an der See und im innern Lande, alle eifrig-Evangelischen bis nach Böhmen.

Ferdinand hegte einen Augenblick die Furcht, bei der weitverbreiteten Bewegung, die sich abermals in dem gemeinen Volke kund thue, dürfte es dem Markgrafen nicht schwer sein, an der Spitze desselben einen allgemeinen Umsturz zu bewirken.

Und dabei behandelte ihn der Kaiser mit aller Rücksicht und Schonung. Er konnte sich nicht mehr weigern, Edicte gegen den Landfriedensbruch zu erlassen: sorgfältig jedoch vermied er

— es erregte allgemeines Erstaunen — den Markgrafen darin zu nennen.

Eben aber diese energische Haltung, diese weitaussehenden Beziehungen des Nebenbuhlers wollte Moritz auf keine Weise sich entwickeln und befestigen lassen; gute Worte die ihm derselbe gab, vermochten nichts über ihn. Oeffentlich sprach auch er hauptsächlich von dem Bruche des Landfriedens den er rächen, von der Ruhe die er herstellen müsse; trat man aber darüber in Unterhandlung, wie Markgraf Hans es that, so bemerkte man bald, daß für diesen Hader, der an die großen Gegensätze der europäischen Welt anknüpfte, kein friedlicher Austrag zu hoffen sei.

War Albrecht mit dem Kaiser, so war Moritz noch immer mit Frankreich verbündet.

Schon Anfang September des Jahres 1552, unmittelbar vor der Rückkehr des Landgrafen Philipp, noch im Einverständniß mit dessen Sohn Wilhelm, welcher die Meinung hegte, ihre Sachen seien noch nicht aufs Trockene gebracht, hatte sich Moritz aufs neue an Heinrich II gewendet und diesem, wie er sich ausdrückt, „eine andre gründlichere Verständniß" angetragen[1]). Bald darauf erschien ein französischer Abgeordneter, Cajus de Virail, hauptsächlich in der Absicht, die Hülfleistungen welche der Kaiser damals noch vor Metz erwartete, rückgängig zu machen. Moritz ergriff diese Gelegenheit, um jenen Antrag, jedoch für sich allein[2]), nur noch förmlicher zu wiederholen. Er versprach nicht nur, so viel an ihm, keine Hülfe von Reichswegen wider den König zu leisten, vielmehr dafür zu sorgen, daß diesem selbst so viel deutsches Kriegsvolk zuziehe als er brauche; er wiederholte auch die in dem Vertrag von 1551 gemachte Zusage, daß der König den Titel eines Reichsvicarius haben, und bei der nächsten Wahl, wenn er es wünsche, selber zur Würde eines Hauptes im Reich erhoben werden solle: wogegen er sich die Beschützung seiner Land und Leute und die Zahlung eines nam-

1) Memorial für Johann Gametz Freiherrn v. d. Marck. (Dr. A.)

2) Es ist sehr hypothetisch, wenn es bei den Versprechungen heißt: „mit denen Fürsten so sich mit in Bund geben möchten."

haften Jahrgeldes ausbedang. Und sehr geneigt erklärte er sich hiebei persönlich mitzuwirken. Obgleich er den Bund den er schließen will, als Defensivbund bezeichnet, so erbietet er sich doch, wenn dem König auf das nächste Frühjahr mit einem Heer von 4000 M. z. Pf. und 12000 z. F. gedient sei, dasselbe aufzubringen, wie sich das unter dem Vorwand, daß er von seinem Vetter Johann Friedrich Gefahr zu besorgen habe, ganz gut thun lassen werde, und zur bestimmten Zeit am Rhein zu erscheinen[1]). Der König, der sich indeß in Metz auch ohne eine solche Hülfe behauptet, ging auf diese Anerbietungen nicht so rasch ein, wie der Churfürst wünschte. Im Laufe des Winters schickte Moritz Volrabt von Mansfeld, der noch immer den Titel eines Dieners der französischen Krone führte, nach Frankreich, um die Sache aufs neue in Anregung zu bringen. Auch Volrabt fand anfangs Schwierigkeiten, und es liefen Briefe ein, nach denen Moritz schon fürchtete, sein Antrag werde ausgeschlagen werden; es reute ihn fast, schon so viel Geld auf die Vorbereitungen verwandt zu haben, als er gethan. Indem aber wurden die Franzosen andern Sinnes. Am 21sten Mai 1553 leistete Graf Volrabt dem König einen neuen Diensteid. Heinrich II wünschte nichts mehr als daß ihm jene Mannschaften zugeschickt würden, die Moritz versprochen; am 13ten Juni ordnete er Bevollmächtigte nach Metz ab, die mit den Gesandten welche Moritz dahin schicken werde, verhandeln sollten. Um die Sache zu beschleunigen, begab sich Graf Volrabt, begleitet von einem französischen Edelmann, persönlich nach Deutschland zurück. Wir haben mehrere Briefe, in denen er gleichsam von Station zu Station der französischen Regierung von seiner Reise Nachricht giebt. Anfang Juli erreichte er den Churfürsten, als dieser eben in Begriff war, mit seinem Heere gegen Albrecht anzuziehen. „Ich finde ihn," schreibt er dem König am 4ten Juli, „in allen Dingen, welche die Ehre und den Vortheil der Krone Frankreichs betreffen, vollkommen wohl gesinnt, und entschlossen, von

1) Memorial, damit der Casus v. Wyraill von Chf. Moritzen dieses Verstendnuß halben nach Frankreich abgefertigt worden. (Dresdner Archiv.) Undatirt, aller Wahrscheinlichkeit nach vom December.

dieſem Kriege nicht abzuſtehn, ehe nicht die Irrungen zwiſchen derſelben und dem Reiche ausgemacht ſein werden[1]."

Der König hatte, wie einſt Albrecht, ſo jetzt Moritz zu einem Angriff auf die Niederlande aufgefordert; ein märkiſcher Rittmeiſter, Thomas von Hodenberg, verſichert, es ſei wirklich die Abſicht des Churfürſten, dahin vorzubringen, und zwar von Niederdeutſchland aus, ſobald er nur mit Markgraf Albrecht fertig geworden: ſchon habe er Leute abgeſchickt, um den Weg zu unterſuchen, namentlich die Furten und Päſſe zu bezeichnen, welche man im Voraus einzunehmen habe[2].

Die Anhänger des Hauſes Oeſtreich hegten über ſeine Entwürfe die ſchlimmſten Vermuthungen. Der alte Fugger hat dem König Ferdinand geſagt, die Abſicht des Churfürſten werde ſein, ihn, den König, zu verdrängen und ſich ſelber einzuſetzen.

So viel iſt richtig, daß wenn man nach dem letzten Ziel der beiden Nebenbuhler fragte, Niemand es hätte nennen können.

Man erſtaunte wenn man ſah daß der römiſche König den Churfürſten mit Kriegsvolk unterſtützte, während der Kaiſer den Markgrafen ganz offenbar begünſtigte.

Aber indem der Markgraf ſich an den Kaiſer hielt, nahm er zugleich die Evangeliſchen in Niederdeutſchland in Schutz, und ſchien nach einer popular-proteſtantiſchen Macht zu trachten. Konnte das der Sinn des Kaiſers ſein?

Und indem der Churfürſt die Hülfe Ferdinands annahm, machte er zugleich dem König von Frankreich Hofnung auf die deutſche Krone, wovon man in Oeſtreich keine Ahnung hatte. Er, der ſo eben die Waffen für den Proteſtantismus getragen und durch einen glücklichen Schlag die Feſſeln geſprengt, die man ihm angelegt hatte oder noch anlegen wollte, ſtand jetzt mit den fränkiſchen Biſchöfen und mit jenem Heinrich von Braunſchweig in Bund, der von jeher als einer der größten Verfolger der Proteſtanten betrachtet worden war.

Den Vortheil hatte Moritz, daß er den Landfrieden und

1) Schreiben Graf Volradts bei Mencken Scr. R. G. II, 1421.

2) Auch der Kaiſer ſagt, er habe gehört „que si ledit duc Mauris surmontoit le dit marquis, il devoit venir assaillir mes pais de Geldern." (An Ferdinand 26 Aug. 1553.)

den bestehenden Besitz vertheidigte, während Albrecht Ansprüche verfocht, die im Augenblick der Noth mit Gewalt erworben, vor keinem Gerichtshof zu Recht bestehn konnten und durch die Einwilligung des Kaisers noch lange nicht gesetzlich begründet wurden.

Wenn Moritz siegte, so war das Ansehn des Kaisers vollends vernichtet, und sofern es zu dem besprochenen Unternehmen auf die Niederlande kam, die Grundlage seiner Macht höchlich gefährdet.

Schlug dagegen Albrecht den Gegner aus dem Felde, so hätte wohl ein allgemeiner Sturm auf die Bisthümer beginnen können, ja der ganze in Folge der letzten Kriege gegründete Besitzstand wäre in Frage gestellt worden: alle Feinde des Churfürsten würden sich erhoben haben.

Unter diesen Aussichten rückten die beiden Kriegshäupter im Juli 1553 wider einander.

Moritz hatte seine meißnische und thüringische Ritterschaft zu Halle, Merseburg und Sangerhausen gemustert: in Sangerhausen sammelten sich alle seine Haufen zu Fuß und zu Pferd, und nahmen ihren Weg nach dem Eichsfeld. In Giboldehausen vereinigten sich die fränkischen, in Eimbeck die braunschweigischen Schaaren mit den seinigen. Das gesammte Heer mochte nun achttausend M. z. F. und achthalbtausend Reisige zählen, eingeschlossen tausend böhmische Reiter, welche Heinrich von Plauen im Namen des römischen Königs herbeiführte.

Markgraf Albrecht lag vor dem festen Haus Petershagen, und war eben bei Tisch, als ein Edelknabe des Churfürsten ihm dessen Verwahrungsschrift brachte. Albrecht fragte ihn, ob der Churfürst wirklich Pfaffen und Husaren zu Haufen gebracht. „Ich sollte dir wohl mehr geben," sagte er dem Knaben, dem er vier Kronen schenkte, „aber ich brauche mein Geld jetzt selbst, und dich werden die Franzosen beschenken."

Indessen, daß er sich den Sieg versprochen hätte, dürfte man nicht glauben. Nur an Fußvolk sah er sich seinem Feinde gewachsen; an Reiterei, davon er nur 3000 M. zählte, obwohl er vor Kurzem von den Niederlanden her verstärkt worden, war ihm dieser bei weitem überlegen.

Eben deshalb faßte er den Gedanken, seinen Gegner an günstiger Stelle vorbeizugehn und sich in seinem Rücken durch das Stift Magdeburg auf dessen Erblande zu stürzen.

Sehr wohl aber erkannte Moritz diese Gefahr; eine Furt in der Nähe von Sieversshausen, welche Albrecht überschreiten mußte um nach dem Magdeburgischen zu gelangen, nahm er glücklich noch vor ihm ein. „Er muß weichen," heißt es in einem seiner Briefe, „oder er muß schlagen." Moritz erfüllte sich mit der Schlachtbegier, die ihn immer bei der Annäherung eines Feindes ergriff. Man hat ihn mit dem Kriegsroß verglichen, das nicht mehr zurückzuhalten ist, wenn es das Wiehern der feindlichen Pferde gehört hat. Als der Gegner herankam, — am 9ten Juli — vergaß er den Beschluß des Kriegsrathes denselben in der günstigen Stellung die man genommen, zu erwarten, und stürzte sich ihm selber entgegen. Ohne Mühe warf er eine Abtheilung der albrechtischen Fußvölker über den Haufen.

Daß nun aber hiedurch die churfürstliche Schlachtordnung gestört ward, setzte den Markgrafen in den erwünschtesten Vortheil. Jetzt rückte er seinerseits vor, drang in die churfürstlichen Reiter ein, und warf sie unterstützt von dem Westwind, der den Feinden den Staub in die Augen trieb; er nahm wirklich mit seinem Vortrab, dem aber der Gewalthaufe auf der Stelle nachdrückte, die Furt in Besitz, an der ihm alles zu liegen schien.

Hiewieder aber setzten sich nun der Churfürst und Herzog Heinrich in Person, mit dem besten Volke unter den Hoffahnen von Braunschweig und Sachsen in Bewegung. An dem engen Orte kam es zu einem stürmischen Zusammentreffen, in welchem die Reiter ihre Büchsen und Pistolen mit vielem Erfolg gegen einander brauchten. Mancher wußte nicht, ob er Feind oder Freund getroffen. Die Churfürstlichen verloren ihre besten Leute, — zwei Söhne des Herzogs von Braunschweig, — Friedrich von Lüneburg, der die Fahne von Moritzens Leibwache trug, erhielt zwei tödtliche Stiche von einem Landsknecht, — den letzten Grafen von Beichlingen, Johann Walwitz der einst Leipzig vertheidigt, und viele andere; aber sie waren an Zahl überlegen: die rothe Binde mit den weißen Streifen, die der Churfürst führte, behielt den Platz.

Damit war aber das Geſchick noch nicht erfüllt. In dem wilden Getümmel des Reitergemenges, man wußte nicht ob nicht gar aus einem Rohr ſeiner eigenen Leute, war Churfürſt Moritz von einer Kugel getroffen worden; in einem Zelt, das man ihm unweit an einem Zaun aufgeſchlagen, vernahm er den Sieg der Seinen; dann brachte man ihm die erbeuteten Banner und Fähnlein, auch die Papiere des Markgrafen, die er eifrig durchſuchte; er hatte die Genugthuung, noch den Siegesbericht in ſeinem Namen abfaſſen zu laſſen[1]); allein die Wunde die er empfangen, war gefährlicher als er ſelber glauben mochte: ſchon am zweiten Tag nach der Schlacht brachte ſie ihm den Tod. Man ſagt, ſein letztes Wort ſei geweſen: „Gott wird kommen!“ Ob zur Strafe, oder zur Belohnung, oder zur Löſung dieſer wirren irdiſchen Händel: man hat ihn nicht weiter verſtanden.

Eine Natur, deren Gleichen wir in Deutſchland nicht finden. So bedächtig und geheimnißvoll; ſo unternehmend und thatkräftig; mit ſo vorſchauendem Blick in die Zukunft, und bei der Ausführung ſo vollkommen bei der Sache: und dabei ſo ohne alle Anwandlung von Treue und perſönlicher Rückſicht: ein Menſch von Fleiſch und Blut, nicht durch Ideen, ſondern durch ſein Daſein als eingreifende Kraft bedeutend. Sein Thun und Laſſen iſt für das Schickſal des Proteſtantismus entſcheidend geweſen. Sein Abfall von dem ergriffenen Syſtem brachte daſſelbe dem Ruine nah; ſein Abfall von dem Kaiſer ſtellte die Freiheit wieder her. Wenn er jetzt wieder hauptſächlich mit katholiſchen Fürſten verbündet war, ſo würde das ohne Zweifel nicht ſein letztes Wort geweſen ſein: unberechenbare Möglichkeiten hatte dieſer mächtige und geiſtreiche Menſch noch vor ſich: — da, im Momente des Sieges, in voller Manneskraft, kam er um.

Es war immer ein großer Erfolg des Sieges, daß die Macht des Markgrafen dadurch gebrochen war, und alle Gedanken, die ſich an dieſelbe knüpften, in das Nichts zerrannen.

Eine noch viel größere Entſcheidung, auch für den Moment, lag aber im Tode des Churfürſten.

Was würde daraus geworden ſein, wenn Moritz am Leben

1) Schreiben des Churfürſten vom 7ten Juli bei Langenn II, 360, 9ten Juli, u. a. bei Mencken II, 1427.

geblieben wirklich nach den Niederlanden vorgerückt wäre, und sich dort mit den französischen Heeren, die sich zu entsprechender Zeit in Bereitschaft setzten, vereinigt hätte?

Nachdem sich der König von Frankreich der drei andern Städte, die ihm zugesprochen waren, bemeistert hatte, dachte er jetzt auch die vierte von der in seinem Bunde mit Moritz die Rede gewesen, Cambrai, zu erobern. Ende August setzte sich seine Macht, ungefähr 40000 M. stark, dabei vier deutsche Regimenter unter dem Rheingrafen und Reiffenberg, ohne sich lange bei Bapaulme und Peronne aufzuhalten, geradezu gegen jene Stadt in Bewegung, und forderte sie auf, ihm als dem Beschützer der Freiheit, deren sie von dem Kaiser beraubt worden sei, ihre Thore zu öffnen. Wie sehr kam es da dem Kaiser zu Statten, daß jener Angriff von Deutschland her, mit dem Moritz umgegangen, nun nicht wirklich eintrat. Er behielt seine Hände frei, wie er sich auch schon selber auf das beste gerüstet hatte. Die Franzosen wagten doch das Lager, das er bei Valenciennes aufsuchte, und in welchem er selber erschien, nicht anzugreifen. Bald trat Regenwetter ein, und sie sahen sich genöthigt, unverrichteter Dinge zurückzugehn[1]).

Ihre Verbindung mit den deutschen Fürsten, die von einem so mächtigen Oberhaupt wie Moritz festgehalten noch sehr gefährliche Folgen hätte nach sich ziehen können, löste sich damit weiter auf.

Aber auch dem Kaiser konnte nun von dem geschlagenen Albrecht keine besondere Hülfleistung zu Theil werden, wenn er ja überhaupt darauf gerechnet hat. Vielmehr hatte er durch sein Verhältniß zu demselben, die Duldung seines offenbaren Landfriedensbruches, die Wiederherstellung ungerechter und schon von ihm selber vernichteter Verträge seinem reichsoberhauptlichen Ansehen unendlich geschadet.

Um so mehr fühlte man das Bedürfniß, die noch obschwebenden Irrungen wo möglich ohne seinen Einfluß zu beseitigen.

1) Das fünfte Buch der Memoiren von Rabutin und die Auszüge authentischer Documente, die sich in der Ausgabe von 1788 (Bd 38, p. 400) dabei finden, erläutern diesen Feldzug.

Viertes Capitel.

Allmählige Beruhigung der deutſchen Territorien.

Gewiß, ein ſchweres Unternehmen, in Deutſchland Friede zu ſtiften, bei den ſtarken Gegenſätzen die es theilten, den gegenſeitigen Beleidigungen die man rächen wollte, der Kriegsbegier der Truppen die im Felde ſtanden, und dem ſtarren Sinn der Häupter.

Das erſte Ereigniß, wodurch die Dinge doch eine friedliche Wendung nahmen, lag in dem Regierungswechſel in Sachſen, dem Eintritt des Herzogs Auguſt, Bruders von Moritz.

Auguſt war wohl nie ganz einverſtanden mit ſeinem Bruder. Gegen die Strenge wenigſtens, mit welcher dieſer auf die den Vettern nachtheiligſte Ausführung der Wittenberger Capitulation drang, hat er ſich einſt ausdrücklich erklärt[1]; man meinte, durch eine Reiſe, die er kurz vor dem Ausbruch der letzten Fehde nach Dänemark unternahm, habe er ſein Mißvergnügen darüber kund gegeben[2]. Sei dem wie ihm wolle: als er jetzt zurückkam, fand er ſein Land durch die Steuern, Hülfleiſtungen und unaufhörlichen Kriegszüge ſo ganz erſchöpft und ſeine Caſſe

1) Schreiben bei Arndt: de variis principum Saxoniae controversiis, Doc. p. 21.

2) ut eventum belli, quod sine suo consilio et voluntate susceptum esset, e longinquo specularetur. Stephanius Contin. Craghii.

mit so unerschwinglichen Lasten beladen, daß er, und zwar wie er selbst erzählt, im ersten Augenblick, bei sich beschloß, Friede zu machen[1]).

Auch hatte er freilich weniger Haß auf sich gezogen und daher weniger zu fürchten als sein Bruder.

Unmittelbar nach der Sievershauser Schlacht sandte Johann Friedrich seinen ältesten Sohn nach Brüssel, und ließ auf den Fall, daß der Kaiser nicht durch einen besondern Tractat mit August daran gehindert werde, um die Rückgabe der Churwürde und der verlorenen Lande bitten, wofür sein Haus dem kaiserlichen ohne Aufhören dankbar sein werde. Der Kaiser antwortete ihm: auch August sei in der Belehnung mit der Churwürde begriffen: Johann Friedrich werde nichts von ihm verlangen, was gegen seine Ehre und Pflicht laufe[2]).

Wie hätte auch der Kaiser wagen können, einen Fürsten, der ein so starkes Heer in den Händen und so ausgebreitete Verbindungen hatte, sich zum Feinde zu machen?

August war sehr bereit, seine Vettern mit größerer Nachgiebigkeit zu behandeln, wie denn darüber sogleich Unterhandlungen eröffnet wurden, die bald zu der erwünschten Abkunft führten: die Chur, welche ihm schon übertragen war, hätte er sich nie wieder entreißen lassen.

Da ein Versuch hiezu nun aber nicht zu befürchten stand, so hatte auch der Krieg für ihn keinen Sinn mehr.

1) Propositio ufm Landtage zu Dreßden Donnstag nach Ostern 1554. „Und wie wohl wir dieselbe Zeit eine kleine Regierung gehapt (vor 7 Jahren), so hatten wir doch - zu dem liebsten gerathen gefordert und geholfen, das frid und einigkeit in diesen Landen und der ganzen deutschen Nation wer erhalten worden. Da es aber anders erfolget und sider des ein krig aus dem andern verursachet, das auch diese lande erbermlich verterbet, mordt brand und andre treffenliche beschwerung erleyden und ertragen müssen, dorin sind wir billig entschuldiget, den es ist am tage, das wir derzu keine ursach gegeben, sondern nicht ein geringes mitleiden in unserm gemüthe gehapt." — Er sagt nur, daß er den neuen Krieg gegen Albrecht nicht erwartet; bei seiner Rückkehr habe das Kriegsvolk monatlich 64000 G. gekostet. — „Haben bei uns beschlossen durch Gottes Hülf und Gnade den Frieden nicht abe noch auszuschlagen sondern zu fördern." (MS der Bibl. zu Berlin.)

2) Schreiben des Kaisers an Ferdinand 26 Aug. 1553.

Die Verbindung seines Bruders mit Frankreich setzte er, so viel wir sehen können, keinen Augenblick fort.

Man stellte ihm vor, es dürfte ihm keinen guten Ruf machen, wenn er den Krieg mit Markgraf Albrecht, in welchem sein Bruder gefallen, so bald abbreche; von den Räthen die er fand, waren sowohl die welche die französische, als die welche die deutsch-östreichische Allianz wünschten, Heideck so gut wie Carlowitz, für eine Fortsetzung des Krieges [1]); König Ferdinand drang darauf. Dagegen forderte die Landschaft, die an dem Krieg so wenig Gefallen gehabt wie August, und von dem Markgrafen, der sich furchtbar zu machen gewußt, mit einem Einfall bedroht wurde, auf einer Versammlung zu Leipzig, August 1553, dringend den Frieden [2]). Von den alten Räthen waren doch einige, wie Komerstadt und Fachs, auf ihrer Seite. Sie gaben August Rückhalt genug, um bei seinem ersten Entschluß zu verharren. Unter Vermittelung des Churfürsten von Brandenburg und des Königs von Dänemark kam ein Vertrag zu Stande, zu Brandenburg am 11ten September, in welchem August Frieden mit Albrecht einging, mit dem Versprechen, die Truppen die er abdanken werde, nicht den Feinden desselben zulaufen zu lassen, und unter einigen andern dem Markgrafen ganz günstigen Bedingungen, „als eine Vorbereitung," wie es in dem Vertrage heißt, „des wieder aufzurichtenden allgemeinen Friedens."

An die Vollziehung des egerschen Bündnisses, das eine feindselige Richtung gegen den Markgrafen gehabt, war nun vollends nicht zu denken. Eine Versammlung zu Zeitz, die dazu anberaumt war, kam, so viel ich finden kann, gar nicht zu Stande.

1) Diese Verhältnisse theilte Landgraf Philipp dem Dr Zasius mit. Schreiben desselben 12 Oct. bei Bucholtz VII, 536.

2) Die Städte führten zu Gemüth: do die beschwerlichen last uff den unterthanen lenger ligen, und die kriege continuirt, wurde es die lenge nicht ertragen, und endlichen s. churf. Gn. ein wust ledig und blos land behalten, und sprechen die Hofnung zu S. Ch. G. aus, sie werden gnedigst bedacht seyn auff die wege des fridens und das man auß dem krieg komme und der trefflichen unkost und ander beschwerung enthept. (Sächsische Landtagsacten von 1553. MS der K. Bibl. zu Berlin.)

Vielmehr, da auch Landgraf Philipp, der seinem Schwiegersohn Moritz allerdings eine kleine Hülfe gegen Albrecht geleistet, sich jetzt mit diesem aussöhnte, konnte man daran denken[1]), die alte Erbverbrüderung der drei Häuser Brandenburg, Sachsen und Hessen, deren erste Gründung einst zur Beruhigung des nördlichen und östlichen Deutschlands schon so viel beigetragen, und deren Auflösung den Unfrieden allgemein gemacht hatte, wieder zu erneuern, und zwar jetzt in entschieden protestantischem und zugleich deutschem Sinne.

Dagegen faßte König Ferdinand, der in diesem Augenblick nach einigem Schwanken der Stände in den Heidelberger Bund aufgenommen ward, die Hofnung, denselben zu einer Erklärung gegen den Markgrafen zu bewegen. Sollte aber dieser Bund, von dem einst Albrecht Hülfe gehofft, sich jetzt so enge an Oestreich anschließen? Mächtige Mitglieder, wie die Churfürsten von Mainz und Trier, fühlten die Wunden noch allzu wohl, welche ihnen durch den ersten Einfall des Markgrafen geschlagen worden, wo kein Mensch ihnen Hülfe geleistet; sie hatten bei dessen Rückzug ihre Neutralität versprechen müssen, und waren gesonnen dieselbe zu halten. Zuerst auf einer Versammlung der Räthe zu Ladenburg, hierauf auf einer Zusammenkunft der Fürsten zu Heilbronn — die Churfürsten von der Pfalz und von Mainz, die Herzöge von Würtemberg und Baiern waren persönlich, von Jülich und Trier nur die Räthe erschienen — ward über eine neue Verbesserung und Erweiterung des Bundes gerathschlagt. Allenfalls der Herzog von Baiern scheint geneigt gewesen zu sein, sich dem Wunsche des römischen Königs zu fügen; von den Uebrigen aber wollte Keiner daran: die Clausel, daß die Neutralität gegen beide Theile, die fränkischen Verbündeten und den Markgrafen beobachtet werden solle, ward zuletzt in aller Form erneuert[2]).

Wie in dem nördlichen, so bildete sich hiedurch in dem

1) Der siebente Artikel des Vertrages (bei Hortleder II, VI, 14) bestimmt dieß ausdrücklich.

2) Schreiben des Zasius a. a. O. p. 542. Die Actenstücke des Tages allein wären ohne diese Erläuterungen nicht zu verstehen.

östlichen Deutschland eine Vereinigung, deren Prinzip der Friede war.

Den Bemühungen des Hauses Brandenburg gelang es nicht Albrecht wie mit August so auch mit seinen übrigen Feinden zu versöhnen: aber es war nun wenigstens dafür gesorgt, daß diese Fehde nicht weiter um sich greifen konnte: es waren ihr bestimmte Grenzen gezogen.

Innerhalb derselben ließ die Entscheidung nicht lange auf sich warten. Am 12ten September kam es noch einmal zu einem Treffen zwischen Herzog Heinrich und dem Markgrafen in der Nähe von Braunschweig. Man erzählt, Albrecht habe bei seinem Angriff auf eine Meuterei gerechnet, die sich im Heere des Herzogs, dem es an Geld fehlte, entsponnen: noch zur rechten Zeit aber sei der nürnbergische Kriegszahlmeister eingetroffen, durch welchen Reiter und Knechte befriedigt und wieder freudig gemacht worden. Genug der Markgraf fand seinen Feind nicht allein an Zahl überlegen[1]), hauptsächlich mit Fußvolk und Geschütz auf das beste versehen, sondern auch dieser Truppen sicher, entschlossen und muthvoll. Bei Geitelde und Steterburg trafen sie auf einander. Die Braunschweiger stiegen auf ihre Zinnen und Thürme, um den Gang des Gefechts zu beobachten. Albrecht schlug mit gewohnter Tapferkeit: zweimal warf er den Anfall des Feindes zurück, und fast alle Fahnen desselben sanken; aber auch hier wie bei Sievershausen entschied die Ueberlegenheit der Zahl: dem dritten Anfall konnte er nicht widerstehn. Der Herzog behauptete die Wahlstatt und schoß Victoria, daß in Braunschweig die Fenstern erzitterten.

Dieses Ereigniß ward aber für Niederdeutschland hauptsächlich dadurch entscheidend, daß Markgraf Albrecht, durch ungünstige Nachrichten von seinen Erblanden vermocht, den Beschluß faßte dahin zurückzukehren.

Herzog Heinrich war und blieb dort zuletzt doch Herr und Meister im Felde.

1) Nach einem Schreiben von Mandelslo an Markgraf Johann, Braunschweig 13 Sept., hatte der Herzog 1500 M. z. F., 3000 z. Pf. und ein gutes Feldgeschütz, der Markgraf 2000 Pf. Tobias Olsen giebt dem letztern nur 1200 Pf.

Unverzüglich wandte er sich gegen Braunschweig; doch hätte es ihm wohl schwer werden sollen, mit seinem Geschütz, das er abermal auf einem nahen Berge aufpflanzte, die Stadt zur Ueberlieferung zu zwingen. Dagegen kam ihm seine Verbindung mit dem fränkischen Bunde, der sich seiner Kriegskräfte zu bedienen wünschte, für einen friedlichen Austrag zu Statten. Erasmus Ebner von Nürnberg leitete eine Unterhandlung ein, an welcher auch bald die umliegenden Städte, auch Goßlar und Hildesheim Theil nahmen. Der Herzog selber war milder geworden, und da auch er seine Wiederherstellung wenigstens guten Theils protestantischer Hülfe, der des gefallenen Churfürsten und der Stadt Nürnberg verdankte, mußte er wohl von der Heftigkeit ablassen, mit der er sonst die Bekenner der neuen Lehre verfolgt hatte. Ohnehin waren die Braunschweiger nicht gemeint sich seiner Gnade zu überlassen. Als der Entwurf des Vertrags in einigen wesentlichen Puncten abgeändert zu ihnen zurückkam, beschlossen sie lieber mehr Volk zu werben und den Krieg aufs Aeußerste fortzusetzen. Hierauf fühlte sich Heinrich bewogen, den Vertrag anzunehmen wie sie ihn vorgeschlagen.

So kam eine Streitsache zu Ende, welche alle norddeutschen Gebiete seit so vielen Jahren in Athem gehalten. Der Herzog hatte den Städten die Veränderung der Religion nicht nachsehen wollen, sondern vielmehr eben bei dieser Gelegenheit sie völlig in seine Hände zu bringen gedacht. Dadurch waren die Städte bewogen worden, auch ihm die Anerkennung seiner Oberherrlichkeit zu versagen; Wechsel der Uebermacht und der Herrschaft waren hier zahlreicher eingetreten als irgendwo sonst. Jetzt aber entschloß sich der Herzog, die veränderte Religionsübung und die alten verbrieften Gerechtsame anzuerkennen; wofür man auch ihm hinwieder seine Ehre gewährte. Die Abgeordneten der Bürgerschaft thaten einen Fußfall; er sagte ihnen, er vergebe ihnen von Herzen und wölle fortan ihr gnädigster Herr sein und bleiben. Am 29sten October ward zu Braunschweig das Herr Gott dich loben wir unter Paukenschlag gesungen: in allen Kirchen dankte man Gott, daß er den „güldnen" Frieden wieder schenke[1]).

1) Tobias Olfen 77.

Schon früher war Herzog Erich durch Verwüstung seines Gebietes zu einem Abkommen genöthigt worden: so vielfachem Vorgang mußten jetzt auch die Edelleute folgen. Heinrich wandte das Geld, das ihm sein alter Gegner Landgraf Philipp zum Abtrag zahlte, zu ihrer Befriedigung an.

Hier fürs Erste gesichert, nahm Heinrich nun den Weg nach Franken, wohin ihn seine Bundesverwandten dringend einluden.

Er hätte unterwegs Gelegenheit nehmen können, sich an seinen alten Gegnern, dem Grafen Albrecht von Mansfeld und Johann Friedrich, zu rächen. Auch schien es wohl, als habe er dieß im Sinn: er drohte alles zu verheeren, was dem Grafen gehöre, seinen besondern Antheil an dem Hause Mansfeld auszubrennen; dem gewesenen Churfürsten warf er neue Verbindungen mit Albrecht vor, und forderte eine unerschwingliche Brandschatzung. Allein die Worte waren schlimmer als die Handlungen. Die Zeiten waren vorüber, wo Herzog Heinrich nur seinen Leidenschaften folgte: jetzt hörte er auf Entschuldigungen und Fürbitten. Für dieß Mal blieben die albrechtischen Besitzthümer unzerstört; mit Johann Friedrich ward ein „endlicher, ewiger und gütlicher Hauptvertrag" aufgerichtet, in welchem er mit einer leidlichen Zahlung wegkam.

Dergestalt zog sich die ganze Entscheidung nach Franken, wo indeß der Krieg zwischen Albrecht und den Verbündeten sehr ernstlich fortgegangen war.

Zuerst hatten die Völker der Bischöfe und der Stadt in Abwesenheit des Markgrafen die Uebermacht im Felde erlangt, und den Landen desselben vergolten was er in den ihren gethan. Als sie Neustadt an der Aisch eroberten, nahmen sie sich gar nicht einmal die Zeit, die dahin zusammengeflüchteten Güter unter sich zu vertheilen, sondern sie brannten die Stadt mit denselben unverzüglich auf. Mit ferdinandeischem Kriegsvolk war ihnen Heinrich von Plauen vom Voigtland her zu Hülfe gekommen, hatte Hof eingenommen und sich im Namen des römischen Königs daselbst huldigen lassen.

Hierauf aber, unter dem doppelten Antrieb dieser Nachrich-

ten und der in Niedersachsen erlittenen Niederlage, die ihm dort keine Hofnung übrig ließ, war Albrecht zurückgekommen.

Wie erschraken die Plauenschen Söldner, die ihrer Eroberung sicher, sich vor den Thoren von Hof gütlich thaten, schmausten und zechten, als der Markgraf, den sie weit entfernt wähnten, plötzlich mit der niederdeutschen Reiterschaar, die den eilenden Ritt mit ihm gemacht, erschien und sie auseinandersprengte. Seine Wuth gegen diesen Plauen, „einen Deutschböhmen, der sein von beiden Theilen zusammengeraubtes Fürstenthum nur immer weiter ausbreiten wolle," kannte keine Grenzen; dagegen bewies er den Bürgern, die sich ziemlich gut vertheidigt hatten, alle Anerkennung, die sie verdienten. Er hoffte es noch dahin zu bringen, daß er ihnen alle ihre Verluste erstatten könne. Er hatte noch Baireuth, Culmbach, die Plassenburg, wohin er jetzt das in Hof erbeutete Plauensche Geschütz führen ließ, Schweinfurt und Hohenlandsberg. Bald erfuhren seine Feinde, daß er wieder da war: er entriß ihnen kleine Festungen, wie Lichtenfels; den ganzen Aischgrund hinauf trieb er Beute von ihnen zusammen.

Hätte nur ein Andrer indeß den Krieg in Niederdeutschland an seiner Stelle geführt.

Da das nicht der Fall war, so geschah was er durch seinen Zug eben hatte verhindern wollen: der Fürst, der dort ihn geschlagen, erschien nun doch und zwar mächtiger und angesehener als je in Franken.

Bald mußte Albrecht fühlen, daß er der Verbindung so vieler Feinde nicht gewachsen war.

Im Felde erlitt er am 7ten November bei Lichtenfels eine Niederlage; bei Culmbach gelang es ihm nur eben sich durch die Feinde durchzuschlagen. Hierauf flüchteten die Einwohner von Culmbach ihre fahrende Habe auf die Plassenburg und steckten ihre Wohnungen in Brand. Wie Culmbach, so fiel Baireuth und von neuem auch Hof in die Hände der Feinde.

Und indem erschien das lange zurückgehaltene Urtel des Kammergerichts, durch welches Markgraf Albrecht wegen seiner landfriedensbrüchigen eigengewaltigen Thaten in die Acht erklärt, sein Leib, Hab und Gut Jedermann Preis gegeben ward.

Albrecht scherzte als er davon vernahm, aber bisher waren diese Urtel noch immer vollstreckt worden, und daß auch ihm nicht wohl dabei ward, zeigt die grenzenlose Wuth, in die er gerieth. Er befiehlt den Hauptleuten seiner Truppen, sie sollen den Pfaffen, seinen Feinden, „zum glücklichen Neujahr ein zehen Orte anstecken oder zwanzig; sie sollen ein Feuer anzünden, daß die Kinder im Mutterleibe einen Fuß an sich ziehen oder auch beide.“ „Wenn man mich verdirbt,“ rief er aus, „wohlan, so will ich bewirken, daß auch andre Leute nichts haben.“

Seine Stammesvettern und die Heidelberger Verbündeten suchten auch jetzt noch einen Austrag zu Stande zu bringen: und zwei Mal ward im Anfang des Jahres 1554 darüber Verhandlung gepflogen; aber die Gegner wollten dem gefährlichen Nachbar, den sie jetzt nach Wunsch eingetrieben, unter keiner andern Bedingung einen Stillstand gewähren, als daß seine Ruhe von seinen Verwandten verbürgt werde und er selber die Waffen niederlege.

Dazu wollte er sich nimmermehr verstehn. Noch hielt er an allen seinen Ansprüchen, Brief und Siegel die er habe, fest. Die Anmuthung, den Kaiser dieser Verschreibungen zu entlassen, die ihm von dem Hof zu Brüssel zugleich mit dem Versprechen einen alten Rückstand zu zahlen zukam, wies er mit Entrüstung ab[1]); dem Bischof von Arras, dem er Schuld gab erst ihn in seiner Absicht gegen die Bischöfe bestärkt und dann diese zum Widerstand gegen ihn ermuntert zu haben, ließ er entbieten, er werde durch keines Andern als seine des Markgrafen Hand den Tod finden.

Ein Zustand, worin denn freilich nichts anders als ein verzweifelter Entschluß zu erwarten war.

Wie in den beiden vorigen Jahren, so suchte der König von Frankreich auch zu dem neuen Feldzug, den er 1554 zu unternehmen beabsichtigte, Hülfe aus dem innern Deutschland. An wen hätte er sich, nachdem Moritz gefallen war, eher wenden können als an den Markgrafen?

Einen nahen Anlaß bot das Geschäft der Ranzionirung

1) Albrecht an seine Obersten 30 März 1554 bei Hortleder II, VI, 25, nr. 45.

des Herzogs von Aumale dar, der bisher noch immer gefangen gehalten worden: — bald aber war man ohne Zweifel noch über andre Dinge einverstanden. Den Nachrichten zwar, welche König Ferdinand seinem Bruder mittheilte[1]), als sei die Abrede, daß Albrecht dem Beispiel der Farnesen folgen und die französischen Fahnen in seinen Plätzen fliegen lassen, dafür aber mit französischem Geld zur Fortsetzung seines Krieges unterstützt werden solle, dürfte man nicht unbedingten Glauben beimessen. Albrecht wenigstens hat erklärt, der Tractat mit dem man sich trage, werde in Nürnberg oder von seinem Feinde Arras geschmiedet worden sein. Aber wahr ist, und er selber gesteht es unumwunden, daß er die französischen Anträge nicht völlig von sich wies[2]). Die Meinung, vom kaiserlichen Hofe mißhandelt, vom Reiche mit Vernichtung bedroht zu sein, und der trotzige Wunsch, die Waffen um jeden Preis in der Hand zu behalten, trieben ihn zu diesem verzweifelten Schritte. Doch könnte man nicht sagen, worauf die Verabredungen gegangen sind. Es scheint als seien einige frühere Verbündete im Verständniß gewesen, wie Johann Albrecht von Meklenburg, Erich von Calenberg. Auch die alten Kriegsobersten suchte Heinrich II zu gewinnen, deren Name bei jeder neuen Bewegung erscheint, Christoph von Oldenburg, Wrisberg, von dem wir einen Brief haben, worin er dem Kaiser gar nicht verhehlt, daß er mit fremden Fürsten in Unterhandlung stehe. Bis an die Grenzen von Polen und Pommern waren Musterplätze eingerichtet, wohin die Landsknechte bereits ihren Lauf zu nehmen begannen; überall sah man gardende Reiter; bald machte sich der Markgraf selbst wieder nach Niederdeutschland auf den Weg. Aus einer Instruction für einen nach Deutschland bestimmten Abgeordneten sehen wir, daß sich der König sogar der Antipathien

1) Bucholtz VII, 151.

2) Schreiben Albrechts an den Kaiser vom 22sten April. „Ob nun durch dieß alls ich als ein armer verlaßner verderbter und verjagter Fürst, der vermög der Acht genzlich ausgetilkt werden soll, zum höchsten dazu gedrungen die wege zu suchen, das ich mein Aufenthaltung und Schutz haben möge, wo ich halt den sind, das wirdet niemands unparteilich verdenken können." (Arch. zu Berlin.)

der deutschen Linie des Hauses Oestreich gegen den Kaiser zu bedienen dachte[1]).

Wie sehr aber waren die Verhältnisse in Deutschland seit jenem ersten Bunde verändert. Jetzt wandte sich der allgemeine Widerwille bereits gegen Heinrich II selbst, der drei Städte des Reiches in Besitz behalten hatte und unter der Hand immer weiter um sich greifen zu wollen schien. Die Leute mit denen er in Verbindung trat, waren bereits geschlagen und auf das Aeußerste gebracht, sie bedurften eher Hülfe als daß sie deren hätten leisten können.

Und schon war Herzog Heinrich allen ihren Werbungen zuvor gekommen. Georg von Holle und Willmar von Münchhausen brachten ihm hauptsächlich mit fränkischem Geld zwei große Regimenter zu Fuß, Hilmar von Quernheim und Liborius von Münchhausen 1200 Pferde auf; einige Reitergeschwader schlossen sich ihm persönlich an; eine Anzahl Landsknechte hatten sich den Winter über im Verdenschen unterhalten. Mit dem Frühjahr suchte er alle diejenigen heim, die er für Anhänger des Markgrafen oder gar des Königs von Frankreich hielt: die Herzoge von Lauenburg und Lüneburg, welche der Verbindung mit Albrecht entsagen, Städte wie Hamburg und Lübeck, welche nicht unbedeutende Summen zum Abtrag alter Feindseligkeiten zahlen mußten, Herzog Johann Albrecht von Meklenburg, im Bunde mit dem Bruder desselben, Johann Ulrich, der sich Antheil an der Landesregierung erkämpfen wollte. Vergebens bot Johann Albrecht seine Ritterschaft auf: Niemand wollte seine Pferde gegen einen Feind satteln, mit dem einer ihrer Landesfürsten verbündet war[2]). Dabei behielt Herzog Heinrich noch Leute genug, um auch nach andern Seiten hin Musterplätze zu zerstören, z. B. einen in Tangermünde, albrechtische Reiter nirgends aufkommen zu lassen.

Merkwürdiger Anblick, wie der alte Parteigänger sich jetzt

1) Instruction au comte de Roquendolf, pour offrir secours au Roy de Boheme, contre l'Empereur. Ribier II, 507.

2) Chyträus 529. Rudloff III, 1, 140.

als Executor der Reichsordnungen aufgestellt hat, von Ort zu Ort zieht, und alles erdrückt was sich empören will[1]).

Und nun endlich sprach auch der Kaiser sich aus. Er hatte doch noch gewartet, bis Albrecht ihm seine Dienste förmlich aufkündigte. Hierauf erst (18 Mai) erließ er die Mandate zur Execution der über ihn gesprochenen Acht.

Das Schicksal Albrechts neigte sich zu seiner Catastrophe. In Niederdeutschland etwas auszurichten, durfte er jetzt nicht mehr hoffen. Die Absicht ging ihm durch den Kopf, mit den ausgewanderten Protestanten die bei ihm waren, sich nach Böhmen oder Schlesien zu werfen; aber auch da war man vorbereitet, ihn zu empfangen. Es blieb ihm nichts übrig, als sich nach Franken zurückzuwenden: mit ein paar hundert Reitern, die sich ihm in Ilmenau zugesellt, gelangte er Anfang Juni nach Schweinfurt.

Bereits seit ein paar Monaten ward diese Stadt auf das ernstlichste von bischöflichem und nürnbergischem Volk belagert. Noch wehrten sich die Truppen Albrechts standhaft; auch die Einwohner nahmen mit Eifer an der Vertheidigung Theil, besonders nachdem sie den ersten Schrecken überwunden, in den sie anfangs durch die in die Stadt geschleuderten Feuerkugeln versetzt worden[2]). Schon war aber der größte Theil der Wehren auf den Thürmen zerschossen, und nur mit großer Behutsamkeit konnte das Geschütz noch bedient werden; die Lebensmittel fingen an zu mangeln, Krankheiten rissen ein, und nicht immer wollte

1) Er klagt jedoch „das er in jüngster seiner Noth so gar von der kaiserlichen Majestät verlassen, und auf sein vielfeltig ansuchen nicht 3 oder 4 tausend G. anlehensweise bekommen mögen." Schreiben Schwendis an Königin Maria, Wolfenbüttel 5 Mai (Arch. z. Br.). Auch sprach der Herzog sehr ernstlich von dem Mißtrauen so der kf. Mt von wegen des Markgrafen Handlung und das er sogar nicht über Acht und Reichsordnung halte auf dem Halse liege, der Kaiser sollte sich seiner Pflicht gemäß der Executionssache annehmen.

2) Kilian Göbel Bericht von der Belagerung, bei Reinhard Beyträge zur Historie Frankenlandes II, p. 239. „Wurden letzlich Kufen voll Hammelhäut eingeweicht und lauter befunden zum Löschen. Auch wurdt der Vortheil also erlernet, daß alsbaldt sie (die Kugeln) fielen man wissen konte, ob man sie müste verschiesen lassen oder ob man sie vor dem Schiesen mit löschen möge angreiffen, oder nicht."

das Kriegsvolk ohne Besoldung dienen. Der Markgraf sah wohl daß auch hier seines Bleibens nicht sei.

Er hoffte noch, sei es nun daß er dazu Grund hatte oder sich einer Täuschung hingab, in Rothenburg Zuzug erwarten zu können. Dahin brach er in der Nacht zum 13ten Juni mit alle den Seinen von Schweinfurt auf. Aber die Feinde waren ihm, und zwar auch, was er nicht gemeint, an Reiterei viel zu überlegen als daß sie ihn dahin hätten entkommen lassen. Schon auf der sandigen Haide zwischen Volkach und Kissingen holten sie ihn ein. Sie hatten 1500 Hakenschützen bei sich, die man die freien Schützen nannte, und die nun hier die besten Dienste leisteten. Auf der Stelle waren die Landsknechte Albrechts aus einander gesprengt und seine Reiter warfen sich in die Flucht; sein Geschütz, sein Silber, seine Briefschaften und Kleider fielen dem Feinde in die Hände. Mit Mühe rettete er sich selbst über den Main. Indessen ward Schweinfurt, obgleich von den Truppen verlassen, von den Feinden ohne Erbarmen in Brand gesteckt.

Acht Tage später mußte auch die letzte culmbachische Feste, das alte Schatz- und Archivhaus, die Plassenburg, sich ergeben. Für die Verbündeten, deren Altvordern wie sie selber seit Jahrhunderten von dieser Burg her befehdet und bedrängt worden, ein erwünschter Anblick, als die Flammen über die Zinnen aufstiegen.

Denn ganz im eigentlichsten Sinn mit Feuer und Schwert führte man in diesen Zeiten den Krieg.

Markgraf Albrecht erschien, doch nicht mehr als ein Kriegsanführer, sondern nur als ein Verbannter und Hülfesuchender in Frankreich. Wenigstens nahe gekommen sind ihm noch später sehr weitaussehende Entwürfe, doch ist er niemals wieder im Felde erschienen. Vielmehr erhoben sich ihm allmählig die religiösen Gedanken, mit denen seine Jugend genährt worden, in aller ihrer ursprünglichen Stärke. Er sah sein Unglück als eine Strafe Gottes an, dessen Wort er einst verfolgt habe; er rechnete nach, wie Viele von denen die den Zug nach Magdeburg mitgemacht, vor der Zeit umgekommen seien. Das schöne Kirchenlied, durch das er bei den evangelischen Gemeinden in gutem

Andenken geblieben ist, zeigt ein nach herber Prüfung wieder gefaßtes, den göttlichen Rathschlüssen in Leben und Tod vertrauendes Gemüth.

Indessen hatte in Deutschland der fränkische Bund die Oberhand. Er nahm kraft kaiserlichen Indultes die Landschaft des Markgrafen in vorläufige Verwaltung; — auch ließ er sich nicht abhalten, bei einigen Ständen, welche ihm anfangs beigetreten, später aber sich wieder abgesondert, wie der Stadt Rothenburg und dem Deutschmeister, sein Recht mit Gewalt zu suchen. Schon fürchtete Christoph von Würtemberg, gegen den Herzog Heinrich alte Ansprüche erhob, überzogen zu werden: er ordnete bereits sein Kriegsvolk in verschiedenen Aufgeboten; aber das Kammergericht und der Heidelberger Bund nahmen sich seiner nachdrücklich an. Vier Monat lang hielt der Bund Kriegsvolk im Felde, bis jede Gefahr eines Angriffes vorübergegangen.

Herzog Heinrich begnügte sich, die ihm näher gesessenen alten Gegner heimzusuchen, den Grafen von Henneberg, Wolfgang von Anhalt, Albrecht von Mansfeld, mit dem er jetzt mehr Ernst machte, und dessen Städte.

Und so viel wenigstens ward hiedurch erreicht, daß nun auch die fränkisch-niedersächsischen Länder, wo kein Vertragen möglich gewesen, in Folge der Entscheidung der Waffen beruhigt wurden.

Ueberhaupt neigte sich alles zum Frieden. Die territorialen Streitigkeiten in Deutschland die bisher mit den großen religiösen Fragen oder den politischen Gegensätzen von Europa in Beziehung gekommen, wurden jetzt von denselben abgelöst, und unter dem Einfluß der letzten Ereignisse, die keine große Veränderung weiter erwarten ließen, meistentheils zu Ende gebracht.

König Ferdinand hätte nicht in den Heidelberger Bund aufgenommen werden können, hätte er nicht zu einem Austrag seiner Streitigkeiten mit Würtemberg, auf das er seine alten Ansprüche selbst im Gegensatz mit dem Kaiser bisher festgehalten, endlich die Hand geboten. Auf dem großen Landtag von 1554, von welchem überhaupt der Geldhaushalt von Würtemberg einigermaßen geregelt ward, dachte man auf die Mittel, die zur Ausgleichung mit Ferdinand nöthigen Zahlungen zu leisten.

Herzog Albrecht von Baiern, der in dieser Sache mit großem Eifer vermittelte, setzte die Politik seines Vaters weder gegen König Ferdinand, mit dessen Tochter er vermählt war, noch gegen die Pfalz fort. Wir finden nicht, daß er der pfälzischen Linie die Chur bestritten habe.

Den katzenelnbogenschen Streit, der in allen verschiedenen Lagen der öffentlichen Angelegenheiten aufgetaucht, übernahmen jetzt, da es dem Kaiser mißlungen war, einige Mitglieder des heidelbergischen Bundes, die Churfürsten von Trier und Pfalz, die Herzoge von Jülich und von Würtemberg, auszutragen. Am 25sten October hielten sie die erste Sitzung darüber zu Frankfurt. Nach einiger Zeit brachten sie einen Entwurf zu Stande, der wirklich die Grundlage des Vertrages geworden ist, welcher einige Jahre später diese Sache geschlichtet hat[1]).

Noch bei weitem tiefer hatten die Irrungen der beiden sächsischen Linien in die allgemeinen Angelegenheiten eingegriffen. Der unwiderruflichen Entscheidung welche die Waffen darin gegeben, trat im Februar 1554 eine Abkunft zur Seite, die den Frieden zwischen ihnen endlich wiederherstellte. August gab der Wittenberger Capitulation eine seinen Vettern bei weitem günstigere Auslegung als sein Bruder gethan. Jetzt erst empfingen sie Altenburg, Eisenberg, Herbsleben, Altstädt, das Recht der Einlösung von Königsberg und mehrere andere Zugeständnisse, die ihnen nach den harten Verlusten die sie erlitten, doch wieder einigermaßen die Möglichkeit verschafften, als deutsche Fürsten fortzudauern[2]).

Absichten, wie sie Johann Friedrich auf Magdeburg gehegt, waren durch den Lauf der Dinge beseitigt. Der jüngste Sohn

1) Arnoldi III, 147.

2) Proposition auf dem Landtag zu Dresden 1554: „Haben ein stattliches nicht angesehen und unß mit gemelten unsern lieben Vettern freundlich und in der Güthe aller unsrer Gebrechen, benant und unbenant, genzlich und zu Grunde vertragen lassen." Der härteste Artikel war der, nach welchem demjenigen Theil, der den Vertrag brechen würde, seine Landschaft „widder rettig noch hilflich" sein solle. „Gleichwol," sagt August, „haben wir dorein gewilliget, und wollen den Vortragk - - halten, thuen euch auch uf obberurten falh zu volge und vereinunge des Vortrags euer pflicht erlassen."

des Churfürsten Joachim, Siegmund, noch von seinem Lehrer geleitet, trat als Erzbischof ein. Die Oberherrlichkeit über die Stadt theilten Joachim und August mit ihm. Im Jahr 1555 kam ein ausführlicher Vertrag, genannt das Tripartit hierüber zu Stande.

Unter dem Schrecken der Anwesenheit der braunschweigisch-fränkischen Truppen in Boizenburg entschloß sich Johann Albrecht von Meklenburg zu der lange verweigerten Theilung des Landes mit seinem Bruder Ulrich. Die Zwistigkeiten zwischen Lauenburg und Ratzeburg wurden dadurch beseitigt, daß der bisherige Bischof austrat und ein meklenburgischer Prinz ihm nachfolgte. Auch hier wirkte Herzog Heinrich mit; indeß ließ man ihn auch hier nicht allzu weit um sich greifen. Die starke Haltung welche Holstein annahm, hinderte ihn dahin vorzudringen. Der Kaiser selbst, der jetzt zwar wieder mit Heinrich in Verbindung getreten war, aber auch mit Holstein gut stand, hätte es nicht gewünscht.

Durch den Gang den diese Ereignisse genommen, geschah nun nothwendig, daß die Franzosen in dem Feldzug von 1554, wiewohl sie deutsche Truppen genug an sich zogen, doch keine Hülfe von dem innern Deutschland her empfingen.

Im Juni brach der König mit drei großen Heerhaufen in die Niederlande ein, die sich außer mehreren andern der festen Plätze Marienburg, Bouvines und Dinant bemächtigten. Dinant gehörte zu dem Bisthum Lüttich, das der König ungefähr aus demselben Gesichtspunct ansah wie Metz und Cambrai, und dem er es nicht vergeben konnte, daß es mit dem Kaiser in so enge Verbindung getreten. Indessen sammelte der Kaiser, den die Nachrichten von den Niederlagen des Markgrafen von anderweiten Sorgen befreiten, alle seine Macht zu Namur. Er wollte jedoch sein Glück nicht nochmals auf einen Schlachttag wagen, und ließ geschehen daß die Franzosen vor seinen Augen über die Sambre gingen und sich nach dem Hennegau zogen; sie bezeichneten ihren Weg mit Verwüstungen eben der blühendsten Orte, der Paläste zu Binche, der Gärten zu Marimont, welche sich Königin Maria mit großen Kosten eingerichtet hatte: — angeblich um ähnliche Verwüstungen, die in Frankreich ge-

ſchehen waren, zu rächen[1]); — dann aber ging das kaiſerliche Heer, bei dem wir Graf Günther von Schwarzburg an der Spitze einer ſchwarzen Reiterſchaar finden, die ſich nicht wenig hervorthat, den Franzoſen nach, drängte ſich nach Artois, entſetzte Renty und drang zuletzt ſelbſt in die Picardie ein.

Während dem hatten ſich die Kreiſe, an welche die Executionsmandate des Kaiſers gerichtet geweſen, zu Worms verſammelt, um jeder Einwirkung welche Frankreich vermöge ſeiner alten Verbindungen auf Deutſchland ausüben könne, zu widerſtehn. Sie vereinigten ſich, daß dem Angegriffenen oder auch nur Gefährdeten von allen Andern unverzügliche Hülfe bis auf den Betrag eines doppelten Römermonats geleiſtet werden ſollte.

Das war jedoch nicht mehr zu befürchten. Kriegsbandenführer konnten ſich vielleicht für Frankreich erheben; dagegen war eine nachhaltige Verbindung eines mächtigen Fürſten mit dieſem Lande jetzt nicht mehr zu beſorgen.

Nach alle dem was geſchehen, und worüber man ſich vereinigt, hatte Keiner mehr weder die alten Antriebe einen Bund dieſer Art einzugehn, noch auch Ausſicht dadurch etwas zu erreichen.

Da aber der Kaiſer hiezu nur wenig beigetragen, und auch er ſeinerſeits des Reiches nicht mehr mächtig war, ſo geſchah daß das Schwanken der allgemeinen Verhältniſſe Deutſchland überhaupt nicht mehr ſo unmittelbar berührte und ergreifen konnte wie bisher. Es blieb mehr ſich ſelber überlaſſen.

Und hiedurch waren die Dinge ſo weit gereift, daß man daran denken durfte, endlich auch die große Frage, von der die allgemeine Unruhe hauptſächlich ihren Urſprung genommen, die religiöſe, zur Entſcheidung zu bringen.

1) Schreiben des Connetable an Briſſac, gegen Ende Juli 1554: „Avons fait et faisons encores tous les jours de si beaux feux à 4 ou 5 lieues à la ronde du chemin.“ (Coll. univers. des mem. XXXVIII, p. 442.)

Fünftes Capitel.

Reichstag zu Augsburg 1555.

Im Sturme des Krieges war die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer religiösen Aussöhnung entsprungen: schon der Passauer Vertrag war die Frucht desselben; durch die beiden seitdem entstandenen Bündnisse, das heidelbergische und das fränkisch-braunschweigische, in welchen Stände des einen und des andern Bekenntnisses einander zu Hülfe gekommen, hatte sie weiteren Grund und Boden gewonnen: wie ganz anders als einst, da das Nürnberger und das schmalkaldische Bündniß die exclusiv confessionellen Gegensätze repräsentirten, und gegen einander in die Waffen zu bringen drohten; allein mit alle dem war doch noch nichts ausgemacht noch befestigt: nach mehr als zwei Jahren war es noch nicht zu dem Reichstag gekommen, dem der Passauer Vertrag die wichtigsten Festsetzungen vorbehalten hatte; Vielen däuchte es schon wieder gefährlich, daß ein so eifrig katholischer Fürst wie Herzog Heinrich zuletzt das Schwert in der Hand hielt und sich an allen seinen alten Feinden rächen durfte.

Als endlich König Ferdinand, dem der Kaiser volle Gewalt ertheilt hatte „abzuhandeln und zu beschließen: absolute: ohne alles Hintersichbringen," den versprochenen Reichstag eröffnete, zu Augsburg, den 5ten Februar 1555, schien ihm an dem Religionsfrieden wenig zu liegen; bei weitem größeren Nachdruck

legte er in seiner Propositition auf die Erneuerung des Landfriedens und eine durchgreifende Executionsordnung. Einrichtungen zur Sicherstellung des Besitzstandes gegen Unternehmungen wie die letzten, wurden wie von ihm, so von der Majorität der Fürsten, besonders den geistlichen, gefordert [1]). Was der fränkische Bund vollbracht, die Stellung und Verfahrungsweise Herzog Heinrichs hatte deren ganzen Beifall.

Auf einem Kreistage zu Frankfurt gegen Ende 1554 war ein Entwurf in diesem Sinne vorgelegt worden, der die Macht in wenigen Händen vereinigt hätte, nach der Wahl der ständischen Mehrheit in den Kreisen: die geistlichen Fürsten, welche zahlreich erschienen waren, wünschten, daß vor allem andern dieser Entwurf auf dem Reichstag vorgenommen und durchgeführt würde.

Unmöglich aber durften die Protestanten dieß geschehen lassen, oder auch nur überhaupt die Einrichtung einer starken executiven Gewalt zugeben, ohne vorher über die wichtigste gesetzliche Frage, den religiösen Frieden, beruhigt zu sein. Unter den Umständen jener Zeit mochten die Gegner, da das Gedächtniß an die letzten Ereignisse noch frisch war, wohl nicht daran denken, die Protestanten zu bekriegen; aber wie leicht konnten die Dinge sich ändern: eine starke Reichsgewalt in katholischen Händen, gegen die sie nicht rechtbeständig gesichert waren, konnte ihnen einmal so gefährlich werden wie es der Kaiser geworden war.

Es sieht wie eine nichtsbedeutende Formfrage aus, wenn man vorläufige Berathungen darüber eröffnete, welcher Gegenstand zuerst vorgenommen werden solle, der Religionsfriede oder

1) Brandenburgische Räthe, Jacob Schilling, Christoph von der Straßen, Timotheus Jung und Lambert Distelmeier, letzten Februar: „Im Fürsten Rhat seind die hendel -- albereith so weith underbauett, das sie dahin votiren, das man den Artikel des Landfriedens am ersten vor handen nehmen -- sol." Die sächsischen Gesandten, 21 Februar: „Die im Fürsten Rath haben sich anfangs fast blos geben, was sie des merern theil fürhaben, nemlich allein die handhabung des Landfriedens in weltlichen Dingen zu beschließen, denn daran ist der Kön. Mt und den fränkischen Ainungsverwandten allein gelegen, und so es durch einen ausschuß dahin gereichte, das sie die andern zu überstimmen hetten, so glauben wir das sie den Frieden in Religionsachen dießmal nit worden schließen wollen."

der Landfriede, aber es ist eine Differenz, welche die Summe der Dinge berührt.

Die Protestanten fürchteten, wenn über den Landfrieden beschlossen sei, werde man ihnen den Religionsfrieden erschweren, vielleicht, ehe derselbe bewilligt worden, den Reichstag abbrechen.

In dem Churfürstenrath wurde auch diese Angelegenheit, wie jetzt alle andern, zuerst vorgenommen, lange jedoch ohne Erfolg; fünf Mal ward Umfrage gehalten, ohne daß man zu einer Mehrheit hätte gelangen können; schon geschah der Vorschlag, daß man die verschiedenen Meinungen dem Fürstenrath referiren solle.

Die weltlichen Stimmen, welche auf die Priorität des Religionsfriedens drangen, hatten jedoch den Vortheil, daß ihre Forderung den vorhergegangenen Beschlüssen besser entsprach. In dem Passauer Vertrage hieß es, daß der Reichstag die Religionssache bald anfangs vornehmen solle; sie erinnerten ihre geistlichen Collegen, daß auch sie jene Abkunft „bei ihren fürstlichen Ehren, in guter rechter Treue, und bei dem Worte der Wahrheit bekräftigt:" würde man von derselben auch nur in Einem Puncte abweichen, so würde alles was darin bestimmt sei, zweifelhaft oder ungültig werden. Dazu kam, daß das Collegium, wenn es sich entzweite, an seiner Autorität verlor, was den geistlichen Mitgliedern so wenig erwünscht war wie den weltlichen.

Churfürst Johann von Trier, ein geborner Isenburg, der auch sonst als ein gemäßigter und vaterländisch-gesinnter Mann erscheint, wie wir denn wohl anführen dürfen, daß ihn Sebastian Münster wegen der Förderung rühmt, die er ihm vor den meisten andern Fürsten zu seiner Kosmographie gethan, erwarb sich das Verdienst, endlich, bei der sechsten Umfrage, auf die Seite der weltlichen Stimmen zu treten. Dadurch war die Mehrheit entschieden; doch hatte es auch dabei nicht sein Verbleiben: Cöln und Mainz folgten dem Beispiele Triers nach. Ganz einhellig, und in solchen Ausdrücken, in welchen alle Andeutung einer ursprünglichen Verschiedenheit der Ansichten vermieden war, faßten die Churfürsten den Beschluß, daß am Reichstag zuerst über den beharrlichen Religionsfrieden berathschlagt werden solle.

In dem Fürstenrathe fehlte es nicht an Einwendungen dagegen [1]). Besonders machte man geltend, daß der Profanfriede zunächst bedroht sei, und daher die nächste Fürsorge erfordere; kaiserliche Schreiben und neue Zeitungen wurden eingebracht nach denen ein unmittelbarer Friedensbruch bevorstehn sollte. Auch meinten wohl Einige, sei erst der Religionsfriede beschlossen, so werde man auf die Einrichtungen des Landfriedens nicht mehr Bedacht nehmen.

Und wenigstens diese letzte Besorgniß brachte auf die geistlichen Churfürsten einen gewissen Eindruck hervor. Aber die weltlichen gaben ihnen ihr Wort, daß nach der Festsetzung des Religionsfriedens die Berathung über den Profanfrieden unfehlbar folgen solle. Aller Widerrede zum Trotz mußten am Ende auch die Fürsten sich fügen.

Es hat acht Tage lebhaften Kampfes gekostet, ehe man so weit kam; der Ausfall desselben aber gab nun auch für die Hauptsache, zu der man nunmehr schritt, eine größere Sicherheit.

Berathungen über den Religionsfrieden.

Von allen Forderungen, welche die Protestanten jemals aufgestellt, war die wichtigste, daß ihnen ein nicht mehr durch die Aussicht auf eine conciliare Beschlußnahme beschränkter, sondern ein unbedingter immerwährender Friede bewilligt würde.

Nicht als hätten sie mißkannt, wie wünschenswerth für die deutsche Nation eine religiöse Wiedervereinigung wäre; aber sie

1) Die sächsischen Gesandten bemerken: Herzog Heinrich von Braunschweig hat sich noch besonders „unnütz gemacht.“ Die brandenburgischen bezeichnen den Erfolg in ihrem Schreiben vom 13ten März mit diesen Worten: „dabei aber gleichwol so viel abgearbeitet, das wir nunmehr (späterer Zusatz: sonderlich im Churfürstenrathe) einigk seien, das die handlung dieses reichstags nach der ordnung und inhalt der Passauischen handlung und Abschiedes zu dirigiren und zu richten, item, das in keinen ausschuß zu bewilligen (d. h. der Gesammtheit), item, das die frankfordisch handlung gar hinwegzuthun, welches die vornehmsten puncte unsrer Instruction.“

wollten dieselbe nicht mehr von einem Concilium erwarten: schon in Bezug auf den Glauben nicht, für den sie eine festere Grundlage gewonnen, als die in der leicht von zufälligen Einflüssen zu bestimmenden Entscheidung hoher Prälaten lag; eben so wenig aber für die äußeren Verhältnisse der Kirche, wo die Abweichungen, die sie getroffen, das ganze Wesen ihres Staates bedingten.

Von allgemeinem Standpunct angesehen, war die Frage die: ob es in der abendländischen Christenheit noch ein als unfehlbar betrachtetes höchstes Tribunal geben sollte, dessen Entscheidungen für Jedermann verpflichtend seien und mit Gewalt durchgeführt werden müßten. Nicht allein die Allgemeingültigkeit dogmatischer Festsetzungen hing davon ab, sondern auch, und darin liegt noch mehr ihre welthistorische Bedeutung, alle freie Staatenbildung, zunächst das Bestehn der bereits in der germanischen Welt begonnenen minder kirchlichen Gründungen.

Gewährte das Reich einen von keiner conciliaren Entscheidung bedingten Frieden, ward dieser zu einem Reichsgesetz erhoben, so bedurfte es keiner weitern Concession der bisherigen obersten Kirchengewalt, die sich auf ihre Orthodoxie zurückziehen mochte, aber doch niemals weiter auf legale Unterstützung der Reichsgewalt rechnen konnte. Vielmehr wäre diese sogar zum Widerstand gegen jeden einseitigen Versuch der Gewalt verpflichtet gewesen.

Ueber diese Frage waren die Protestanten im Jahr 1545 mit dem Kaiser zerfallen: sie gab, wie wir sahen, den eigentlichen Anlaß zum schmalkaldischen Kriege; nachdem aber der Kaiser gesiegt, war sie noch vollkommener in das allgemeine Bewußtsein getreten: die Vorbereitungen die dieser nicht ohne Gewalt zur Wiedervereinigung getroffen, darauf die Besorgniß vor einer nahen Entscheidung des Conciliums hatten die Geister in jene allgemeine Gährung gebracht, aus der das Unternehmen des Churfürsten Moritz wenigstens zum Theil entsprang und gewiß seine beste Unterstützung zog. Der Umschwung des Glückes der hieraus erfolgte, brachte dann auch die große Frage sofort wieder in Gang. Der unbedingte Friede war die erste Forde-

rung, welche die Protestanten in Passau aufstellten, sie enthält die Summe dessen in sich, was ihnen nothwendig war.

Wir sahen, wie sich der Kaiser auch unter den ungünstigen Umständen in denen er sich damals befand, nicht bewegen ließ sie zu bewilligen. Er hatte sich nun einmal von jeher als den Verfechter und Repräsentanten der großen kirchlichen Einheit betrachtet. Er drang auch fortan auf die Vergleichung der Religion und behielt sie sich vor: nur daß er sich mit minderer Bestimmtheit über die Art und Weise sie zu Stande zu bringen ausdrückte: er gewährte nichts als einstweiligen Frieden. Wäre er wieder Herr im Felde geworden, so würde er leicht die Dinge in den alten Gang zurückgeleitet haben. Allein sein Glück war so schwankend gewesen, sein Ansehen im Reich so sichtbar in Abnahme gerathen, daß er, die Kräfte erwägend die ihm entgegenstanden, nicht mehr hoffen durfte mit seinem Gedanken durchzudringen.

Aber auch das ließ sich nicht erwarten, daß er ihn aufgeben, oder es nur auf die Gefahr ankommen lassen würde, von dem Reiche zu einem seiner Sinnesweise entgegengesetzten Beschluß getrieben zu werden. Wie er immer gesagt, eher war er entschlossen, das Reich sich selber zu überlassen.

Dieß ist der Grund, weshalb er Verzicht darauf leistete an dem Reichstag zu erscheinen und die Verhandlung so ganz seinem Bruder überließ. Wir könnten es schon vermuthen, aber wir wissen es auch aus seinem Munde. Was seine öffentlichen Ausschreiben enthielten, erläutert er seinem Bruder in einem Briefe vom 10ten Juni 1554 ausführlicher. Er sagt darin, daß Ferdinand als römischer König auf dem Reichstag alles entscheiden möge, was daselbst vorkomme, ohne von seiner Seite Resolution zu erwarten; die Commissarien die er senden werde, sollen sich doch in die Entscheidung nicht zu mischen haben; diese überlasse er vielmehr dem König und den Ständen vollkommen, nicht in seinem Namen noch in seiner Vollmacht. „Und um Euch den Grund hievon anzugeben," fügt er hinzu, „es geschieht allein aus Rücksicht auf die Religion, über welche ich meine Scrupel habe." Er bittet ihn, keinen andern Grund

irgend einer Art zu vermuthen und sich vielmehr daran erinnern zu wollen, was er ihm vollständiger in Villach gesagt habe [1]).

Und nun forderte er zwar auch seinen Bruder auf, nichts anzunehmen, wodurch sein Gewissen beschwert, oder der Zwiespalt vergrößert und dessen Abhülfe in allzu weite Ferne gerückt würde: er hegte die Hofnung noch, das letzte, widerwärtigste Zugeständniß werde sich vermeiden lassen; war das aber nicht möglich, so wollte er wenigstens nichts damit zu schaffen haben. In ihm hatte sich die religiöse Ueberzeugung mit dem Selbstgefühl des Staatsmannes durchdrungen, der den Schimpf nicht erleben will, den Gedanken fallen lassen zu müssen, den er mit allen Mitteln lange Jahre daher zu verwirklichen getrachtet. Mochte dann sein Bruder mit sich selber zu Rathe gehn und die Dinge so weit führen als er vermochte.

Nun leuchtet ein, wie sehr sich hiedurch die Lage der Dinge änderte. Der Kaiser, der bei den Verhandlungen in Passau der sonst bei den Anwesenden allgemein gewordenen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des unbedingten Friedens allein Widerstand geleistet, zog sich zurück und ließ denselben freien Lauf.

Freilich fehlte noch viel, daß die Sache damit entschieden gewesen wäre.

An dem Reichstage wurde das geistliche Interesse bei weitem stärker repräsentirt als in Passau. Ueberdieß war es aber jetzt durch die Thätigkeit des braunschweigisch-fränkischen Bundes um vieles besser gesichert und der Bedrängnisse überhoben, welche damals zur Nachgiebigkeit genöthigt hatten. Auch ist es doch ganz etwas anders, eine Sache vorläufig für wünschenswerth zu erklären, wie dort geschehen war, und sie auf immer zu bewilligen, was der Erfolg eines Reichstagsbeschlusses werden mußte.

Glücklicherweise war das Churfürstencollegium friedlich gesinnt. Die geistlichen Churfürsten waren noch eben die, welche

1) Die Worte: Et pour vous dire la cause - - et vous priant non la vouloir imaginer autre, c'est seulement pour le respect du point de la religion, auquel j'ai mes scrupules, que je vous ai si pertinemment et plainement declairé et même en ma dernière detenue a Villach. Der ganze Brief aus dem Brüsseler Arch.

durch die albrechtischen Züge erfahren hatten, wohin Religionskriege führen; wer stand ihnen dafür, daß nicht bald ein neues kriegerisches Oberhaupt sich aus den Reihen ihrer Gegner erhob? Zwei von ihnen waren Mitglieder des heidelbergischen Bundes, und dadurch noch besonders zu einem gemäßigten Verfahren gegen die Genossen einer andern Confession verpflichtet.

Das mußte denn auch in dem Fürstenrathe unter andern auf Herzog Albrecht von Baiern wirken, der demselben Bunde angehörte und der sich auch sonst als ein schlechter Freund der Spanier und ihrer Tendenzen auswies.

Schon der Ausfall der vorläufigen Frage hatte das Verhältniß beider Räthe, das Uebergewicht des churfürstlichen im Allgemeinen herausgestellt.

In diesem kam nun auch die Frage von dem unbedingten Frieden zuerst zur Verhandlung, und zwar zunächst in einem Ausschuß desselben, der dadurch gebildet wurde, daß nicht die gesammten Gesandtschaften erschienen, sondern von jeder nur Ein Rath [1]).

Und hier wurden nun anfangs einige sehr abweichende Gedanken geäußert. Eine geistliche Stimme rieth, den Abschied von 1530 zu Grunde zu legen: die weltlichen erwiederten, daß dieß das Mittel sein würde, — denn gegen diesen Abschied hatte sich die ganze Bewegung des Protestantismus erhoben, — nicht Friede zu stiften, sondern den alten Haß zu erneuern. Cöln meinte, man möge kaiserlicher Majestät nochmals die Vergleichung heimstellen, — eben dahin aber hatte man bis jetzt gearbeitet, dem Kaiser die Sache aus der Hand zu nehmen; er selbst ließ sich nicht träumen, daß dieß nochmals geschehen konnte. Nach einigem Hin- und Herreden mußte man nothwendig auf die in Passau gefaßten Gesichtspuncte und Vorschläge zurückkommen. Der Canzler von Mainz übernahm, aus

1) Meine vornehmste Quelle für dieß und alles Folgende sind 4 Foliobände im Dresdener Archiv, betitelt: Augsburgische Reichstagsacten 1555. Die Schreiben von Lindemann und Kram an Churfürst August enthalten nicht allein die Protocolle des Churfürstenrathes, sondern auch sehr willkommene Erläuterungen der bei der ganzen Verhandlung vorgekommenen Motive.

dem Abschied von 1544, der jetzt endlich wieder zu Ehren kam, und den Passauer Beschlüssen einen Entwurf zu neuen Artikeln zusammenzuziehen, die in der That die Grundlage des Religionsfriedens geworden sind. Wie sie der Churfürstenrath annahm, so ward darin nicht allein die in Passau beliebte Formel wiederholt, daß man zwar auf eine Vergleichung durch christliche freundliche Mittel denken werde, der Friede aber bestehen solle, auch wenn die Vergleichung nicht zu Stande komme, sondern diese ward auf den Vorschlag des sächsischen Gesandten durch den Zusatz noch verstärkt, „es solle in alle Wege ein beständiger, beharrlicher, unbedingter, für und für ewig währender Friede beschlossen und aufgerichtet sein [1])."

Eine vorläufige Frage erhob sich hiebei noch, wie nemlich die beiden Parteien zu bezeichnen seien, zwischen denen der Friede geschlossen werde. Trier machte den Vorschlag, die Einen als Bekenner der alten katholischen Religion, die Andern als Verwandte der Confession die im Jahr 1530 übergeben worden, aufzuführen. Es verdient angemerkt zu werden, daß die weltlichen Churfürsten schon das Erste zurückwiesen, denn auch auf der andern Seite bekenne man eine einzige katholische Kirche; selbst den Ausdruck „Verwandte der alten Religion" gaben sie nur zu, weil er schon im Passauer Vertrag gebraucht worden; aber noch viel bemerkenswerther und auffallender ist es, daß sie die ausdrückliche Beschränkung auf die im Jahre 1530 übergebene Confession verwarfen. Sie erinnerten sich, daß die kleine auf die Herstellung der Eintracht in der Abendmahlslehre bezügliche Abänderung der ursprünglichen Worte von den Gegnern schon öfters hatte benutzt werden wollen sie zu entzweien. Nicht allein Pfalz stimmte gegen die Namhaftmachung der Jahrzahl, sondern auch Sachsen war dagegen. Der sächsische Bevollmächtigte erklärte, die Dinge so enge einzuziehen, würde Mißtrauen erzeugen: hier handle man nicht von Religionsartikeln, sondern vom Frieden; am besten werde man thun, wenn

1) Der Churfürstlichen Räth Bedencken und Relation, welcher massen der Religionsfriede zu begreiffen, mit förmlicher Rubrik: Hactenus auß dem Abschied zu Speyr aō 1544, bei Lehmann p. 25.

man auch hier dem passauischen Vertrage folge, worin die Confession im Allgemeinen genannt worden, ohne das Jahr [1]).

Und so war der Beschluß, einen Frieden aufzurichten, der unberührt von den Differenzen der religiösen Systeme, der protestantischen Meinung und Verfassung im Ganzen und Großen ein ungefährdetes Dasein gewähren, aller Gewaltsamkeit aus religiösem Grunde zwischen den verschieden Ständen auf immer ein Ende machen sollte.

Als nun aber dieser Entwurf in den Fürstenrath kam, fand er den größten Widerspruch.

Der päpstliche Nuntius Morone erinnerte die geistlichen Fürsten, welche hier die Mehrzahl ausmachten, an die Pflicht, mit der sie dem römischen Stuhle verwandt seien.

Hierauf erklärte Bischof Otto Truchseß von Augsburg, daß er von dem vorgelegten Entwurf des Friedens weder viel noch wenig bewilligen könne; er vermaß sich, ehe er auf Verhandlungen darüber eingehe, Leib und Leben, alles was er auf Erden habe, zu verlieren [2]).

Viele andere meinten, daß man von einem künftigen Austrag in der Religion nicht absehen, nur einen beschränkten Frieden zugestehn, alle Streitigkeiten darüber zur Declaration des Kaisers stellen müsse.

König Ferdinand machte noch einen Versuch, die ganze Berathung auf den Landfrieden zurückzuführen. Er ließ die churfürstlichen Gesandten persönlich zu sich kommen, um sie dazu zu vermögen, und legte im Reichsrath darauf bezügliche Supplicationen vor.

Dagegen aber ergriffen die protestantischen Mitglieder des Fürstenraths den Entwurf der Churfürsten mit aller Theilnahme die er verdiente; besonders zeigte sich Christoph von Würtemberg, den man als „den Rädelsführer der Partei" bezeichnete, unerschütterlich.

1) Schreiben der sächsischen Gesandten o. D., in der Sammlung zwischen den Briefen vom 16 und 22 März eingeschaltet.

2) Protestation bei Lehmann: de pace religionis acta publica p. 24.

Indessen würden sie schwerlich durchgedrungen sein, hätten sie nicht von außen her einige Unterstützung bekommen.

Im März 1555 vereinigten sich die Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen wie berührt zur Erneuerung ihrer alten Erbverbrüderung. Es war recht das Gegentheil von den religiösen Entzweiungen, die bei einem ähnlichen Vorhaben, im J. 1537 zu Zeiz, zwischen ihnen ausgebrochen, daß sie jetzt dem römischen König einmüthig ihren Entschluß erklärten, an der augsburgischen Confession festzuhalten und in religiösen Dingen keine Stimmenmehrheit anzuerkennen. Sie beschwuren ihn, sich nicht durch fremde, der deutschen Nation vielleicht feindselig gesinnte Leute von dem hochbetheuerten passauischen Vertrag abführen zu lassen, vielmehr die Zusage die er einst gegeben, einen beharrlichen Frieden aufrichten zu wollen, nunmehr zu erfüllen [1]). Der sächsische Gesandte weiß nicht auszudrücken, wie viel guten Namen diese Erklärung der erbverbrüderten Fürsten mache, auch in der Stadt Augsburg: in öffentlicher Predigt habe man Gott dafür Danksagung dargebracht.

Ferner aber geschah, daß nach dem Tode des Papst Julius (am 24sten März 1555) die beiden heftigsten Gegner des Entwurfs, Morone und Truchseß, beides Cardinäle der römischen Kirche, den Reichstag verließen, um sich zum Conclave zu begeben.

Da dergestalt die Einen verstärkt, die Andern geschwächt wurden, so überwog allmählig die mildere Meinung. Die geistlichen Fürsten nahmen zwar nicht, wie ihre weltlichen Collegen, den churfürstlichen Entwurf förmlich an: sie machten vielmehr in dem besondern Gutachten das sie eingaben, viele Ausstellungen dagegen; aber sie wiesen ihn doch auch nicht geradehin von sich: sie gingen auf die Hauptgrundlagen ein, freilich mit dem Vorbehalt, so weit es ihre geistliche Amtspflicht erlaube.

Merkwürdig, welchen Eindruck sie durch diese Erinnerung wie durch jene frühere doch noch einmal bei ihren Amtsbrüdern den Erzbischöfen im Churfürstenrathe hervorbrachten. Es schien fast als wollten diese jetzt auf dieselbe Weise sich verclausuliren.

1) Copia Schreibens von etlichen Chur und Fürsten auß Naumpurg bei Lehmann 116.

Nicht von ihnen, meinten sie, rühre die Einwendung her: da sie aber einmal vorgebracht worden, würden sie ohne Tadel sich nicht weigern können ihr beizupflichten. Die weltlichen Räthe erinnerten: sie rühre von Leuten her, die dem Papste mehr verwandt seien als dem Reiche. Sie wollten nichts davon hören, daß jene sich wenigstens Zeit ausbaten, um von ihren Herrn Bescheid über diese neue Schwierigkeit einzuholen; dann, sagten sie, würden auch sie Resolution von den ihren verlangen, bis wohin dann jede weitere Berathung unterbleiben müsse; sie hatten den Muth die Sitzung ohne Weiteres abzubrechen. Denn das leuchtete im ersten Augenblicke ein, daß unter einem solchen Vorbehalt, der dem Einfluß des römischen Stuhles, auf den er sich hauptsächlich bezog, Thür und Thor geöffnet hätte, an keine Beendigung des religiösen Streites, keine Festsetzung des Friedens zu denken gewesen wäre. Was der Kaiser schon nicht bewilligen wollen, war von dem Papst nimmermehr zu erwarten. Wohl fühlten das auch die geistlichen Räthe: sie bereuten ihren Mißgriff fast in demselben Augenblick, in dem sie ihn begangen. Schon indem man nach Hause ging, näherten sich einige von ihnen den brandenburgischen Gesandten mit begütigenden Worten. Bald darauf erschien der mainzische Canzler in der Wohnung der sächsischen Abgeordneten, und bat sie, die gewöhnliche Post an ihren Herrn, durch welche sie von diesem Ereigniß hätten Nachricht geben müssen, nicht abzufertigen. Er verwarf jetzt diese Clausel selbst mit den stärksten Ausdrücken [1]). In den Erzbischöfen und Churfürsten war von jeher ein lebendiges Gefühl der Autonomie des Reiches, die sie auch im Gegensatz gegen Rom behaupteten. Den andern Tag ließen sämmtliche Stimmen jenen Vorbehalt fallen.

Nun erst konnte der Beschluß, den beharrlichen Frieden zu Stande zu bringen, einigermaßen gesichert scheinen: vorausgesetzt, daß man sich über die einzelnen Bestimmungen die dabei getroffen werden mußten, einverstehn würde.

1) „Ist uns der mainzisch Canzler in unser herberg nachgangen und uns gebeten, wir wolten je keine post abfertigen, sondern der sachen bis auf den andern tag anstand geben, auch unter andern geredt, der teufel hette diese clausel gemacht, er muste selber bekennen daß sie nichts werth."

Am leichtesten kam man mit dem Artikel über die Jurisdiction zu Stande. Die geistlichen Fürsten beider Collegien sahen ein, daß der Vorbehalt der Jurisdiction den Frieden, ja das Dasein des Protestantismus überhaupt unmöglich machen würde. Sie mußten nur darüber beruhigt werden, daß man nicht die Capitel aus protestantischen Städten verjagen wolle. Unter dieser Bedingung gaben sie zu, was ohnehin nicht mehr zu ändern stand. So leicht es aber auch ward, so liegt hierin doch im Grunde die Summe der Dinge. Das Bestehen der protestantischen Kirchen gewann erst dadurch allgemeine rechtliche Anerkennung. Was einst Philipp von Hessen im ersten Eifer dem Churfürsten von Mainz abzwingen wollen, ward jetzt durch Reichsbeschluß allen Evangelischen gewährt.

Auch bei dem Artikel über die geistlichen Güter erhoben sich nicht so viele Schwierigkeiten als man an sich hätte erwarten sollen, und als selbst noch der erste Entwurf, der eine Menge Ausnahmen zum Vortheil einzelner Personen enthielt, erwarten ließ. Die sächsischen Gesandten erwarben sich das Verdienst, einen annehmbaren Vorschlag einzubringen. Er lautete dahin, daß alle eingezogenen Güter, welche nicht Reichsunmittelbaren angehörig gewesen, in dem Frieden begriffen sein, Niemand ihrethalb angefochten werden solle. Dahin waren schon lange alle Erklärungen der protestantischen Fürsten gegangen, daß man nicht diejenigen Güter, auf welche das Reich gegründet sei, angreife, sondern nur die andern, welche in jedem Lande gelegen, zu verwenden gedenke. Es war eine andre Frage, die sich bei pfälzischen Ansprüchen erhob, ob es nicht wieder einem Zweifel unterliege, in welche der beiden Kategorien jede Stiftung gehöre: genug, daß man den Grundsatz anerkannte. Ob aber nicht über die Verwendung der dergestalt der Hierarchie entfremdeten Güter etwas bestimmt werden sollte? Mainz war nicht dafür. Was gegeben, sagte der Canzler, sei für voll gegeben worden; sie seien doch weg, wer wolle ihnen nachfragen? Dagegen ward von den Fürsten eine Clausel beantragt und

1) „Man möge sie sieden oder braten." Schreiben der sächsischen Gesandten vom 14ten April.

wirklich in den Abschied gebracht, nach welcher das nur von den Gütern gelten sollte die schon zur Zeit des Passauer Vertrags eingezogen gewesen.

Ueberhaupt, was bereits geschehen, ließ man sich gefallen: die großen Irrungen erhoben sich darüber was in Zukunft geschehen dürfe.

Die weltlichen Churfürsten forderten auf den Vorschlag der Pfalz, daß der Friede allen denen zu Gute kommen müsse die ihrer Confession auch in Zukunft beitreten würden. Noch einmal regte sich hierüber in den geistlichen die Voraussetzung, daß der alte Zustand der allein rechtliche gewesen: und Cöln meinte wohl, jede weitere Neuerung müsse ernstlich verboten werden. Die weltlichen versetzten: ob es nicht heiße, den Frieden in Unfrieden verkehren, wenn man diejenigen mit dem Schwert verfolgen wolle, die zu ihnen träten? Die Verhandlungen über diesen Artikel mußten unterbrochen werden; es dauerte einige Zeit, ehe sich die Geistlichen von den Begriffen losrissen, die allerdings den alten Einrichtungen zu Grunde lagen und die Geister lange Jahrhunderte beherrscht hatten. Unter Vortritt von Mainz gaben sie endlich zu, daß die Anhänger der augsburgischen Confession nicht angegriffen werden sollten, „zu welcher Zeit sie auch derselben verwandt geworden." Ein neuer Sturm erhob sich, als dieser Entwurf in den Fürstenrath kam. Die weltlichen Fürsten, die sonst nicht nachzugeben pflegten, zogen dieß Mal vor, die letzte Clausel wegzulassen, und einfach dabei stehen zu bleiben, daß Niemand wegen der augsburgischen Confession angegriffen werden dürfe [1]). Und war das nicht im Grunde dasselbe? Die Zeitbestimmung diente nur Widerspruch zu erwecken. Schon genug, daß der Friede nicht ausdrücklich auf die bereits Beigetretenen beschränkt wurde. Geistliche und weltliche Churfürsten trugen kein Bedenken, hierin dem fürstlichen Collegium nachzugeben.

1) Nach dem Bericht der sächsischen Gesandten wurden sie von den Geistlichen gelobt: „itheten ganz billig daß wir jnen nachgeben was uns nicht schadete, und jhnen gegen andern vorweislich; was man aber viel disputirt, die meinung hätt es und solt es haben daß die alle fride solten haben so zu uns treten wolten: welchs denn vleißig prothocollirt worden."

Damit aber näherte man sich einer andern Frage, der wichtigsten und in sich selbst schwierigsten, die bei den Bestimmungen des Friedens überhaupt vorgekommen ist.

Wie nun, wenn auch diejenigen die Confession annahmen, welche die Hochstifter des Reiches inne hatten? Durch die Bestimmungen die man getroffen, wären auch sie in den Frieden eingeschlossen gewesen. Erzbischöfe und Bischöfe, die geistlichen Churfürsten selbst hätten Protestanten sein können. Dem evangelischen Bekenntniß wäre die Aussicht eröffnet worden, im Laufe der Zeit noch einmal zur vollen Herrschaft im Reiche zu gelangen.

Man gab wohl an, daß hiemit das Bestehen des Reiches überhaupt gefährdet sei: aber ohne Zweifel mit Unrecht. Die Einwendung, daß die Stifter erblich werden würden, ließ sich leicht widerlegen. Man brauchte nur, wie die anwesenden Räthe vorschlugen, durch eine besondere Reichsconstitution festzusetzen, daß dieß nicht geschehen dürfe, daß die Hochstifter bei ihren Wahlen und ihrer sonstigen Verfassung zu lassen seien; dann lag hierin sogar das einzige Mittel, die Einheit des Reiches durch die Gleichheit des Bekenntnisses in geistlichen und weltlichen Herrschaften wiederherzustellen und für immer aufrecht zu erhalten[1]). Aber unleugbar ist, daß der Vorschlag die größte Gefahr für den Katholicismus einschloß. Bei weitem die meisten Reichsfürsten waren evangelisch, und leicht konnten alle Stifter von ihnen eingenommen werden. Man darf sich nicht wundern, wenn sich die Geistlichen lebhaft zur Wehre setzten. Sie schlugen vor, das Zugeständniß, daß Niemand wegen der Religion angegriffen werden solle, ausdrücklich auf die weltlichen Stände zu beschränken, so daß es niemals auf geistliche angewendet werden könne. Sie führten aus, daß Entsetzung von Amt und Würden die natürliche Folge des Uebertritts sei. Die weltlichen Räthe antworteten, einmal, daß dadurch der Friede wieder gefährdet werde: die Confessionsverwandten würden ihre Freunde und Blutsverwandten nicht um der Religion willen entsetzen lassen;

1) Melanchthon de reservato ecclesiastico. Corp. Ref. VIII, 478. „Dann menschlich ist kein andrer Weg zur Einigkeit zu gedenken, dann dieser, daß die klare Wahrheit soll für und für mehr Bischöffe, Fürsten und andere Regenten bewegen, diese Lehre anzunehmen und zu pflanzen."

— und sodann: sei es nicht schimpflich für die Confession, daß sie nur von Weltlichen, nicht auch von Geistlichen bekannt werden solle? es liege eine Art von Strafe darin, daß Jemand des Bekenntnisses halber von den geistlichen Würden ausgeschlossen sei. Mochten sie aber auch sagen was sie wollten [1]), dieß Mal drangen sie nicht durch. Mainz, das sonst in den meisten Stücken den Weltlichen beigetreten war, hielt jetzt auch deshalb fest, weil soeben nach dem Tode Heusenstamms ein neuer Erzbischof, Daniel Brendel, eintrat, der Rücksicht auf die päpstliche Confirmation nehmen mußte. Auch die Weltlichen aber gaben nicht nach. Was in den andern Puncten glücklich vermieden worden, geschah in diesem: dem römischen König wurden zwei entgegengesetzte Gutachten eingereicht.

Die Reichsstädte, welche noch immer die Nachwehen ihrer Niederlage von 1547 fühlten, zumal da sie sich 1552 nicht wieder zu einem gemeinschaftlichen Interesse vereinigt hatten, nahmen an, wessen sich die obern Stände verglichen, und stimmten bei, daß wegen des Unverglichenen der König angegangen werde [2]).

Und so kam noch einmal unendlich viel auf König Ferdinand an, in den verglichenen Artikeln auf seine Beistimmung, in den unverglichenen auf seine Entscheidung.

Ehe er sie gab, nahmen die Stände nun auch die andern Angelegenheiten von mehr weltlicher Natur vor, Profanfrieden und Kammergericht, wie im Anfang beschlossen worden.

Wir haben ihrer schon öfter gedacht: erst jetzt aber, nachdem man über die Grundsätze des religiösen Friedens einverstanden war und die Reichsgewalt nicht mehr zur Unterdrückung der doch auch auf Reichsschlüssen begründeten protestantischen Einrichtungen gebraucht werden konnte, bekam ihre Erörterung Bedeutung für die definitive Gestalt der Dinge.

1) Ein Argument des Zasius war: „es solten imer die bischöfe so lutterisch werden wolten, billich daran begnügen lassen, das es einem irer person halber frei gelassen, den so sie der lehr aus dringender Conscienz und Zelo wollten anhangig seyn, so solten sie der Guter nicht achten, nach der Lehr im Evangelio **Ecce reliquimus omnia et te secuti sumus.** Wie denn Zasius der Referent dieß ganz honisch geredt.“ Schreiben der sächs. Gesandten vom 20 Juni.

2) Der Frey vnnd Reichs Stätt Resolution mündlich fürgetragen den 20 Junii; bei Lehmann p. 58.

Berathungen über Friede und Recht.

Darüber war man längst einig, daß die Bestimmungen des Landfriedens, dessen Grundlagen aus einer Zeit stammten, wo von der religiösen Entzweiung noch nicht die Rede war, und dessen Mängel dann öfter verbessert worden, an und für sich wohl überlegt und zutreffend seien, und daß es nur an der Handhabung mangle.

Für diese hauptsächlich hatten die Kreise, die sich vor dem Jahr zu Frankfurt versammelt, durch eine neue Executionsordnung sorgen wollen[1]).

Der Entwurf den sie gemacht, ward jedoch schon darum nicht angenommen, weil er sich allzu sehr auf den damaligen Augenblick, die vorgegebene Gefahr vor Markgraf Albrecht bezog, so daß Brandenburg selbst die Einleitung verwarf; es ward vielmehr bestimmt die alten Reichsbeschlüsse zu Grunde zu legen. Allein darum war jener Entwurf nicht unnütz; unaufhörlich ward er berücksichtigt, und gerade der Gegensatz verleiht den neuen Festsetzungen zum Theil ihren Character.

Alles kam hiebei auf eine weitere Ausbildung der Kreisverfassung an. Erwägen wir, wie bedeutend diese in den spätern Zeiten des Reiches gewesen ist, wie alle lebendige Handhabung der höchsten Gewalt darauf beruhte, so sind doch diese Berathungen nicht ohne große Wichtigkeit für unsre Geschichte.

Der erste Mangel über den man mit Recht Klage führte, lag darin, daß wenn ein Stand Vergewaltigungen erlitt, erst ein Kreistag ausgeschrieben werden mußte, und wenn dieser dann auf Hülfe schloß, doch noch immer einige Zeit vorüberging, ehe man sich vorbereitet hatte dieselbe zu leisten.

In Frankfurt nun hatte man den Entwurf gemacht, in jedem Kreise einen Obersten aufzustellen, der mit den ihm von den Ständen desselben beizugebenden Räthen, welche aber von

1) Ueber die Verhandlungen zu Frankfurt benutzte ich die Actenstücke die sich im Staatsarchiv zu Berlin finden.

der Pflicht gegen ihre besondere Obrigkeit entbunden werden müßten, Beschlüsse fassen und Unternehmungen beginnen dürfe, in denen ihm sämmtliche Kreisstände beizustehn schuldig sein sollten. Wie aber die Macht Eines Kreises selten zum Widerstand hinreiche, hatte man es weiter rathsam gefunden, zwei Generaloberſten im Reiche aufzustellen, einen über die sechs oberländischen, einen andern über die vier niederländischen Kreise, die von der Gesammtheit dieser Kreise, jedoch mit Vorwissen des Kaisers und unter Vorbehalt seiner Genehmigung, ernannt werden, und auf eine ähnliche Weise den allgemeinen Zuzug zu bestimmen haben sollten wie die Obersten in den einzelnen Kreisen.

Ein Entwurf der den beiden Fürsten welche zu Generaloberſten erwählt worden wären, eine ungemein tief eingreifende, allen andern überlegene Macht verschafft haben würde.

Nicht mit Unrecht bemerkte Joachim II, dieß sei mehr die Verfassung eines Bundes, — wie denn wirklich die Anordnungen aus denen des schwäbischen und des schmalkaldischen Bundes zusammengesetzt zu sein scheinen, — als eine Reichsordnung. Die Churfürsten kamen bald überein, jene Generaloberſten überhaupt gar nicht zuzulassen, und auch den Kreisoberſten nur so viel Macht beizulegen, als zur Vertheidigung erforderlich sei, nicht eine solche die sie mißbrauchen oder mit der sie den Ständen beschwerlich fallen könnten.

Wie das gesammte Executionswesen auf den Ordnungen beruhte, welche das Reichsregiment in den ersten Monaten seines Bestehens, Ende 1521, Anfang 1522, vorgenommen, so hatte sich auf den Grund der damals beliebten Bezeichnungen [1]) ein Herkommen gebildet, kraft dessen in jedem Kreise Ein Fürst das Amt der Berufung der Stände und der allgemeinen Leitung der Geschäfte erhielt, den man um das J. 1550 den kreisausschreibenden zu nennen anfing. Der Vorschlag geschah, zunächst von Sachsen, daß allemal der ausschreibende Kreisfürst zugleich auch Oberster sein solle, wie denn wirklich später beiderlei Befugnisse bei-

1) „Als den," heißt es in dem ersten Schreiben des Regiments, „den wir im - - Craiß zu solchem sonderlich fürgenommen." 17 Febr. 1524. R. S. d. Reichsabsch.

nahe ganz in einander geflossen sind und dann das wichtigste Vorrecht gebildet haben das einem Reichsfürsten überhaupt zustand.

Eben deshalb aber weil sich dieß voraussehen ließ, fand der Gedanke großen Widerspruch. Brandenburg, das mit Sachsen in Einem Kreise saß, diesem aber noch den Vorrang lassen mußte, war nicht minder dagegen als die geistlichen Churfürsten, die alsdann von ihrem weltlichen Collegen in der Pfalz überflügelt zu werden fürchteten. Es entstand eine Mehrheit in dem churfürstlichen Rathe die den Beschluß faßte, daß die Wahl des Obersten den Ständen jedes Kreises anheimgestellt bleiben solle, von denen dann der kreisausschreibende Fürst oder auch ein andrer gewählt werden könne. Die ihm beizugebenden Gehülfen wollte man nicht Räthe nennen, was eine Art von Unterordnung unter ihn auszudrücken schien, sondern Zugeordnete. Man bedingte noch ausdrücklich, daß dem Kreisausschreibenden oder dem Obersten durch dieß sein Amt keinerlei Vorrang zufallen solle. Die Frage entstand, ob nicht wenigstens die von den verschiedenen Ständen zu ernennenden Zugeordneten ihrer besondern Eidespflicht gegen dieselben zu erledigen seien. Ursprünglich war Brandenburg so wie einige andere Stimmen dagegen. Da man aber dann festsetzen wollte, daß der Zugeordnete die Versammlung verlassen müsse, so oft über eine seinen Herrn angehende Angelegenheit berathschlagt werde, so zog auch Brandenburg die Auskunft vor, daß derselbe zwar der Berathschlagung beiwohnen, aber auf diesen Fall seiner besondern Pflicht erlassen werden möge[1]). Wir sehen, wie sorgfältig man Bedacht nahm, daß nicht durch die neue Einrichtung der schon begründeten Landeshoheit Eintrag geschähe. Uebrigens aber war man sehr bereit das Nothwendige zu leisten. Dem Obersten und den Verordneten ward die Befugniß gegeben, dringenden Falles einen doppelten Romzug auf den Kreis auszuschreiben. Gegen den Vorschlag von Sachsen, welches für

1) „Haben wir es vohr nützlicher geachtet," schreiben die brandenburgischen Gesandten, „das ehr (der Zugeordnete) seiner pflicht losgezalt würde, und bei der Berathschlagung bleiben möchte, daher wir uns in allewege gestliffen die sachen dahin zu richten, das im obersächsischen Kreis E. Ch. Gn. in allen Rheten, so der Execution oder Handhabung des Landfriedens halber müchten vorkommen, mit weren."

jeden Kreis die Verpflichtung forderte, 500 M. z. Pf. und 1000 z. F. zu stellen, ward die Einwendung gemacht, daß die Kreise ungleichen Vermögens, und nicht wohl zu gleichen Leistungen anzustrengen seien; und man hielt für besser, bei den Reichsanschlägen stehen zu bleiben. Auch war man einverstanden, daß nicht jedem Kreise die Sorge für sich selbst überlassen werden dürfe, sondern daß in jedem erheblichen Fall deren fünf zusammentreten, die Kosten tragen und die Mannschaften stellen sollten[1]). Die Anführung bestimmte man alle Mal dem Obersten desjenigen Kreises, welcher der überwältigte sei und die Hülfe der andern in Anspruch nehme. Die Säumigen wurden mit den schwersten Strafen bedroht.

Als dieser Entwurf in den Fürstenrath gelangte, ging es damit wie es mit den übrigen Entwürfen gegangen war: die geistlichen Fürsten suchten ihn nach ihren eigenthümlichen Bedürfnissen und Gesichtspuncten umzugestalten.

Da sie besorgten, die neue Einrichtung dürfte doch in den Händen der weltlichen Fürsten ihnen zum Nachtheil gereichen, so suchten sie die Ernennung der Kreisobersten wo möglich in die Hände des Kaisers zu bringen, von dem sie ihrerseits Rückhalt und Unterstützung erwarteten. In diesem Sinne arbeitete besonders der Canzler des Bischofs von Augsburg, Dr Braun[2]). Die allgemeine Stimmung aber war nicht der Art, um ein solches Vorhaben zu befördern. Nachdem der Einfluß des Kaisers seit mehreren Jahren so tief herabgekommen, konnte man nicht daran denken denselben auf diesem Wege wieder zu erneuern. Von jenen Vorschlägen wurden einige schon innerhalb des Fürstenraths beseitigt; die übrigen zu verwerfen, blieb den Churfürsten überlassen, deren Gutachten zuletzt in diesem, wie in den meisten andern Puncten angenommen und zum Reichsgesetz erhoben ward.

1) „Damit nicht etwa, wenn Einem ein Rad übers Bein gehe, ein Andrer sich freuen möge."

2) Sächsische Gesandte 5 Aug.: „Der Ausschuß (des Fürstenraths) hat wiederumb einen engen Ausschuß, als nemlich des Hz. von Wirtenpergk und D. Braun des Cardinal von Augspurg Gesandten erwelet. Des Hz. v. W. Gesandter hat Dr Braun das Concept ganz allein übergeben, welcher das Concept gestelt und unsre Ordnung mit Fleiß invertirt." (Anfang August kam der Entwurf in den Churfürstenrath zurück.)

Und nicht allein gegen innere Unruhen sollte die neue Ordnung dienen, sondern man beschloß sie auch bei den Angriffen auswärtiger Feinde in Anwendung zu bringen.

Nur erhob sich hiebei der Zweifel, ob die Verpflichtung einem Kreise zu Hülfe zu kommen auch auf den niederländischen erstreckt werden solle, der in einem beinahe fortwährenden Kriege mit Frankreich lag. Die Sache würde gar nicht haben in Frage kommen können, wenn sich die Niederlande ernstlich zum Reiche gehalten, besonders, worauf alles ankam, sich dem Kammergericht unterworfen hätten. König Ferdinand vertheidigte eine Zeitlang die Ansprüche der Niederlande. Die Einwendung aber, daß eine auf die Handhabung des Landfriedens bezügliche Ordnung unmöglich denen, zu Gute kommen könne, von denen die Reichsgerichtsbarkeit in Landfriedensbruchsachen gar nicht einmal anerkannt werde, wußte er nicht zu beseitigen. Er erlangte nur so viel, daß es durch eine neue Clausel in den Willen des Kaisers gestellt wurde, ob er sich mit seinen Niedererblanden jener Jurisdiction unterwerfen wolle.

Wir sehen wohl: zum Vortheil Carls V und seiner kaiserlichen Macht gereichten diese Beschlüsse mit nichten.

Die executive Gewalt gerieth dadurch eben so gut in die Hände der Reichsstände, wie ihnen die legislative dem Herkommen nach fast ausschließend zustand. Die Anwendung der für das Innere erfundenen Einrichtungen auf die äußern Verhältnisse beschränkte jeden Dienst, der dem Kaiser für seine Kriege daraus entspringen konnte, auf Vertheidigung. Und auch davon wurden nun seine Niederlande noch ausdrücklich ausgeschlossen. Wie viel Mühe hatte er es sich im J. 1548 kosten lassen, um die Anerkennung der Niederlande als eines Reichskreises zu bewerkstelligen. Aber die Bedingung die er dabei gemacht, die Exemtion von den Reichsgerichten, hob jetzt den Nutzen auf, welchen er sich davon versprochen. Die Stände sagten kein Wort über den burgundischen Vertrag: sie ließen ihn unangetastet stehn; aber der Defensivverfassung im Reiche, welche sie beschlossen, gaben sie eine solche Entwickelung, daß sie auf eximirte Lande wie jene nicht mehr bezogen werden konnte. Es war dabei nicht einmal

Vorbedacht, kein übler Wille: es entsprang ganz aus der Natur der Dinge.

Auch in einer andern großen Reichsangelegenheit, der Sache des Kammergerichts, mußte man nach allem was vorgegangen und nach den in Passau gefaßten Beschlüssen, von den Anordnungen des Kaisers zurücktreten.

In dem Vertrag zu Passau war nach manchem Hin- und Herhandeln zuletzt Förderung bei dem Reichstage verheißen, daß die Verwandten der augsburgischen Confession von dem Kammergericht nicht mehr ausgeschlossen würden.

Der Zweideutigkeit dieses Ausdrucks suchten sich jetzt einige geistliche Mitglieder des Churfürstencollegiums zu bedienen, um ihren Rath zu begründen, daß man alles beim Alten lassen möge: denn nicht zu eigentlicher Beschlußnahme, nur zur Förderung seien sie verpflichtet.

Nun leuchtet aber ein, daß unbeschränkte Theilnahme am höchsten Gericht eins der größten Interessen der Protestanten ausmachte: sie würden sonst in allen ihren Angelegenheiten der Einwirkung einer feindseligen Meinung ausgesetzt gewesen sein; unaufhörlich hatten sie darum gekämpft, und wenn es irgend eine Sache gab, worin sie nicht nachgeben konnten, so war es diese.

Bald lenkte auch der Canzler von Mainz ein, indem er bemerkte, daß in dem Artikel des Vertrags von einer Förderung mit Erfolg die Rede sei, eine solche aber nicht statt finden könne, wenn man nicht selbst einwillige.

Es bedurfte nichts weiter, um allem Widerspruch ein Ende zu machen. Man nahm jetzt an, daß die Sache durch den Passauer Vertrag bereits entschieden sei[1]), und hatte nichts weiter zu thun als einige Artikel der Kammergerichtsordnung darnach abzuändern.

Man setzte fest, daß Kammerrichter, Beisitzer und andre

1) Schreiben vom 4ten Mai. Die Kammergerichtsordnung wird verlesen. Bei dem 31: „haben es entlichen dahin bracht, das die Geistlichen zu setzen gewilligt die presentacion zu beschehen durch beide religion, und das vermuge des passauwischen vertrages die augsb. Confessionsverwandten nicht sollten davon ausgeschlossen werden."

Gerichtspersonen so gut dem augsburgischen Bekenntniß wie der alten Religion anhängig sein, — daß sie nicht, wie auch hier vorgeschlagen ward, auf die geistlichen Rechte, sondern auf gemeine des Reichs Rechte und den jetzt bewilligten Friedstand in der Religion, so wie auch, was auf Vorschlag von Mainz hinzugefügt ward, auf Handhabung des Landfriedens verpflichtet werden, daß sie endlich den Eid zu Gott und dem heiligen Evangelium leisten sollten.

Eben dieß war die Summe dessen, was die Protestanten von jeher gefordert, und was ihnen nothwendig war. Auch der Fürstenrath nahm es an[1]).

Noch Ein Gedanke kam vor, der jedoch kein vorzugsweise protestantisches, sondern ein allgemeines reichsfürstliches Interesse hatte: die Achtserklärungen zu beschränken, mit denen früher das Gericht, später auch der Kaiser ziemlich gewaltsam vorgeschritten war. Was die Achten des Gerichts gegen Fürsten anbelangt, so hielt das churfürstliche Collegium für gut, daß jedes Urtheil dieser Art erst einem aus Abgeordneten des Kaisers, des Königs, der Churfürsten und deputirten Fürsten bestehenden Ausschuß vorgelegt werden solle, der dann entweder auf eine Vergleichung hinarbeiten oder die Execution des Spruches vorbereiten würde. Aber mit Recht ward hiegegen eingewandt, daß man damit einen unstatthaften Unterschied zwischen Fürsten und andern Ständen mache; wie der König sagte, daß man die förderlichen Wege die bisher zur Bestrafung des Uebels vorgenommen worden, eher verhindern werde. Die Churfürsten konnten damit nicht durchbringen, und ließen ihren Antrag fallen[2]).

1) Bei Harpprecht VI, nr. 141 findet sich der Schriftwechsel in ziemlicher Vollständigkeit. Viele von den zur Sprache gebrachten Puncten sind jedoch unerledigt geblieben, bis zum westphälischen Frieden hin.

2) Sonst blieben die churfürstlichen Bedenken über Landfrieden und Gericht fast unverändert. Die sächsischen Gef. 10 Aug.: „Haben die Tage nach einander ganz sehr im landfrieden gearbeit und bleibt in Summa in unserm Rath bei dem vorigen Churfürstenbedenken — gleichergestalt wird es auch mit dem Cammergericht zugehen." Am 28 Aug. ward das neue Fürsten gutachten über beide Puncte referirt und fand sich bis auf wenige Puncte dem churfürstlichen gleichmäßig. 30 August; „Stehen in Summa die Dinge darauf, daß die im Fürstenrath die Ordnung Churfürstenraths

Daß die Acht, die man mit Mühe der kaiserlichen Gewalt zu Gunsten des Gerichtes abgerungen, nun auch noch einer Vorberathung der Fürsten unterworfen werden sollte, war gleichsam zu viel, und hätte das Recht in eine Sache der Convenienz verwandelt. Schon genug daß das Gericht überhaupt ein ständisches war, und dieß durch paritätische Einrichtung nun erst recht vollständig wurde. Die alten, zwei Menschenalter früher festgesetzten Normen gehörten dazu, um die neuen Einrichtungen und den gleichen Antheil der Evangelischen möglich zu machen, woran nicht hätte gedacht werden können, wenn das Gericht noch wie einst an den Hof gebannt gewesen wäre.

Damit sich aber nicht wiederholen möchte was früher öfter geschehen, daß das Kammergericht sich um die durchgegangenen Veränderungen, wenn sie nur dem Reichsabschied einverleibt waren, wenig gekümmert hatte, ward der Beschluß gefaßt, daß die Ordnung mit den Veränderungen neu gedruckt werden, als eine neue Ordnung gelten, die Beisitzer sie beschwören sollten.

Dergestalt vereinigte man sich über die weltlichen Angelegenheiten, wie man sich, Einen Punct ausgenommen, über die geistlichen vereinigt hatte. Die eine Seite ergänzte gleichsam die andre. Beide zusammen bildeten ein neues Stadium in der Entwickelung des Reiches.

Indessen wir wissen, noch war man damit nicht zu vollem Beschluß gelangt: an dem Einen Streitpunct konnte noch alles scheitern[1]).

Beschlußnahme.

Schon an und für sich konnte Ferdinand mit seinen Freunden nicht geneigt sein so große Zugeständnisse zu machen wie man ihm anmuthete. Einen ganz andern Gang der Dinge hatte er erwartet. Er beklagt, daß er zu dem was er wünsche schwerlich

nicht mehr fechten, vergleichen sich auch durchaus in Substancia mit unserm Bedenken außerhalb fünf Punct in der Handhabung und Einem Punkt in der Kammergerichtsordnung. Aber in dem fünften im Landfrieden ist nichts sonderlich prejudicial: — — im Kammergericht ist der Punct der Acht streitig."

1) Die sächsischen Gesandten bemerken 29 Juni, daß „ehr (der Re-

noch gelangen werde, und dagegen zugeben solle was ihm widerwärtig sei[1]). Da er mit dem erneuerten Antrag, auf Kosten des Reiches eine Kriegsmacht unter Herzog Heinrich ins Feld zu stellen, nicht durchdrang, so faßte er den Gedanken, und zwar mit Beistimmung seines Bruders, der zwar nicht mehr eingreifen wollte aber noch zu Rathe gezogen ward, den Reichstag auf künftiges Frühjahr zu prorogiren, und brachte es förmlich in Vorschlag. Die Bevollmächtigten fragten bei ihren Fürsten darüber an, allein die meisten, vor allen aber die protestantischen, erklärten sich mit Entschiedenheit dagegen. Sie fürchteten die Unterhandlungen die in diesem Augenblick mit Frankreich und den Osmanen gepflogen wurden: sie meinten wohl, es könne noch einmal etwas Aehnliches geschehen wie im Jahr 1545, und die Kriegsgewalt des Kaisers, von den übrigen Feinden frei, sich gegen sie stürzen. Dem König mochten einige seiner geistlichen Freunde beipflichten, allein sie wagten sich aus Rücksicht auf die übrigen nicht zu äußern[2]); die allgemeine Stimme war dagegen: und er mußte sich entschließen, mit seiner Resolution hervorzutreten.

Am 30sten August 1555 gab er sie, aber sie lautete nicht sehr tröstlich. Er weigerte sich die vornehmste Bestimmung anzunehmen, daß der Friede dauern solle, die Vergleichung möge nun erfolgen oder nicht; außerdem aber trat er in Beziehung auf die Ausschließung der Protestanten von den Stiftern dem Gutachten der geistlichen Fürsten bei und vertheidigte es mit neuen Argumenten.

Es muß wohl dahin gestellt bleiben, ob er die erste Weigerung

ligionsfriede) vielen sauer eingeht, und wenig Luft und guten willens dazu haben." 8 Juli: Kram: „ich befinde unsers widertheils gemüther jetzo viehl verpitterter gegen uns denn jehmals vor der Zeit: was nun ferner folgen wil gibt die Zeit."

1) Schreiben Ferdinands am 20sten Aug. Et a la verite je me trouve empesche de resouldre ce que deburai faire, pour ce que je crains, que ne pourray obtenir ce a quoy je pretendz et daustre coustel pour estre les conditions quilz demandent bien griefves et mal honnestes.

2) Ferdinand à l'empereur 27 Août. Encoires que les estatz catholicques a ma persuasion y voulsissent prester loreille, jentendz qu'il ne loseront faire au respect des autres protestans.

ernstlich meinte. Das Zugeständniß das in jener Formel lag, war schon in Passau gemacht und damals von ihm selbst nicht verworfen worden; es war jetzt bereits angenommen, und die Grundbedingung aller andern Festsetzungen. Er konnte nicht erwarten mit seinem Widerspruch durchzudringen. Am 6ten September erklärte er in der That den Protestanten in einer mündlichen Conferenz, daß er von seinem Widerspruch ablassen und den unbedingten Frieden in der Formel wie sie ihn vorgeschlagen, annehmen wolle. Dagegen aber forderte er sie auf, ihm in dem andern Punct, dem geistlichen Vorbehalt, beizustimmen. Er bat sie, sich auch von ihrer Seite etwas gefallen zu lassen, so wie er manchen sauren Bissen habe verschlucken müssen; aber er erklärte auch auf das Bestimmteste, daß er davon nicht weichen könne: sein Ansehen bei auswärtigen Fürsten, sein Gewissen gebiete es ihm: wolle man die Bestimmung nicht förmlich annehmen, so möge man ihm wenigstens zulassen sie aus königlicher Machtvollkommenheit auszusprechen, wolle man auch das nicht, nun wohl — er habe bei seiner Ehre geschworen davon nicht abzulassen — so möge lieber alles Andre ebenfalls rückgängig werden[1].

Ein Moment voll Entscheidung wie für diese Berathung so für die gesammte Zukunft des Reiches.

Der König war dadurch stark, daß er die Geistlichen fast alle auf seiner Seite hatte[2]. Die protestantischen Räthe aus beiden Collegien hielten für rathsam, sich über die dem König zu gebende Antwort in diesem außerordentlichen Falle zuerst unter einander zu berathen.

Und da drangen nun Viele auch ferner auf die Verwerfung des geistlichen Vorbehalts, von dem in dem Passauer Vertrag keine Erwähnung geschehen und der dadurch stillschweigend schon

1) Schreiben der sächsischen Gesandten vom 9ten September.

2) Man hat später gesagt, daß der Vorbehalt wohl zu vermeiden gewesen wäre; auch mögen einzelne, z. B. Würzburg, geneigt gewesen sein. Sonst aber berichten die sächsischen Gesandten das Gegentheil: 30 Aug: „haben abermal aus vilen votis so vil verstanden, das unsere geistlichen nunmehr davon nicht zu bringen, sondern in diesen Dingen gantz auf der Königl. Mt Seite stehen."

aufgegeben sei; daß die Festsetzung dem König anheimgestellt werde, ändere in der Sache nichts, da man sie ja doch bewilligen müsse; eine solche Beschränkung des Bekenntnisses dürfe man sich nicht gefallen lassen.

Andere jedoch erwiederten, diese sei vielleicht so groß nicht, wie sie scheine. Der Uebertritt ganzer Capitel werde in der vorgeschlagenen Formel nicht verboten; auch werde den Capiteln nicht aufgelegt, sondern nur zugelassen, Bischöfe, die der Confession beigetreten, durch Andere, Altgläubige zu ersetzen. Trotz der Beschränkung die in dem Vorbehalt liege, sei der Friede vortheilhafter als jemals ein andrer, und man werde ihn nicht ausschlagen dürfen.

Dieser Meinung war vornehmlich Churfürst August von Sachsen. Auf die Anfrage seiner Räthe bemerkte er zwar alle die Nachtheile die aus einer Satzung wie die vorgeschlagene entspringen müßten: aber er verwarf sie nicht entschieden, besonders wenn in dem Abschied angegeben werde, daß die Stände sich nicht dazu vereinigt, und unter der Voraussetzung, daß man ihm eine Gegenforderung bewillige, die er jetzt erst zur Sprache brachte. In vielen bischöflichen Gebieten waren nemlich Städte und Adel großentheils evangelisch; wenn man sie nicht in Schutz nahm, so stand zu befürchten, daß die geistlichen Fürsten einmal Gewalt gegen sie brauchen möchten[1]). Churfürst August forderte, daß sie durch einen besondern Artikel im Frieden die Versicherung empfangen sollten, bei ihrer Religion bleiben zu können.

Nach einigem Bedenken traten die übrigen evangelischen Stände diesem Vorschlage bei. Brandenburg erklärte, es halte sich in Dingen dieser Art gern an Sachsen das die vornehmsten Theologen auf seinen Universitäten habe, von denen auch diese Sache berathschlagt worden sei.

Allein um so heftiger erhob sich der Widerspruch der Geistlichen. Sie bestanden darauf, daß jede Obrigkeit das Recht habe, über die Religion in ihrem Lande zu verfügen. Sei den

1) „mit vorwendung, das es nicht Reichsstete, darauf dieser Friede allein gienge, und das wir den bischofen kein maß zu geben.“ Schreiben des Churf. August an den Rath o. D., vor dem der Räthe vom 25 Sept.

Confessionisten bisher Duldung von ihnen gewährt worden, so sei das durch ihren freien Willen geschehen; vielleicht daß es ihnen gefalle, ein andermal ihre alte Befugniß zu erfrischen und in Uebung zu bringen.

Forderung und Widerrede veranlaßten eine allgemeine Aufregung. König Ferdinand sagte, er habe schon geglaubt im Hafen zu sein, da steige ihm plötzlich noch dieß neue Unwetter mit einem Ungestüm auf, der alles zerrütten könne.

So viel erkannte er bei einer nochmaligen Conferenz mit den Protestanten, daß diese in den Vorbehalt auch auf die bedingte Weise, wie es geschehen sollte, nicht willigen würden, wenn man ihnen nicht dagegen auch ihr Verlangen erfülle; da die bischöfliche Würde nun einmal der alten Religion vorbehalten wurde, so hielten sie es für eine Gewissenspflicht, ihre Glaubensgenossen vor möglichen Gewaltsamkeiten zu schützen. Wollte Ferdinand den Frieden noch zu Stande bringen, so mußte er nicht allein selbst ihnen beitreten, sondern auch alle seinen Einfluß dazu anwenden, die Gegenpartei herbeizubringen. Er stellte seinen geistlichen Freunden vor, daß ohne jenes Zugeständniß der Friede nur ein halber Friede sei und dem Bedürfniß nicht genüge. Da sie doch noch Schwierigkeiten machten, eröffnete er ihnen, er werde sie nicht von dannen gehn lassen, bis sie sich mit ihm verglichen hätten. Sein fester Wille bewirkte zuletzt, daß sie sich fügten. Sie machten nur die Bedingung, daß dieser Beschluß nur als eine Declaration und zwar nicht in offenem Abschied erscheine.

Auch nachdem man so weit gekommen, fand sich noch eine Schwierigkeit in der Form. In dem Abschied ward jede einen Artikel desselben verändernde Erläuterung für unstatthaft erklärt. Es mußte erst eine Derogation dieser Bestimmung aufgesetzt und von den Geistlichen bewilligt werden, und zwar mit einer Clausel, auf welche besonders die Protestanten drangen, daß eine weitere Erläuterung nicht mehr zugelassen werden könne[1]).

1) Sächsische Gesandte 25 Sept. „Und ist hin und wieder bedacht, von einer Clauseln derogatoria derogatoriae; wir haben gesagt es must ir (der Geistlichen) consensus auch dobei seyn — haben es endlichen Gottlob dahin bracht, das Jonas ein Clausel gestalt, das die Geistlichen

Und nun wäre nur noch übrig gewesen, auch über die in Passau gegen die Reichsverwaltung in Anregung gebrachten Beschwerden zu Rathe zu gehn.

Man ließ die Sache in Augsburg nicht aus der Acht. Die Entfremdung des Reichssiegels, die hohen Taxen der kaiserlichen Canzlei und andre Dinge kamen im Churfürstenrath zur Sprache. Man schlug wohl vor, daß jeder Stand seine besondern Beschwerden aufsetzen, und die Versammlung alsdann ein Verzeichniß aller dem König überreichen möge. Sollte man aber nach einem so großen Umschwung der Dinge nochmals die alten Gehässigkeiten hervorsuchen? Sachsen urtheilte, es sei jetzt nicht mehr schicklich, nachdem das vortreffliche Werk des unbedingten Friedens zu Stande gekommen[1]). Von allen Erinnerungen ward nur die Eine beliebt, daß nach der Zusage des Kaisers ein mit Deutschen besetzter Hofrath mit einem deutschen Präsidenten errichtet werden möge.

So kam es am 25sten September 1555 zum Reichsabschied von Augsburg.

Man wird eingestehn müssen, daß die Bestimmungen über den geistlichen Vorbehalt und die religiöse Autonomie bischöflicher Unterthanen künftige Zwistigkeiten wohl befürchten ließen; indeß man konnte nun einmal nicht weiter kommen. Diese Bestimmungen drückten ungefähr das Verhältniß der Macht aus, welches sich damals in den beiden Parteien entwickelt hatte: sie waren mehr eine Auskunft für den Augenblick als ein Gesetz für alle Folgezeit.

bewilligt, die Derogation im Religionsfrieden solle dieser Erklerung und Entschaid nicht abbrüchlich seyn."

1) Man darf also mit nichten schließen, wie Bucholtz VII, 218, daß die Gravamina etwa ein bloßer Vorwand gewesen seien „Haben bedacht," sagen die sächsischen Gesandten, „das die Gravamina eines theils also geschaffen das sie zu erledigen zugesagt, etzliche durch diesen Reichsabschied, wan er erfolgt, erledigt werden, die übrigen gehessig, und sich itziger zeit zu erhaltung gelimpfs in einem solchen fürstehenden fürtrefflichen werk des unbedingten Friedens ein Ding also wie zu Passau zu suchen, sich vielleicht nicht schicken mocht — —" Aus dem Berichte der brandenburgischen Gesandten ergiebt sich aber daß diese damit schlecht zufrieden waren.

Dagegen enthielt der Friede übrigens abschließende Festsetzungen von höchstem Werthe.

Wie wir öfter bemerkt, der Protestantismus ist nicht bekehrender Natur. Er wird sich jedes Beitritts, der aus Ueberzeugung entspringt, als eines Fortganges seiner guten Sache freuen: sonst aber schon zufrieden sein, wenn ihm nur selber verstattet ist, sich ungeirrt von fremder Einwirkung zu entwickeln. Dieß war es wonach die evangelischen Fürsten vom ersten Augenblick an strebten. Unaufhörlich aber hatte man es ihnen streitig gemacht, und die gefährlichsten, allen Besitz umwälzenden Kriege hatten sie darüber bestanden. Jetzt endlich gelangten sie zum Ziel: es ward ihnen ein unbedingter Friede gewährt[1]).

Es mag nur wie ein leichtes Wort erscheinen, wenn es heißt: der Friede soll bestehn, möge die Vergleichung erfolgen oder nicht; aber darin liegt die Summe der Dinge, die große Aenderung der Verfassung.

Fortan war nicht mehr so viel daran gelegen, ob ein päpstliches Concilium die Protestanten verdammte oder nicht: kein Kaiser, keine Partei in den Reichsständen konnte ferner daran denken, die conciliaren Decrete mit Gewalt gegen sie auszuführen und Grund davon hernehmen sie zu erdrücken.

Auch waren es nicht einzelne Meinungen, die man duldete, wozu Carl V sich wohl entschlossen hätte, es war ein ganzes System der Lehre und des Lebens, das zu eigener selbständiger Entwickelung gedieh.

Was Luther in dem ersten Moment seines Abfalls, bei dem Colloquium von Leipzig in Anspruch genommen, Unabhängigkeit von den Glaubensentscheidungen wie des Papstes so auch der Concilien, das war nunmehr durchgesetzt.

Die Vergleichung in der Religion, die man noch in Aussicht stellte, und wohl auch versuchte, hatte zwar noch immer ein großes deutsches Interesse, minder ein allgemeines: man möchte sagen: für die Welt war es wichtiger, daß sich die

1) Unter andern legte König Ferdinand bei seinen andern Verweigerungen darauf den größten Werth: „so theten auch die vorigen Abschied nichts, denn sie weren temporal, dieser aber ewig." (9 Spt.)

gesetzliche Trennung erhielt, die allein eine freie Bewegung nach dem nun einmal festgestellten Prinzip möglich machte.

Und dabei hatten sich die Reichsordnungen nach der im 15ten Jahrhundert angebahnten Tendenz erst eigentlich festgesetzt.

Die Feindseligkeiten des Kammergerichts waren nicht allein beseitigt, sondern dieser Gerichtshof hatte durch den Antheil der den Protestanten daran zu nehmen gestattet ward, nunmehr erst die ständische Verfassung wahrhaft erlangt, welche ursprünglich beabsichtigt worden. Daß auch die religiöse Abweichung Niemand davon ausschließen sollte, darin lag die volle Durchführung des ursprünglichen auf gleichen Antheil Aller zielenden Gedankens. Die Kammergerichtsordnung von 1555 ist immer als ein Reichsgrundgesetz betrachtet worden; im westphälischen Frieden hat man sich darauf bezogen: später ist nur der Entwurf einer Veränderung zu Stande gekommen.

Zugleich hatte man doch eine gewisse Einheit erreicht, eine Verfassung zum Widerstand gegen innere und äußere Feinde gegründet, die wenigstens alle diejenigen wirklich gesichert hat, die sich ihr angeschlossen. Daß auch diese Einrichtung großentheils ständischer Natur war, gehörte zu dem Ganzen der neuen Ordnung der Dinge.

Wie ganz anders nunmehr, als zu jenen Zeiten wo die Reichstage sich unter dem Vorsitz päpstlicher Legaten versammelten, und die einseitigen Berechtigungen des geistlichen und des weltlichen Oberherrn nichts als Verwirrung veranlaßten.

Noch bestanden aber die beiden Gewalten, von welchen man sich losriß. Noch lebte der Kaiser, und war in der Nähe, der den Einrichtungen einen ganz andern, dynastischen und religiösen Charakter zu geben gesucht hatte. Noch hielt das Papstthum alle seine Ansprüche fest, und war mächtig genug um sie nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen. Wir haben zu betrachten welches Verhältniß sich in diesem Augenblick zu beiden bildete.

Sechstes Capitel.

Abdankung Carls V.

Die Aufmerksamkeit des Kaisers war in den letzten Jahren zwar von Deutschland nicht abgewendet, aber doch bei weitem mehr auf England gerichtet, wo ein Ereigniß eintrat, das alle alten Tendenzen seiner Politik nach dieser Seite hin noch einmal belebte.

Eduard VI, unter dem die weltlichen und geistlichen Angelegenheiten von England einen ihm so widerwärtigen Gang genommen, starb im Juli 1553; nach kurzem Widerstreben einer von der Bevölkerung, namentlich auch der protestantischen, nicht unterstützten Partei bestieg die Tochter Heinrichs VIII von seiner katholischen Gemahlin, Maria, Geschwisterkind mit dem Kaiser, den englischen Thron.

Das gute Verhältniß das sich hierauf sogleich bildete, genügte jedoch dem Kaiser noch nicht: er wollte es nicht dabei lassen, daß England in dem Kriege zwischen ihm und dem König von Frankreich nur neutral sein sollte: die Zeit schien ihm gekommen, wo der Gedanke Ferdinand des Katholischen, eine immerwährende Verbindung zwischen Spanien, England und den Niederlanden zu Stande zu bringen, noch besser ausgeführt werden könne als dieser es vermocht: er bot der neuen Königin, mit der er einst selbst verlobt gewesen, die Hand seines Sohnes an, des Prinzen Philipp von Spanien, dessen erste Gemahlin

vor ein paar Jahren gestorben war. Der römische König brachte einen seiner Söhne in Vorschlag; man wird sich aber nicht wundern, daß der Kaiser darauf nicht einging. Kam es darauf an, die antifranzösische und zugleich katholische Politik des westlichen Europa zu consolidiren, so war hiezu der künftige Beherrscher Spaniens und der Niederlande bei weitem geeigneter als ein machtloser Erzherzog. Es war die Zeit, in welcher Churfürst Moritz in der Schlacht blieb und die französischen Angriffe Widerstand zu finden anfingen. Carl V glaubte den Glücksstern noch einmal aufgehn zu sehen, unter welchem seine früheren Unternehmungen gelungen waren; noch einmal stiegen seine weltumfassenden dynastischen Gedanken ihm auf.

Es ist bemerkenswerth, daß die eifrigsten Geistlichen der alten Kirche, so gut katholisch Philipp II auch war, diese Vermählung nicht unbedingt guthießen. Ihrem Enthusiasmus hätte es besser entsprochen, wenn eine jungfräuliche Königin ihre Sache ergriffen, das Schisma abgeschafft, die alten Gebräuche und Lehren wiederhergestellt hätte. Sie sagten ihr wohl selbst, die Sorge für die Succession an der Krone möge sie Gott überlassen, der sie so wunderbar erhoben. Der römische Hof aber billigte die Verbindung. Papst Julius erklärte, einen Gemahl müsse die Königin haben, der ihr die vielen Feindseligkeiten, von denen sie bedroht werde, bestehn helfe; mit einem Eingebornen dürfe sie sich jedoch nicht vermählen, denn ein solcher würde, um sich zu halten, den andern Großen zu viel Zugeständnisse machen müssen; nur ein Prinz von so großer und so naher eigner Macht, wie König Philipp, werde sie gegen äußere und innere Feinde vertheidigen können und durch sein Ansehen die Wiedervereinigung des Reiches mit der Kirche befördern[1]). Und die Hauptsache: Maria selbst, obgleich um vieles älter, gab einen ganz unwiderstehlichen Drang kund, sich mit Philipp zu vermählen. Sie hörte so viel von ihm, daß sie ihn liebte,

1) Morone al Card^{l} Polo 21 Dec. 1551. S. S^{tà} per lo contrario confida in dio che il principe di Spagna, essendo catolico nato e nutrito et avendo la potenza sua vicina di Spagna e di Fiandra, possa con maggior autorità introdurre l'umore alla chiesa e difendere la regina dalli nemici interni et esterni. (MS Corsin.)

ehe sie ihn gesehen hatte. Auch schien es ihr ehrenvoll, daß sich eben der reichste und mächtigste Prinz, den es in der damaligen Welt gab, um ihre Hand bemühte: das religiöse Motiv rechtfertigte die übrigen, genug sie willigte ein.

Im März 1554 kam der Ehetractat zu Stande, durch welchen eine ganz neue Aussicht für die Zukunft eröffnet ward. Der älteste Sohn aus dieser Ehe sollte dermaleinst England und die sämmtlichen burgundischen Erblande vereinigen. Neben der spanischen und der deutschen wäre noch eine dritte, eine englische Linie des Hauses Oestreich entstanden.

Aber auch für die nächste Zeit hatte der Tractat viele Bedeutung. Philipp erhielt den Titel eines Königs von England, und die Befugniß an der Verwaltung des Landes Theil zu nehmen.

Und das muß man zugestehn, daß Philipp, der nun nach England kam, — am Tage des heiligen Jacob, des Apostels von Spanien, am 25sten Juli, ward die Vermählung vollzogen, — sich in seinem neuen Verhältniß mit vieler Klugheit betragen hat. Keinen Eingriff, noch viel weniger irgend eine Gewaltsamkeit, wie allgemein gefürchtet ward, ließ er sich zu Schulden kommen. Vielmehr machte er wohl manche Rechte die ihm zustanden, besonders in Bezug auf sein Einkommen, nicht geltend. Es war für ihn eine Ehrensache, nichts von England zu brauchen, eher etwas zu geben als zu nehmen. Seine ganze Hofhaltung bestritt er mit spanischem und niederländischem Geld [1]): in langer Reihe sah man Wagen und Saumrosse mit seinen Schätzen beladen durch die Straßen der Hauptstadt nach dem Tower ziehen. Er nahm Engländer in seinen Dienst, belohnte diejenigen welche der Königin besondere Treue bewiesen, sagte Pensionen zu und ließ sie richtig auszahlen. Da die Königin

1) Micheli Rel^ne d'Inghilterra 1556. Troppo ben conoscendo il stato e l'impotenza della regina si è sempre fatto le spese e nelle cose minime a lui e tutti li suoi con quello che di Spagna e di Fiandra li era provisto, havendo per questa via dato un tant utile al regno che già molti anni non ha ricevuto, facendo conto per quello può havere speso lui e li suoi insieme con gli altri forastieri ricapitati per rispetto suo in poco piu d'un anno habbia importato meglio d'un milion d'oro tutto rimaso nell' isola.

sehr bald in allem Ernste glaubte, guter Hofnung zu sein, so gewann Philipp, dem in den Ehepacten für den Fall des Ablebens seiner Gemahlin die Vormundschaft über den Thronerben versichert worden, von Tag zu Tag einen größern Einfluß.

Es leidet keinen Zweifel, daß seine Anwesenheit zur Herstellung des Katholicismus in England mächtig beigetragen hat. Schon war eine starke Richtung dahin vorhanden, die wohl auch daher rührte, daß die so eifrig protestantisch gesinnten Häupter der vorigen Regierung nach dem Ableben Eduards zu weit gegriffen, das Prinzip der einmal festgestellten Thronfolge verletzt, und einen Weg eingeschlagen hatten, der wirklich zur Erneuerung der Bürgerkriege hätte führen können. Unmittelbar nach der Krönung der Königin versammelte sich ein Parlament, das fast wie jene welche während der Bürgerkriege von den jedesmaligen Siegern versammelt worden, zu Beschlüssen schritt die den frühern geradezu entgegengesetzt waren. Zunächst hielt man noch an der von Heinrich VIII gegründeten Vereinigung geistlicher und weltlicher Macht fest, kehrte aber zu der von diesem König eingeführten Religionsform zurück und widerrief die unter Eduard VI angenommenen Statuten. Natürlich geschah das nicht ohne großen Widerspruch, wie die Königin selbst sagt, „nicht ohne heftige Disputation und eifrige Arbeit der Getreuen[1];“ aber es geschah. Nach einiger Zeit konnte man den Gedanken fassen, zu einer noch größern Unternehmung zu schreiten. Im November des Jahres 1554 sollte auch die Religionsform Heinrichs VIII aufgehoben und der Gehorsam gegen die römische Kirche überhaupt hergestellt werden. Ich finde, daß der Kaiser über die Art und Weise dieß zu bewirken zu Rathe gezogen ward[2]). Auf seine Erinnerung trug man Sorge,

1) Non sine contentione, disputatione acri et summo labore fidelium. Schreiben an Poole 15 Nov. 1553. (MS Corsin.)

2) Am 4ten November schreibt der florentinische Gesandte: Il luogotenente d'Amone se ne tornò gia cinque giorni sono in Inghilterra con la mente di Cesare circa quello che S. M^tà desidera che si tratti nel futuro parlamento. — Per li ravvisi della religione, facendo però prima un decreto, che non si possa trattar in modo alcuno di spogliar di beni ecclesiastici quelli che al dì d'oggi ne son possessori, il numero de' quali interessati ascende a piu di 40000 persone.

den hohen Adel über die Besorgniß zu beruhigen, daß die von ihm in Besitz genommenen geistlichen Güter zurückgefordert werden könnten. Und so stark wuchs nun die katholische Meinung unter dem Einfluß des Hofes und der vorwaltenden Stimmung des Augenblicks an, daß sich das Parlament wirklich entschloß, und zwar beinahe einmüthig, die Begründung einer englischen Kirche, auch so weit sie unter Heinrich VIII gediehen, aufzugeben und unter den Gehorsam des Papstes zurückzukehren.

Auf den Kaiser machte es einen großen Eindruck, daß diese Rückkehr eines Königreichs in den Schoß der alten Kirche mit der Aussicht zusammentraf, ein Geschlecht katholischer Könige, sein eignes Geschlecht, in demselben fortgepflanzt zu sehen. Er sagte wohl, wenn er schon halb todt sei, würden ihn Nachrichten dieser Art wieder ins Leben zurückrufen. Er sah darin eine unmittelbare Fügung des Himmels, und gab zu vernehmen, sein Sohn sei noch zu großen Dingen bestimmt, für England und für die Christenheit [1]).

Wäre der Thronerbe geboren worden, den man in öffentlichen Gebeten von Gott gleichsam forderte, mit beinahe frevelhaft-stürmischer Ueberzeugtheit daß das Heil der Welt darauf beruhe, und einer unglaublich sichern Erwartung, so würde Philipp wirklich in England Fuß gefaßt, alle neuen Einrichtungen würden Festigkeit gewonnen haben.

So wunderbar ist in der Verfassung der europäischen Staaten die Verflechtung des Persönlichen und des Allgemeinen, daß es wie eine Art von Weltbegebenheit erschien, als das nicht geschah, sondern die Meinung der Königin über ihren Zustand sich endlich als ein Irrthum auswies.

Man fühlte sogleich, daß sich dann die von ihr unternommene Herstellung nicht über ihren Tod hinaus erhalten würde. Durch eine Combination günstiger Umstände war sie zu Stande gebracht worden: mit denselben mußte sie verschwinden. Zu tief war bereits die evangelische Lehre in die Gemü-

1) Schreiben Pagets vom 13 Nov., Masons vom 25 December 1554. He trusted God had ordained him (Philip) to do some good to the whole estate of Christendom, and to that realm. Tytler II, 465.

ther gedrungen. Man sah es bei den blutigen Verfolgungen welche Maria verhing und mit denen sie ihren Namen zum Abscheu der späteren Geschlechter gemacht hat. Sie brachte damit nur Märtyrer hervor, deren erhabene Standhaftigkeit an die ersten Zeiten des Christenthums erinnerte und auf die Masse stärker wirkte, als die Predigten jemals hätten wirken können, die man damit abzustellen gedachte. Auch waren die evangelischen Lehren schon viel zu weit verbreitet: der venezianische Gesandte will versichern, daß es unter den jüngern Männern, von weniger als 35 Jahren, vielleicht nicht einen Einzigen von rein katholischer Farbe mehr gebe. Und wie hätte Philipp auch nur hoffen dürfen, sich alsdann persönlich dort zu halten? Man hatte sich wohl gehütet, ihm irgend ein von dem Leben seiner Gemahlin oder dem Dasein eines Erben unabhängiges Recht zu gewähren, und war jetzt weit entfernt, ihm die Krönung, die er wünschte, zu bewilligen. Vielmehr gährte in der Tiefe der ganze nationale Widerwille, der seiner Ankunft vorausgegangen[1]), dessen Ausbruch zu verhüten so viel Vorsicht nöthig gewesen; auch sein Name war durch die blutigen Executionen befleckt, als deren Beförderer er galt. Und dazu kam daß die Staatsverwaltung, die freilich seit 20 Jahren hauptsächlich auf die geistlichen Einkünfte angewiesen war, jetzt da diese wegfielen, — wie denn die Königin ihr Gewissen nur durch Zurückgabe aller der Krone zugefallenen Kirchengüter beruhigen zu können meinte, — aus dem regelmäßigen Gange wich, drückende Maßregeln ergriffen, Schulden gemacht, und dann doch die nöthigsten Zahlungen nicht geleistet wurden. Es trat ein Zustand ein, wo man nur noch in der Voraussetzung gehorcht, die bestehende Regierung werde doch nicht lange dauern: wozu hier die schlechte Gesundheit Marias allen Anlaß gab. Aller Augen richteten sich bereits auf die nächste Nachfolgerin, die Tochter Heinrichs von Anna Bolen, Mylady Elisabeth. Welch ein Jubel empfing sie, wenn sie während der Verfolgungen, die

1) Micheli: Nell' intrinseco gli animi sono piu che mai alterati, ma non ardiscono di mostrarsi, per la paura che hanno della perdita della vita e delli beni.

auch sie ihres Theils erlebte, in den Straßen von London erschien, noch in der Blüthe der Jugend, aber angegriffen, bleich, geistvoll und stolz. Bald boten ihr die Mitglieder der vornehmsten Häuser wetteifernd ihre Dienste an; sie konnte als die Königin der Zukunft angesehen werden[1]).

Obwohl Maria noch ein paar Jahr lebte, so mußte doch die Absicht, in welcher der Kaiser sie mit seinem Sohne vermählt, schon im Sommer 1555 als gescheitert betrachtet werden. Man erzählt, er sei gewarnt gewesen[2]); aber diese religiös-dynastischen Combinationen waren stärker als seine sonst in Berechnungen geübte Klugheit und Voraussicht: sie rissen ihn mit sich fort.

Sehr begreiflich ist die Ungeduld, mit der er die Nachricht von der Niederkunft der Königin Maria erwartete: er hat den englischen Gesandten einst früh um fünf Uhr an sein Bett kommen lassen, um ihn wegen eines darüber verbreiteten Gerüchtes zu fragen; — nur ungern und langsam überzeugte er sich von der Nichtigkeit ihres Vorgebens.

Hätten die Dinge in England sich befestigt, wäre dann, worüber von London aus eifrig unterhandelt ward, ein Friede mit Frankreich zu Stande gekommen, so möchte der Kaiser wohl auch auf der Prorogation des deutschen Reichstags bestanden und der Concession des Religionsfriedens ernsten Widerspruch entgegengesetzt haben.

Statt der Erstarkung des Prinzipes der alten Kirche aber, die man erwartete, brach in der Mitte derselben noch einmal ein neuer Zwiespalt aus.

Im Mai 1555 bestieg ein Mann den römischen Stuhl, den

1) Micheli: „non è alcuno del regno, nè cavaliere nè signore, che non abbia procurato e procuri tuttavia o entrare nel suo servitio o di metterle qualche suo figlivolo o fratello; tale è l'affettion e l'amore che gli vien portato. Aus den Depeschen von Noailles (V.) sieht man wie viel Mühe es im Anfang des Jahres 1556 den Franzosen machte, die Anhänger der Elisabeth von einer gewaltsamen Machination abzuhalten.

2) Goselini 201: Gonzaga habe erinnert „dovere, a giudizio suo, la corona di Spagna far poco fundamento dell' Inghilterra pendente dal debil filo di una donna non giovane non sana non fertile."

der Kaiser von jeher als seinen persönlichen Feind hatte betrachten müssen, Johann Peter Caraffa, Paul IV, — der nun weit entfernt, sich dem Kaiser anzuschließen, wie Julius III, oder auch nur, wie Paul III, mit seinen Feindseligkeiten an sich zu halten, ganz offen damit hervortrat, bei der ersten Gelegenheit die Anhänger des Kaisers verfolgte, und nach wenigen Monaten schon so weit war, daß er einen seiner Vasallen aufforderte, seine Truppen fertig zu halten, um die Bewegungen der Kaiserlichen zu unterdrücken. Der alte Hader zwischen Kaiserthum und Papstthum brach nochmals aus. Wenn es dem kaiserlich-toscanischen Heer unter dem Marchese von Marignano um diese Zeit gelang Siena wieder zu erobern, Stadt und Gebiet, auch Portercole (April bis Juni), und spanisch-deutsche Besatzungen daselbst einzuführen, so gewannen dagegen die Franzosen an einem Papst, der ihre alten Absichten auf Neapel offen begünstigte, und um den sich alle Mißvergnügten aus den italienischen Ländern des Kaisers sammelten, einen stärkeren Rückhalt, als sie seit vielen Jahren gehabt. Man mußte sich auf einen Krieg gefaßt machen, der das ganze System der spanischen Herrschaft in Italien, das in Folge der letzten Kriege aufgerichtet worden, noch einmal in Frage stellen, und vielleicht ein entgegengesetztes, das der französischen Uebermacht, herbeiführen konnte.

Bei diesen Aussichten neuer und allgemeiner Gefahren fühlte man zuerst, daß die in der letzten Zeit eingetretene Regierungsweise der kaiserlichen Gebiete nicht mehr haltbar war.

Die Vermählung seines Sohnes mit Königin Maria hatte der Kaiser dadurch gefeiert, daß er denselben seiner Gemahlin auch an Rang gleichstellte und ihm das Königreich Neapel übertrug, und zwar nicht allein dem Titel nach: gleich darauf ward es im Namen Philipps mit allen bei einem Thronwechsel herkömmlichen Formen in Besitz genommen[1]). Auch Mailand übertrug er ihm, und belehnte ihn mit Siena, ehe dieß noch erobert war. Hatte er ihn nicht zu seinem Nachfolger im Kaiserthum machen können, so überließ er ihm wenigstens diese italie-

1) Informatione di quanto è passato tra il C^le di Parecho ed il marchese di Pescara nel pigliar il possesso del regno di Napoli, und Ragguaglio del possesso preso, Inf. pol. XII.

nischen Länder, an die ihm freilich kein anderer Rechtstitel zustand als die alte Oberherrlichkeit der Kaiser darüber. Diese Uebertragung ist der Act, durch welchen diese Länder ihren alten Zusammenhang mit dem Reiche, das dabei in keiner Weise zu Rathe gezogen ward, vollends verloren haben. Damals war damit noch eine innere Regierungsveränderung verknüpft. Die bisherigen Repräsentanten des Kaisers in Italien konnten sich nicht mehr halten. Don Diego Mendoza, dem wir erst in Flandern, dann in England begegnen, begab sich nach Spanien. Ferrante Gonzaga ward nach den Niederlanden berufen und dort einer strengen Untersuchung seines Verhaltens unterworfen, die zwar mit persönlicher Freisprechung, aber doch nicht mit Herstellung in sein Amt endigte. Im Juni 1555 erschien der Herzog von Alba als Generalvicar Philipps II in Italien; die toledanische Partei, der auch der Herzog von Florenz angehörte, behielt unter dem Einfluß des neuen Fürsten zunächst den Platz. Und auch hiebei konnte es sein Verbleiben nicht haben. Lange Zeit brachte man, auch nach der Uebertragung, alle Geschäfte die sich auf Italien bezogen, zunächst an den kaiserlichen Hof. Erst nachdem hier Berathung darüber gepflogen und vorläufig Beschluß gefaßt war, wurden sie dem königlichen Hofe zu London mitgetheilt. Dadurch entstand nun nicht allein eine neue, sehr unzuträgliche Verzögerung, sondern bald gaben sich auch Meinungsverschiedenheiten der Minister und der Höfe kund. „Was wir hier diesseit machen," heißt es in einem Schreiben vom Hofe Philipps, „wird von Euch da drüben verdorben, und von uns, was Ihr macht[1])." Nachdem Mendoza und Gonzaga gefallen, konnte sich auch Granvella, ja selbst Königin Maria, welche bisher die Regierung in der Nähe des Kaisers ungefähr in demselben Sinne geleitet wie jene in Italien, nicht länger in ihrer Autorität behaupten. Das neue System das Philipp gründete, trieb das alte mit Nothwendigkeit aus seiner Stelle.

Da ereignete sich nun, daß Donna Juana, die Mutter des Kaisers, deren Name, mit dem ihres Sohnes vereinigt, noch immer an der Spitze aller königlichen Erlasse stand, nach

1) Mitgetheilt in den Dispacci fiorentini.

einem besonders heftigen Ausbruch ihres Wahnsinns endlich verstarb. Um die Vorkehrungen zu treffen, die hiedurch erforderlich wurden, und den Spaniern die Genugthuung zu geben, die sie in der Anwesenheit eines Fürsten aus dem regierenden Hause von jeher erblickten, schien es nöthig, daß entweder Carl selbst oder Philipp nach Spanien ginge.

Eine Zeitlang schwankten die Meinungen in Brüssel, welcher von Beiden diese Reise unternehmen würde: ein ernstlicher Zweifel konnte aber wohl niemals obwalten.

Dem Kaiser hatten seine Aerzte längst gerathen, sich nach einem wärmeren Himmelsstrich, in reinere Luft zurückzuziehen. Den jungen König würde dagegen eine Entfernung vom Mittelpunct der Geschäfte, an denen er kaum Antheil zu nehmen begonnen hatte, um allen Einfluß darauf und auch um sein Ansehen in Europa gebracht haben: die Gegner des Hauses wünschten nichts Besseres. Wenn sich aber der Kaiser entfernte und Philipp in den Niederlanden blieb, wie er denn daselbst im September 1555 erschien, so war nichts natürlicher als daß die Regierung auch dieser Lande wie der italienischen an ihn überging. Die bisherige Verwaltung hätte ohnehin neben seinen Ministern keinen Augenblick bestehn können.

Noch im Laufe des September wurden die Ritter des goldnen Vließes und die Stände der niederländischen Provinzen eingeladen, auf den bestimmten Tag des folgenden Monats in Brüssel zu erscheinen, um den König Philipp als ihren Herrn und Fürsten zu empfangen[1]).

Am 21sten October 1555 begann der feierliche Act der Abdication in der Versammlung der Ritter des goldenen Vließes. Der Kaiser zeigte sich weder kirchlich noch politisch sehr friedfertig gestimmt. Er eröffnete dem Capitel, daß er dem König Heinrich II von Frankreich den Michaelsorden zurückzuschicken gedenke, nicht allein wegen der andauernden Feindseligkeit die ihm derselbe beweise, sondern auch weil er Ketzer und Verräther in denselben aufgenommen. Die Frage ward erhoben, ob

1) Le Prince à la Princesse d'Orange 28 Spt. Bei Groen v. Prinsterer Archives de la maison d'Orange Nassau I, p. 17.

Churfürst Friedrich von der Pfalz, der des Lutherthums verdächtig sei, noch ferner zu dem Capitel berufen werden könne. Die Hauptsache aber war, daß der Kaiser den Versammelten seine Absicht ankündigte, wie die Regierung der diesseitigen Länder sammt Burgund, so auch die Würde eines Hauptes und Souveräns des Ordens vom goldnen Vließ, die an dieselbe sich knüpfe, auf seinen Sohn den König von England zu übertragen. Philipp trat einen Augenblick ab, während dessen die Ritter sich besprachen. Man kann denken, daß sich keine Stimme gegen den Vorschlag erhob, doch sollte keine Form unbeobachtet bleiben. Als Philipp wieder eintrat, ward er als der neue Souverän des Ordens beglückwünscht, und man faßte den Beschluß, demgemäß dessen Siegel zu verändern[1]).

Hierauf, am 25sten, versammelten sich die Mitglieder der Stände, die von den verschiedenen Landschaften hiezu mit den nöthigen Vollmachten versehen waren, im kaiserlichen Palast. Es war derselbe Saal, in welchem Carl vor vierzig Jahren für mündig erklärt worden, und die Regierung dieser Lande übernommen hatte. Dazwischen lag sein ganzes mit dem Kampfe aller lebendigen Elemente der Welt erfülltes Leben. Nachdem einer der Räthe die Proposition der Abdankung vorgetragen, ergriff der Kaiser selbst das Wort. Er ließ vor seinem Geiste vorübergehn, was ihn persönlich seit jenem Anfang betroffen: wie der Gedanke seiner Jugend, das Gebiet der Christenheit gegen den Erbfeind auszubreiten, durch den Widerstand politischen und religiösen Ursprungs, der sich ihm von allen Seiten erhoben, unausführbar geworden sei; wie schwer es ihm gefallen, selbst nur diese nächsten Feindseligkeiten zu bestehn; welche Reisen und Feldzüge er dazu unternehmen müssen, nach dem obern Deutschland, nach Italien, Frankreich, Spanien, Africa, wie oft er das Mittelmeer und den Ocean durchschifft habe: aber noch sehe er sich in gefährliche und heftige Kriege verwickelt; er habe gethan was er gekonnt, seine Kraft sei erschöpft: er würde eine schwere Verantwortung vor Gott auf sich laden, wenn er nicht die Regierung dem kräftigeren Manne,

1) Reiffenberg Histoire de l'ordre de la toison d'or p. 441.

seinem Sohne überlasse, den er ihnen hiemit als ihren Herrn vorstelle. Sein Sinn war noch nicht, demselben Alles abzutreten, er wollte ihm nur die Niederlande einräumen. Allein es lag etwas in seiner Rede, als lege er zugleich die ganze Regierung seines Reiches, die Aufgabe den Gedanken derselben zu realisiren, in Philipps Hände nieder. Indem er bekannte, ihm selber mit aller seiner Macht und aller Anstrengung sei es nicht gelungen, ermahnte er noch seinen Sohn und die Stände, an dem obersten Grundsatz wenigstens festzuhalten, von der alten Religion nicht abzuweichen. Er lehnte sich, indem er sprach, mit seinem linken Arm auf die Schultern des Prinzen Wilhelm von Oranien, den rechten hatte er auf einen Stab gestützt. Ein Moment voll Schicksal und Zukunft! Die Anwesenden wurden von dem Gefühl ergriffen, das sich beim Anblick der Vergänglichkeit menschlicher Größe und des irdischen Daseins der Gemüther unwiderstehlich bemächtigt; auch dem Kaiser selber stiegen die Thränen auf. Nicht das etwa, fügte er noch hinzu, thue ihm Leid, daß er die Herrschaft aufgebe, sondern es schmerze ihn, daß er das Vaterland, worin er geboren worden, und so viele ergebene Vasallen verlassen müsse; der Tod seiner Mutter rufe ihn nach Spanien[1]).

Auch Königin Maria legte in dieser Versammlung das Amt einer Regentin nieder. Den andern Tag leisteten die Stände dem neuen Fürsten den Eid der Treue.

Sogleich aber mußte sich das begonnene Ereigniß noch einen Schritt weiter zu seiner letzten Vollendung entwickeln.

Da widrige Winde und ein Krankheitsanfall den Kaiser an sofortiger Abreise verhinderten, so wurden die wichtigsten Sachen, auch wenn sie z. B. Italien betrafen, wie denn der florentinische Gesandte den Auftrag hatte den Kaiser von allem

1) Die letzte Wendung berichtet der florentinische Gesandte. Ueber die Rede des Kaisers giebt es überhaupt verschiedene Versionen, doch stimmen sie in allem Wesentlichen überein. Eine der merkwürdigsten ist die des Pontus Heuterus XIV; 11. Er begeht allerdings den Fehler, den fast alle Geschichtschreiber theilen, daß er die Verhandlung mit den Rittern v. g. Bl. auch auf den 25sten setzt. Das kann aber seine Glaubwürdigkeit, namentlich über die Aeußerlichkeiten, nicht schwächen, da er selbst, 20 Jahr alt, der Versammlung beiwohnte.

in Kenntniß zu setzen, nach wie vor an ihn gebracht. Er wies sie nicht von sich; da er aber nicht gesund genug war sie zu erledigen, und nur die Antipathien und Reibungen der beiderseitigen Minister darüber erwachten, so führte dieß zu einer Crisis, aus der die vollständige Abdankung hervorging.

An sich leuchtet ein, daß bei den engen Beziehungen die sich zwischen den Ländern des Kaisers gebildet, eine Trennung derselben in zwei verschiedene Administrationen die größten Schwierigkeiten darbot. Ganz unübersteiglich zeigten sie sich in einem Augenblicke, wo ein neuer großer Krieg bevorstand. Gegen Ende des Jahres liefen Nachrichten von einem zwischen Paul IV, dem König von Frankreich und dem Herzog von Ferrara zu einer neuen Vertheilung der italienischen Länder getroffenen Bündniß ein [1]). Man muß bekennen, die Minister Philipps II hatten nicht Unrecht, wenn sie erklärten, die burgundischen und italienischen Länder ohne Beihülfe der spanischen nicht vertheidigen zu können. Wir haben unverwerfliche Nachrichten, daß Philipp II, von einigen Italienern wie Tornabuoni noch besonders angefeuert, dieß seinem Vater eines Tages sehr lebhaft und ernstlich vorgestellt hat.

Und zugleich erhob sich in dem Kaiser, bei dem es für alle sein Thun eines äußern Anstoßes bedurfte, eine Sehnsucht nach Zurückgezogenheit und klösterlicher Büßung, mit der er sich schon lange getragen, zu vollem Bewußtsein.

Noch als seine Gemahlin lebte, hatten sie sich wohl geträumt, am Ende ihrer Tage, nach abgelegter Herrlichkeit der Welt, in ein paar benachbarten Klöstern zu leben, er in einem Mannsconvent, sie unter Klosterfrauen, und dann unter dem Altar einer Kirche gemeinschaftlich begraben zu werden.

Bei der Rückkehr von dem unglücklichen Unternehmen gegen Algier an die spanische Küste bemerkte man, welchen Eindruck

1) Disp. Fiorentino 4 Genn. 1555 (56). Questa freddezza (zwischen den beiden Fürsten) è nata di poi la venuta del capitano Alessandro Tomasi, il quale vuole a tutti i partiti dar ad intendere a queste MM[a] ed alli loro ministri, che i Franzesi unitamente col Papa voglion romper la guerra nel regno (di Napoli). Noch war Sicilien als zu Aragon gehörig unter kaiserlicher Verwaltung.

der Friede, die Einsamkeit und die einfache Lebensweise des ersten Klosters das er antraf, auf ihn machte.

Im tiefsten Geheimniß vertraute er bald darauf, im Jahr 1542, zu Monzon, dem Francisco de Borja seine Absicht, sich einmal in ein Kloster zurückzuziehen, mit ausdrücklichen Worten an.

Damals aber hatte ihn der Strom der Ereignisse noch einmal ergriffen: im Grunde ist das Meiste was sein Andenken in der Welt unvergeßlich gemacht hat, erst nachher geschehen; er hatte noch einmal den kühnen und großartigen Versuch gemacht, seinen Begriff eines römisch-gläubigen Kaiserthums zu realisiren; damit aber war es nun auch vorbei.

Was war ihm an der Macht gelegen, wenn sie ihm nicht mehr zur Ausführung seiner Gedanken dienen konnte? Als er sich in dem Falle sah, den unbedingten Frieden in Deutschland zwar nicht ausdrücklich bestätigen zu müssen, — niemals hätte er das gethan, — aber ihm doch auch nicht widerstreben zu können, meldete er seinem Bruder, daß er ihm die kaiserliche Würde überlasse. Nur in der besondern Bedeutung wie er das Kaiserthum gefaßt, hatte es Werth für ihn.

Und dazu kam noch eine Gewissensbedrängniß sehr persönlicher Art, die jetzt erst hervortaucht. Er bekannte, er habe Unrecht daran gethan, daß er sich aus Liebe zu seinem Sohne nicht zum zweiten Male vermählt habe, und verhehlte nicht, daß er darüber in Sünden gefallen sei die er jetzt büßen wolle, um sich vor seinem Ende mit seinem Gott zu vergleichen [1]).

Am 15ten Januar 1556, in einer Versammlung der angesehensten Spanier die sich in den Niederlanden befanden, in Anwesenheit der beiden Königinnen seiner Schwestern, übertrug der Kaiser auch die spanischen Königreiche an seinen Sohn.

In allen spanischen Hauptstädten, auf der Halbinsel selbst und in den Vicekönigreichen auf einer andern Hemisphäre, wurden darauf die Fahnen für den König Don Felipe den Zweiten erhoben: nicht anders als ob König Carlos, für sie dieses Namens der Erste, bereits gestorben sei.

So rasch und leicht konnte es nun aber mit der Uebertragung des Kaiserthums nicht gehn.

1) Bericht bei Arnoldi Historische Denkwürdigkeiten p. 31.

Wie Ferdinand später erzählt, langte unmittelbar vor dem Schlusse des Reichstags von 1555 der kaiserliche Geheimschreiber Pfinzing bei ihm in Augsburg an: mit der mündlichen und schriftlichen Anzeige, daß Carl das Kaiserthum ihm abzutreten wünsche, und zwar unverweilt: noch die damalige Reichsversammlung sollte diese Sache zu Ende bringen [1]). Ferdinand zeigte wie unmöglich dieß sei, da die Versammlung noch an demselben Tage geschlossen werden müßte, und die Sache ohnehin nicht vor den Reichstag, sondern vor die Churfürsten gehörte. Er versichert, er habe alles gethan um den Kaiser von diesem Gedanken zurückzubringen: vier Mal nach einander, durch Pfinzing und Gusman, dann durch seine Söhne Ferdinand und Maximilian habe er ihm Gegenvorstellungen machen lassen, es sei aber alles vergeblich gewesen.

Manche wollten vermuthen, Ferdinand habe absichtlich gezögert die Sache in Gang zu bringen, um nicht etwa seinem Neffen Gelegenheit zur Erneuerung seiner alten Versuche zu geben [2]), wie denn wenigstens der Einwand, den die Churfürsten machten, daß man nicht so viele Häupter auf einmal haben könne, durch die Abdankung wegfiel. Allein ich finde davon keinen Beweis. Noch vor dem Reichstag hatte der Kaiser seinem Bruder die Versicherung gegeben, daß seine Absicht nicht dahin gehe; nach seiner Art nicht ausdrücklich, aber unzweideutig: daran hielt er fest.

In dem Briefwechsel zwischen beiden Brüdern in den Jahren 1555 und 1556, so weit ihn das Brüsseler Archiv aufbewahrt, findet sich überhaupt das alte herzliche Verhältniß wieder, das früher so lange obgewaltet: war etwas dazwischen vorgefallen, so war das nun so gut wie vergessen.

„Wo ich auch sein möge," schreibt Carl am 19 Oct. 1555, zu einer Zeit wo von seiner nahen Abreise die Rede war, „immer werdet Ihr in mir meine alte brüderliche Zuneigung

1) Kaiserlicher Majestät Selbstrede, in den Acten der Resignation des Kaiserthums in Hoffmanns Sammlung ungedruckter Nachrichten p. 27.

2) Cabrera Felipe segundo p. 31.

finden, und ich will alles dafür thun, daß sich unsre Freundschaft auch unter den Unsern fortsetze."

„Ich darf versichern," antwortete Ferdinand, „daß ich nichts mehr wünsche, als in der Unterthänigkeit und brüderlichen Freundschaft, die ich bisher gegen Ew. Majestät gehegt, bis ans Ende zu verharren: so bleibe es auch unter unserer Nachkommenschaft: ich werde die Meinen anweisen, daß sie denselben Weg wandeln."

Noch einmal versichert hierauf der Kaiser seinen Bruder der Liebe die er ihm schuldig sei: das wisse Der, der sie geschaffen; ein großer Trost würde es ihm gewesen sein, Ferdinand noch einmal vor seiner Abreise zu sprechen.

Ferdinand sendete wenigstens Maximilian, der sonst nicht in Gnaden gestanden; aber jetzt ward auch dieß Verhältniß ausgeglichen: alle gegenseitigen Ansprüche wurden freundlich gehoben, und Maximilian muß gestehn, daß er sehr gut behandelt worden sei.

Sorgfältig vermied der Kaiser jede weitere Theilnahme an Geschäften die mehr als bloße Canzleisachen waren. Zu der Reichsversammlung, die im Juli 1556 in Regensburg eröffnet ward, verweigerte er Abgeordnete zu schicken, was er doch noch vor dem Jahre gethan, so daß er jetzt auch gar nicht mehr gefragt werden konnte. „Ich werde mich," schreibt Ferdinand, „dem Wunsche Ew. Majestät fügen, und im Namen Gottes, so weit er es mir eingeben wird, die Geschäfte führen." Man sieht: es ist das Gefühl des Beginnens, das sich in diesem Briefe ausspricht: die Leitung dieser Versammlung ist der Anfang der selbständigen Reichsverwaltung Ferdinands.

Endlich, im September 1556 kam dann auch die Zeit wo der Kaiser wirklich von Seeland aus nach Spanien unter Segel ging. Es war eine seiner letzten Handlungen in diesseitigen Landen, daß er eine Gesandtschaft, an deren Spitze Wilhelm von Oranien stand, abordnete, um den Churfürsten seine Verzichtleistung zu Gunsten seines Bruders anzukündigen. In der Urkunde sind die Ausdrücke, die jede Bedingung dabei ausschließen, recht absichtlich gehäuft. Es heißt darin, er trete demselben das heilige Reich und römische Kaiserthum ab, sammt

dessen Verwaltung, Titel, Hoheit, Scepter und Krone, mit allen jeglichen Rechten, frei, vollkommen, unwiderruflich.

Wenn Ferdinand nicht rascher vorschritt, so liegt das nur daran, daß die Dinge in Deutschland überhaupt langsam gehn und vor allem gut vorbereitet sein wollen.

Als die Churfürsten zuerst, doch nur im Allgemeinen Nachricht von dem Vorhaben der Uebertragung des Reiches erhielten, und zu einer Zusammenkunft deshalb eingeladen wurden, fürchteten sie fast, es werde nur von der Verwaltung die Rede sein, und Carl werde sich Titel und Krone vorbehalten wollen.

Sie urtheilten, daß dieß nicht genügen würde, und nicht unmerkwürdig sind die Gründe die Sachsen und Brandenburg, die bei Gelegenheit einer festlichen Zusammenkunft darüber berathen, dagegen anführen [1]).

Sie meinen, dann könne es dem Kaiser unter veränderten Umständen wohl beikommen, die Verwaltung einmal wieder zu ergreifen, Truppen ins Reich zu führen, einen Fremden zum Kaiser zu machen, und die Churfürsten, die ihre Stimme dazu nicht geben wollten, mit Gewalt zu erdrücken.

Oder im Gegentheil, wenn das nicht geschehe, der Kaiser nur den Namen führe und nicht das Amt verwalte, so könne der Papst daher Anlaß nehmen, die kaiserliche Krone auf Frankreich, wie er ohnehin wünsche, zu übertragen.

Ueberhaupt aber müsse wo möglich der Gefahr ein Ende gemacht werden, daß der König von Frankreich durch seine Kriege mit dem Kaiser veranlaßt gegen das Reich um sich greife: leicht könne derselbe sonst den Rheinstrom gewinnen.

Wir sehen wohl, diese ganze Combination, nach welcher ein Fürst, dessen Macht auf außerdeutschen Verhältnissen beruhte, die Krone inne hatte, und dadurch entweder, wenn er stark und mächtig war, die Freiheit des Reiches gefährdete, oder wenn er das nicht war, die Grenzprovinzen dem gewaltsamen Umsichgreifen seiner Feinde aussetzte, wünschten sie abgestellt zu sehen.

1) Berathschlagung sächsischer und brandenburgischer Räthe. 1557. (Berl. Arch.)

der Kaiser von jeher als seinen persönlichen Feind hatte betrachten müssen, Johann Peter Caraffa, Paul IV, — der nun weit entfernt, sich dem Kaiser anzuschließen, wie Julius III, oder auch nur, wie Paul III, mit seinen Feindseligkeiten an sich zu halten, ganz offen damit hervortrat, bei der ersten Gelegenheit die Anhänger des Kaisers verfolgte, und nach wenigen Monaten schon so weit war, daß er einen seiner Vasallen aufforderte, seine Truppen fertig zu halten, um die Bewegungen der Kaiserlichen zu unterdrücken. Der alte Hader zwischen Kaiserthum und Papstthum brach nochmals aus. Wenn es dem kaiserlich-toscanischen Heer unter dem Marchese von Marignano um diese Zeit gelang Siena wieder zu erobern, Stadt und Gebiet, auch Portercole (April bis Juni), und spanisch-deutsche Besatzungen daselbst einzuführen, so gewannen dagegen die Franzosen an einem Papst, der ihre alten Absichten auf Neapel offen begünstigte, und um den sich alle Mißvergnügten aus den italienischen Ländern des Kaisers sammelten, einen stärkeren Rückhalt, als sie seit vielen Jahren gehabt. Man mußte sich auf einen Krieg gefaßt machen, der das ganze System der spanischen Herrschaft in Italien, das in Folge der letzten Kriege aufgerichtet worden, noch einmal in Frage stellen, und vielleicht ein entgegengesetztes, das der französischen Uebermacht, herbeiführen konnte.

Bei diesen Aussichten neuer und allgemeiner Gefahren fühlte man zuerst, daß die in der letzten Zeit eingetretene Regierungsweise der kaiserlichen Gebiete nicht mehr haltbar war.

Die Vermählung seines Sohnes mit Königin Maria hatte der Kaiser dadurch gefeiert, daß er denselben seiner Gemahlin auch an Rang gleichstellte und ihm das Königreich Neapel übertrug, und zwar nicht allein dem Titel nach: gleich darauf ward es im Namen Philipps mit allen bei einem Thronwechsel herkömmlichen Formen in Besitz genommen[1]). Auch Mailand übertrug er ihm, und belehnte ihn mit Siena, ehe dieß noch erobert war. Hatte er ihn nicht zu seinem Nachfolger im Kaiserthum machen können, so überließ er ihm wenigstens diese italie-

1) Informatione di quanto è passato tra il C^le di Parecho ed il marchese di Pescara nel pigliar il possesso del regno di Napoli, und Ragguaglio del possesso preso, Inf. pol. XII.

nischen Länder, an die ihm freilich kein anderer Rechtstitel zustand als die alte Oberherrlichkeit der Kaiser darüber. Diese Uebertragung ist der Act, durch welchen diese Länder ihren alten Zusammenhang mit dem Reiche, das dabei in keiner Weise zu Rathe gezogen ward, vollends verloren haben. Damals war damit noch eine innere Regierungsveränderung verknüpft. Die bisherigen Repräsentanten des Kaisers in Italien konnten sich nicht mehr halten. Don Diego Mendoza, dem wir erst in Flandern, dann in England begegnen, begab sich nach Spanien. Ferrante Gonzaga ward nach den Niederlanden berufen und dort einer strengen Untersuchung seines Verhaltens unterworfen, die zwar mit persönlicher Freisprechung, aber doch nicht mit Herstellung in sein Amt endigte. Im Juni 1555 erschien der Herzog von Alba als Generalvicar Philipps II in Italien; die toledanische Partei, der auch der Herzog von Florenz angehörte, behielt unter dem Einfluß des neuen Fürsten zunächst den Platz. Und auch hiebei konnte es sein Verbleiben nicht haben. Lange Zeit brachte man, auch nach der Uebertragung, alle Geschäfte die sich auf Italien bezogen, zunächst an den kaiserlichen Hof. Erst nachdem hier Berathung darüber gepflogen und vorläufig Beschluß gefaßt war, wurden sie dem königlichen Hofe zu London mitgetheilt. Dadurch entstand nun nicht allein eine neue, sehr unzuträgliche Verzögerung, sondern bald gaben sich auch Meinungsverschiedenheiten der Minister und der Höfe kund. „Was wir hier diesseit machen," heißt es in einem Schreiben vom Hofe Philipps, „wird von Euch da drüben verdorben, und von uns, was Ihr macht[1])." Nachdem Mendoza und Gonzaga gefallen, konnte sich auch Granvella, ja selbst Königin Maria, welche bisher die Regierung in der Nähe des Kaisers ungefähr in demselben Sinne geleitet wie jene in Italien, nicht länger in ihrer Autorität behaupten. Das neue System das Philipp gründete, trieb das alte mit Nothwendigkeit aus seiner Stelle.

Da ereignete sich nun, daß Donna Juana, die Mutter des Kaisers, deren Name, mit dem ihres Sohnes vereinigt, noch immer an der Spitze aller königlichen Erlasse stand, nach

1) Mitgetheilt in den Dispacci fiorentini.

einem besonders heftigen Ausbruch ihres Wahnsinns endlich verstarb. Um die Vorkehrungen zu treffen, die hiedurch erforderlich wurden, und den Spaniern die Genugthuung zu geben, die sie in der Anwesenheit eines Fürsten aus dem regierenden Hause von jeher erblickten, schien es nöthig, daß entweder Carl selbst oder Philipp nach Spanien ginge.

Eine Zeitlang schwankten die Meinungen in Brüssel, welcher von Beiden diese Reise unternehmen würde: ein ernstlicher Zweifel konnte aber wohl niemals obwalten.

Dem Kaiser hatten seine Aerzte längst gerathen, sich nach einem wärmeren Himmelsstrich, in reinere Luft zurückzuziehen. Den jungen König würde dagegen eine Entfernung vom Mittelpunct der Geschäfte, an denen er kaum Antheil zu nehmen begonnen hatte, um allen Einfluß darauf und auch um sein Ansehen in Europa gebracht haben: die Gegner des Hauses wünschten nichts Besseres. Wenn sich aber der Kaiser entfernte und Philipp in den Niederlanden blieb, wie er denn daselbst im September 1555 erschien, so war nichts natürlicher als daß die Regierung auch dieser Lande wie der italienischen an ihn überging. Die bisherige Verwaltung hätte ohnehin neben seinen Ministern keinen Augenblick bestehn können.

Noch im Laufe des September wurden die Ritter des goldnen Vließes und die Stände der niederländischen Provinzen eingeladen, auf den bestimmten Tag des folgenden Monats in Brüssel zu erscheinen, um den König Philipp als ihren Herrn und Fürsten zu empfangen[1]).

Am 21sten October 1555 begann der feierliche Act der Abdication in der Versammlung der Ritter des goldenen Vließes. Der Kaiser zeigte sich weder kirchlich noch politisch sehr friedfertig gestimmt. Er eröffnete dem Capitel, daß er dem König Heinrich II von Frankreich den Michaelsorden zurückzuschicken gedenke, nicht allein wegen der andauernden Feindseligkeit die ihm derselbe beweise, sondern auch weil er Ketzer und Verräther in denselben aufgenommen. Die Frage ward erhoben, ob

1) Le Prince à la Princesse d'Orange 28 Spt. Bei Groen v. Prinsterer Archives de la maison d'Orange Nassau I, p. 17.

Churfürst Friedrich von der Pfalz, der des Lutherthums verdächtig sei, noch ferner zu dem Capitel berufen werden könne. Die Hauptsache aber war, daß der Kaiser den Versammelten seine Absicht ankündigte, wie die Regierung der diesseitigen Länder sammt Burgund, so auch die Würde eines Hauptes und Souveräns des Ordens vom goldnen Vließ, die an dieselbe sich knüpfe, auf seinen Sohn den König von England zu übertragen. Philipp trat einen Augenblick ab, während dessen die Ritter sich besprachen. Man kann denken, daß sich keine Stimme gegen den Vorschlag erhob, doch sollte keine Form unbeobachtet bleiben. Als Philipp wieder eintrat, ward er als der neue Souverän des Ordens beglückwünscht, und man faßte den Beschluß, demgemäß dessen Siegel zu verändern[1]).

Hierauf, am 25sten, versammelten sich die Mitglieder der Stände, die von den verschiedenen Landschaften hiezu mit den nöthigen Vollmachten versehen waren, im kaiserlichen Palast. Es war derselbe Saal, in welchem Carl vor vierzig Jahren für mündig erklärt worden, und die Regierung dieser Lande übernommen hatte. Dazwischen lag sein ganzes mit dem Kampfe aller lebendigen Elemente der Welt erfülltes Leben. Nachdem einer der Räthe die Proposition der Abdankung vorgetragen, ergriff der Kaiser selbst das Wort. Er ließ vor seinem Geiste vorübergehn, was ihn persönlich seit jenem Anfang betroffen: wie der Gedanke seiner Jugend, das Gebiet der Christenheit gegen den Erbfeind auszubreiten, durch den Widerstand politischen und religiösen Ursprungs, der sich ihm von allen Seiten erhoben, unausführbar geworden sei; wie schwer es ihm gefallen, selbst nur diese nächsten Feindseligkeiten zu bestehn; welche Reisen und Feldzüge er dazu unternehmen müssen, nach dem obern Deutschland, nach Italien, Frankreich, Spanien, Africa, wie oft er das Mittelmeer und den Ocean durchschifft habe: aber noch sehe er sich in gefährliche und heftige Kriege verwickelt; er habe gethan was er gekonnt, seine Kraft sei erschöpft: er würde eine schwere Verantwortung vor Gott auf sich laden, wenn er nicht die Regierung dem kräftigeren Manne,

1) Reiffenberg Histoire de l'ordre de la toison d'or p. 441.

seinem Sohne überlasse, den er ihnen hiemit als ihren Herrn vorstelle. Sein Sinn war noch nicht, demselben Alles abzutreten, er wollte ihm nur die Niederlande einräumen. Allein es lag etwas in seiner Rede, als lege er zugleich die ganze Regierung seines Reiches, die Aufgabe den Gedanken derselben zu realisiren, in Philipps Hände nieder. Indem er bekannte, ihm selber mit aller seiner Macht und aller Anstrengung sei es nicht gelungen, ermahnte er noch seinen Sohn und die Stände, an dem obersten Grundsatz wenigstens festzuhalten, von der alten Religion nicht abzuweichen. Er lehnte sich, indem er sprach, mit seinem linken Arm auf die Schultern des Prinzen Wilhelm von Oranien, den rechten hatte er auf einen Stab gestützt. Ein Moment voll Schicksal und Zukunft! Die Anwesenden wurden von dem Gefühl ergriffen, das sich beim Anblick der Vergänglichkeit menschlicher Größe und des irdischen Daseins der Gemüther unwiderstehlich bemächtigt; auch dem Kaiser selber stiegen die Thränen auf. Nicht das etwa, fügte er noch hinzu, thue ihm Leid, daß er die Herrschaft aufgebe, sondern es schmerze ihn, daß er das Vaterland, worin er geboren worden, und so viele ergebene Vasallen verlassen müsse; der Tod seiner Mutter rufe ihn nach Spanien[1]).

Auch Königin Maria legte in dieser Versammlung das Amt einer Regentin nieder. Den andern Tag leisteten die Stände dem neuen Fürsten den Eid der Treue.

Sogleich aber mußte sich das begonnene Ereigniß noch einen Schritt weiter zu seiner letzten Vollendung entwickeln.

Da widrige Winde und ein Krankheitsanfall den Kaiser an sofortiger Abreise verhinderten, so wurden die wichtigsten Sachen, auch wenn sie z. B. Italien betrafen, wie denn der florentinische Gesandte den Auftrag hatte den Kaiser von allem

1) Die letzte Wendung berichtet der florentinische Gesandte. Ueber die Rede des Kaisers giebt es überhaupt verschiedene Versionen, doch stimmen sie in allem Wesentlichen überein. Eine der merkwürdigsten ist die des Pontus Heuterus XIV; II. Er begeht allerdings den Fehler, den fast alle Geschichtschreiber theilen, daß er die Verhandlung mit den Rittern v. g. Bl. auch auf den 25sten setzt. Das kann aber seine Glaubwürdigkeit, namentlich über die Aeußerlichkeiten, nicht schwächen, da er selbst, 20 Jahr alt, der Versammlung beiwohnte.

in Kenntniß zu setzen, nach wie vor an ihn gebracht. Er wies sie nicht von sich; da er aber nicht gesund genug war sie zu erledigen, und nur die Antipathien und Reibungen der beiderseitigen Minister darüber erwachten, so führte dieß zu einer Crisis, aus der die vollständige Abdankung hervorging.

An sich leuchtet ein, daß bei den engen Beziehungen die sich zwischen den Ländern des Kaisers gebildet, eine Trennung derselben in zwei verschiedene Administrationen die größten Schwierigkeiten darbot. Ganz unübersteiglich zeigten sie sich in einem Augenblicke, wo ein neuer großer Krieg bevorstand. Gegen Ende des Jahres liefen Nachrichten von einem zwischen Paul IV, dem König von Frankreich und dem Herzog von Ferrara zu einer neuen Vertheilung der italienischen Länder getroffenen Bündniß ein [1]). Man muß bekennen, die Minister Philipps II hatten nicht Unrecht, wenn sie erklärten, die burgundischen und italienischen Länder ohne Beihülfe der spanischen nicht vertheidigen zu können. Wir haben unverwerfliche Nachrichten, daß Philipp II, von einigen Italienern wie Tornabuoni noch besonders angefeuert, dieß seinem Vater eines Tages sehr lebhaft und ernstlich vorgestellt hat.

Und zugleich erhob sich in dem Kaiser, bei dem es für alle sein Thun eines äußern Anstoßes bedurfte, eine Sehnsucht nach Zurückgezogenheit und klösterlicher Büßung, mit der er sich schon lange getragen, zu vollem Bewußtsein.

Noch als seine Gemahlin lebte, hatten sie sich wohl geträumt, am Ende ihrer Tage, nach abgelegter Herrlichkeit der Welt, in ein paar benachbarten Klöstern zu leben, er in einem Mannsconvent, sie unter Klosterfrauen, und dann unter dem Altar einer Kirche gemeinschaftlich begraben zu werden.

Bei der Rückkehr von dem unglücklichen Unternehmen gegen Algier an die spanische Küste bemerkte man, welchen Eindruck

1) Disp. Fiorentino 4 Genn. 1555 (56). Questa freddezza (zwischen den beiden Fürsten) è nata di poi la venuta del capitano Alessandro Tomasi, il quale vuole a tutti i partiti dar ad intendere a queste MM^{t} ed alli loro ministri, che i Franzesi unitamente col Papa voglion romper la guerra nel regno (di Napoli). Noch war Sicilien als zu Aragon gehörig unter kaiserlicher Verwaltung.

der Friede, die Einsamkeit und die einfache Lebensweise des ersten Klosters das er antraf, auf ihn machte.

Im tiefsten Geheimniß vertraute er bald darauf, im Jahr 1542, zu Monzon, dem Francisco de Borja seine Absicht, sich einmal in ein Kloster zurückzuziehen, mit ausdrücklichen Worten an.

Damals aber hatte ihn der Strom der Ereignisse noch einmal ergriffen: im Grunde ist das Meiste was sein Andenken in der Welt unvergeßlich gemacht hat, erst nachher geschehen; er hatte noch einmal den kühnen und großartigen Versuch gemacht, seinen Begriff eines römisch-gläubigen Kaiserthums zu realisiren; damit aber war es nun auch vorbei.

Was war ihm an der Macht gelegen, wenn sie ihm nicht mehr zur Ausführung seiner Gedanken dienen konnte? Als er sich in dem Falle sah, den unbedingten Frieden in Deutschland zwar nicht ausdrücklich bestätigen zu müssen, — niemals hätte er das gethan, — aber ihm doch auch nicht widerstreben zu können, meldete er seinem Bruder, daß er ihm die kaiserliche Würde überlasse. Nur in der besondern Bedeutung wie er das Kaiserthum gefaßt, hatte es Werth für ihn.

Und dazu kam noch eine Gewissensbedrängniß sehr persönlicher Art, die jetzt erst hervortaucht. Er bekannte, er habe Unrecht daran gethan, daß er sich aus Liebe zu seinem Sohne nicht zum zweiten Male vermählt habe, und verhehlte nicht, daß er darüber in Sünden gefallen sei die er jetzt büßen wolle, um sich vor seinem Ende mit seinem Gott zu vergleichen [1]).

Am 15ten Januar 1556, in einer Versammlung der angesehensten Spanier die sich in den Niederlanden befanden, in Anwesenheit der beiden Königinnen seiner Schwestern, übertrug der Kaiser auch die spanischen Königreiche an seinen Sohn.

In allen spanischen Hauptstädten, auf der Halbinsel selbst und in den Vicekönigreichen auf einer andern Hemisphäre, wurden darauf die Fahnen für den König Don Felipe den Zweiten erhoben: nicht anders als ob König Carlos, für sie dieses Namens der Erste, bereits gestorben sei.

So rasch und leicht konnte es nun aber mit der Uebertragung des Kaiserthums nicht gehn.

1) Bericht bei Arnoldi Historische Denkwürdigkeiten p. 31.

Wie Ferdinand später erzählt, langte unmittelbar vor dem Schlusse des Reichstags von 1555 der kaiserliche Geheimschreiber Pfinzing bei ihm in Augsburg an: mit der mündlichen und schriftlichen Anzeige, daß Carl das Kaiserthum ihm abzutreten wünsche, und zwar unverweilt: noch die damalige Reichsversammlung sollte diese Sache zu Ende bringen [1]). Ferdinand zeigte wie unmöglich dieß sei, da die Versammlung noch an demselben Tage geschlossen werden müßte, und die Sache ohnehin nicht vor den Reichstag, sondern vor die Churfürsten gehörte. Er versichert, er habe alles gethan um den Kaiser von diesem Gedanken zurückzubringen: vier Mal nach einander, durch Pfinzing und Gusman, dann durch seine Söhne Ferdinand und Maximilian habe er ihm Gegenvorstellungen machen lassen, es sei aber alles vergeblich gewesen.

Manche wollten vermuthen, Ferdinand habe absichtlich gezögert die Sache in Gang zu bringen, um nicht etwa seinem Neffen Gelegenheit zur Erneuerung seiner alten Versuche zu geben [2]), wie denn wenigstens der Einwand, den die Churfürsten machten, daß man nicht so viele Häupter auf einmal haben könne, durch die Abdankung wegfiel. Allein ich finde davon keinen Beweis. Noch vor dem Reichstag hatte der Kaiser seinem Bruder die Versicherung gegeben, daß seine Absicht nicht dahin gehe; nach seiner Art nicht ausdrücklich, aber unzweideutig: daran hielt er fest.

In dem Briefwechsel zwischen beiden Brüdern in den Jahren 1555 und 1556, so weit ihn das Brüsseler Archiv aufbewahrt, findet sich überhaupt das alte herzliche Verhältniß wieder, das früher so lange obgewaltet: war etwas dazwischen vorgefallen, so war das nun so gut wie vergessen.

„Wo ich auch sein möge," schreibt Carl am 19 Oct. 1555, zu einer Zeit wo von seiner nahen Abreise die Rede war, „immer werdet Ihr in mir meine alte brüderliche Zuneigung

1) Kaiserlicher Majestät Selbstrede, in den Acten der Resignation des Kaiserthums in Hoffmanns Sammlung ungedruckter Nachrichten p. 27.

2) Cabrera Felipe segundo p. 31.

finden, und ich will alles dafür thun, daß sich unsre Freundschaft auch unter den Unsern fortsetze."

„Ich darf versichern," antwortete Ferdinand, „daß ich nichts mehr wünsche, als in der Unterthänigkeit und brüderlichen Freundschaft, die ich bisher gegen Ew. Majestät gehegt, bis ans Ende zu verharren: so bleibe es auch unter unserer Nachkommenschaft: ich werde die Meinen anweisen, daß sie denselben Weg wandeln."

Noch einmal versichert hierauf der Kaiser seinen Bruder der Liebe die er ihm schuldig sei: das wisse Der, der sie geschaffen; ein großer Trost würde es ihm gewesen sein, Ferdinand noch einmal vor seiner Abreise zu sprechen.

Ferdinand sendete wenigstens Maximilian, der sonst nicht in Gnaden gestanden; aber jetzt ward auch dieß Verhältniß ausgeglichen: alle gegenseitigen Ansprüche wurden freundlich gehoben, und Maximilian muß gestehn, daß er sehr gut behandelt worden sei.

Sorgfältig vermied der Kaiser jede weitere Theilnahme an Geschäften die mehr als bloße Canzleisachen waren. Zu der Reichsversammlung, die im Juli 1556 in Regensburg eröffnet ward, verweigerte er Abgeordnete zu schicken, was er doch noch vor dem Jahre gethan, so daß er jetzt auch gar nicht mehr gefragt werden konnte. „Ich werde mich," schreibt Ferdinand, „dem Wunsche Ew. Majestät fügen, und im Namen Gottes, so weit er es mir eingeben wird, die Geschäfte führen." Man sieht: es ist das Gefühl des Beginnens, das sich in diesem Briefe ausspricht: die Leitung dieser Versammlung ist der Anfang der selbständigen Reichsverwaltung Ferdinands.

Endlich, im September 1556 kam dann auch die Zeit wo der Kaiser wirklich von Seeland aus nach Spanien unter Segel ging. Es war eine seiner letzten Handlungen in diesseitigen Landen, daß er eine Gesandtschaft, an deren Spitze Wilhelm von Oranien stand, abordnete, um den Churfürsten seine Verzichtleistung zu Gunsten seines Bruders anzukündigen. In der Urkunde sind die Ausdrücke, die jede Bedingung dabei ausschließen, recht absichtlich gehäuft. Es heißt darin, er trete demselben das heilige Reich und römische Kaiserthum ab, sammt

dessen Verwaltung, Titel, Hoheit, Scepter und Krone, mit allen jeglichen Rechten, frei, vollkommen, unwiderruflich.

Wenn Ferdinand nicht rascher vorschritt, so liegt das nur daran, daß die Dinge in Deutschland überhaupt langsam gehn und vor allem gut vorbereitet sein wollen.

Als die Churfürsten zuerst, doch nur im Allgemeinen Nachricht von dem Vorhaben der Uebertragung des Reiches erhielten, und zu einer Zusammenkunft deshalb eingeladen wurden, fürchteten sie fast, es werde nur von der Verwaltung die Rede sein, und Carl werde sich Titel und Krone vorbehalten wollen.

Sie urtheilten, daß dieß nicht genügen würde, und nicht unmerkwürdig sind die Gründe die Sachsen und Brandenburg, die bei Gelegenheit einer festlichen Zusammenkunft darüber beriethen, dagegen anführen [1]).

Sie meinen, dann könne es dem Kaiser unter veränderten Umständen wohl beikommen, die Verwaltung einmal wieder zu ergreifen, Truppen ins Reich zu führen, einen Fremden zum Kaiser zu machen, und die Churfürsten, die ihre Stimme dazu nicht geben wollten, mit Gewalt zu erdrücken.

Oder im Gegentheil, wenn das nicht geschehe, der Kaiser nur den Namen führe und nicht das Amt verwalte, so könne der Papst daher Anlaß nehmen, die kaiserliche Krone auf Frankreich, wie er ohnehin wünsche, zu übertragen.

Ueberhaupt aber müsse wo möglich der Gefahr ein Ende gemacht werden, daß der König von Frankreich durch seine Kriege mit dem Kaiser veranlaßt gegen das Reich um sich greife: leicht könne derselbe sonst den Rheinstrom gewinnen.

Wir sehen wohl, diese ganze Combination, nach welcher ein Fürst, dessen Macht auf außerdeutschen Verhältnissen beruhte, die Krone inne hatte, und dadurch entweder, wenn er stark und mächtig war, die Freiheit des Reiches gefährdete, oder wenn er das nicht war, die Grenzprovinzen dem gewaltsamen Umsichgreifen seiner Feinde aussetzte, wünschten sie abgestellt zu sehen.

1) Berathschlagung sächsischer und brandenburgischer Räthe. 1557. (Berl. Arch.)

Eine Uebertragung der Verwaltung verwarfen sie nur als unvollständig: aus demselben Grunde aber waren sie sehr geneigt die Verzichtleistung anzunehmen.

Eine Zeitlang war die Mahlstatt der Versammlung zweifelhaft. Ferdinand wünschte einen den Erblanden bequem gelegenen Ort, etwa Eger oder auch Ulm, die Churfürsten beharrten auf dem für die Wahlhandlungen durch das Herkommen festgesetzten Frankfurt; darüber ward dann weitläuftig hin und her geschrieben, und es dauerte bis in den Anfang des Jahres 1558, ehe man — und zwar eben in Frankfurt — zusammenkam.

Am 25sten Februar 1558 hörten die Churfürsten das Anbringen des Prinzen von Oranien, der sich entschuldigte, daß sein Beglaubigungsschreiben von so altem Datum sei.

Da der Antrag mit den Wünschen die sie hegten zusammentraf, so fiel jeder Widerspruch weg. Sie ergriffen nur die Gelegenheit, durch die von dem römischen König zu beschwörende Capitulation den zuletzt getroffenen Reichseinrichtungen eine neue Festigkeit zu geben.

Noch einmal wurde hier der zu Passau vorgelegten Beschwerden gedacht: wir finden sie aufs neue Punct für Punct von den churfürstlichen Räthen begutachtet; allein wenn man sich schon in Augsburg überzeugt hatte, daß die meisten durch die dort beschlossenen Einrichtungen von selbst erledigt worden, so war das jetzt, da Würde und Verwaltung des Kaiserthums auf immer an Ferdinand übergingen, noch mehr der Fall: — man hielt für hinreichend, sie demselben, wie sie waren, zu übergeben, damit er selbst sehen möge, was davon noch abzustellen sei.

In der Capitulation dagegen ward nun die Verpflichtung auf die Reichsbeschlüsse des Jahres 1555 überall, wo die Gegenstände derselben in Erwähnung kamen, so nachdrücklich wie möglich eingeschaltet. Ferdinand gelobte, den Religionsfrieden sowohl als den Landfrieden und dessen Handhabung, wie sie im Jahr 1555 aufgerichtet worden, und die dort zu Stande gekommene revidirte Kammergerichtsordnung stät und fest zu beobachten. Er versprach nichts dagegen weder selbst zu verfügen, noch sich von einzelnen Ständen bewilligen zu lassen, noch auch

anzunehmen wenn es ihm bewilligt würde. Alle frühern Reichsordnungen sollten nur gültig sein, in so fern sie mit den Beschlüssen vom Jahre 1555 übereinstimmen.

Am 14ten März 1558 beschwur zuerst Ferdinand in Gegenwart sämmtlicher Churfürsten in der Churcapelle der Bartholomäuskirche diese Capitulation; hierauf setzte ihm der Erzkämmerer des Reiches, Churfürst Joachim II, die goldene Krone auf; dann begaben sie sich sämmtlich auf eine dort vor dem hohen Chor aufgerichtete Bühne. Indem sie sich hier nach althergebrachter Ordnung niedergelassen: zur Rechten des Kaisers Mainz und Pfalz, zur Linken Cöln, Sachsen und Brandenburg, vor ihm Trier, — die Unterämter von Pfalz und Sachsen, Selbeneck und Pappenheim, standen mit Reichsapfel und Schwert vor Ferdinand, Joachim II hielt das Scepter selbst in seiner Hand, — stiegen von der andern Seite eine breite Brücke, welche die Kirche mit der Bühne verband, die Bevollmächtigten Carls V, der Prinz von Oranien und der Vicecanzler Seld hinauf. Seld verlas die kaiserliche Vollmacht und die Urkunde der Cession; Dr Jonas die der Annahme von Seiten Ferdinands, die denn hauptsächlich enthielt, daß er mit dem Rathe der Churfürsten, den er sich erbat, zu regieren gedenke. Hierauf ward König Ferdinand als erwählter römischer Kaiser proclamirt. Im Namen der Churfürsten begrüßte ihn der Erzcanzler des Reiches: im Namen der Reichsfürsten, die sich sehr zahlreich eingefunden, Christoph von Würtemberg; Ferdinand gelobte ihnen ihre Privilegien zu halten. Man sah, daß sich Alle, welches auch ihre religiösen Meinungen sein mochten, wieder als eine Einheit fühlten, auf dem Grunde des von keiner künftigen dogmatischen Festsetzung abhängigen immerwährenden Friedens. Der Gottesdienst, mit welchem sie die Feierlichkeit beschlossen, war so eingerichtet, daß die Einen und die Andern demselben beiwohnen konnten.

Man fühlte, daß es auch außerhalb der dogmatischen Gegensätze etwas gebe was doch auch Religion sei, obgleich es sich nicht so leicht aussprechen ließ; hauptsächlich aber sah man, daß jenseit der Fragen über Mein und Dein, die daraus entsprungen, und aller damit zusammenhängenden politischen Irrung, noch

etwas Gemeinsames liege, was man schlechterdings festhalten müsse, die Idee des Reiches. Carl V hatte in dem Kaiserthum ein ihm zugefallenes, von ihm persönlich geltend zu machendes Recht gesehen: jetzt kam dasselbe wieder an die Gemeinschaft der Fürsten zurück. In jenem Verzeichniß der Beschwerden wird der Begriff des heiligen Reiches festgehalten; es wird als ein solches bezeichnet, das auf dem Wege freier Wahl sich selbst und der ganzen Christenheit ein weltliches Haupt zu setzen habe, und nach den alten Rechten und Herkommen, mit Wissen, Willen und Rath der Stände zu regieren sei [1]). Man faßte dabei sehr gut die doppelte Beziehung der innern Ordnung und des äußern Ranges, auf denen es beruht, die mit einander gegründet worden, nicht an die Person, sondern an die Gemeinschaft geknüpft waren, und die man nicht fallen lassen durfte. Ein jeder fühlte wohl, daß er außerhalb dieser Vereinigung nur wenig bedeute.

Besonders waren die sechs Churfürsten davon durchdrungen. Gleich bei der Einladung zu einer persönlichen Zusammenkunft hatten Sachsen und Brandenburg den Gedanken gefaßt, dieselbe zur Erneuerung des Churfürstenvereins zu benutzen, der lange Zeit die vornehmste Macht im Reiche gebildet. Sie waren der Meinung, auch das frühere Ansehen des Collegiums lasse sich wiedergewinnen, wenn es nur in allem zusammenhalte, was die Wohlfahrt des Reiches und die eigne Hoheit anlange [2]).

Es kam ihnen hiebei zu Statten, daß die Erinnerung an die alten Rechte durch ein neues Verdienst wieder belebt worden war. Wie wir sahen, waren die Einrichtungen des Reichstags

1) „Nachdem das heil. Reich deutscher Nation ein frei reich ist — das aus seinen eignen Gliedern durch frei ordentliche wal der Churfürsten ein weltlich haupt zu erkiesen hat, welches haupt gleichwol in sachen dasselbig Reich belangend, vermöge der guldnen bull, und altem herkommen nach, mit Wissen, Willen und Rath der Stände und sonderlich der sechs Churfürsten als der vornehmsten Glieder regieren soll.“ Kurtzer Bericht etlicher gemeiner auch sonderbarer beschwerungk des heil. reichs deutscher Nation — allein zu weiterm Nachdenken und Erinnerung gestalt. (Archiv zu Berlin.)

2) „Und wurden die kais. u. kön. Mt, wan sie sehen, das die Churfürsten sich wiederum freundlich zusammenhielten, und in dem das des heil. reichs wolfahrt und ire selbst churfürstliche Würde und Hochheit anlangete, vor einen man stunden, ungezweifelt vil underwegen lassen.“

von 1555 in alle dem worin man sich vereinigt hatte, das Werk des Churfürstenrathes.

In dem neuen Vereine nun, der wenige Tage nach dem Acte der Renunciation, am 18ten März, zu Stande kam, gelobten die Churfürsten vor allem, über diesen Ordnungen zu halten und einander zu Hülfe zu kommen, wenn einer von ihnen „dem Frieden in Religions- oder Profansachen zuwider" angegriffen werden sollte. Bei dem Entwurf der Capitulation hatten sie sich das Recht vorbehalten wollen, nur in ihrem eigenen Rathe zu beliberiren, nicht zu einem Ausschuß aus beiden Räthen genöthigt zu werden, — was in der letzten Versammlung ihnen und der gemeinen Sache so vortheilhaft gewesen war; — Ferdinand hatte jedoch aus Rücksicht auf das Fürstencollegium Bedenken getragen dieß zu genehmigen: sie halfen sich dadurch, daß sie in dem Vereine übereinkamen, zu einem solchen Ausschuß niemals einzuwilligen. Mit besonderm Nachdruck verpflichteten sie sich, einer den andern nicht etwa um der Religion oder der Cerimonien willen von den Wahlen auszuschließen, dazu unfähig zu achten. Sie betrachteten sich fortwährend als die vordersten Glieder des römischen Reiches; auch nachdem die Hälfte von ihnen sich von der römischen Kirche getrennt hatte, in ihrer Gesammtheit als die Säulen des Reiches und der Christenheit. Sollte sich Jemand, wer auch immer, unterwinden, das heilige Reich der deutschen Nation zu entziehen und auf eine andre zu übertragen, so wollen sie sich gemeinschaftlich dagegen setzen, keiner soll den andern verlassen. Das schwören sie einander, alle in der von den Protestanten angenommenen Formel, bei Gott und dem heiligen Evangelium [1]).

In dieser Urkunde finden sich Ausdrücke die an den früheſten Churverein vom Jahr 1338 erinnern: ein späterer, von 1446, wird darin ausdrücklich erwähnt, die goldene Bulle zu wiederholten Malen. Wie wir bemerkten, daß alle seit Friedrich III versuchte Reichseinrichtungen durch die Beschlüsse von 1555 vollendet und erst recht festgestellt wurden, so gab es dem neuen

1) Neuester gemeiner Verein aller Churfürsten, unter andern bei Gerstlacher Handbuch der Reichsgesetze IV, 511. S. erinnert, daß 1745 Böhmen und Hannover in den Verein aufgenommen wurden.

Zustand der sich in deren Folge bildete, noch eine besondere Gewähr, daß die Erneuerung der churfürstlichen Macht sich damit verband, deren Wurzeln in noch bei weitem ältere Zeiten zurückreichen.

Freilich konnte sich nun auch Niemand wundern, wenn der Repräsentant der in den hierarchischen Jahrhunderten gebildeten Rechtgläubigkeit und geistlich-weltlichen Gewalt, der römische Papst, sich diesen Dingen widersetzte.

Paul IV haßte ohnehin das Haus Oestreich, dem er das Emporkommen der protestantischen Meinungen zuschrieb; er konnte Ferdinand nicht vergeben, daß unter seinen Auspicien ein Reichsabschied zu Stande gekommen war, wie der augsburgische von 1555. „Was könne," heißt es in einem seiner Schreiben, „dem katholischen Glauben Widerwärtigeres begegnen, als was dort in Augsburg beschlossen worden [1])." Der römische Hof hat ihn niemals anerkannt.

Eben so lief es aber allen Begriffen Pauls IV von der päpstlichen Oberhoheit auch über das Kaiserthum entgegen, daß Carl V demselben entsagte, ohne mit ihm darüber Rücksprache genommen zu haben, und zwar in die Hände der Churfürsten, nicht in die seinen. Er erklärte die ganze Entsagung für null und nichtig: für nicht minder ungültig die darauf erfolgte Wahl: die von Ketzern, ja von Häresiarchen vorgenommen worden. Er äußerte Zweifel selbst über die persönliche Befähigung Ferdinands, der da lebe wie Eli, und sich nicht darum kümmere, daß sein Sohn Maximilian den Abtrünnigen beigetreten sei [2]). Den Gesandten Ferdinands, Martin Gusman, wollte er lange Zeit nicht sehen: bei Nacht sei er gekommen, rief er aus, bei Nacht möge er sich entfernen; nachdem Gusman eine Zeitlang in Tivoli gewartet, ward er endlich zwar vorgelassen, aber nur als Privatmann, und um die Einwendungen zu hören, welche eine Congregation von Cardinälen gegen das Verfahren der

1) An den Bischof von Passau 18ten December 1555. Bei Raynaldus 22, 134.

2) Babon au roi de France 11 Juin 1558 bei Ribier II, 746.

Deutschen erhob [1]). Der römische Hof stellte die Forderung auf, der neue Kaiser solle zuerst auf seine Würde wieder Verzicht leisten und erwarten was der Papst alsdann verordnen werde.

So weit war es nun doch im Reiche gekommen, daß sich Niemand um diesen Widerspruch bekümmerte. Es war eine Zeit gewesen, wo die Fürsten auf den Wink des Papstes zu neuen Wahlen schritten: jetzt waren sie alle, geistliche wie weltliche, in der Absicht einverstanden, das Ansehen des Reiches gegen denselben aufrecht zu erhalten. Viel Worte darüber zu wechseln, schien nicht einmal nöthig. Nur der Kaiser ließ durch den Reichsvicecanzler Seld eine Widerlegung der päpstlichen Ansprüche ausarbeiten [2]). Vielleicht das Merkwürdigste darin ist, daß auch das Interesse des Reiches zu einer ausdrücklichen Verwerfung der päpstlichen Satzungen aus den letzt vorhergegangenen Jahrhunderten nöthigte [3]). So ernstlich der Kaiser und sein Canzler sonst an der hergebrachten Kirchenlehre festhalten, so sehen sie sich doch auf ihrem Standpunct endlich zu einer Opposition getrieben, die eine gewisse Verwandtschaft mit dem ersten Auftreten des Protestantismus hat. Die ganze politische Entwickelung des Reiches wäre nun einmal ohne Gegensatz gegen das Papstthum gar nicht möglich gewesen. Wie die Churfürsten, so mußte jetzt auch der Kaiser auf die Zeiten Ludwigs des Baiern zurückkommen. Aventins Darstellung derselben und Lupold von Babenberg sind für Seld eine große Autorität.

Während dieser Irrungen lebte nun Carl V schon längst in dem Zufluchtsort den er sich ausersehen.

In Estremadura, in der Vera von Placencia, die den alten

1) Vgl. die Erzählung von Nores, das Original aller späteren, bei Bromato Vita di Paolo IV Bd. II, 431.

2) Die Beschwerden und Anmuthungen des Papstes ergeben sich aus diesem „ausbündigen treweiffrigen Rathschlag" beim dritten und vierten Punct p. 189 und 195 besser als aus den bei Goldast p. 166 vorhergehenden apocryphen Artikeln.

3) „Wann E. M. sonsten gemeynet ist, die alten heiligen Canones zu halten, und bey denselben zu bleiben, So dürffen sie sich die neuwen partheyischen Bäpst Decretales nicht bekümmern lassen, quia talis est extravagans illa, unam sanctam." Seld bei Goldast Politische Reichshändel p. 185.

Ruf gesunder Luft genießt, in der Mitte von Baumpflanzungen, die von frischen Quellen und Bächen vom Gebirge belebt sind, liegt das Hieronymitenkloster Juste, das damals aus zwei Klostergebäuden und einer Kirche bestand, an dem Abhang eines Hügels der es vor den Nordwinden schützt, in vollkommener Einsamkeit. Dahin hatte sich der Kaiser sogleich nach seiner Ankunft in Spanien begeben.

Man dürfte nicht glauben, daß er ein Klosterbruder geworden sei. Er wohnte nicht in dem Kloster, sondern an der Kirche war ihm ein eigenes Haus erbaut; unfern davon waren Wohnungen für seine Dienerschaft eingerichtet, die noch den ganzen Apparat einer regelmäßigen Hofhaltung darstellt [1]). Auch ist ein Irrthum anzunehmen, daß er aller Theilnahme an den Geschäften entsagt habe. Mit seinem Sohne stand er in ununausgesetztem Briefwechsel, und dieser bat ihn noch zuweilen, die Gewalt wiederzuergreifen: in Spanien unternahm er noch einiges auf eigene Hand. Unter andern finde ich, daß er nach dem Tode König Johannes III von Portugal im Jahre 1557 jenen Francisco de Borja, der damals in den Jesuitenorden getreten war, nach Lissabon schickte, unter dem Scheine einer Visitation dortiger Collegien, aber in der That, um zu bewirken, daß in die neue Huldigung der junge Don Carlos, sein Enkel, aufgenommen werde [2]). Der Unterschied gegen früher lag besonders darin, daß er nicht von laufenden Geschäften bedrängt war und keine Regierungspflicht mehr hatte. Er konnte der Einsamkeit und Ruhe, nach der ihn verlangte, so viel er wollte genießen. Seine Umgebung hatte Befehl, keine Besuche anzunehmen, und in dem Kloster war es so still, als wäre er nicht anwesend. Oder vielmehr, es ward noch stiller durch ihn: er

1) Aus den Legaten seines Testamentes lernt man die Mitglieder derselben kennen, — eine ganze Anzahl Kammerdiener, besondre Diener für die Fruchtkammer, Obstkammer, Lichtbeschließerei, Aufbewahrung der Kleider, der Juwelen, meistens Niederländer, jedoch unter einem spanischen Oberhofmeister Luis Quirada. Der Leibarzt und eine Apotheke fehlten nicht.

2) que desejava, que Portugal jurasse condicionalmente na falta del Rey D. Sebastiao por sucessor da Coroa ao principe D. Carlos seu Neto. Barbosa Machado Memorias para a historia de Portugal, que comprehendem o governo del rey D. Sebastiao 1736. Tomo I, p. 72.

bemerkte mit Mißfallen, daß zuweilen Frauen an die Pforte kamen und mit den Mönchen redeten: auf seinen Wunsch ward es abgestellt. Man hatte dafür gesorgt, daß der Blick aus seinen Zimmern, der über die Klostergärten hinführte, durch nichts Fremdartiges gestört wurde. Sein Vergnügen war, wenn er sich wohl befand, nach einer kleinen ein paar Armbrustschüsse entfernten Einsiedelei zu lustwandeln, unter dem Schatten dichtgepflanzter Castanienbäume, welche vor der Sonne dieses Himmels schützten; zuweilen machte er den Weg auf einem Saumthier, endlich war ihm auch dieß unmöglich. Besonders gern wohnte er dem Gesange in der Kirche bei, wie er denn Geschmack und Unterscheidungsgabe für die Musik besaß; die Obern des Ordens hatten nicht versäumt, ihre besten Stimmen in dem Kloster zu versammeln. Seine Wohnung war in eine solche Verbindung mit der Kirche gesetzt, daß er in den Tagen der Krankheit den Gesang und die Feier der Messe in seinem Schlafzimmer hören konnte.

Und so hoffte er wohl, das Ziel seiner Tage in tiefem Frieden zu erreichen. Jedoch vergeblich. So lange der Mensch noch athmet und lebt, kann er sich dem Kampfe der Elemente nicht entziehen, welcher die Welt bewegt. Auch in dieser Abgeschiedenheit ward Carl V von den ihm, seit sie den Umsturz seines Glückes veranlaßt, erst recht verhaßten neuen Meinungen erreicht. Plötzlich entdeckte man kleine Gemeinen protestantischer Tendenz in Vallabolid und Sevilla[1]). Augustin Cazalla, der während des schmalkaldischen Krieges um ihn gewesen und noch in Juste vor ihm gepredigt, wies sich selbst als ein Lutherisch-gläubiger aus. Der Kaiser war darüber betroffen, ja erschüttert. Am Ende seiner Tage mußte er erleben, daß ein Mann der sein Gewissen eine Zeitlang geleitet, die Meinungen bekannte, mit denen er sein ganzes Leben gekämpft hatte. In seinem letzten Codicill, nur zwölf Tage vor seinem Tode, ermahnt er noch seinen Sohn und die spanische Regierung auf das dringendste, die Ketzereien in ihrem Keime zu unterdrücken. Doch scheint es fast als habe er an menschlichen Mitteln verzweifelt. Er

1) M'Crie Geschichte der Reformation in Spanien p. 252.

betete nur noch für die Einheit der Kirche: „in deine Hände, o Herr," hörte man ihn sagen, „habe ich deine Kirche übergeben [1])." Er starb in dem Gedanken der sein Leben ausgemacht: 21 Sept. 1558.

Für eine Kirche von politisch-religiöser Einheit, die ganze abendländische Welt umfassend, wie er sie gedacht, war kein Raum mehr in Europa. Der Gedanke selbst ist niemals wieder so lebendig in die Seele eines Menschen gekommen, wie Carl V ihn hegte. Schon genug, wenn die südlichen Nationen sich der vordringenden Bewegung nur selber erwehrten: von den nördlichen einmal in der Abweichung begriffenen war keine Rückkehr zu erwarten.

Und beruht denn die Einheit der Christenheit wirklich so ausschließend auf dem gleichen religiösen Bekentniß?

Irre ich nicht, so hat sie sich auch unter den Gegensätzen behauptet, die doch die gewonnene Grundlage nicht verleugnen können, sich unaufhörlich auf einander beziehen, einer ohne den andern nicht zu denken sind. Zuletzt ist der gleichartige Fortschritt der europäischen Cultur und Macht an die Stelle der kirchlichen Einheit getreten. Was diese verloren hatte, das Uebergewicht über die Welt, ist durch jene im Laufe der Jahrhunderte wiedererworben worden.

Wie weit übertreffen die göttlichen Geschicke menschliche Gedanken und Entwürfe.

Noch nicht zwei Monat nach Carl starb Maria von England, und die protestantischen Tendenzen, die nur durch die Voraussicht ihres baldigen Todes vom Ausbruch zurückgehalten worden, traten nun in neuer Kraft, durch die Prüfung die sie bestanden erst des nationalen Geistes recht mächtig geworden, hervor. Königin Elisabeth bestieg den Thron, und die Herrschaft des Papstthums hörte auch in England auf.

In Deutschland bemerkten die evangelischen Fürsten auf der Stelle, wie viel das auch für sie zu bedeuten habe. Aus ihren Briefen ergiebt sich, daß sie sehr wohl die Verstärkung wahrnahmen, die das von ihnen ergriffene System dadurch erhielt.

1) In manus tuas tradidi ecclesiam tuam. Sandoval II, 834.

Siebentes Capitel.

Fortgang und innerer Zustand des Protestantismus.

Wenn man im funfzehnten Jahrhundert wirklich der Meinung gewesen ist, wie man denn viel davon gesprochen hat, daß sich das Ansehen und die Macht des alten Kaiserthums in Europa wieder herstellen lasse, so war es dahin nun freilich nicht gekommen.

Vielmehr hatte die Verbindung des Reiches mit einem über zwei Welten hin mächtigen Kaiser, wie Carl V, nur neue Verluste nach sich gezogen.

Die Siege welche die Deutschen mit den Spaniern in Verbindung in Italien erfochten, führten doch nur dahin, daß die eröffneten Reichslehen, auf deren Erträge man wohl einst die Verwaltung des Reiches zu gründen gedacht, an den Prinzen von Spanien übergingen und von Deutschland vollends losgerissen wurden. Die Niederlande bildeten zwar dem Namen nach noch einen Kreis des Reiches, aber in ihrer innern Verwaltung waren sie von den Anordnungen der Reichsgewalten vollkommen unabhängig; daß der Kaiser Geldern und Utrecht in Besitz genommen, war für diese ein eigentlicher Verlust. Und dabei war der Kaiser doch in seinem Kriege mit Frankreich zuletzt der Schwächere geblieben, so daß der Einfluß der Franzosen in Lothringen überwog, und die Grenzlande der französischen Zunge, die so viele Jahrhunderte hindurch behauptet worden, geradezu

verloren gingen. Wohl gelang es König Philipp II, kurz darauf das Gleichgewicht zwischen beiden Mächten herzustellen; Frankreich mußte sich entschließen alle seine Eroberungen herauszugeben; nur die behielt es, die es über das Reich gemacht. Die Eidgenossenschaft und Böhmen mit seinen Nebenlanden, obwohl Glieder des Reiches, waren niemals in die Kreise desselben eingezogen. Wie hätte man daran denken können, die im funfzehnten Jahrhundert von Polen losgerissenen preußischen Landschaften wieder herbeizubringen? In dem Ueberreste derselben, dem östlichen Ordenslande, hatte man das einzige Mittel, eine gewisse Selbständigkeit für bessere Zeiten zu retten, darin gesehen daß man sich unter einem erblichen Fürsten der polnischen Krone freiwillig anschloß. Daß die Liefländer sich nicht zu einem ähnlichen Schritte vereinigen konnten, mußte bald ihre völlige Entfremdung zur Folge haben.

Der vornehmste Grund von alle dem lag darin, daß die Begriffe von Kaiser und Reich nicht mehr in einander aufgingen. Wir bemerkten oft, daß gerade der Kaiser, selbst im Zenith seiner Macht, die sorgfältigsten Vorkehrungen traf, seine Erblande von den Einwirkungen des Reiches zu befreien. Dagegen wollten auch die Stände nicht zu einem Anhang der großentheils auf frembartigen Weltverhältnissen beruhenden kaiserlichen Macht werden. Während in allen benachbarten Ländern die erbliche Gewalt fortschritt und zu Unternehmungen nach außen erstarkte, brach in Deutschland ein Widerstreit zwischen dem Oberhaupt und den Ständen aus, der mit der Abdankung des Ersten endigte. Wir wissen, daß die Unruhen von 1552 nicht von den religiösen Irrungen allein herrührten, sondern nicht weniger durch den Widerwillen der in ihrer Autonomie gefährdeten Reichsstände gegen das Aufkommen einer durchgreifenden oberherrlichen Gewalt veranlaßt wurden. Glück genug, daß man in den Stürmen und Verwirrungen jener Tage nicht noch größeres Mißgeschick erfuhr, daß nicht, wozu es sich einen Augenblick wohl anließ, der Gegensatz eines französischen und eines kaiserlich-spanischen Anhangs Deutschland geradezu in zwei Parteien zersetzte.

Und waren wohl überhaupt jene Versuche die Reichsver-

fassung zu verbessern, dazu angethan, demselben eine starke Stellung nach außen zu verschaffen? Was auch dann und wann beabsichtigt worden sein mag: die Einrichtungen zu denen es wirklich gekommen ist, waren doch nur friedlicher Natur. Der Kaiser ward als die Quelle des Rechts, als der Ausdruck und Inbegriff der Würde und Hoheit des Reiches verehrt; Macht aber sollte ihm von Anfang nicht gegeben werden: diese sollte allein in der Vereinigung der Stände ihren Sitz haben.

Was sich auf diesem Grunde erreichen ließ, war nun doch erreicht worden.

Eifersüchtig hatte man den Vorrang festgehalten, der dem Reiche in dem Verein der abendländischen Völker von jeher zukam und auf welchem das Verhältniß der Stände, die Abstufung ihrer Macht und ihres Ranges nun einmal beruhte, und demselben sogar eine festere unabhängige Anerkennung verschafft. Der Anspruch der Päpste, über das Reich zu verfügen, entlud sich nur noch in Worten: in der Sache selbst erschien er matt und kraftlos.

Ueberhaupt war den Einwirkungen des römischen Stuhls, der früher, selbst in weltlicher Beziehung, eine wahrhafte Gewalt im Reiche ausmachte, eine Grenze gesetzt worden. Oder sollte es heutzutage Jemand geben, dem es als ein Nachtheil erschiene, daß päpstliche Legaten nicht ferner deutsche Reichstage eröffneten, der römische Hof nicht mehr zur Bestätigung von Zöllen, zur Schlichtung von Rechtshändeln herbeigezogen wurde, noch Contributionen in Form des Ablasses ausschreiben durfte?

Wir können sagen: die Gedanken des vierzehnten Jahrhunderts, wie sie dem ältesten Churfürstenvereine und der goldnen Bulle zu Grunde liegen, und das Bestreben des funfzehnten, an die Stelle der Willkürlichkeiten, welche der kaiserliche und der päpstliche Hof von der Ferne her ausübten, wobei sie doch den eingerissenen Gewaltsamkeiten nicht im mindesten steuern konnten, Ordnung Friede und Recht einzuführen, waren jetzt erst vollzogen; die ursprünglich beabsichtigte ständische Verfassung war in großen umfassenden und friedebringenden Constitutionen befestigt.

Es liegt am Tage, daß das Emporkommen der protestan-

tischen Meinung an allen diesen Dingen den größten Antheil hatte. Zu der Opposition gegen das Papstthum gab sie zugleich Berechtigung und weiteren Antrieb. Dem Kaiserthum, dem sie an sich nicht entgegen war, mußte sie sich doch wegen seiner Verbindung mit der geistlichen Macht widersetzen. Erst unter ihrem Einfluß kamen Landfriede, Kammergericht, Executions- und Kreiseinrichtungen zu bleibender Gestalt; mit dem Religionsfrieden zusammen bildeten sie ein einziges zusammenhängendes schützendes System. Wer es nicht annahm, gehörte nicht mehr in vollem Sinne des Wortes zum Reiche.

Dadurch geschah nun aber wieder, daß die protestantische Entwickelung fortan unter dem Schutze der Reichsgemeinschaft stand. Das Reich hatte sich verpflichtet, keiner Verdammung der Evangelischen, die etwa das Concilium aussprechen möchte, Folge zu geben.

War es nicht ein allgemeiner Gewinn, daß die hierarchische Macht, die alles weltliche und geistliche Leben der Nationen nach ihren einseitigen Gesichtspuncten zu leiten das Recht zu haben glaubte, endlich einen unüberwindlichen Gegensatz gefunden hatte? Es war das Werk des eigenthümlichen deutschen Genius, der jetzt zuerst auf den Gebieten des selbstbewußten Geistes schöpferisch eintrat, und ein Moment der großen welthistorischen Bewegung zu bilden anfing.

Und dieß geschah nun nicht allein, ohne daß die große Institution des Reiches, in welcher die Nation seit so vielen Jahrhunderten lebte, verletzt worden wäre, sondern mit einer inneren Befestigung seiner ständischen Ausbildung.

Es ist schon gesagt worden, und hat eine unzweifelhafte Wahrheit, daß die Reichsgeschichte, in die sich, seit dem Abgang der großen Häuser des alten Kaiserthums niemals alle Kräfte recht zusammenfassen, erst wieder ein großes Interesse gewinnt, seitdem die religiöse Neuerung sich erhob. Man beschäftigte sich wieder mit einer Angelegenheit die aller Anstrengung und Aufmerksamkeit würdig war. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als sollte die Neuerung alle Elemente durchdringen und den vollen Sieg behalten. Da das nicht geschah, so war wenigstens ein Glück, daß sie dazu beitrug, den allgemeinen Einrich-

tungen festere Formen zu geben. Auf den beiden Gegensätzen und ihrem Verhältniß beruhte fortan das Reich.

Es lag nun alles daran, fremde Einwirkungen, sei es der Meinung oder des Interesse, nicht wieder eingreifen und das Eben-gegründete zersprengen zu lassen. Dann konnten die geistigen Momente die das Reich enthielt, die althistorischen, die seiner Bildung zu Grunde lagen, und die neuen den Fortgang der Entwickelung bedingenden, sich in friedlichem Beisammensein noch inniger durchdringen.

Noch schritt das protestantische Element unaufhörlich fort.

Was Churfürst Friedrich von der Pfalz zwar unternommen, aber doch nicht mit voller Entschiedenheit ausgeführt, die Reformation der Rheinpfalz, davon ließ sich dessen Nachfolger, Ottheinrich, durch keine Rücksicht abhalten. Elsässische und würtembergische Theologen wirkten dabei zusammen: bei der Reformation der Universität Heidelberg ward Melanchthon zu Rathe gezogen.

Den deutschen Fürstenhäusern, die bereits in so großer Mehrzahl die Sache der Reform ergriffen, gesellte sich im Jahr 1556 auch Baden bei; Markgraf Carl von Baden-Durlach sah besonders dahin, daß seine neue Kirchenordnung den nachbarlichen gleichförmig ausfiel. Viele Priester alten Glaubens nahmen sie an.

Und da wo die Fürsten zögerten, ergriffen die Stände diese Angelegenheit. Im Frühjahr 1556 ward Herzog Albrecht von Baiern durch die beharrliche Weigerung der weltlichen Mitglieder des Landtags vorher auf seine Propositionen einzugehn, genöthigt, den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und die Straflosigkeit der Uebertretung der Fastengesetze zu bewilligen. Das Versprechen das er gab, so viel an ihm sei, dafür zu sorgen daß das Wort Gottes durch taugliche Seelsorger im Sinne der apostolischen Kirche verkündet werde, ließ die weiteste Auslegung zu, so unbestimmt auch die Worte gewählt waren[1]).

Durch ähnliches Andringen der Stände ward auch Kaiser

1) Freiberg Landstände II, 330.

Ferdinand in demselben Jahre bewogen, die Generalmandate, durch die er dem Gebrauch des Kelches im Abendmahl und andern Abweichungen Einhalt zu thun gedroht hatte, fürs Erste einzustellen und die Zugeständnisse, die in Böhmen und Mähren unwiderruflich geworden, jetzt auch in den östreichischen Herzogthümern eintreten zu lassen. In Schlesien gab er auf, die von Fürsten und Ständen vorgenommenen Veränderungen rückgängig zu machen.

Es wäre eine Täuschung gewesen, hätte man die Einwilligung des römischen Hofes zu diesen Schritten erwarten wollen. Mit heftigen Scheltworten empfing Paul IV den clevischen Abgeordneten Masius, der im Juli 1556 nach Rom gekommen war, um einen verwandten Antrag zu machen[1]). Er ergoß sich in Ausrufungen über die Undankbarkeit der Deutschen gegen die Kirche, welche doch das Kaiserthum von den Griechen auf sie übertragen habe; der Abfall der Nation werde verursachen, daß ihr durch die Türken eben so geschehe, wie diese einst den Griechen gethan.

Diese Fürsten mußten sogar in Bezug auf ihre altgläubigen Unterthanen sich selber helfen. Man kennt die Strenge, mit welcher Herzog Wilhelm von Cleve seine Rechte bei der Besetzung der Pfarrstellen festhielt und keinerlei Eingriff einer fremden geistlichen Jurisdiction in seinem Lande gestattete[2]); seine Edicte haben allen spätern Regierungen zur Norm gedient[3]). Oestreich und Baiern lagen mit den Bischöfen der Diöcesen, zu denen ihre Landschaften gehörten, in unaufhörlichem Hader. Auf den Synoden zu Salzburg 1549 und 1550, zu Mühldorf 1553, erhoben die Geistlichen laute Klagen, daß man ihrer Gerichtsbarkeit nicht achte, ihre Immunitäten verletze, ihnen ungewohnte Lasten auflege. Die Fürsten vertheidigten sich damit, daß sie

1) Masius Bericht vom 4ten Juli. „Darauf sy (päpstl. Heiligkeit) von Stund an mit vielen und heftigen worten, als die sich etwas entsetz, mir geantwort, solches sey nicht zuzulassen."

2) Er habe „leinene Säcke aufhenken lassen, worin diejenigen, so der geistlichen Jurisdiction halber etwas anzubringen unternehmen würden, — als proditores patriae ersäuft werden sollten."

3) Laspeyres Verfassung der katholischen Kirche Preußens p. 195.

den Bischöfen Vernachlässigung ihrer geistlichen Pflichten Schuld gaben[1]). Es blieb dabei, daß in den weltlichen Gebieten die kirchlichen Angelegenheiten hauptsächlich unter dem Einfluß fürstlicher Räthe, nur mit Zuziehung eines und des andern ergebenen Clerikers verwaltet wurden. Wenn man die Untersuchungen über angebliche Wiedertäufer ansieht, die in Baiern noch dann und wann vorkommen, so findet man, daß solche von den herzoglichen Religionsräthen veranlaßt, von einer Provinzialregierung und dem Pfleger eines kleinen Bezirks geführt werden ohne alle eigentliche Theilnahme der bischöflichen Gewalt, der man nur zuletzt einen als schuldig betrachteten Priester zu canonischer Strafe ausliefert[2]).

Nicht so durchaus verschieden wie es scheinen sollte, ist das Verhältniß der weltlichen Fürsten der alten Kirche zu den Bischöfen von dem, das sich in den Landschaften der augsburgischen Confession bildete. Nur erwehrte man sich hier der bischöflichen Jurisdiction vollständig und mußte daran denken sie anderweit zu ersetzen. Wir dürfen nicht versäumen, auf diese Seite des Ereignisses noch einen Blick zu werfen.

Grundzüge der protestantischen Kirchenverfassung.

Wie der alte Zustand des mittelalterlichen Staates auf einem Zusammenwirken der geistlichen und weltlichen Gewalt beruhte, so entsprang die Neuerung zunächst daher, daß, als die Bischöfe die Anhänger lutherischer Lehren zu bestrafen ver-

1) Auszüge aus den gewechselten Schriften bei Bucholtz VIII, 208. Sugenheim 207. 218. „So sein," sagt Ferdinand 1549, „die geistlichen solcher ihrer geistlichen Recht, Gewaldts und Gerichtszwangs, — sonderlich in unsern Erblanden — gar nicht in Gebrauch; — halten für billig, das diej. Laien, so de crimine heresis, sacrilegii, falsi, simoniae, usurarum, adulterii, fractae pacis et perjurii in Verdacht oder überwunden, nindert anderstwohin als von der weltlichen Obrigkait gerechtfertigt und gestraft und keinswegs für die gaistlich Obrigkait gewisen oder gezogen werden sollten."

2) Winter Geschichte der Baierischen Wiedertäufer p. 83.

suchten, die Fürsten ihnen dabei ihren weltlichen Arm nicht mehr liehen. Dieß allein reichte hin, der bischöflichen Jurisdiction, welche bisher, z. B. in Sachsen, ziemlich beschwerlich gefallen, ein Ende zu machen. Die Erzpriester und Diaconen, oder Officialen und Commissarien, durch welche sie bisher ausgeübt worden, und die, da sie mit ihrer Einnahme an die Sporteln verwiesen waren, sich selten ein Vergehen hatten entschlüpfen lassen, erschienen nicht mehr.

Nachdem aber dieses ganze System gefallen, sah man doch auch, daß es etwas Gutes gehabt hatte und nicht ganz zu entbehren war.

Man trug Bedenken, Ehesachen, die bisher einen so bedeutenden Zweig der geistlichen Jurisdiction gebildet, geradezu an die weltlichen Gerichte zu überweisen, weil der Richter, wie die Theologen oftmals wiederholen, darin dem Gewissen rathen müsse.

Ferner bedurfte der geistliche Stand, der früher jede Unbill die er erfuhr, als ein Verbrechen gegen die allgemeine Kirche geahndet, jetzt eines andern Schutzes: über Beleidigungen der Patrone oder der Pfarrer hatte er nicht selten zu klagen.

War aber nicht für diesen Stand selber Aufsicht nöthig? Gar bald fanden sich auch unter den protestantischen Predigern Leute, die ein unordentliches Leben führten, oder in der Lehre ihrem Gutdünken nachhingen: unmöglich konnte man sie gewähren lassen.

Endlich forderten öffentliche Laster ein Einschreiten auch von kirchlicher Seite heraus; der gemeine Mann, der sonst alle Jahr fünf, sechs Mal vor den Official citirt worden war, und jetzt nichts mehr von demselben hörte, mußte auf eine andre Weise in Zaum gehalten werden.

Anfangs war nun der Gedanke, einen Theil dieser Befugnisse und Pflichten an die Pfarrer und Superintendenten übergehn zu lassen, an jene den Bann und die Ehesachen, an diese Aufsicht und Schutz. Es finden sich Citationen, welche Luther im Namen des Pfarrers von Wittenberg in ganz juristischer Form erlassen hat.

Allein bald zeigte sich, daß dieß nicht ausreiche. Die Pfarrer

waren doch der weltlichen Angelegenheiten nicht kundig genug, um nicht zuweilen groben Betrügereien ausgesetzt zu sein, und in den geistlichen vielleicht nur zu heftig. Hauptsächlich aber, es fehlte ihnen an allem Nachdruck, aller Zwangsgewalt[1]).

Und woher sollte diese auch überhaupt genommen, worauf begründet werden?

Man konnte sie nicht aus dem päpstlichen Recht herleiten, das man verwarf, noch aus der alten Praxis, die wieder auf dem Rechte beruhte. Auch ließ sich nicht ein Gemeinwille der Mitglieder der Kirchengesellschaft nachweisen, die noch lange nicht hinreichend von dem Prinzip durchdrungen zum großen Theil erst zu unterrichten, ja zu zähmen waren und noch regiert werden mußten. Es fehlte der neuen Geistlichkeit an einem zu Recht bestehenden Grund ihrer Jurisdiction.

Die Wittenberger Theologen fühlten diesen Mangel so lebhaft, daß sie endlich Johann Friedrich baten, ihnen einen Commissar zu geben, einen rechtsverständigen Mann, der die Jurisdiction aus unmittelbarem Auftrag des Fürsten ausübe[2]).

Die große Wendung für die Verfassung evangelischer Landeskirchen liegt darin, daß Johann Friedrich sich entschloß, diese Bitte zu erfüllen.

Ich denke wohl: er war dazu hinreichend befugt. Die alten Reichsschlüsse hatten die einzelnen Landschaften, in denen eine allgemeine Verwirrung ausgebrochen war, ermächtigt, für sich selber Ordnung zu treffen. Schon hatten die sächsischen Landstände, im Frühjahr 1537 in einem größern Ausschuß versammelt, wahrscheinlich auf Antrieb des Canzlers Brück, die Errichtung einiger kirchlichen Behörden, die sie Consistorien nannten, in

1) In dem hauptsächlich von Bugenhagen und Jonas herrührenden Bedenken der Theologen heißt es: „die Pfarrer seyen ermlich versorgt und mit andern sachen ufgehalten: die Superintendenten haben keine Execution, keine Gewalt zu citiren, kein Einkommen um nur die Boten zu lohnen."

2) „Derselbig muß ein wolgeschickter mann sein, gelehrt in jure, und auch in der h. Schrift; derselbige soll die Jurisdiction haben aus Befehl ane mittel des landesfürsten." Bedenken der Theologen. Ferner „Hochvonnöthen gewisse Consistoria aufzurichten, do die Judices Befel und Gewalt hetten, rechtlich zu citiren, auch Urtel Straf und Buß ufzulegen und entlich execution zu thun."

Antrag gebracht, hauptsächlich zu den Ehesachen und dem Schutz der Pfarrer; und es war beschlossen worden, dieselben aus dem Sequestrationsfonds zu besolden. Johann Friedrich entsprach dem Auftrag des Reiches, dem Begehren der Stände, dem dringenden Ansuchen der Theologen selbst, wenn er seine landesfürstliche Macht zur Gründung eines festeren kirchlichen Zustandes anwandte. Er setzte das Consistorium aus zwei weltlichen und zwei geistlichen Mitgliedern zusammen, die er als seine Beauftragte in Kirchensachen, wie er es ausdrückt, als „seine von der Kirchen wegen Befehlshaber" bezeichnet. Sie sollen in den durch ein beigeschlossenes Gutachten der Theologen bestimmten Fällen — eben in den oben angegebenen — die Befugniß haben, seine Unterthanen vorzubescheiden, Verhör zu halten, Untersuchung zu führen, und wofern es nöthig, rechtlich zu verfahren. Alle Amtleute, Schösser, Vögte, in den Städten die Räthe weist er an, das zu vollziehen, was dieselben verfügen oder erkennne werden[1]).

Einst hatten die Bischöfe die weltliche Macht zu verdrängen gewußt, zuweilen ganze Diöcesen zu Fürstenthümern umgewandelt. Jetzt trat in weltlichen Gebieten die umgekehrte Entwickelung ein: die fürstliche Macht dehnte ihre Jurisdiction über geistliche und gemischte Fälle aus, die bisher ein geistliches Forum gehabt.

Die Theologen fanden, daß eine solche Ausdehnung dem ursprünglichen Begriffe der Obrigkeit, wie er in der h. Schrift vorliege, nicht allein vollkommen entspreche, sondern durch dieselbe vorausgesetzt, gefordert werde. Durch Stellen des alten und des neuen Testaments bewiesen sie, daß die Obrigkeit auch in geistlicher Beziehung Schutz gewähren und das Böse bestrafen müsse[2]).

1) Copei churfurstlichen Gwalts und Vollmachts: den Commissarien des Consistorii gegeben: undatirt, von anderer Hand mit der Jahrzahl 1538 bezeichnet; ferner ein Schreiben des Churfürsten, Creuzburg Donnerstag nach Dorotheä (11 Febr.) an die eben bezeichneten Mitglieder. (Weim. Arch.)

2) Eine Stelle Esaiä 49 „die Könige werden der Kirchen Nährer seyn" mag nun wohl diesen Sinn ursprünglich nicht haben: man verstand sie aber in aller Aufrichtigkeit nicht anders.

Das hängt auch damit zusammen, daß die Reformatoren die Kirche nicht mehr in den Bischöfen, dem geistlichen Stande sahen, sondern eine Theilnahme der Laien, namentlich der angesehensten, an ihren Geschäften für zuträglich und nothwendig hielten.

An einen Gegensatz der verschiedenen Stände war hier nicht zu denken, da alle vereinigt, nur ein und eben dasselbe Ziel hatten. Die fürstliche Autorität war nicht zu entbehren, um die kirchliche Ordnung wieder aufzurichten. Doch hätte sie allein nicht vorschreiten können; sie bedurfte der Mitwirkung der Geistlichen, und zwar aus dem eigenen, von keinem Auftrage des Fürsten stammenden Prinzipe derselben. Auch an andern Stufen sollten die beiden Zweige concurriren. Bei der jährlichen Visitation aller Kirchen des Bezirkes, die dem Consistorium aufgetragen ward, sollte sich dasselbe in den Städten mit zwei Mitgliedern des Raths und zweien von den Vorstehern des gemeinen Kastens, in den Dörfern mit den Aeltesten oder einigen Mitgliedern der Gemeinde vereinigen, um Wandel und Haushalt des Pfarrers zu prüfen; mit Herbeiziehung des Pfarrers selbst sollte dann das Betragen der Gemeine untersucht werden. Kein Mitglied sollte Laster dulden, durch welche der Zorn Gottes über die Menschen komme.

Denn dabei blieb man immer, daß die Kirche ein göttliches Institut sei, welches durch ein Zusammenwirken aller Kräfte aufrecht erhalten werden müsse.

Die weltliche Gewalt erbot sich den Uebelthätern, „als die ihren Taufbund verleugnen," ihr Handwerk zu legen, alle bürgerliche Gemeinschaft zu untersagen.

Das erste Consistorium trat in Wittenberg im Februar 1539 zusammen. Es bestand aus den Theologen Justus Jonas und Johann Agricola, und aus den Juristen Kilian Goldstein, der anfänglich bestimmt war den Vorsitz zu führen, es aber abgelehnt hatte, und Basilius Monner; war aber noch sehr formlos. Es fehlte sogar an einem Amtssiegel: die Mitglieder mußten sich bei der Ausfertigung ihrer Petschafte bedienen. Eine eigentliche Instruction erfolgte erst 1542[1]), die denn zugleich für zwei

1) Constitution und Articul des churf. geistl. Consistorii zu Witten-

andre Consistorien, die in Zeiz und in Saalfeld errichtet werden sollten, bestimmt war: doch fehlte viel, daß alles sogleich ins Werk gesetzt worden wäre.

War doch überhaupt der ganze Zustand noch provisorisch. Bei der ersten Aussicht auf eine allgemeine Reformation im Reiche erklärten sich die protestantischen Fürsten bereit, diese kirchliche Jurisdiction den Bischöfen zurückzugeben, vorausgesetzt daß die Reinheit der Lehre gewahrt, und ein ähnliches Institut wie das Consistorium unter bischöflicher Autorität eingerichtet würde.

Davon erfolgte jedoch, wie wir wissen, das Gegentheil. Das Interim war auf eine vollständige Herstellung der Hierarchie des Reiches abgesehen: bei aller Vorsicht, mit der es sich ausdrückte, neigte es doch so überwiegend zu dem Sinne der alten Kirche, daß dieser nothwendig den Sieg hätte davon tragen müssen.

In Bezug auf die Verfassung ward das Interim selbst da wo man sonst dazu geneigt war, nicht ausgeführt. So sehr man sich in den moritzischen Landen der kaiserlichen Formel annäherte, so konnten doch die Bischöfe auch hier die Ordination, die mit einer Prüfung in katholischem Sinne verbunden gewesen wäre, nicht wiedererlangen.

Wie viel weniger war daran zu denken, nachdem die ganze Kraft der kaiserlichen Anordnungen gefallen war!

Auf einer Zusammenkunft sächsischer und hessischer Theologen zu Naumburg, im Mai 1554, der von den Oberländern Sleidan beiwohnte, ward der Beschluß gefaßt, auf die frühern Einrichtungen definitiv zurückzukommen[1]). Man erklärte es für unmöglich, die Ordination den Bischöfen zu überlassen, von denen die rechte Lehre nach wie vor verfolgt werde, und beschloß dieselbe den Superintendenten zu überweisen, bei denen sie denn auch fortan geblieben ist. Etwas ganz anders war es in England, wo das große national-kirchliche Institut, bei allem Wechsel den es durchmachte, doch in sich selbst unangetastet, — zuletzt das

berg in Sachsen aō 42 aufgericht. (Weim. A.) Darin wird denn auch der Bann sehr ausdrücklich gebilligt.

1) Relation der Verhandlungen im Convent zu Naumburg. Corp. Ref. VIII, 282. Neudecker Neue Beiträge I, 102.

evangelische System in seinen Grundlehren annahm; und doch hat auch da die Beibehaltung der Vorrechte des Bisthums den heftigsten Widerspruch hervorgerufen. In Deutschland hätte man an die Mysterien des Ordo wohl niemals wieder geglaubt. Man behielt nur den einfachen Ritus der Handauflegung bei, wie man das Vorbild davon in der Schrift fand, und trug dafür Sorge, daß der Ertheilung dieser Weihe immer erst Unterweisung und Prüfung voranging. Die Consistorien traten wieder in ihre ursprüngliche Geltung ein. Die Theologen ersuchten nur die Fürsten, ihre Amtleute zu unnachsichtiger Execution der gefaßten Decrete anzuweisen: sie wiederholten aufs neue, daß die Erhaltung dieses Institutes ein Gottesdienst sei, der in das Amt der Fürsten gehöre.

Auch hatte es jetzt von Seiten der Gegner damit keine Gefahr mehr. Auf der Versammlung zu Augsburg im Jahr 1555 beschloß das Reich, daß den Bischöfen in den zur augsburgischen Confession übergetretenen Gebieten kein Anspruch auf die Jurisdiction mehr zustehe. Es kam gleichsam auf die im Jahr 1526 ausgesprochene Delegation zurück, und bestätigte, was in Folge derselben geschehen war. Seitdem setzte sich denn die Consistorialverfassung überall und auch da durch, wo man bisher die bischöflichen Formen beibehalten hatte[1]). Sie beruht auf einer Vereinigung des neuen geistlichen Prinzipes und der Landeshoheit, die dem Ereigniß wie es sich nun einmal vollzogen hatte, vollkommen entspricht. Die Geistlichkeit hätte sich ohne das Fürstenthum nimmermehr behaupten können; dieses dagegen erlangte durch eine ergebene Geistlichkeit eine Ausdehnung seiner Befugnisse, welche auch in katholischen Ländern gesucht, aber doch nicht in so vollem Maße erreicht werden konnte.

Freilich waren damit auch wieder bei weitem größere Schwierigkeiten verknüpft. Es war nur erst ein Grund gelegt, ein

1) Melanchthon findet folgenden Vortheil. „Wo Consistoria sind, sagt er, da ist nicht einer allein gewaltig, sondern die Sachen müssen durch etliche erfahrne Personen bedacht werden, und alsdann an die Herrschaft gebracht, die solches auch weiter bedenken kann.“ Bedenken vom Synodo 1558.

Anfang gemacht, und schon sollte man die bedeutendsten, weitaussehendsten Irrungen erledigen.

Von der Lehre war die Absonderung von der alten Kirche und die Einrichtung eines neuen Gemeinwesens ausgegangen: nichts konnte widriger und bedenklicher sein, als daß man sich über die Lehre wieder entzweite.

Theologische Streitigkeiten.

Vor dem schmalkaldischen Kriege herrschte in der protestantisch-theologischen Welt ein ziemlich allgemeiner Friede. Wohl war kurz vorher der alte Ingrimm Luthers gegen die schweizerische Meinung noch einmal aufgeflammt[1]), eine Bewegung aber war daraus nicht mehr entstanden. Der Zwinglianismus, wie ihn Bullinger bekannte, war wie berührt damals in sehr enge Grenzen eingeschlossen; die deutschen Kirchen hielten an der Wittenberger Concordie fest. Eine kleine Veränderung[2]), die Melanchthon in dem Wortlaut der augsburgischen Confession vorgenommen, ward ihm wenigstens auf der evangelischen Seite noch nicht zum Vorwurf gemacht[3]). Abweichende Meinungen regten sich dann und wann, wie des Eisleber Agricola oder Osianders in Nürnberg: sie wurden aber leicht beschwichtigt. Die hohe Schule zu Wittenberg, die jedoch bei schwierigen Fragen niemals versäumte auch andre angesehene besonders practische Theologen herbeizuziehen, bildete eine Autorität, vor der sich alles beugte. In ihr selber ließen sich zwar verschiedene Richtungen unter-

1) Calvin, Expositio consensionis capitum: ex sopitis carbonibus subinde micabant scintillae.

2) Ursprünglich hieß es: docent, - - quod corpus et sanguis Christi vere adsint et distribuantur vescentibus in coena domini et improbant secus docentes; — später: docent, quod cum pane et vino vere exhibeantur corpus et sanguis Christi vescentibus in coena domini.

3) Luther billigte beim Wiederabdruck älterer Streitschriften in der Sacramentssache die Weglassung anzüglicher und beleidigender Stellen. Salig Gesch. der Augsb. Conf. III.

scheiden, die sich an die Sinnesweise der beiden großen Lehrer, Luther und Melanchthon, knüpften, allein sie traten vor einem höheren Einverständniß zurück. Ein unvergängliches Denkmal dieser Gemeinschaft der spätern Jahre ist die neue Ausgabe der Bibelübersetzung, bei der Melanchthon, Cruciger, Bugenhagen, und mehrere Jüngere den Doctor Luther, jeder mit seiner besondern Kunde unterstützten, und die nun nicht wie in den ersten Zeiten in Form einer Flugschrift, sondern als ein Codex göttlicher Wissenschaft der deutschen Nation dargeboten wurde. Auch sonst übte diese Universität einen unermeßlichen Einfluß aus. Die ganze deutsche Nation, von Liefland bis nach Oestreich auf der einen, und nach Brabant auf der andern Seite, schickte ihre Jugend zu den Füßen der Wittenberger Lehrer[1]). Wittenberg war seit Bologna und Paris die erste selbständige hohe Schule die es gab: keine Colonie mehr, wie die früheren gewesen. Eher konnten die kleineren protestantischen Universitäten als Pflanzstätten von Wittenberg gelten, von wo aus sie großentheils besetzt worden waren. Wenn man sich hier nur verstand, so brauchte man übrigens keinen Zwiespalt zu fürchten. Der Eid den die zu Wittenberg creirten Magister schwuren, sich in streitigen Fragen bei den Aelteren Raths zu erholen, war darauf berechnet, unreife Meinungsäußerungen und daraus zu besorgenden Zwiespalt zu verhüten, wenn er auch nicht darauf ging, wie ihn einige verstehn wollten, als sollten die wittenbergischen Lehrer immer zuerst gefragt werden.

Wenn die Dinge in diesem Gange geblieben wären, so hätte sich wohl eine ruhige Weiterbildung der Lehre in den Puncten

1) Im Jahr 1540 finden wir 448, 1541 461, 1542 594, 1543 503, 1544 814, 1545 556, 1546 748 Inscripti. Die große Masse der Studirenden gaben die nächsten Landschaften, Meißen, Thüringen, Franken, Brandenburg, Hessen; sehr regelmäßig finden wir unter den Inscribirten auch Liefländer und Preußen, ferner z. B. im Jahr 1544 35 Schlesier, 15 Pommern, 11 Hamburger, im Jahr 1543 7 Westphalen, 5 Friesländer, 4 Cölner; und diesen Norddeutschen gesellten sich dann die Oberdeutschen und Rheinländer in ziemlich gleicher Anzahl bei: im Jahr 1543 finden wir 10 Augsburger und noch 6 andere Schwaben, 2 Straßburger, 3 von Speier: Frankfurt und Nürnberg erschienen jedes Jahr mit einer Anzahl Inscriptionen, eben so Oestreich, auch die Stadt Wien. Schweizer, Holländer, Brabanter sind doch immer Einige.

wo sie noch nicht genügte, namentlich in dem Artikel vom Abendmahl, wo die Grundsätze der Wittenberger Concordie noch nicht recht durchgearbeitet, zur Allgemeingültigkeit erhoben waren, erwarten lassen.

Aber die großen Ereignisse, der schmalkaldische Krieg und was demselben folgte, unterbrachen auch hier den natürlichen Lauf der Dinge.

Wir gedachten oben der interimistischen Händel. Die Metropole der evangelischen Doctrin, in den Bereich der vorbringenden Restaurationsversuche gezogen, ließ sich zu Annäherungen herbei, die im Drange des Augenblicks allenfalls entschuldigt, niemals aber die allgemeine Norm werden konnten. Sie mußten vielmehr denen ein Greuel sein, die unter persönlicher Gefahr ähnlichen Anmuthungen widerstanden, Flucht und Verbannung vorgezogen hatten, und auch die zurückstoßen, die von der vorbringenden siegreichen Gewalt nicht erreicht worden waren. Melanchthon gerieth unter dem Einfluß einer provinziellen Politik in eine einseitige Stellung, in der er aufhörte „den Wagen Israels" zu lenken.

In seiner unmittelbaren Nähe brach ihm darüber Widerspruch aus. Ein junger Lehrer der hebräischen Sprache, Matthias Vlacich von Albona, genannt Flacius, — der einst im Kloster von den Schriften Luthers angeregt, diesen persönlich aufgesucht, und sich, nicht ohne den Zuspruch desselben, unter heftigen inneren Bedrängnissen, von der Rechtfertigungslehre allein durch den Glauben durchdrungen, ihre heilbringende Kraft an sich erprobt hatte, wollte nicht mit ansehen, daß man sich in diesem Hauptartikel jetzt wieder dem alten Systeme annähere. Da er jedoch weder mit schriftlichen noch mit mündlichen Erinnerungen bei seinen Lehrern Eingang fand, so entfernte er sich lieber aus Wittenberg, und begab sich nach den Gegenden wo man von den Vermittelungsversuchen noch unberührt geblieben war. In Magdeburg vereinigte er sich mit Amsdorf, der sein Bisthum verloren hatte, und die Versuche seiner frühern Collegen, sich mit den Feinden zu versöhnen, denen er hatte weichen müssen, wohl nicht anders als verdammen konnte: und mit Nicol. Gallus, der des Interim wegen von Regensburg ausgewandert war:

von Hamburg her kam ihm Westphal, bei dem er sich erst Raths erholt hatte, zu Hülfe. Noch besonders durch jenen Brief an Carlowitz gereizt, trugen sie endlich kein Bedenken, den allgemeinen Lehrer in offenen Schriften anzugreifen. Sie zogen die Differenzen ans Licht, die man früher zu berühren vermieden, und erklärten die Zugeständnisse, zu denen sich Melanchthon widerstrebend hatte bewegen lassen, für eine absichtliche Abtrünnigkeit. Daß er bei der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben das Wort „allein" weggelassen, oder den Papst nicht mehr geradezu für den Antichrist erklären wollte, schien ihnen eine Anbahnung zu neuer Unterwerfung unter das alte System. Ein theologischer Krieg brach aus, der das Getümmel der Waffen mit seinem Geräusche durchbrach.

Nachdem wir die Rettung des großen Prinzipes betrachtet, was unsre Aufgabe war, wollen wir nicht diese Entzweiung im Einzelnen verfolgen; — fassen wir nur auf, wovon hauptsächlich die Rede war.

Die erste Streitigkeit betraf den Artikel über Glauben und gute Werke.

Es konnte Niemand mehr beikommen, unser Heil von den gebotenen kirchlichen Werken herzuleiten, oder die Erwerbung desselben damit in Verbindung zu setzen.

Dann aber machte die Ausdrucksweise, die man in der evangelischen Kirche beibehielt, daß gute Werke zur Seligkeit nicht nöthig seien, allerdings ein Mißverständniß möglich, welches in jenen Tagen unter dem Volke öfter hervorgetreten ist, als sei schon der historische Glaube an das Mysterium der Erlösung zur Seligkeit hinreichend. Die Behauptung, die Lehre mache dadurch sichere und rohe Leute, gab den Gegnern wieder Waffen in die Hände, und ohne Nutzen wäre es nicht gewesen ihnen jeden Grund dazu zu entreißen.

Dahin eigentlich ging die Absicht Majors und Osianders, deren Doctrinen die Fehde, die sonst mit dem Interim selbst hätte aufhören müssen, aufs neue belebten.

Georg Major, ein Schüler und treuer Anhänger Melanchthons, blieb bei dem practischen Gesichtspunct stehn, und lehrte, Niemand sei noch selig geworden durch böse Werke, Niemand

werde es ohne gute Werke. Er war der Meinung, die Wiedergeburt bringe so unfehlbar gute Werke hervor, wie die Sonne Licht und Wärme verbreite; und so sprach er die Lehre aus: gute Werke seien zur Seligkeit ohne allen Zweifel nothwendig.

Obgleich sich Osiander gegen die Wittenberger Schule, deren Autorität ihn früher zuweilen beschränkt hatte, namentlich gegen Melanchthon und dessen Anhänger, die Philippisten, in heftigen Widerspruch warf [1]), so ging doch seine Meinung eben dahin: nur daß er sie tiefer ergriff, und nicht ohne Anklang an die deutsche Mystik und die tauleriſchen Lehren, von denen auch Luther einst ausgegangen war, entschiedener ausbildete. Das Eigenthümliche seiner Meinung ist, daß er, an dem Mittleramt Christi und der Lehre von der Genugthuung durch dessen Leiden und Sterben festhaltend, doch den Artikel von der Erneuung und Heiligung, die er mit dem Worte Rechtfertigung bezeichnete, stärker hervorhob als es gewöhnlich geschah, und zu größerer Bedeutung auszubilden suchte. Er war mit dem Begriffe von der Einwirkung des heiligen Geistes nicht zufrieden, indem diese nichts als ein creatürliches Leben wirke und nur uneigentlich als ein Einwohnen Gottes bezeichnet werden könne: er lehrte vielmehr, daß die Gottheit in ihrer Fülle in denen wohne welche lebendige Glieder Christi seien, wie in Christo selbst. Die Rechtfertigung bezeichnet er als die in uns wirkende wesentliche Gerechtigkeit Gottes, die ein gerechtes Wollen und gerechte Werke hervorbringt: das göttliche Licht, das dem Menschen zu Theil wird, als dasselbe das den Tod überwindet, das Leben und Wort Gottes, Christus, Gott selbst. Im Wesentlichen das Nemliche was Tauler lehrt, daß Gott sein Wort im Grunde der Seelen spricht, das Wort, in welchem alle Dinge geschaffen sind. Nur daß Osiander seine Sätze dem Sprachgebrauch der Zeit annähert und mit aller Gelehrsamkeit schriftmäßiger Theologie zu beweisen sucht. Sein Sinn ist, daß Christi Leiden

1) Nur sollte man nicht immer wieder sagen, daß der Neid des Staphylus über eine Bevorzugung Osianders in der Professur den Anlaß zum Streit gegeben habe. Arnold hat längst gezeigt, daß Staphylus bereits resignirt hatte, ehe Osiander ernannt ward. Kirchengesch. p. 413.

und Sterben, auf das man gleichwohl allein zu trauen habe, durch den Glauben ergriffen, den Leib der Sünde in uns zerstöre und allmählig den alten Menschen tödte: eben wie Major die innere Nothwendigkeit der guten Werke behauptete, nicht die äußere.

Man wird nicht leugnen, daß diese Ansichten von hoher Wichtigkeit, einer weiteren Ausbildung höchst würdig waren: wie sie denn auch gleich damals nicht ohne Rückwirkung blieben[1]); aber durchdringen konnten sie nicht, schon darum nicht, weil sie wenigstens das Ansehen hatten, als näherten sie sich dem in Trident ergriffenen System: zu einer Zeit wo nach kurzem Vermittelungsversuch das Prinzip der Absonderung und des Gegensatzes wieder die Oberhand gewonnen hatte. Man wollte keine Annäherung mehr, weil dadurch diesseit nur Schwanken und Entzweiung, jenseit Bestärkung und neue Umgriffe veranlaßt würden. Melanchthon selbst verwarf die Ausdrucksweise Majors, weil es doch scheinen könne, als werde den Werken Verdienst zugeschrieben[2]), und Major mußte sie endlich fallen lassen. Auch die Osiandristen unterlagen, wiewohl sie mächtige Unterstützung gefunden hatten. Aber der strenger orthodoxen Partei, die hier den Sieg behalten, wurde darum doch nicht gestattet ihr Prinzip zu weit auszudehnen. Uebertreibende Behauptungen, zu denen sich Flacius und Amsdorf fortreißen ließen, wurden zuletzt allgemein verworfen, und namentlich dem erstern selbst verderblich. Es herrschte in der Gesammtheit so viel gesunder Sinn, daß sie sich aus der unter Luthers Führung eingeschlagenen Bahn, die sich den Katholiken gegenüber behauptete, nicht auch nach der andern Seite hin abführen lassen mochte, wo sie in das Sectirerische gefallen wäre.

Während dem aber war auch der älteste innere Streit, über

1) Osiander selbst behauptet dieß: Widerlegung der ungegrundten undienstlichen Antwort Philippi Melanthonis: „warumb hat er aber solchs in allen seinen Büchern nie gelehrt, noch bekennet, bis ichs ihm in diesem 1551 jar mit der h. schrift abgedrungen hab."

2) Vgl. s. Brief an die Nordhauser 13 Jan. 1555. Er gab nur zu, die Werke seien nöthig: nicht aber „nöthig zur Seligkeit."

das Abendmahl, wieder in Gang gekommen, womit es folgende Bewandtniß hat.

In der Wittenberger Concordie gaben, wie wir sahen, die beiden Parteien die schroffsten Behauptungen auf, durch die sie sich früher an einander geärgert hatten. Ohne Zweifel behauptete die lutherische Auffassung das Uebergewicht, aber sie erschien doch in sehr milder Gestalt. Jene Aenderung in dem Wortlaut der augsburgischen Confession bewirkte daß diese von Jedermann angenommen werden konnte.

Wohl waren damit noch nicht alle Bedenken gehoben: noch gab Manchem der sich übrigens anschloß, der Ausdruck des Darreichens, oder die Bezeichnung „real, körperlich" Anstoß, Andere wollten sich nicht überzeugen, daß auch Unwürdigen der Leib Christi mitgetheilt werde. Melanchthon suchte in den neuen Ausgaben seines theologischen Lehrbuchs, der Loci, einige dieser Zweifel zu heben: wie er z. B. im Jahr 1543 den Ausdruck „körperlich" nach dem Vorgang des Cyrillus besser auslegte, als es bisher geschehen war; nur bewirkte die Furcht, die alten Antipathien Luthers aufzuwecken, daß er äußerst behutsam vorschritt.

Die Concordie hielt unter diesen Umständen nicht allein in Deutschland die Gemüther vereinigt, sondern sie drang auch in der Schweiz vor. In Bern und den von dieser mächtigsten Stadt der Eidgenossenschaft abhängigen Landschaften gewannen die lutherischen Ansichten zwischen 1540 und 1546, unter dem Vortritt Simon Sulzers, unbezweifelt die Oberhand. Calvin, der nach Genf zurückgekommen war, und dort seine große Laufbahn begann, ward noch als ein Gegner Zwinglis betrachtet. Recht im Gegensatz mit den Zürchern, welche durch die Behauptung der substanziellen Gegenwart hauptsächlich verhindert waren sich der Concordie anzuschließen [1]), bekannte er einst in seiner Confession über die Eucharistie, welche auch von Butzer unterschrieben worden, die Mittheilung der Substanz des Leibes und Blutes unsers Herrn [2]). Die räumliche Gegenwart nahm er

1) Ruchat Histoire de la reformation de la Suisse V, 552.

2) „ita ut nos ille (spiritus sanctus) carnis et sanguinis do-

wohl nicht an, aber er tadelt die Schweizer daß sie in Bekämpfung derselben zu weit gegangen, und fast aus der Acht gelassen, wie mit dem Zeichen auch die Wahrheit vereinigt sei[1]). Wir finden ihn im Jahr 1540 unter den deutschen Theologen welche die Religionsgespräche besuchen; zu Genf fuhr er fort diese Meinungen zu bekennen.

Sehr auffallend, wie das Unglück des schmalkaldischen Bundes im Gebiete der Eidgenossenschaft sogar auf die rein geistlichen Angelegenheiten zurückwirkte.

Woher es auch rühren mag, wahrscheinlich doch aus der Furcht, durch eine fernere Trennung von Zürich allen Rückhalt zu verlieren: mit jenem Unglück trat eine Reaction gegen die lutheranisirenden Meinungen in Bern ein. Man besetzte entstehende Vacanzen trotz des Widerspruchs der angestellten Geistlichkeit mit Anhängern des reinen Zwinglianismus; die Zöglinge der theologischen Schule wurden einst einer Prüfung unterworfen, und von sechszehn nur ihrer drei als ächte Anhänger Zwinglis befunden, alle übrigen in gefängliche Haft genommen; nach einiger Zeit wurden Sulzer und dessen nächste Freunde durch förmlichen Rathsschluß ihrer Stellen entsetzt, und bald sollte auch in der Waat nichts anders anerkannt werden als was mit den Schlüssen der Berner Disputation übereinstimme[2]). Calvins nächste Freunde sahen sich in Bern bedroht und mißhandelt. Man eiferte dort über Calvinismus und Bucerianismus, was man für einerlei hielt; man warf Calvin dunkle lutheranisirende Lehren, den Begriff der Impanation vor; man tadelte ihn heftig, als er einst nach Lausanne gekommen war um da zu predigen; in Genf selbst, sagten seine Feinde, müsse er aus dem Kirchendienst gestoßen werden.

Bei den politischen Verhältnissen Genfs, das nur unter dem

mini substantia vere ad immortalitatem pascat.“ Worte der confessio fidei quam obtulerunt Farellus, Calvinus, Viretus, cui subscripserunt Bucerus et Capito.

1) De coena domini, Opera VIII, p. 10. „non cogitarunt, sibi hoc interea simul agendum, ut adjungerent ita signa esse, ut nihilominus veritas cum eis conjuncta sit.

2) Hundeshagen: Die Conflicte des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus in der bernischen Landeskirche p. 200.

Schutze von Bern die Reformation angenommen, ließ ſich in der That nicht denken, daß ſich dort eine Lehre halten könne, die hier verdammt wurde.

Wie ein Seufzer aus tiefſter Seele bricht in einem Briefe Calvins der Ausruf hervor: es wäre ehrenvoller geweſen die geiſtliche Herrſchaft von Rom zu dulden als die von Bern[1]).

Wohl kam ihm der Gedanke, von Genf, wo die alten Feinde ſich aufs neue regten, abermals zu weichen, aber dagegen machte ſich doch wieder die Betrachtung geltend, welch ein treffliches Mittel ſchon die Lage dieſes Ortes zur Ausbreitung der Lehre nach allen Seiten hin darbiete[2]).

Und mußte es denn wirklich zu einem Aeußerſten dieſer Art kommen?

Calvin war ſich bewußt, daß der Haß mit dem man ihn verfolgte, großentheils auf falſchen Vorſtellungen beruhte, daß er bei ſeinem Bekennen der poſitiven Momente, dem Weſen nach wie ſie in der Concordie ausgedrückt waren, doch keineswegs in allen Streitpuncten mit den Zwinglianern in Widerſpruch ſtand. Wie nun wenn er verſuchte dieß Verhältniß geltend zu machen? indem er ſie anerkannte, ſich ſelber Anerkennung zu verſchaffen?

Man dürfte nicht ſagen, daß hier lediglich von Nachgiebigkeit die Rede geweſen ſei: es waltete ein viel höheres und allgemeineres Intereſſe ob. Calvin mußte zugleich das Werk fortſetzen das Butzer nicht hatte zu Ende bringen können, und eine Vereinigung von allgemeiner Bedeutung unternehmen.

Butzer hielt es noch nicht für möglich: er machte einige Artikel namhaft, in welchen man in Zürich niemals nachgeben

1) Utrum generosius saltem fuit, Romae an Bernae subjici. Calvin an Bullinger 6 Cal. Jul. 1548 bei Henry II Anh. 132. Es iſt nur ſehr auffallend, daß dieſer Brief ſchon einmal abgedruckt iſt, aber nicht ohne große Abweichungen, bei Füßlin, Epistolae ab ecclesiae Helveticae reformatoribus scriptae, nr. 66. Obige Worte lauten da: quid profecimus, tyrannide Papae excussa. Bei Henry denke ich iſt das Urſprüngliche.

2) Dum expendo quantum habeat hic angulus momenti ad propagandum Christi regnum, sum sollicitus de eo tuendo. Aus einem Schreiben Calvins (Mai 49) bei Hundeshagen p. 254.

werde; und Calvin selbst fühlte, welch eine schwere Sache er unternehme. Wie oft hatte er früher über den Starrsinn der Züricher geklagt, die sich in ihre Meinungen und Feindseligkeiten immer mehr hineingeredet, über das Selbstgenügen Bullingers, der ein harter Kopf sei. Als er jetzt, im Juli 1549, in Begleitung Farels nach Zürich kam, schien es nicht anders zu stehn als früher, und es war ein Augenblick, wo er zum Ziele zu kommen verzweifelte. Plötzlich aber, sagt er, sahen wir Licht. Vielleicht, daß deutsche Flüchtlinge wie Musculus von Augsburg, der in Bullingers Hause Aufnahme gefunden, dazu beigetragen hatten, persönliche Vorurtheile zu zerstreuen. Rascher als man hätte glauben sollen, kam zwischen Bullinger und Calvin eine Vereinigung zu Stande, der Consensus Tigurinus, in welchem einige Meinungen Zwinglis wiederholt werden, aber dabei doch auch die Grundgedanken der entgegengesetzten Lehre ihr Recht behaupten. Den Satz, daß der Leib Christi auch den Unwürdigen gegeben werde, ließ Calvin sich nicht entreißen, so vielen Anstoß auch die Schweizer von jeher daran genommen hatten: er erläuterte nur näher, daß die Verheißung zwar nur den Gläubigen zu Gute komme, welche Christum geistlich genießen, mit dem Zeichen aber doch auch die Wahrheit desselben und ihr Inhalt den Ungläubigen dargeboten werde. Den Ausdruck „darreichen: darreichende Zeichen," der den Sinn der Wittenberger Concordie so recht eigentlich aussprach, und von den Schweizern bisher verschmäht worden war, hielt er fest [1]). Er lehrte unverändert, daß der Leib Christi welcher dargeboten werde, der nemliche sei der am Kreuze gelitten [2]). Genug, vom Objectiven des Mysteriums wich er nicht ab. Es läßt sich aber gar nicht denken, daß er es zu dieser Anerkennung desselben gebracht haben würde, hätte er

1) Fatemur dignis simul et indignis Christum corpus suum offerre, nec ullius hominis pravitate fieri quin panis verum sit et exhibitivum, ut loquuntur, Christi corporis pignus.

2) Defensio ad Westphalum VIII, 775. Scio quod semel mortale corpus Christus induit, nunc novis coelestis gloriae qualitatibus esse praeditum, quae tamen non impediunt quo minus idem substantia sit corpus. Dico igitur illo corpore quod in cruce pependit, non minus in spiritualem vitam animas ipsas vegetari, quam pane terreno corpora nostra aluntur.

nicht dagegen wieder einige eigenthümliche schweizerische Meinungen zu den seinen gemacht. Er gab zu, was dort immer behauptet worden, daß in den Sacramenten nur Gottes eigene Kraft wirke, und erklärte sich sehr nachdrücklich gegen die, welche das Göttliche in den Elementen sehen wollen. Wie Zwingli nahm er an, daß Christus im Himmel wohne und räumlich von der Erde entfernt sei; er fügte nur hinzu, durch seine göttliche Kraft steige er doch zu uns herab. In der Auslegung der Einsetzungsworte pflichtete er den Schweizern unumwunden bei. Ich weiß nicht, ob er nicht vielleicht in einem und dem andern Punct, wenigstens im Ausdruck, einen Schritt weiter gegangen ist, als er ursprünglich beabsichtigt hatte; leicht aber gab er zu, was die Summe seiner Ansicht nicht verletzte, womit er übereinstimmen konnte. Ohne Zweifel trägt der Consensus noch ein ziemlich starkes Gepräge des Ortes wo er geschlossen wurde, der Umstände unter denen er zu Stande kam, aller jener provinziellen Bedingungen: als das letzte Wort in der Sache kann er nicht betrachtet werden; aber dabei läßt sich doch, historisch angesehen, nicht leugnen, daß die Ideen der Wittenberger Concordie, in denen das lutherische Element überwog, dadurch einen Fortschritt machten, an einer Stelle Eingang fanden, wo man bisher noch niemals etwas davon hatte hören wollen: der Consensus ist schon eine neue Concordie, nur mit starker schweizerischer Versetzung. Die Kraft der Formel zu der man sich vereinigte, liegt darin, daß sie beide Momente in sich enthält; Der Freund Calvins, Butzer, der einige Abweichungen die in England vorkamen und von Peter Martyr befördert wurden, nicht billigte, war doch mit dem Consensus einverstanden: er sah darin eine Fortsetzung seines eignen Werkes.

1) Ego aliter verba temperaveram, sagt Calvin in einem Briefe an Butzer, ceterum quia haec quam usurpavimus forma nihil continebat nisi quod sentiebam, aliam eis concedere non fuit religio. In dem ersten Entwurf des Consensus (bei Henry II Anh.), der im Mai nach Bern geschickt wurde, fehlt die ausdrückliche Anerkennung der schweizerischen Auslegung. Und enthält nicht in der That die Lehre Calvins das lutherische Ist doch auch in sich?

Es ging auch dieser Formel wie es Vermittelungen zu gehn pflegt: sie fand auf beiden Seiten Widerspruch.

In Zürich zeigten sich die Anhänger Zwinglis, in Basel die mehr lutheranisirenden Theologen ein wenig verstimmt. Die so eben in Bern emporgekommene Zwinglische Partei verweigerte eine Zeitlang ihre Unterschrift. Es gehörte die ganze Autorität des alten Bullinger dazu, um sie endlich dazu zu vermögen; doch hat es bis in das Jahr 1551 gedauert, ehe man den Consensus durch den Druck bekannt machte[1]).

Kaum aber war es hier so weit gekommen, so erhob sich der Widerspruch von einer andern Seite her in tumultuarischer Aufwallung.

In einer ähnlichen Stellung wie damals die Zwinglianer in Bern, welche die lutherischen Meinungen verdrängt hatten, waren die Lutheraner in den niederdeutschen Städten: ihre Herrschaft gründete sich auf eine Unterdrückung zwinglianisirender Meinungen, die hier einmal sehr stark gewesen waren, und jetzt, sobald nur eine Annäherung dazu in Bremen hervortauchte, sich plötzlich wieder lebhaft regten. Dafür, daß Calvin eine vermittelnde Richtung verfolgt, der diesseitigen Auffassung in ihrem Wesen bei den alten Gegnern Raum gemacht, hatten die Niederdeutschen keine Augen. Sie bemerkten nur die Hinneigungen nach der Zwinglischen Seite, sie faßten einige anzügliche Ausdrücke auf, durch welche ihnen das Gedächtniß Luthers verunglimpft zu sein schien, das vielleicht auch mehr hätte geschont werden können: mit heftiger Leidenschaft begannen sie den Krieg. Die frühern, schon in Gang gesetzten Streitigkeiten strömten bald mit dieser zusammen: Melanchthon meinte von Anfang, er sei es hauptsächlich, dem auch dieser Angriff gelte[2]). Mochte denn nun auch Calvin sie auf den wahren Stand der Dinge aufmerksam machen[3]), so blieben sie dabei, ihn mit Zwingli gleich zu achten.

1) Hundeshagen p. 252.

2) Scito, quosdam praecipue odio mei eam disputationem movere, ut habeant plausibilem causam ad me opprimendum. An Calvin 14 Oct. 1554. Corp. Ref. VIII, 362.

3) Calvin bezeigt in der Defensio ad Westphalum, Opp. VIII, 785, sein Erstaunen darüber. Mihine qui piae sanaeque conciliationi semper dedi operam, haec merces nunc referenda est? Eben

Sie ihrerseits forderten jetzt die schrofferen Ausdrücke der ungeänderten augsburgischen Confession zurück; die Wittenberger Concordie betrachteten sie als nicht geschlossen; ihre Unterscheidungslehre, die Doctrin von der Ubiquität des Leibes, bildeten sie jetzt erst förmlich aus und nahmen symbolische Autorität dafür in Anspruch.

So erfüllte sich das ganze Gebiet der evangelischen Kirche mit innerem Krieg und Hader.

Mängel des kirchlichen Zustandes.

Es leuchtet ein, daß die Consistorialverfassung, die nur auf die innern, gleichsam häuslichen Verhältnisse berechnet war, nicht dazu beitragen konnte ihn zu heben.

Eben darin lag für die neuen Einrichtungen die große Schwierigkeit, daß es auch kein andres Institut gab, das dazu geeignet gewesen wäre. Oftmals dachte man auf einer allgemeinen protestantischen Synode eine Ausgleichung zu versuchen. Mächtige Stände wie Pfalz und Würtemberg haben es mehr als einmal in Vorschlag gebracht; andre, wie Churſachsen, es wenigstens ernstlich in Berathung gezogen. Vor allem wäre dann nöthig gewesen den Antheil der weltlichen Stände festzusetzen, wie denn hiervon schon bei den frühern Entwürfen des allgemeinen Conciliums oft die Rede gewesen war[1]). Man dachte sich zu dem Grundsatz zu bekennen, daß die Mehrheit das Recht der Entscheidung habe, und die Minderheit sich ihr unterwerfen müsse. Ob sich aber auch eine Mehrheit hätte gewinnen lassen, in der das Gefühl der Einheit, das Bewußtsein der gemeinschaftlichen Gedanken die Oberhand bekommen hätte?

dieß Mißverständniß der Gegner gab ihm aber die Ueberlegenheit, die in jener Streitschrift unverkennbar ist.

1) Melanchthons Bedenken vom Synodo Corp. Ref. IX, 463. „Soll die Potestas selbst, als ein Gliedmaß der christlichen Kirchen, auch eine Stimme, und vocem decisivam haben."

man dürfte das doch wohl nicht schlechthin in Abrede stellen. Bei einer Zusammenkunft, die im Jahr 1557 zu Frankfurt gehalten wurde, hatten doch die gemäßigteren Tendenzen, wiewohl sie noch nicht zu vollem Verständniß gelangt waren, das offenbare Uebergewicht [1]). Und wie Viele gab es, die das Verdächtigmachen alter Ehrenmänner, das Schelten auf den Kanzeln, welches jetzt überhand nahm, auf das ernstlichste mißbilligten. Es wäre schon ein unendlicher Gewinn gewesen, überhaupt die Form einer allgemeinen Verfassung aufzustellen.

Indessen das Ungewohnte, Neue des Gedankens, so wie die damit doch auch unleugbar verbundene Gefahr, schreckten von seiner Ausführung zurück. Brenz sagte wohl: „ja wenn unter den Fürsten ein Constantin lebte, oder unter den Gelehrten ein Luther!" Melanchthon urtheilte, die Sache müsse erst unter den einzelnen Fürsten vorbereitet werden, man müsse der Einigkeit im Voraus gewiß sein, ehe man sie unternehme.

Berathung unter den vorwaltenden Fürsten war wirklich das einzige Mittel das man zur Beilegung der Irrungen ergriff.

Und diese waren nun, in der Epoche in der wir stehn, sehr friedfertig gesinnt.

Wir berührten wie sie sich beim Abschluß des Religionsfriedens nicht zu Bestimmungen fortreißen ließen die den Zwiespalt zwischen ihnen selber hätten entzünden können.

Bei jener merkwürdigen Zusammenkunft v. J. 1558 zogen sie neben den Reichsangelegenheiten auch die Religionssache in Betracht. In dem Receß, der daselbst abgefaßt worden, drückten sie sich über den wichtigsten Punct, die Eucharistie, auf eine der Fortbildung der Concordie gemäße Weise aus. Es schien ihnen genug, daß sie von der wesentlichen, substanziellen Gegenwart redeten: der körperlichen zu gedenken enthielten sie sich [2]). Der Gegensatz den sie aussprechen ist noch immer hauptsächlich gegen die alte Kirche, gegen die Anbetung des Sacraments gerichtet.

1) Vgl. das Schreiben eines Flacianers de conventu Francoford. 1557 bei Salig III, 276 Note.

2) Die merkwürdigste Auffassung dieses Recesses ist wohl die von Hospinian Historia sacramentaria II, 438.

Wenn sie die Lehre verdammen, daß die Zeichen bloß äußerliche Zeichen seien, so konnte das wahrhaftig Calvin nicht treffen.

In einer sehr zahlreich besuchten Versammlung, zu Naumburg im Jahre 1561, erkannten sie aufs neue die abgeänderte augsburgische Confession an[1]: mit den Erklärungen die der Churfürst von der Pfalz gab, der schon als ein Calvinist betrachtet wurde, zeigten sie sich zufrieden.

Mit alle dem gelangte man jedoch nicht zur Herstellung der Eintracht; es gab jedes Mal Fürsten und Stände die sich absonderten und Widerspruch erhoben.

Und nicht allein von bösem Willen dürfte man das herleiten. Die Dinge hatten innere Schwierigkeiten, denen auf diese Weise nicht beizukommen war. Vielmehr zeigte sich eben in den Versuchen sie zu erledigen eine neue, und zwar eine solche die nicht geringer war als die übrigen.

Die große Hauptsache war gewonnen, ein legales Dasein gegründet; für die Entwickelung desselben auf dem glücklich eroberten Grund und Boden aber lagen noch viele ungelöste Fragen vor.

In unsrer historischen Betrachtung stellen sich deren besonders drei heraus.

Nachdem der Grundsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben allein erhalten war, bedurfte doch die Lehre von der innigen und geheimnißvollen Verbindung, in welche der Mensch durch die fortgehende Erneuerung mit der Gottheit tritt, noch neuer Erläuterungen, um tieferen Geistern völlig zu genügen. Hatte nicht eine Durchdringung der alten ächten deutschen Mystik mit dem erneuerten Dogma in der ursprünglichen Absicht gelegen? Noch war sie wohl nicht gelungen. Nur allzu oft schlugen sich die jungen streitbaren Theologen wieder um die harten Schalen des Glaubens, die aus der Scholastik übrig geblieben.

Ferner war, wie berührt, der Zürcherische Consensus noch

1) Neque animus est nobis, quod discedere ab ea (confessione) quae anno XL exhibita est vel in minimo velimus. Praefatio ad Ferdinandum bei Gelbke Naumburger Fürstentag p. 184.

nicht der letzte Schritt in dem großen Werke der Vereinigung über die Abendmahlslehre. Es wäre wohl die Aufgabe gewesen, das an Zeit und Ort des Ursprungs Erinnernde, mit zufälligen Beschränkungen Behaftete, das er noch an sich trug, vollends fallen zu lassen, und die wesentlichen Momente beider Ansichten noch tiefer mit einander zu durchdringen. Von allen Gelehrten eignete sich gewiß Melanchthon am meisten, diese Sache durchzuführen; allein in schwieriger Lage und von Widersachern umgeben fand er nie den Muth, sie mit vollem Ernst in die Hand zu nehmen, der Meinung die er in sich trug, eine allseitig entwickelte Form zu geben und ihr ein festes Dasein zu erkämpfen.

Und wieviel war noch in Hinsicht der Verfassung zu thun übrig! Das Verhältniß der Geistlichen zu den Gemeinen, so wie zu den Obrigkeiten, hatte noch viel Unbestimmtes, von momentanen Regungen Abhängiges. Indem die Landesherrschaften so mächtig eingriffen, regte sich an andern Stellen der heftigste Widerspruch gegen jede Einmischung derselben. Es fehlte gleichsam an dem Schlußstein des Gebäudes, einer Einrichtung um über die aufsteigenden Irrungen zu einer gültigen, von Jedermann anerkannten Entscheidung zu gelangen.

Eine natürlich entstandene Autorität wie die der hohen Schule zu Wittenberg hätte sich erweitern, fortpflanzen lassen: hergestellt werden konnte sie nicht, nachdem sie einmal gebrochen worden.

Den Protestanten war es nun einmal nicht gegeben, sich als eine einzige Genossenschaft zu entwickeln. Aus vielen Gründen möchte man wünschen, es wäre geschehen; ob es in jeder Rücksicht das Beste gewesen wäre, wer will es sagen?

Da es aber nicht der Fall war, und doch überaus wichtige Fragen die öffentliche Theilnahme, die lebendigen geistigen und politischen Kräfte beschäftigten, so mußte erfolgen, daß sich auf einer Stelle mehr das eine, auf einer andern mehr ein anderes Prinzip geltend machte.

Die Bewegung warf sich in die verschiedenen Territorien, wo sie mit mannichfaltigen andern Bestrebungen in den Zweigen der Administration oder des Rechts, der Cultur oder der Befestigung des Landes zusammenfiel. Dieses landschaftliche Mo-

ment entwickelte sich in den nächsten Zeiten auf das eigenthümlichste, und zwar in den Ländern der altgläubigen Stände nicht minder als in den protestantischen. Wir müssen uns enthalten hier näher darauf einzugehn. Die politischen Gestaltungen der einzelnen Landschaften, die seither allerdings vorbereitet worden, sind doch erst später zu einer gewissen Festigkeit gelangt, und zwar unter den wechselnden Einwirkungen anderer Weltverhältnisse als der hier betrachteten.

Nur eine Frage scheint mir muß für unsere Epoche noch erörtert werden. Wir sahen wie die kirchliche Neuerung aus der Gesammtheit einer großen geistigen Bewegung entsprang. Seitdem hat jene die öffentliche Aufmerksamkeit fast ausschließend beschäftigt. Betrachten wir noch, welchen Fortgang diese in derselben Zeit genommen hat.

Achtes Capitel.

Entwickelung der Literatur.

Den mächtigsten innern Antrieb hatte der deutsche Geist im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts durch die Bekanntschaft mit dem classischen Alterthum empfangen, die schon in den carolingischen Zeiten begonnen, während der Herrschaft der Hierarchie unterbrochen oder in Schatten gestellt, ihm jetzt in aller Fülle zu Theil wurde.

Wir sahen wie dieses Studium zuerst in den grammatischen Schulen erneuert ward, wie viel Mühe es kostete und was es zu bedeuten hatte, daß es sich endlich auch auf den Universitäten festsetzte.

Auch in dieser Beziehung nahm Melanchthon eine sehr wichtige Stellung ein. In dem Sinne, wie er die alte Literatur in Wittenberg förderte, thaten es die ihm nächstverbundenen Freunde, Camerarius in Leipzig, Sabinus in Königsberg und Frankfurt a. d. O.; seine Schüler in Marburg, Tübingen, Heidelberg. In Rostock gewährte Johann Albert von Meklenburg, dessen politische und kriegerische Unternehmungen wir zuweilen berührten, und der zugleich einen offenen Sinn für höhere Bildung bewies, diesen Studien seinen Schutz. Melanchthon sieht im Geiste die allenthalben verstoßenen griechischen Musen bei ihm im Norden ihre Zuflucht suchen [1]).

1) Ergo per extremam Germani littoris oram
Hospitium miserae supplice voce petunt.
Corp. Ref. X. Carm. nr. 249.

Dabei behaupteten ſich aber auch noch einige Schulen in großem Ruf.

Erſt ſeit dem Jahr 1531 entwickelte ſich das ganze Verdienſt Valentin Trotzendorfs in Goldberg; — er hatte eine Art von Jugendrepublik errichtet, mit Conſuln, Senatoren, Cenſoren, in deren Mitte er ſich ſelber als immerwährenden Dictator aufſtellte.

Der letzte Abt von Ilfeld, der dieſes Kloſter aus eignem Antrieb in eine Schule verwandelt hatte, fand in einem Zögling von Goldberg, Michael Neander, ganz den Mann, der dazu gehörte, nach ſeinem Tode dieſe Stiftung fortzuführen und ihr allgemeine Wirkſamkeit zu verſchaffen: — einen ſtillen Gelehrten, von gebrechlichem Körper und einem in ſeiner Tiefe der Religion zugewandten Gemüthe, aber doch weltklug und umſichtig genug, um ſeine Kloſterſchule gegen die Anſprüche mächtiger Nachbarn zu ſchützen, und von unermüdlicher Thätigkeit. Die Kenntniß der griechiſchen Sprache hat er in den niederſächſiſchen Gegenden erſt verbreitet; er wird als ein zweiter Lehrer von Deutſchland geprieſen [1]).

Eine faſt noch mehr europäiſche als deutſche Wirkſamkeit erlangte die Schule, welche Johann Sturm 1537 in Strasburg errichtete. Johann Sturm nahm an den öffentlichen Angelegenheiten lebendigen, wohl ſelbſt eingreifenden Antheil [2]): doch verlor ſeine Schule dabei nicht, der er vielmehr aus dem allgemeinen Geſichtspuncte um ſo größeren Eifer widmete. Sie ward gleichſam eine allgemeine weltliche Academie für die proteſtantiſche Welt, wie Genf eine theologiſche. Auch wurde ſie gern von dem deutſchen Adel beſucht, deſſen Bedürfniſſe der Vorſteher in eignen Schriften erwog.

1) Juventutis formandae artifex juxta dexterrimus ac felicissimus. Rhodomannus, Oratio de lingua graeca, der dieſe Ausdrücke braucht, fügt hinzu: man habe auch griechiſch bei ihm ſchreiben lernen: es ſei wohl geſagt worden: „plures ex eo (gymnasio) graece doctos prodiisse quam proceres ex equo trojano.“ Havemann Mittheilungen aus dem Leben Neanders p. 23, 24.

2) In Schumachers Briefen an die Könige von Dänemark finden ſich viele von Sturm, mit ganz guten Notizen über damalige Kriegsereigniſſe.

Bei der würdigen Stellung, welche diese Studien einnehmen, konnte sich das tumultuarische Händel-suchende Treiben der frühern Poetenschulen nicht mehr halten. Das Schicksal des Simon Lemnius, der es unter den Augen Luthers fortsetzen wollte und darüber verjagt ward, ist für die Richtung überhaupt bezeichnend. Der neue Olymp dieser Poeten ward schon wieder verworfen. Der feine und elegante Micyll will nur von einer züchtigen Muse wissen. Er und seine Schüler haben wirklich keine andern Gefühle, als die der großen Tendenz entsprechen, in welcher die Nation hauptsächlich begriffen ist [1]).

Schon nahm man mit ernstem und anhaltendem Bemühen an der Arbeit der Wiederbekanntmachung und Erläuterung der classischen Werke Antheil.

Noch waren die lateinischen Schätze deutscher Klöster, wie Hirschfeld oder Lorsch, nicht erschöpft; man hatte Weltverbindung und Theilnahme für die Sache genug, um auch griechische Handschriften aus dem Orient an sich zu bringen, wie z. B. die Stadt Augsburg im Jahr 1545 zu Corfu eine Summe Geld daran wandte; manches brachten Gesandte des römischen Königs oder Procuratoren der Fugger herbei. Vincenz Opsopäus, der Lehrer des Markgrafen Albrecht, soll die deutschen Buchdrucker zuerst angeregt haben, mit dem Ruhme der Aldus und Junta zu wetteifern und die Werke der Alten diesseit der Berge zu publiciren. Er selbst konnte der Welt einen der großen Geschichtschreiber des Alterthums, Polybius, aus einem Codex, den der Zufall von Constantinopel nach Nürnberg geführt hatte, wieder vorlegen; er hat diese Arbeit auf eine Weise vollzogen, die ihm noch heute Ehre macht [2]). Nach und nach entwickelte sich eine lebhafte Thätigkeit in diesem Zweige. Flavius Josephus

1) Micyllus: — Quae domini plantata est vinea verbo
Si cultu careat, terra jacebit iners.
Quos igitur cultus aut quas adhibebimus artes?
Nempe has quas secum Musa pudica refert.

2) Schweighäuser, Praefatio: Non paucae lectiones in hac editione reperiuntur probatissimae, et ex hac in Basileensem transierunt, a quibus temere deinde recessit Casaubonus. (LXXV ed. Oxon.)

und Ptolemäus, die wesentlichsten Ergänzungen des Diodorus Siculus, Livius, Ammianus und wie vieler anderer Schriftsteller in beiden Sprachen gingen zuerst aus deutschen Pressen hervor. Andre Autoren erschienen mit ihren Scholiasten, spätern Fortsetzern: oder in berichtigten Texten, die griechischen mit Uebersetzungen, die zum Theil noch den heutigen Ausgaben beigegeben werden. Es mag sein, daß diese Arbeiten noch oftmals kritisch-grammatische Genauigkeit vermissen lassen; aber es giebt auch solche, die ein tieferes Eingehen, Kritik und ächtes Verständniß beweisen. Joachim Camerarius hat für Plautus vielleicht von allen Herausgebern das Meiste gethan [1]); er ist der Erste der die Spuren einer doppelten Recension in dem vorliegenden Texte der ciceronianischen Schriften, möge dieselbe nun stammen woher sie wolle, bemerkt hat [2]). Ein entschiedenes philologisches Talent war Hieronymus Wolf aus Oettingen: — eine zarte, schwächliche, leicht verletzbare Natur, der darüber erröthete wenn ein Andrer eine Unwahrheit sagte, der von der Sohle bis zum Scheitel erzitterte, als er zuerst den berühmten Melanchthon ansichtig wurde; immer voll Furcht vor dem Hasse der Menschen und dem widrigen Einfluß geheimer satanischer Kräfte; aber eben darum mit einsiedlerischem Fleiße unter den ungünstigsten Umständen den Studien hingegeben, und seiner Sache, obwohl er nie recht damit zufrieden war, daß er sie ergriffen hatte, vollkommen Meister. Er wagte sich an die Uebersetzung des Demosthenes, eine Arbeit, vor der Erasmus und Budäus zurückgeschrocken waren, und führte sie auf eine Weise durch, die seinen Namen mit dem seines Autors auf immer verknüpft hat. Er ist auch in der Kritik des Textes [3]) der Sospitator des Redners, und hat ihn den spätern Zeiten erst wieder zugänglich, verständlich gemacht. Ohne seinen Fleiß würden die Byzantiner wohl noch lange unbekannt geblieben sein:

1) Vgl. Lessing Von dem Leben und den Werken des Plautus. Sämmtliche Schriften herausgegeben von Lachmann III, 17.

2) „quam observationem fecit suam C. Stephanus.“ Literarnotiz vor der Zweibrücker Ausgabe des Cicero I, p. LXXXV.

3) F. A. Wolf: saepe orator ibi etiam inoffensius legitur quam in postrema Lipsiensi. Vgl. Becker Literatur des Demosthenes p. 96.

er iſt glücklich gleichſam ein Ganzes byzantiniſcher Geſchichten zuſammenzuſtellen. Sehr leſenswürdig iſt doch die Autobiographie die er hinterlaſſen hat [1]). Er erſcheint darin als ein recht ehrlicher Patriot, freilich als ein ſolcher, der mit dem was um ihn her vorgeht, oftmals ſchlecht zufrieden iſt: als ein überzeugter evangeliſcher Chriſt, ohne Parteiweſen, wie denn ſeine Religioſität nur dann und wann unwillkürlich hervorbricht: und als ein Philologe, der das Alterthum in Fleiſch und Blut verwandelt hat: die ſinnreichſten Sprüche bieten ſich ſeiner Erinnerung dar: man kann an ihm ſehen, daß dieſe Elemente einander nicht widerſprechen.

Und Niemand ſollte ſagen, daß dieſe Studien in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in Abnahme gerathen ſeien: in die ja Sturm, Neander und Wolf zum großen Theil gehören. Schon lebten ihre Nachfolger Rhodomann und Sylburg.

Auf die Fortpflanzung der Studien allein kam es jedoch nicht an. Wir beſchäftigen uns mit einem Zeitalter, von dem man nicht mit Unrecht geſagt hat, alle vier Facultäten ſeien da im Grunde nur eine einzige geweſen, nemlich die der Grammatiker. Von der Herſtellung und Auslegung der Texte hing jeder Fortſchritt ab.

Wir brauchen nicht darauf zurückzukommen, wie ſehr dieß in der gelehrten Theologie der Fall war, die eben auf dieſem Grunde beruhte. Die Publication der Kirchenväter, auch der lateiniſchen, um die ſich nach dem Vorgange des Erasmus auch andere deutſche Philologen viel Verdienſt erwarben, kam den Abweichungen der Proteſtanten mächtig zu Statten. Vor der urſprünglichen Auffaſſung des chriſtlichen Alterthums verſchwanden die hierarchiſchen Satzungen.

Verwandter Natur, wenn auch lange nicht ſo weit ausſehend, iſt, was in der Rechtsgelehrſamkeit geſchah.

Bei weitem enger hatten ſich die Gloſſatoren ihrer Urkunde, den juſtinianeiſchen Rechtsbüchern angeſchloſſen, deren

1) Hieronymi Wolfii ad cl. v. Joannem Oporinum commentariolus de vitae suae ratione ac potius fortuna, in den Oratt. Attic. v. Reiske, Tom. VIII, p. 772.

Wiederbelebung und Verbreitung die Welt ihnen eigentlich verdankt, als die scholastischen Theologen der heiligen Schrift. Ihr Text beruht auf alten Handschriften, ihre Anmerkungen sind nicht selten ganz treffend. Aber dabei ist doch unleugbar, daß diese besonders unter den Händen ihrer Nachfolger sich immer mehr mit fremdartigen Elementen versetzten und nur größere Dunkelheiten hervorbrachten [1]), jener durch willkürliche Eintheilungen und Zusätze entstellt, nichts weniger als zuverläßig war. Und doch wurden diese Rechtsbücher als die kaiserlichen, allgemein gültigen betrachtet, und sollten practisch in Anwenwendung kommen. Die pisanische Handschrift der Pandecten, wie hoch man ihren Werth auch anschlug, so daß man sich ihr nur mit einer Art von abergläubischer Verehrung näherte, war noch nicht zu öffentlichem Gebrauche benutzt. Da wollte nun die Gunst des Zufalls, daß ein junger Deutscher, Gregor Hoffmann aus Zwickau, genannt Haloander, der in Begleitung Julius Pflugs eine Reise nach Italien machte, in Bologna eine Abschrift von einer Collation jener Handschrift benutzen konnte, die einst Politian an dem Rand eines Exemplars der Vulgata verzeichnet hatte. Auch von den Novellen, die bisher nur in der sogenannten Authentica vorhanden waren, großentheils übersetzt und unvollständig, fand er dort Gelegenheit die Abschrift eines Manuscriptes [2]) zu copiren, das bei manchen Lücken und Mängeln die es hatte, doch die originale Grundlage eines neuen Studiums darbot. Mit diesen Hülfsmitteln erschien Haloander im J. 1528 zu Nürnberg, wo ihm der protestantische Abt des Aegidienklosters freundliche Aufnahme und der Rath eine nicht unbedeutende Geldunterstützung gewährte, so daß er ohne persönliche Sorge unverweilt zur Herausgabe schreiten konnte. Haloander hat nach dem Urtheil der kundigsten Männer, wie Savignys, bei der Arbeit historische Gelehrsamkeit und

1) Bebel an Zasius: Creverunt Glossatorum commentaria super omnes constitutiones, nec ullus finis est sperandus, nisi Caesar -- verbositatem nodosissimam atque obscurissimam in compendium reducat.

2) Daß dieß die florentinische Handschrift war, ist von Biener, Geschichte der Novellen Justinians p. 560 f., nachgewiesen.

kritisches Talent gezeigt. Bei den Pandecten wußte er sich der politianischen Collation, die an sich sehr unzureichend und überdieß durch den ersten Abschreiber [1]) hie und da gröblich mißverstanden war, doch so geschickt zu bedienen, daß er damit eine große Menge Fehler weggeschafft hat; es gelang ihm Stellen klar zu machen, deren Sinn man vorher nicht einmal zu errathen vermochte. Dem Codex der Constitutionen gab er seine zwölf Bücher wieder; er spricht seine Genugthuung aus, wie viel Lücken er ausfüllen, wie viel Wunden er habe heilen können. In den Jahren 1529 bis 1531 erschienen die einzelnen Theile des Corpus juris — denn auch die Institutionen konnten nach der Arbeit über die Pandecten leicht verbessert werden — in einer der ursprünglichen Fassung über alles Erwärten angenäherten Gestalt.

Und mit der größten Freude ward nun diese Gabe von den Gelehrten empfangen.

Dem Kaiser Carl, der in Justinian seinen Vorgänger, in dessen Rechte sein eigenes sah, bemerkte Johann Oldendorp, wie früher durch die verunstalteten Gesetze die Rechtsübung selbst unsicher geworden sei, jetzt aber habe man Gesetze und Constitutionen in ihrem ursprünglichen Wortlaut wieder: seit vielen Jahrhunderten habe kein Volk etwas Ruhmvolleres erlebt [2]). Oldendorp verbarg sich nicht, daß damit noch nicht alles was wünschenswerth wäre geschehen sei. Sehr schmerzlich empfand er den Verlust der alten Rechtsquellen, aus denen erst volle Bestimmtheit und Klarheit hervorgehn würde [3]). Wenn ich ihn recht verstehe, war seine Meinung, daß sich das System auf der nunmehr gewonnenen Grundlage wissenschaftlich weiter ausbilden, und zum allgemeinen Recht aller Nationen erheben lasse.

Aber auch Leute die nicht so weit gingen, sahen doch in der Anwendung des geschriebenen Rechtes eine Verbesserung.

1) Ludovicus Bologninus; an einem schlagenden Beispiel zeigt dieß v. Savigny, Geschichte des Römischen Rechtes im Mittelalter VI, p. 319.

2) Variarum lectionum libri III, 1540. Dedication.

3) Institutiones et libri rerum quotidianarum Caji, actiones in ordinem ab Appio Claudio compositae, edicta praetorum --- quare non potuissent conservari?

Ich finde überhaupt, daß man weite Aussichten ergriff, schon damals die Tortur verwarf [1]), die Confiscation zu beschränken gedachte, den Mißbrauch der Privilegien rügte, eine Menge Uebelstände zur Sprache brachte, die noch lange fortgedauert haben. Gabriel Mudäus, einer der ausgezeichnetsten Lehrer auf der sehr besuchten Rechtsschule zu Löwen, erwarb sich das Verdienst, von seinem civilrechtlichen Standpunct aus den Gewaltsamkeiten der Inquisition entgegenzutreten.

Genug mit dem Studium empfing zugleich die Praxis eine neue starke Anregung, die dann besonders auf die deutsche Provinzialgesetzgebung von größtem Einfluß gewesen ist.

Und wenden wir unsern Blick auf eine dritte Facultätswissenschaft, die Arzneikunde, so traten auch in diesem Gebiete durchgreifende Umwandlungen ein.

Die Medicin hing von viel verderbterer Ueberlieferung ab als das Recht. Die griechische Heilkunde, wie sie einst Galen systematischer als seine Vorgänger, aber schon nicht mehr in voller Originalität zusammenfaßte, hatte einen weiten Weg gemacht um nach Deutschland zu gelangen: — wie sie von arabischen Sammlern begriffen, dann durch Vermittelung des Castilianischen in ein barbarisches Latein übertragen, und etwa von italienischen Commentatoren dem Bedürfniß der Zeiten angenähert worden, so ward sie damals auf den deutschen Universitäten gelehrt; der Canon des Avicenna, der Commentar des Johann d'Arcoli über eine Schrift Arrasi's waren die geschätztesten Lehrbücher, die man z. B. noch in den zwanziger

1) Jacob Lersener: Antwort, Bericht und Beweiß, Auff die Frage Ob es besser sei, nach gewissen, beschriebenen, vnnd sonst bewerten breuchlichen Rechten, Gesetzen, Ordnungen vnd Gewonheyten, Oder nach eygner Vernunfft, Sinn, Witz - - zu regieren, zu Vrteylen ꝛc. Getruckt zu Marpurg. 1542. C iij: „man findet, die lust dazu haben leute zustöcken vnd peinigen, suchen allerley newe künstlein vnmenschlicher marter, dar durch sie auch den aller vnschuldigsten dahin engstigen könneen, das er was sie wöllen, vnd das jme nie getreumet oder in sinne gefallen, versehen müsse, meynen sie haben jr ampt damit wol außgericht, Wie offt sein leute also getödtet worden? wie offt sein leuth auff solche bekentnus gericht worden, deren vnschuld sich hernach befunden hat?“

Jahren des sechszehnten Jahrhunderts in Wittenberg brauchte [1]). Es leuchtet ein, daß auf diesem Grunde die Kunst nicht gedeihen konnte, zumal da sich ihr eine große Anzahl mittelmäßiger Köpfe widmete, die man ohne Schwierigkeit zu Doctoren erhob.

Man muß sich diesen Zustand vergegenwärtigen, um die Opposition des Paracelsus dagegen zu begreifen. Im hohen Gebirg aufgewachsen, wo sich mancherlei sonst verschwundene Kenntnisse erhalten hatten, im Umgang mit Geistlichen von geheimnißvoller Erfahrung, mit Freunden chymischer Versuche, wie Siegmund Fugger zu Schwatz, in stetem Verkehr mit Bergleuten, Hüttenarbeitern, dem gemeinen Mann überhaupt, hatte Paracelsus nicht allein Mittel kennen gelernt und durch glückliche Curen erprobt, sondern sich auch Weltansichten gebildet, die allem widersprachen was auf den hohen Schulen galt. Als er 1527 zu Basel auftrat, erklärte er zuvörderst, daß er nichts auf fremde Autorität lehren werde. Er spottete über den Proceß der ererbten Recepte; den Canon des Avicenna hat er einst in ein Johannisfeuer geworfen; er wollte von nichts als von der Natur hören [2]). Denn nur die Bücher seien wahrhaft und ohne Falsch, welche Gott geschrieben: die Elemente müsse man studiren, der Natur nachgehn von Land zu Land, da jedes einzelne nur ein Blatt des großen Buches sei; die Augen, „die an der Erfahrenheit Lust haben," die seien die wahren Professoren; und wie er sonst seinen Widerwillen gegen die Schriftgelehrsamkeit ausspricht. Auch das was er leistete, ist in neuern Zeiten wieder mehr zu Ehren gekommen [3]): auf einen Laien, der seine Bücher durchläuft, macht besonders seine Ansicht von der fortwirkenden Energie des einmal angeregten Lebens Eindruck, von der dem Organismus eingebornen und denselben von innen her erhaltenden Kraft der Natur. Es lebt in ihm ein sinnvoller, tiefer und mit seltenen Kenntnissen ausgerüsteter Geist,

1) Adami Vitae Medicorum p. 38. Praelegebantur Avicenna, qui princeps totius artis habebatur, Rasis deinde, etc.

2) So Christus spricht: perscrutamini, scripturas, warum sollt ich nicht sagen: perscrutamini naturas rerum? Die erste Defension Opp. III, 163.

3) Marx Zur Würdigung des Paracelsus, Lessing Leben des Paracelsus, Schulz Homöobiotik u. A.

der aber von dem Einen Puncte aus, den er ergriffen, die Welt zu erobern meint: viel zu weit ausgreifend, selbstgenügsam, trotzig und phantastisch: wie solche wohl in der deutschen Nation noch öfter hervorgetreten sind. Damals war mit der allgemeinen Bewegung der Geister auch ein Versuch verknüpft, das Joch der Zucht, die Regel der antiken Disciplin, ja Kirche und Staat von sich abzuwerfen. Die münzerischen Inspirationen, die socialistischen Versuche der Wiedertäufer und diese paracelsischen Theorien entsprechen einander sehr gut; vereinigt hätten sie die Welt umgestaltet. Zur Herrschaft aber konnten sie doch nicht kommen: dazu waren sie in sich zu verworren und überladen: sie hätten nur den großen welthistorischen Gang der Cultur unterbrochen.

In der Medicin war es zunächst, eben wie in andern Wissenschaften, erforderlich, auf die ächtern Quellen der Belehrung zurückzugehn.

Merkwürdigerweise war es ein Landsmann Haloanders, Johann Cornarus, der die Bahn hiezu brach. In Wittenberg auf die Nothwendigkeit sich vor allem des Hippokrates wieder zu bemächtigen aufmerksam gemacht, unternahm er hiezu eine Reise nach Italien, aber schon in Basel kam ihm so zu sagen sein Autor selber entgegen: im Jahr 1526 war der griechische Text von Aldus, wiewohl sehr uncorrect, gedruckt worden, und vor kurzem angelangt. Bei dem ersten Studium durchdrang sich Cornarus noch mehr mit der Ueberzeugung, daß die Griechen die einzigen wahren Meister der Heilkunde seien, die man nur zuvörderst wieder bekannt machen müsse. Mit Hülfe einiger Handschriften die Froben herbeischaffte, stellte er einen bei weitem richtigern Text auf, und konnte es dann wagen auch eine Uebersetzung zu versuchen [1]): ein Werk, von dem sein Lebensbeschreiber rühmt, es werde seit zwei Jahrtausenden in der lateinischen Sprache vermißt: so ganz fühlte man sich diesseit noch als wesentlichen Bestandtheil der alten lateinischen Culturwelt. Hierauf erscheinen an den Universitäten Vorlesungen über Hippo-

1) Er fand alle frühern Versuche unbrauchbar, „tribus aut quatuor ad summum libellis exceptis.“

krates und den ächten Galen, dem Cornarus einen ähnlichen Fleiß zuwandte; bei der Prüfung der Doctoranden legte man wohl eine Stelle aus den Aphorismen, oder eine Definition Galens zur Erklärung vor. Es begann eine allgemeine Reaction gegen die Araber. Leonhard Fuchs, ein glücklicher Nebenbuhler des Cornarus, sah ihre Wissenschaft fast aus dem Standpunct einer nationalen Feindseligkeit an: als eine solche, durch die, wenn sie länger bestünde, der Untergang der Christenheit befördert werden würde: niemals seien die Griechen von ihnen verstanden worden; ihre Theorien und ihre Heilmittel seien gleich verwerflich; er seinerseits werde nicht aufhören gegen diese Saracenen zu streiten.

Nun konnte man sich aber in der Medicin unmöglich wie in der Jurisprudenz an die hergestellten Texte halten: man ward durch die Alten selbst zu eigener Beobachtung der Natur fortgetrieben; nur auf eine ganz andre Weise als Paracelsus im Sinn gehabt, eben auf dem von den Alten angebahnten, noch nicht vollendeten Wege.

Die ersten wichtigen Erfolge erlangte man in der Anatomie, nachdem man sich einmal der Vorurtheile entschlagen, die bisher eine genügende Untersuchung des menschlichen Körpers verhindert hatten. Es war eine auffallende Neuerung, daß Dr Augustin Schurf in Wittenberg im Juli 1526 die Anatomie eines Kopfes vornahm. Etwas Aehnliches versuchte ein andrer Deutscher, Johann Günther von Andernach, zu Paris, doch wollte er weder von den Arabern noch vollends von Galen lassen. Einer seiner Schüler aber, Andreas Vesalius, aus einer Familie von Aerzten die von Wesel herstammten, geboren in Brüssel, that endlich den entscheidenden Schritt. Vesalius war gleichsam von Natur zum Anatomen bestimmt: von Kindheit auf hatte er sich halb aus Muthwillen an Thieren geübt; in Paris trieb er sich mit Lebensgefahr auf dem Kirchhof des Innocents oder den Höhen von Montfaucon herum, um aus den Gebeinen die er auflas, womöglich ein ganzes Skelett zusammenzusetzen. Eben daran hatte es Galen gefehlt, und bald wurde der muthige junge Mann die Irrthümer des alten Meisters inne. Er war erst 29 Jahr alt, als er im J. 1543 sein Werk über den Bau des

menschlichen Körpers zu Basel drucken ließ, das die Grundlage aller spätern Anatomie geworden ist. Es fand um so mehr Eingang, da ein Schüler Titians, Johann von Calkar, den Text mit vortrefflichen Abbildungen erläuterte. Wäre Vesalius nicht als Leibarzt Carls V dem Hofe gefolgt, so hätte er vielleicht die Entdeckungen noch vollendet, die er angefangen, und wenigstens seine Schüler nicht bestritten, die sie wirklich gemacht hatten [1]). Auch am Hofe hatte er von den Anhängern Galens viel zu leiden.

Auf jeden Fall war hiedurch der große Schritt geschehen, auf den alles ankam: die innere Kraft des von den Alten angeregten forschenden Geistes führte über die Grenzen ihrer Wissenschaft hinaus.

In den verschiedenen Zweigen der Naturgeschichte ging man daran, die Kenntnisse der Alten zugleich zu sammeln und zu erweitern.

Die Eigenthümlichkeit dieses Bestrebens lernt man recht an dem zoologischen Werke Conrad Geßners kennen. Geßner arbeitete viel für das Bedürfniß des literarischen Publicums, übersetzte und verfaßte Wörterbücher: im Grunde aus Noth. Er war glücklich, wenn er einmal die besonderen Gegenstände seiner Neigung festhalten konnte, wie in der Nomenclatur der den Alten bekannten Pflanzen, der er die nicht ohne Mühe aufgesuchten neuen Namen beisetzte. Endlich erhob er sich zu dem Gedanken, den Namen auch die Beschreibungen hinzuzufügen, in einem umfassenden Werke über die Thierwelt alles das zusammenzustellen was man überhaupt von ihr wisse. Die Schilderungen der alten Autoren, der heiligen und der profanen, bilden die Grundlage; damit werden die Notizen der spätern Schriftsteller, auch der arabischen, so weit sie den Lateinern zugänglich sind, verbunden, und unter wiederkehrenden Rubriken, z. B. Vaterland, körperliche Beschaffenheit, Nutzen, beigeordnet [2]);

1) Sprengel Geschichte der Arzneikunde, Bd. III, Abschnitt über die vornehmsten anatomischen Entdeckungen §§ 46—78.

2) Non physice aut philosophice tantum, sed medice etiam et grammatice, — — ut ad alios autores super iisdem rebus posthac non sit recurrendum —.

auch die Sprichwörter der verschiedenen Sprachen, die sich auf Thiere beziehen, werden herangezogen; die Maxime des Verfassers war, nichts zu wiederholen, nichts wegzulassen. Nicht so häufig wie man meint ist das Talent der Compilation. Soll sie der Wissenschaft dienen, so muß sie nicht allein aus vielseitiger Lectüre hervorgehn, sondern auf ächtem Interesse und eigener Kunde beruhen, und durch feste Gesichtspunkte geregelt sein. Ein Talent dieser Art von der größten Befähigung war Conrad Geßner. Als alles beisammen war, zeigten sich erst die Lücken. Geßner setzte seine literarischen Bekannten in den verschiedenen Ländern, deren er über 50 zählt, Italiener, Franzosen, Engländer, Polen und hauptsächlich Deutsche, in Bewegung, um ihm mit Beschreibungen des noch Unbekannten und mit Abbildungen zu Hülfe zu kommen. So brachte er einen Thesaurus zoologischer Kenntnisse zusammen[1]), in dem sich Gemeinnützigkeit und Wissenschaftlichkeit vereinigen der fortan für den Fortgang des Studiums eine treffliche Grundlage bildete und noch heute unentbehrlich ist.

Das Gleiche wünschte Geßner nun auch für das Pflanzenreich zu leisten, wofür er sein ganzes Leben lang im Stillen gearbeitet und alles vorbereitet hatte; doch war es ihm nicht beschieden, damit zu Stande zu kommen. Große Erwartungen erweckte einst für diesen Zweig Valerius Cordus, der als Studirender und junger Lehrer in Wittenberg sich so zu sagen in inneren Besitz der Pflanzenbeschreibungen der Alten setzte, und damit einen unermüdlichen Eifer selber zu suchen und zu beobachten verband: er hat das meißnische Hochland ganze Tage durchstreift, um ein einziges Heilkraut zu finden; aber eben dieser Ungestüm der Lernbegier zog ihm auf einer italienischen Reise, wo er des Clima nicht achtete, einen frühen Tod zu[2]).

1) Conradi Gesneri historiae animalium libri: opus philosophis, medicis, grammaticis, philologis, poëtis et omnibus rerum linguarumque variarum studiosis, utilissimum simul jucundissimumque futurum. Tiguri 1551. 4 Foliobände hat er noch selbst herausgegeben.

2) Per mare sic rutilas pinus latura cohortes
Ante diem rapido fulmine mota cadit,
sagt Cruciger von ihm, wie denn überhaupt sein Tod als ein allgemeiner Verlust beklagt ward.

Man kam jedoch auch hier um vieles weiter. Man hatte den natürlichen Vortheil über die Alten, daß sich die wissenschaftliche Forschung eines von denselben noch nicht beherrschten Ländergebietes bemächtigen konnte. In den Kräuterbüchern von Brunfels und Fuchs werden hauptsächlich die einheimischen Gewächse in die allgemeine Kunde eingeführt[1]).

Und sogleich ward die aus dem Alterthum stammende Wissenschaft durch diese neue Berührung mit dem Boden Germaniens auf ein Gebiet gerichtet, dessen sie sich nur noch unvollständig bemächtigt hatte: das Reich der Mineralien.

Es war eigentlich die Erwähnung metallischer Arzneistoffe, deren sich die Alten bei äußern Schäden viel bedient haben und die man nicht wiedererkannte, was einen jungen, von der classischen Richtung durch und durch ergriffenen Arzt, Georg Agricola, veranlaßte, seine Wohnung bei den Bergleuten im Joachimsthal aufzuschlagen[2]). Indem er nun aber alle Notizen der Alten über die Mineralien sammelte, und sie mit dem verglich was er vor Augen sah, ward er inne, daß ihn eine Welt umgab, von der sich wenigstens aus den übrig gebliebenen classischen Schriften kein Begriff bilden ließ. Er ging von dem Wunsche aus, was die Alten gewußt, für seine Zeit wieder zu beleben; sah sich aber gar bald in dem umgekehrten Falle, die deutschen Bezeichnungen die er vorfand, in die gelehrte Sprache aufzunehmen. In dem uralten Betriebe des deutschen Bergbaues hatte sich eine schon weit gediehene Kunde der Erze und Gesteine gebildet; bei den mancherlei metallurgischen Operationen die man vornahm, hatte man in den Hütten Wahrnehmungen gemacht und Erfahrungen gesammelt, die nur aufgefaßt und in

1) Es war ein ganz eigenes Unglück der Botanik, daß L. Fuchs ein größeres auf 3 Theile, jeden mit 300 Abbildungen, berechnetes sehr weit verbreitetes Werk „von allerlei Bäumen und Kräutern" auch nicht beendigte. Sein Briefwechsel mit Albrecht bei Voigt p. 274.

2) Georgii Agricolae Bermannus: Quid mirum, si ulcera quaedam - - non sanamus, cum pauca admodum emplastra, praesertim ex metallicis composita, quibus veteres - - usi sunt - - (vergl. Hecker Gesch. der Heilkunde I, 447) conficere possumus? Quae sane praecipua fuit causa, quam ob rem me ad loca quae metallis abundarent, contulerim. (ed. Froben p. 415.)

der Sprache der Gelehrsamkeit ausgedrückt zu werden brauchten, um in der Reihe der Wissenschaften eine würdige und glänzende Stelle einzunehmen. Dieß gethan zu haben und zwar mit eigener Einsicht und dem unablässigen Eifer, der allein wissenschaftliche Erfolge zu sichern vermag, ist das Verdienst Georg Agricolas[1]). Er hatte das Glück, nicht Anfänge noch zweifelhafte Versuche, sondern erprobte und zusammenhängende Kenntnisse, beinahe Systeme der Mineralogie und Metallurgie darbieten zu können, die eine Grundlage aller spätern Studien nicht allein diesseit der Alpen sondern für die Welt geworden sind[2]).

Ein herrliches Werk würde sein, wenn einmal die Theilnahme welche die Deutschen an der Fortbildung der Wissenschaften überhaupt genommen haben, im Lichte der europäischen Entwickelung jedes Jahrhunderts mit gerechter Würdigung dargestellt werden könnte. Zu einer allgemeinen Geschichte der Nation wäre es eigentlich unentbehrlich. Denn nicht allein in den Bildungen des Staats und der Kirche, oder in Poesie und Kunst, tritt der Geist eines großen Volkes hervor; zuweilen werfen sich die besten Kräfte auf die wissenschaftlichen Gebiete; man muß wissen, was sie da schaffen und vollbringen, wenn man die Bestrebungen einer Epoche überhaupt verstehen will. Die Zeit die wir hier betrachten, würde eine der fruchtbarsten sein. Schon erscheinen, z. B. bei Paracelsus, die Anfänge der Chemie. Es kommen die feinsten und eingreifendsten physikalischen Beobachtungen vor. Georg Hartmann zu Nürnberg, der sich mit der Verfertigung von Compassen beschäftigte, hat dabei die Inclination des Magnets entdeckt; er bemerkte, wie der Nordmagnetismus beim Streichen südliche Polarität hervorbringe; er scheint noch mehr gewußt zu haben als was er ausdrücklich ausspricht. Gern unterhielt er theilnehmende Fürsten,

1) Die Beziehung auf die Alten gab er darum nicht auf. De vett. et novis metallis (381). De rebus subterraneis, quas vel sparsas et disjectas in Graecorum et Latinorum libris inveni: vel ex bene peritis artis metallicae didici: vel denique ipse vidi in fodinis et officinis, explicavi.

2) Man findet bei ihm spathum, quarzum, wismuthum, zincum, cobalum. Beckmann Beiträge zur Geschichte der Erfindungen III, 552.

den König Ferdinand während des Reichstags, oder den Herzog Albrecht von Preußen in Briefen, von der geheimnißvollen Tugend und Kraft des Magneten[1]). Die Wißbegier Carls V die von seiner Stellung zu beiden Hemisphären genährt ward, veranlaßte zu Arbeiten der mathematischen Geographie, welche allen Nationen zu Statten gekommen sind[2]). Aus Duisburg, von Mercator rührt die erste durchgreifende Verbesserung der Zeichnung der Land- und Seecharten her. Ich werde mich in diesen Gebieten nicht weiter vorwärts wagen: wie es denn auch nicht an diesen Ort gehören würde einzelnen Richtungen nachzugehn; gedenken wir nur noch einiger Erscheinungen von allgemeinster Bedeutung.

An den östlichen Grenzen wo die deutschen Elemente sich mit den polnischen berühren, ging aus einer der geschilderten ähnlichen Beschäftigung mit dem Alterthum, gleichsam unter dieser geistigen Atmosphäre, eine der größten Entdeckungen hervor die dieß Jahrhundert auszeichnen, die des wahren Sonnensystems.

Ptolemäus beherrschte, wie die Erdkunde, so auch die Astronomie: seit vielen Jahrhunderten war er hierin das Orakel von Orient und Occident.

Schon einige Zeit daher aber, nachdem man ihn besser verstand und wieder eigene Beobachtungen begannen, regten sich Zweifel gegen seine Unfehlbarkeit. Neue Berechnungen der Polhöhe verschiedener Städte z. B. wollten mit seinen Angaben nicht stimmen; aber so groß war die Verehrung für ihn und die Alten, daß man eher an eine seitdem eingetretene Veränderung im Weltsysteme als an die Mangelhaftigkeit ihrer Beobachtungen glaubte.

Nicolaus Copernicus aus Thorn, Domherr zu Frauenburg, — ein auch in den Staatsgeschäften des dem deutschen

1) Voigt Briefwechsel und Erläuterung bei Dove Repertorium der Physik II.

2) Beispielsweise führe ich an: Cosmographie, ou description des quatre parties du monde etc. escrite par Pierre Apian: -- corrigé et augmenté par Gemma Frison excellent geographe — — Anvers 1581. So fast in allen Sprachen.

Orden entriſſenen preußiſchen Landes vielbeſchäftigter Mann — fand nicht allein die Beobachtungen mangelhaft, wenigſtens ſo weit ſie vorlagen, ſondern auch das ganze Syſtem unverſtändlich und zur Erklärung vieler Erſcheinungen unzureichend. Er meinte wohl, die beſten Beobachtungen möchten verloren gegangen oder den Hypotheſen zu Gunſten willkürlich verändert worden ſein; indem er dann in den Alten weiter forſchte, fand er auch Andeutungen eines ganz andern Syſtems als des ptolemäiſchen[1]). Im Alterthum war geſagt worden, daß ſich die Erde bewege, daß ſie nicht allein eine rotirende Bewegung um ſich ſelber, ſondern auch eine fortſchreitende habe: wie nun wenn hierin die noch unbekannte Wahrheit lag? Copernicus ergriff dieſen Gedanken mit aller Kraft eines die Wahrheit vorahnenden Genius. In ſeiner Wohnung am Dome zu Frauenburg, die ihm einen großen Horizont eröffnete, betrachtete er die Höhen der Planeten, des Mondes, der Sonne und der Fixſterne, mit ſehr unzulänglichen Inſtrumenten, nicht ſelten von dem aus dem friſchen Haff aufſteigenden Nebel behindert, aber im Ganzen vortrefflich; er überzeugte ſich, daß die Erſcheinungen die bisher unbegreiflich geweſen, ſich wirklich nur erklären ließen, wenn man die verworfene Hypotheſe, die Bewegung der Erde annehme, und ſie mit der Bewegung der Planeten und des Mondes combinire. So erſt ließen ſich die Erſcheinungen der täglichen Bewegung der Himmelskugel, des jährlichen Laufs der Sonne in der Ekliptik, der Wechſel der Jahreszeiten und Tageslängen, des Vor- und Rückgehens der Planeten verſtehen; die Erläuterungen die er davon gab, kamen einem Beweiſe ſeines Hauptſatzes nahe[2]). Wohl war dieſer noch unvollſtändig und nicht von allen Irrthümern riß ſich Copernicus los; aber er hatte einen Gedanken von ſo ächter Wahrheit ergriffen, daß Mängel der Darſtellung denſelben nicht hindern konnten ſich allmählig

1) Incertitudinem mathematicarum traditionum cum diu mecum revolverem - - hanc mihi operam sumpsi, ut omnium philosophorum, quos habere possem, libros relegerem - - ac reperi quidem apud Ciceronem primum, Nicetam sensisse terram moveri. Copernicus de revolutt. orbb. coelestium. Praefatio.

2) Ideler Ueber das Verhältniß des Copernicus zum Alterthum.

Platz zu machen. Was man von Aristarch von Samos gesagt, das hat in der That erst Copernicus vollbracht: er setzte den Heerd des Kosmos in Bewegung. Die Erde erschien ihm als das was sie ist, in dem Verhältniß eines Punctes zum Ganzen: auf das gewaltigste durchbrach er die Welt des Scheines.

In diesem Gedanken aber, der aller Anschauung, in der sich die Menschen bewegen, zuwiderläuft, liegt etwas, was den Urheber desselben wohl bedenklich machen konnte ihn zu äußern. Copernicus meinte fast, es sei das Beste wenn er wie Pythagoras seine Lehre nur mündlich fortpflanze.

Es gereicht der Schule von Wittenberg zur Ehre, daß einer ihrer jungen Professoren, Rhäticus, durch das Gerücht in Kenntniß gesetzt, sich zu Copernicus begab, der Welt die erste sichere Nachricht über die Entdeckung mittheilte, und wirklich den Druck des von dem Autor beinahe bei Seite gelegten Werkes veranlaßt hat.

Den Vorwurf dürfte man überhaupt der Wittenberger Schule damaliger Zeit nicht machen, daß ihre Theologie sie abgehalten hätte sich auch mit andern Wissenschaften zu beschäftigen. Wir finden die eifrigsten Theologen, wie Wigand zu Eisleben, die benachbarten Berge durchstreifen um die Wunder Gottes in den seltenen Kräutern zu schauen; Michael Neander zu Ilfeld verband mit der Kräuterkunde selbst medicinische Einsichten: er wird als der Chiron des Harzes gepriesen; Johann Mathesius besaß eine treffliche Kenntniß der Metalle und Erdgewächse. In hohem Ansehen bei seinem Leben und unvergänglichem Gedächtniß nach seinem Tode stand Caspar Cruciger, Professor der Theologie, den aber physikalische und besonders mathematisch-astronomische Einsichten persönlich fast noch mehr auszeichneten[1]).

Melanchthon, der sich immer in lebendiger Theilnahme an allen diesen Fortschritten zu halten suchte, in dessen Vorlesungen z. B. Valerius Cordus Anregung zu seinen botanischen Ausflügen empfing, widmete doch seinen besten und fruchtbarsten Fleiß den philosophischen Studien.

1) Laudes Crucigeri im Corp. Ref. VII, 223.

In seiner Jugend, noch in Tübingen, hatte er es sich beinahe als die vornehmste Aufgabe seines Lebens gedacht, die Werke des Aristoteles von den Verunstaltungen zu befreien, die sie während des Mittelalters erlitten, und den wahren Sinn dieses Philosophen zu erforschen. Wie von einer ganz andern Natur auch der Beruf war, den ihm Leben und Geschichte anwiesen, so tauchen doch auch dann und wann jene Gesichtspuncte auf. Wir finden bei ihm polemische Erörterungen gegen die arabische Auffassung aristotelischer Begriffe[1]), und neue Versuche, den ächten Sinn derselben, zuweilen im Widerspruch mit den griechischen Erklärern, zu ergründen[2]). Nur war sein Ziel hiebei nicht die Wiederherstellung des Autors, sondern die Ermittelung einer objektiv haltbaren Doctrin. In den mancherlei Lehrbüchern die er verfaßte, — über Dialectik, Moral, Psychologie, sogar Physik — verglich er immer auch die übrigen Philosophen mit Aristoteles. In der Regel zog er den letzteren vor, dessen Feder in Sinn und Verstand getaucht sei; die Hyperbeln der Stoa, die Zweifelsucht der Akademiker, die Ableugnungen des Epicur fand er gleich unerfreulich; jedoch stieß er auch bei ihnen auf manches Gute und nahm es an; am entschiedensten wich er von Aristoteles ab, wo dieser mit den Urkunden der Offenbarung in Widerspruch kommt. Stellen wir uns in den Gesichtskreis jener Zeit, so konnte von einer mit unbedingtem Selbstvertrauen auf die höchsten Probleme hinstrebenden Anstrengung des Gedankens überhaupt gar nicht die Rede sein. Das Räthsel der Welt war schon gelöst, die Summe der Dinge war schon bekannt; die allgemeine Ansicht ging vielmehr dahin, daß man „die allmächtige Kraft der göttlichen Majestät nicht schärfer zu erforschen habe;“ nicht ohne Tiefsinn sagt Herzogin Elisabeth von Braunschweig: „könnten wir Gott durch unsere Vernunft ausgründen, so nähme die Gottheit ein Ende[3]).“ Es konnte nur darauf ankommen, die Resultate des philosophischen Nachdenkens mit der Schrift in Einklang zu

1) „prodigiosas naenias Averroia.“
2) Z. B. bei der Erklärung der Entelechie: de anima p. 19.
3) Fürstenspiegel von Strombeck p. 70.

bringen[1]). Man dürfte wohl nicht sagen, daß daraus ein blos formelles Ergebniß hervorgegangen wäre. In den philosophischen Schriften Melanchthons treten einige Vorstellungen, besonders über das Wesen des Geistes, mit eigenthümlicher Stärke auf. Die Meinung als sei die Seele einer reinen Tafel gleich und erwerbe die Begriffe erst durch Erfahrung, verwirft er mit Widerwillen: er weist vielmehr zwei verschiedene Arten angeborener Begriffe nach, speculative des reinen Denkens, und practische der Moral[2]); eine ganze Reihe von Urgrundsätzen beiderlei Art führt er auf[3]); von dem gottähnlichen Wesen des Geistes wohnt ihm eine unerschütterliche Ueberzeugung bei. So hat er denn auch, ohne andere Beweise für das Dasein Gottes zu verschmähen, doch den moralischen mit besonderem Eifer ausgebildet. Die natürliche Unterscheidung zwischen Gut und Böse, die dem Menschen inwohne, das lastende Bewußtsein welches aus den Verbrechen entspringe, die Freudigkeit, mit der das Gute erfülle, endlich den heroischen Aufschwung des Gemüthes bei der Gründung von Staaten oder auch im Reiche der Wissenschaften, sieht er als Beweise eines göttlichen Ursprungs und eines höchsten Geistes an, von dem der menschliche herrühre. Zwei Jahrhunderte beinahe — so lange nemlich der Glaube an die Offenbarung volles Leben hatte — sind diese Ansichten und das darauf gegründete sehr einfache und bescheidene System in den protestantischen Schulen herrschend gewesen; während in den katholischen die siegreichen Mönchsorden das labyrinthische Gebäude der früheren Zeit auch mit dem ächten Aristoteles aufrecht zu erhalten wußten. Später haben sich an den Gränzgebieten beider Welten andere Tendenzen des allgemeinen Geistes entwickelt. Selbstständig haben doch vornehmlich protestantische

1) Thesis von 1542: angeführt von Brucker Hist. phil. IV, 281. Prodest studiosis erudita collatio philosophiae et doctrinae, quam deus tradidit ecclesiae.

2) Ethicae doctrinae elementa, 1554, p. 210.

3) Quodlibet est aut non est; omnia quae oriuntur, ab aliqua causa oriuntur; effectus non est praestantior causa; veritas amanda est; pacta sunt servanda. De anima p. 265. Vergl. Buhle Geschichte der Philosophie II, 499 f.

Gelehrte auf den Gang der hiedurch angeregten Bewegung eingewirkt. Unmöglich kann die Summe der Ideen die ſich dieſſeit befeſtigt hatten, ohne Einfluß auf die Art und Weiſe geweſen ſein wie dieß geſchehen iſt.

Welches aber auch das Verhältniß ſein mochte, in das die Theologie zu andern Wiſſenſchaften trat, Eine wenigſtens empfing durch dieſelbe einen neuen, überaus förderlichen Antrieb, die Wiſſenſchaft der Geſchichte.

Wollte man ſich den Fortſchritt encyclopädiſcher Geſchichtskunde mit Einem Blick vergegenwärtigen, ſo dürfte man nur das im Anfange des Jahrhunderts ungemein oft gedruckte Compendium, den Fasciculus temporum von Rolewink, mit dem vergleichen, das um die Mitte deſſelben aufkam und ſich lange in Geltung erhielt, dem Buche Sleidans von den vier Monarchien[1]). Dort iſt hauptſächlich von Päpſten, Märtyrern und Heiligen die Rede: hier beruht ſchon alles auf der erneuerten Bekanntſchaft mit dem Inhalt ſo vieler ſeitdem wieder gedruckten Autoren. Sleidan kennt die Alten ſehr gut, überall giebt er die Stellen an, aus denen ausführlichere Nachricht zu ſchöpfen iſt; da er auch einen großen Theil der Chroniſten des Mittelalters ſtudirt hat, ſo erweitert er auch da den Geſichtskreis nach allen Seiten; es mag wenig Compendien geringen Umfangs von ſo gründlicher Arbeit geben.

Auch in andern Beziehungen wirkte das Studium der alten Hiſtoriker ein. Man nahm ſie ſich bei Behandlung der Zeitgeſchichte wenigſtens in der Sprache zum Muſter: recht glücklich unter andern Urſinus Velius; einen unermeßlichen Eindruck machte auch in dieſer Hinſicht der ſo weit ſeine Forſchungen reichten, zugleich urkundlich-gründliche Sleidan.

Mit alle dem aber war doch der Weg zu einer wahren Geſchichte beſonders der Zeiten des Mittelalters noch nicht eröffnet. Der ganze Umkreis derſelben war von abſichtlicher Fiction oder unwillkürlicher Dichtung verdunkelt und umzogen. Während

1) Dazwiſchen liegt noch die erſte Chronica Carionis, ohne Zweifel hauptſächlich ein Werk Melanchthons. Vergl. deſſen Schreiben an Corvinus, Januar 1532. Misit ad me Carion farraginem quandam negligentius coacervatam, quae a me disposita est.

ſich in andern wiſſenſchaftlichen Zweigen die Critik zur Anſchauung des Aechten erhob, hatte hier, ſeitdem der falſche Berosus erſchienen war, der Wahn noch einmal um ſich gegriffen. Wohl erhoben ſich einzelne Stimmen dagegen, aber der Betrug war doch immer ſo geſchickt angelegt, daß ſich die Gelehrſamkeit jener Zeit noch täuſchen ließ. Einmal aber auf den Irrweg geführt, ging man recht abſichtlich darauf weiter. Die Provinzialchroniſten, unter denen ſich gleichwohl einige entſchiedene Talente finden, namentlich für die Erzählung, die ſich dann und wann zu herodoteiſcher Anmuth entfaltet, machten ſich faſt ein Geſchäft daraus, die Fabel nach allen Seiten auszuarbeiten.

Unter dieſen Umſtänden brauchte man nichts ſo dringend, als eine durchgreifende Critik auf irgend einer Seite, welches dieſelbe auch ſein mochte. Die Tendenz des Proteſtantismus bewirkte, daß ſie zunächſt im kirchlichen Gebiete hervortrat.

Flacius und deſſen ſtreng lutheriſche Freunde, Wigand, Juder, Baſ. Faber, vereinigten ſich unter einander und mit einer Anzahl jüngerer Freunde zur Abfaſſung einer ausführlichen Kirchengeſchichte. Sie hatten es dabei hauptſächlich auf eine Sammlung urkundlicher Materialien über den Fortgang der Lehre, der Cerimonien, der Kirchenregierung in den verſchiedenen Jahrhunderten abgeſehen, und ſchon dieſe Ausdehnung der Geſichtspuncte über den herkömmlichen Kreis der Kenntniſſe muß als ein Verdienſt betrachtet werden[1]). Ein noch viel größeres war, daß ſie Ernſt damit machten, das Unächte zurückzuweiſen, und die große kirchliche Fiction die ſich im Laufe der Zeiten ausgebildet, zu durchbrechen. Gleich beim erſten Jahrhundert nahmen ſie die Frage über die falſchen areopagitiſchen Schriften vor, die Erasmus zwar angeregt, aber lange nicht zu Ende geführt hatte[2]); — beim zweiten griffen ſie mit gutem Recht einige Pſeudepigraphen an, z. B. den Hirten des Hermas; ſchon da, noch mehr aber im dritten und vierten Jahrhundert ſtellten

1) Sie beabſichtigen, wie es in der Vorrede heißt, quoddam copiae cornu omnium ecclesiasticarum materiarum et negociorum, maxima diligentia et solertia comparatum.

2) Centuria II, c. IV, p. 72. Den areop. Schriften weiſen ſie auch ihre Zeit an.

ſich ihnen die falſchen Decretalen dar. Die Centuriatoren ſind die Erſten, welche die Unächtheit derſelben recht eingeſehen und mit einleuchtenden unwiderleglichen Beweiſen dargethan haben [1]). Gewiß wurden ſie hiebei von ihrem polemiſchen Eifer gegen das Papſtthum angefeuert, aber indem ſie die Nebelgeſtalten zertheilten, durch welche die hierarchiſche Macht ihren eigenen Urſprung verhüllt hatte, leiſteten ſie zugleich der allgemeinen hiſtoriſchen Wiſſenſchaft einen großen Dienſt. Ohne ein ſolches Verfahren war nirgends zu einer richtigen Anſchauung geſchichtlicher Entwickelung zu gelangen; ſie machten wenigſtens an Einer Stelle ziemlich freie Bahn. Der fleißigen Sammlung ſtellte ſich eindringende Critik zur Seite: was eben die beiden Grundlagen aller Hiſtorie ausmacht. Nichts iſt ſtärkender als ein ſiegreicher Kampf gegen Irrthum und Wahn. Die Erkenntniß der Wahrheit an Einem Puncte machte ſie an andern nothwendig, und ruft das Beſtreben danach hervor. Nach und nach regte ſich die Forſchung in jedem Zweige.

Wir überſchauen die Arbeit in welcher der deutſche Geiſt begriffen war. In allen Gebieten reißt er ſich von der Ueberlieferung los, welche ſich im Laufe der Zeit in hohem Grade verfälſcht und mit Aberglauben erfüllt hatte. Aber indem er zu ächteren Quellen der Belehrung aufſteigt, bemerkt er doch was auch dieſe zu wünſchen übrig laſſen. Er iſt überall bemüht, die Kenntniß welche die Alten beſaßen zu erweitern und zu ergänzen. Gegen die Syſteme die ſie gebildet, ruft er den fragmentariſchen Widerſtand zu Hülfe, der ſich unter ihnen ſelbſt geregt hat, und ſchickt ſich an, aus eigner Kraft zur Anſchauung der Natur der Dinge hindurch zu bringen. Die gewonnene religiöſe Ueberzeugung flößt ihm Vertrauen und Furchtloſigkeit ein: Forſchung und Critik werden ihm Natur. Wir nehmen nicht ein Beſtreben wahr das aus dem Schooße der Nationalität ohne fremde Einwirkung hervorgegangen wäre: der deutſche

1) II, 7. III, 7. IV, 7. (Alles folgt nach durchgehenden Hauptrubriken.) Ihr Urtheil: non est absimile vero, circiter id tempus (Caroli M.), cum ecclesiae occidentales passim ex Romana bibliotheca libros peterent, conflctas, suppositas et late sparsas esse. Wie ſie anderweit einzelne Interpretationen bekämpften, davon iſt Bd. II, p. 906 ein Beiſpiel.

Geist sucht vielmehr den Boden der schon vor Zeiten gegründeten Wissenschaft nun auch seinerseits vollständig zu gewinnen und an der Arbeit der Jahrhunderte thätigen Antheil zu nehmen.

Wenn es eben daher rührt daß Latein die ausschließende Sprache der Wissenschaft blieb, so ward doch auch die auf die Muttersprache angewiesene Bevölkerung von der Theilnahme an der Bewegung nicht ausgeschlossen.

Schon die theologischen Flugschriften, die Predigten, die immer schwerere Fragen in Anregung brachten, nahmen die Aufmerksamkeit der Ungelehrten in Anspruch.

Ein großer Theil der alten Literatur ward ihnen in deutschen Uebersetzungen zugänglich gemacht: es ist bezeichnend was man übersetzte, was man bei Seite ließ. Man nahm z. B. die Aeneide, die Metamorphosen, nicht Horaz, noch Catull: es war hauptsächlich der Stoff, den man sich anzueignen suchte. Man beschäftigte sich viel mit Terenz, seines lehrreichen Inhalts wegen, der gleich auf dem Titel gerühmt ward; wenig mit Plautus; man übersetzte nicht die Reden Ciceros, sondern seine populären philosophischen Schriften. Am sorgfältigsten sind vielleicht diejenigen Werke bearbeitet, die zu unmittelbarem Gebrauch bestimmt waren. Vitruvius erscheint „als ein Schlüssel aller mathematischen und mechanischen Künste die zur Architectur gehören, aus rechtem Grund und sattem Fundament, so daß jeder Kunstbegierige einen rechten Verstand fassen möge“: einer der schönsten Drucke jener Zeit mit trefflichen Holzschnitten, unter denen auch das Bildniß Albrecht Dürers prangt [1]).

Fehlt es auch nicht durchaus an freier Production, so ist es doch noch mehr Aneignung, Popularisirung schon vorhandener fremder Stoffe, was auch der deutschen Literatur jener Zeit ihren Character giebt.

So recht eigen ist dieß das Element, in welchem sich die umfangreichen Werke des „sinn- und kunstreichen, wohlerfahrnen“ Meister Hans Sachs bewegen.

Einen großen Theil der heiligen Bücher, alten und neuen

1) Vergl. Degen, Nachtrag zu der Literatur der Uebersetzungen der Römer p. 300.

Teſtamentes, giebt er in Reimen wieder; daran ſchließen ſich die Hiſtorien von den Märtyrern; dann folgen die weltlichen Geſchichten, wo denn bei der alten Welt „der griechiſche Weiſe Herodotus," oder Juſtin oder Johann Herolt abwechſelnd als die Gewährsmänner genannt werden, in der neuern die Chroniſten, die franzöſiſch Chronica, die hochburgundiſch Chronica; weiter finden ſich die Erzählungen der Volksbücher, wie vom hörnen Siegfried oder der ſchönen Magelone; die Sprüche der alten Philoſophen und die Thierfabel fehlen nicht; zuweilen werden theologiſche Fragen aufgeworfen, wo dann jeder Theil ſeine Zeugniſſe aufführt, Propheten und Apoſtel gewiſſermaßen redend erſcheinen.

Indem ſich aber Hans Sachs faſt überall frühern Autoren anſchließt, weiß er ſich doch ihrer Form zu erwehren. Sein Verfahren ſteht anderer Poeſie beinahe entgegen. Während Andere dem überlieferten Stoffe neue Geſtalt zu geben ſuchen, führt er das Geſtaltete auf den Stoff zurück. Er nimmt zuweilen alte Comödien herüber, aber gleichſam auszugsweiſe; ihm gewinnen hauptſächlich nur die Situationen, ihre Aufeinanderfolge und das daraus hervorgehende Ergebniß Theilnahme ab. Seine dramatiſchen Arbeiten ſind höchſt ſonderbar: man könnte ſagen, ſie entbehren des Dialogs; wenigſtens arbeitet ſich derſelbe aus der Erzählung nur eben erſt hervor. Und ſelbſt mit ſeiner Erzählung verhält es ſich oft auf eine ähnliche Weiſe: er epitomirt die Volksbücher. Den großen Inhalt der Literatur, der ihm ſelbſt zu Handen gekommen, rückt er in einen ſeinen Leſern entſprechenden Geſichtskreis. Nur da entwickelt er dichteriſche Gaben, wo er ſich entweder in dieſem Kreiſe ſchon bewegt, wie in den Schwänken[1]), oder wo er das Anmuthige, Heitere, Unſchuldig-ſinnliche berührt. Die grüne Tiefe der Wälder, die Mailuſt der Wieſen, Schönheit und Schmuck der Jungfrauen weiß er mit unnachahmlicher Anmuth und Zartheit zu ſchildern. Ueberhaupt muß man ihm Zeit laſſen und ihm nachgehn. Seine Anfänge pflegen proſaiſch und uneben zu ſein; weiterhin wird die Sprache fließender, und die Gedanken treten mit voller Deut-

1) Gervinus Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur II, 475.

lichkeit hervor; mit treuherziger Einfalt spendet er besonders die Lehre aus. Es ist ihm nicht genug, in seinem Garten die schönsten und würzigsten Blumen gepflanzt zu haben: er will auch kräftige Wasser, heilsame Säfte daraus abziehen, zur Stärkung der Geistig-schwachen. Religiöse Ueberzeugung und moralische Absicht sind aber in ihm eins und dasselbe. Mögen die Theologen über einzelne Puncte noch hadern: ihn berühren diese Streitigkeiten nicht: er hat eine sichere Weltanschauung gewonnen, die alles umfaßt, der sich alles was in sein Bereich kommt, von selbst unterwirft. Er hat Gefühl für den Reiz der irdischen Dinge, und oft beschäftigt ihn die Vergänglichkeit derselben; man sieht wohl, daß dieser Gegensatz inneren Eindruck auf ihn hervorbringt: aber er hat dafür einen ewigen Trost ergriffen, an dem ihm nichts irre machen kann.

Diese Bildung, die doch auch von ihrem Standpunct aus die Welt umfaßt, und diese Gesinnung flößen uns Hochachtung gegen den damaligen Stand der deutschen Handwerker ein, aus dem sie hervorging. An vielen Orten wo von jeher die Poesie geblüht, fand man noch Meistersänger. Um Hans Sachs hatten sich deren, wie man sagt, über zweihundert in Nürnberg gesammelt und noch oft hielten sie ihre Singschule zu St. Catharina. Sie wiederholten gern die Sage ihrer Altvordern, wie ihre Gesellschaft einst bei ihrem Ursprung von allem Verdacht der Ketzerei freigesprochen, und von Kaiser und Papst bestätigt worden sei[1]); wenn dann aber das Hauptsingen begann, welches immer schriftmäßig sein mußte, hatte der Vorderste der Merker die lutherische Bibel vor sich, und gab Acht, ob das Lied, wie mit dem Inhalt des Textes, so auch mit den reinen Worten deren sich Doctor Luther bedient hat, übereinstimmte[2]).

Von den künstlerischen und poetischen Hervorbringungen dieser Zeit haben wohl diejenigen überhaupt den meisten Werth, welche die religiöse Gesinnung aussprechen. Das Kirchenlied, dessen Ursprung wir berührten, bildete sich von Jahr zu Jahr

1) Als die vier Urheber bezeichnet Metzgers meisterliche Freiung der Singer einen hohen Geistlichen, einen Ritter, einen Gelehrten und einen Handwerker.

2) Wagenseil über die Minnesinger. De civit. Norimberg. 544.

mannichfaltiger und eigenthümlicher aus; es vereinigt die Einfalt der Wahrheit mit dem Schwung und der Tiefe des auffassenden Gemüthes; es ist zugleich von dem Gefühle des Kampfes, dessen verschiedene Epochen sich darin ausgedrückt haben und der Gewißheit des Sieges durchdrungen: es ist oft wie ein Kriegsgesang gegen den noch immer drohenden Feind. Und mit dem Liede ist zugleich die Melodie hervorgegangen, häufig ohne daß man sagen könnte wie das geschehen ist. Nur geringe Anfänge enthalten die ersten Liederbücher von 1524; im Jahre 1545 erscheinen schon 98 Melodien, im Jahre 1573, denn mit der Zeit wuchs auch die Gabe, 165. Biblische Texte hatten eine besondere Kraft die Musiker anzuregen: zu dem Magnificat finden sich vier verschiedene Weisen, alle gleich trefflich. Und hieran knüpfte sich die kunstgerechte Ausbildung des Chorals. Das Unächte und Ueberladene, das sich der frühern Musik beigesellt hatte, ward ausgestoßen: man bemühte sich nur die Grundtonart streng und harmonisch zu entfalten[1]); die evangelische Gesinnung gewann im Reich der Töne Ausdruck und Darstellung.

Gewiß schloß man sich auch hier an das Vorhandene an: es hat Kirchenlieder vor Luther gegeben, die neue Musik gründete sich auf die alten Gesänge der lateinischen Kirche; aber alles athmete doch einen neuen Geist. So beruhte seinerseits auch der gregorianische Gesang auf den Grundsätzen der antiken Kunstübung.

Eben darin liegt die Eigenthümlichkeit der ganzen Bewegung, daß sie das Conventionelle, Abgestorbene, oder doch nicht zu weiterem Leben zu Entwickelnde von sich stieß, und dagegen die lebensfähigen Momente der überlieferten Cultur unter dem Anhauch eines frischen Geistes, der nach wirklicher Erkenntniß strebte, zu weiterer Entfaltung brachte.

Dadurch ward sie selbst ein wesentliches Glied des universalhistorischen Fortschrittes, der die Jahrhunderte und Nationen mit einander verbindet.

In keiner andern Nation wäre dieß so bedeutend gewesen wie in der deutschen.

1) v. Winterfeld, der evangelische Kirchengesang.

Die romanischen Völker beruhten doch noch, der Hauptsache nach, auf den Stämmen, von denen die Herrlichkeit des Alterthums ausgegangen; in Italien sah man die alte Welt wohl als die eigene nationale Vorzeit an: — daß ein ursprünglich verschiedener Geist, der germanische, an der Erneuerung der alten Cultur lebendigen Antheil nahm, nicht allein lernend, sich aneignend, sondern mithervorbringend, und zwar im Reiche der positiven Wissenschaften, die von nun an unaufhörlich fortschritten, trug erst recht dazu bei, sie zu einem Gemeingut der Menschheit zu machen.

Wie dadurch eigentlich erst ausgeführt wurde was Carl der Große bei seinen scholastischen Gründungen beabsichtigt hatte, so war auch dieser Standpunct wieder nur eine Stufe.

Es bedurfte noch geraumer Zeit, ehe die erwachten Ideen sich durcharbeiten, bewähren konnten: — auf Copernicus mußte erst Kepler folgen; — die Einwirkungen der mitstrebenden Nationen der europäischen Gemeinschaft mußten erst wo sie fördernd waren aufgenommen, wo aber das Gegentheil, was doch auch geschah, überwunden werden. Die Wissenschaften waren noch zu streng an den Gebrauch der lateinischen Sprache gebunden, als daß der Geist der Nationen neuerer Zeit sich mit voller Freiheit darin hätte bewegen können. Die Tiefe und Ursprünglichkeit der eigenthümlich germanischen Anschauungen war gleichsam zu stark zurückgedrängt. Es ist eine Zeit gekommen, wo der deutsche Geist das Alterthum noch lebendiger begriffen hat, dem Geheimniß der Natur noch einen Schritt näher getreten und zugleich zu eigner und doch allgemein gültiger Darstellung gelangt ist.

Dazu gehörte aber freilich — denn auch der wissenschaftliche Fortschritt beruht auf dem langsam reifenden allgemeinen Leben — eine Entwickelung der politischen Verhältnisse, die es möglich machte.

Und für diese standen, trotz alle dem was bereits erreicht war, noch die schwersten Kämpfe bevor.

So viel hatte Carl V doch bewirkt, daß sich der protestantische Geist nicht der ganzen deutschen Nation und ihrer großen Institute bemächtigen konnte.

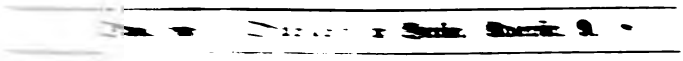
Bald nach ihm aber trat in der alten Kirche selbst eine Umwandlung in Leben und Verfassung ein, die ihr neue Energie verlieh: in Kurzem warf sie sich dem noch immer vordringenden protestantischen Elemente mit ganz andern Kräften entgegen als bisher. Auf das Zeitalter der Reformation folgte das der Gegenreformationen.

Es gelang dem Papstthum zuerst, in den Ländern seines Ursprungs und seiner ältesten Herrschaft alle entgegengesetzten Regungen zu ersticken, alsdann auch in Deutschland vorzudringen, und die Landschaften die keine protestantischen Obrigkeiten hatten, sich wieder vollkommen anzueignen; der Widerstand, auf den es hiebei an einer oder der andern Stelle doch stieß, gab ihm Anlaß, endlich nochmals zu den Waffen zu greifen; durch eine Verflechtung politischer und religiöser Verhältnisse, die es zu keiner Vereinigung unter den Protestanten kommen ließ, gewann es den Sieg; seine Heerschaaren überflutheten die Länder, aus denen der Protestantismus hervorgegangen war; der Gedanke an eine allgemeine Herbeibringung konnte sich noch einmal regen.

Dahin freilich kam es nicht daß er auch ausgeführt worden wäre; allein es mußte in einem wilden und verwildernden Kriege, der die gewonnene Cultur zum Theil wirklich zerstörte, dagegen gekämpft werden; und als man endlich den Religionsfrieden erneuern und auf die alten Grundlagen der Verfassung zurückkommen wollte, war die Selbständigkeit der Nation durch eine von beiden Seiten angerufene und alsdann nicht wieder so bald zu beseitigende Theilnahme auswärtiger Mächte gefährdet.

Wie viel Mühe und lange andauernden Kampf hat es gekostet, in Epochen voll wechselnden Glückes und neuer Gefahren den fremden Einfluß abzuwehren! wir müssen sagen, erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war es einigermaßen geschehen.

Eher aber konnten die ursprünglichen Bestrebungen, welche das Zeitalter das wir betrachtet haben, erfüllten, nicht in voller Freiheit und Kraft wieder aufgenommen werden. Sie zielten dahin, an den lebendigen Momenten der allgemeinen und nationalen Geschichte festhaltend, eine allseitige und unabhängige Entwickelung der Nation hervorzubringen; sie verknüpfen die Anfänge unserer Geschichte mit ihrer fernsten Zukunft.



Register.

Abendmahlslehre, Streit darüber unter den Evangelischen III 65 ff. 278 ff.; auf dem Gespräch zu Marburg 140 f. IV 67. V 352 ff.; in der sächsischen Confession V 101 f.; in der Conf. Tigur. 355 ff. 359; bei den Wiedertäufern III 418. 437 f.

Ablaß I 235 ff.; in d. Schweiz III 51 f. 54 f.

Absberg, Hans Thomas von, II 81 f.

Accolti, Card., I 338.

Acht I 72. 87. 92; ohne Ansehen im Reich 167; Verhandlungen üb. dies. auf dem RT. von 1555 V 298 f.

Adelmann von Adelmansfelden I 214. 340.

Adolf von Schaumburg, Coadjutor von Cöln IV 365 f.; Erzbischof 366 f. V 26; auf dem RT. von Augsburg 1548 24. 27; auf dem Concil zu Trient 101. 105. 109 149; auf dem RT. v. 1555 278.

Adorf IV 348. 398.

Adorno, Hieronymus, II 223. 224. 228.

Adrian, (Kammerd. Carls V), V 83.

Adrian VI s. Hadrian.

Aeneas Sylvius I 37. 45. 46.

Agricola, Rudolf, I 201.

— , Georg V 376.

— , Johann, nimmt Theil an der Abfassung des Interim V 32. 66. 343; seine abweichende Meinung 346.

Alchili II 185.

Aiguesmortes, Zusammenkunft zu, IV 96 f.

Alamanni, Luigi, V 231.

Alarcon III 11.

Alba, Herzog von, bei Tunis IV 15; 306. 341. 387; bei Mühlberg 399 ff.; gegen das Todesurtheil Joh. Friedrichs 406, nimmt Ldgr. Philipp gefangen 413; in Augsburg V 151. 155; gegen Metz 225 227; Generalvicar Philipps II in Italien 315.

Alber, Matthäus, IV 67. V 53.

Albrecht Achilles I 46. 53 f. 66.

Albrecht von Baiern-München, der Weise, I 48. 76 — 79; oberster Reichshauptmann 111; bei den Landshuter Irrungen 123.

Albrecht V von Baiern, mit der T. Ferdinands vermählt IV 307. 331. V 206. 187; bei den Verhandlun-

gen in Passau V 204. 206; geg. d. Succession Philipps 242; bei der Zusammenkunft zu Heidelberg 243 f; bei der zu Heilbronn 262; sein Verhältniß zu Oestreich und Pfalz 273, beim RT. 1555 283; religiöse Concessionen die er giebt 337 f.

Albrecht von Brandenburg, Churf. von Mainz I 237. 263; für Erasmus 218; im Interesse des von Leo ausgeschrieb. Ablasses 236 f. 246; Cardinal 250; für die römische Königswahl Carls 274; bei d. Kaiserwahl 280 f. 289 f. 297 ff.; Gönner Huttens 331, muß ihm seinen Schutz entziehen 338. 340; seine erzcanzlerischen Befugnisse ausgedehnt 356; erlaubt nicht die Predigt gegen Luther II 8. II 47; bei der Fehde Sickingens gegen Trier 85. 89. 91; für das Reichsregiment 105; auf der Zusammenkunft zu Dessau 186; zu Halle u. Leipzig 201; auf dem RT. zu Augsburg III 191. 201. 204 f.; bei der römischen Königswahl Ferdinands 249. 257; versucht vergeblich eine Vermittelung zwischen den Protestanten und dem Kaiser 326. 333; im hallischen Bund IV 57; im Nürnberger Bund 89. 90; läßt die Reformation im Erzstift Magdeburg geschehen 130 f.; verlegt seine Hofhaltung von Halle nach Mainz 132; beim RT. zu Regensburg 171. 173. 175 ff. 290.

Albrecht von Brandenburg, Hochmeister I 264. 358. II 374 ff.; im Bündniß mit Sachsen 382; am Reichsregiment II 92; Stellung zu Carl 133; säcularisirt Preußen 380 f.; vermählt sich 381; rüstet für Christian von Holstein III 465 f. IV 271; im Briefwechsel mit Georg Hartmann V 378.

Albrecht von Culmbach IV 309; im schmalk. Kriege 331; bei Rochlitz gefangen 392; nimmt das Interim an V 37. 54; gegen Magdeburg 142. 159. 161; beschwört d. Bund mit Frankreich im Namen der deutschen Fürsten 177 f. 235; nimmt den Passauer Vertrag nicht an 218; in Diensten Carls 225 f. 238 ff.; seine Fehde gegen die geistlichen Fürsten 235 ff. 243 ff.; gegen Heinrich v. Braunschweig 247 f. 251; vom Kaiser begünstigt 251. 254; bei Sievershausen geschlagen 256, schließt Frieden mit Churfürst August 261; von Heinrich geschlagen 263; sein Ausgang 265 — 270; seine Natur 248 ff. 271.

Albrecht von Sachsen I 76. 85; erhält Friesland 118. 260.

Aleander I 338; in Deutschland zur Ausführung der Bulle gegen Luther 339 ff. 373 f.; befördert das Edict von Worms 376. 387; von Hutten angegriffen II 8; räth in der Congregation zu Rom, Friedrich von Sachsen der Chur zu berauben 118 f.; von Clemens an den Kaiser geschickt 259; III 354.

Algier, von Chaireddin genommen IV 9; Zug Carls V gegen 186.

Altencamp, Abt v., III 395. IV 55.

Alterthumsstudien in Deutschland I 217. V 365 ff.; Einfluß der alten Cultur auf Deutschland I 17.

Alzey, Zusammenkunft zu, II 193.

Amandus II 61.

Ambach in Frankfurt V 52.

Amon, Dr., II 53 n.

Amsdorf, Nicolaus von, III 403. 421; Bischof IV 213; in Wittenberg V 348. 351.

Amsterdam, von den Wiedertäufern angegriffen, III 445.

Anatomische Studien V 373.

Andelot V 189. 217.

Anhalt, Reformation in, III 392 f. IV 128 f.

Anhalt, Wolfgang von, auf dem RT.

zu Speier III 123. 125. 129; auf dem RT. zu Augsburg 202. 220; in Schmalkalden 251; im schmalkaldischen Bunde 256 f.; gegen die röm. Königswahl Ferdinands 259. IV 162. V 210. 272.

Anhalt, Johann von, III 392; reformirt 393; im schmalk. Bunde IV 66. 171.

—, Georg v. III 392 ff.; im schmalk. Bunde IV 66; führt die Reformation ein 128. 171. 213; in Pegau V 62.

—, Joachim v., evangelisch III 393; im schmalk. Bunde IV 66.

Anna von Bretagne I 82.

Anna von Hessen I 168. 262.

Anna von Ungarn I 277. II 327. 328.

Anna Boleyn III 15. 111. IV 40.

Annaten I 192; Beschwerde darüber 252; in England dem Könige zugesprochen IV 44.

Antichrist, (vermeinte) Geburt des, zu Babylon III 413.

Antonio de Lebrixa III 89.

Antwerpen, Emporkommen von, II 35. V 72.

Apokryphische Schriften auf dem Trident. Concil. IV 374.

Apologie der A. C. III 234.

Arelat, Verhältniß zu Deutschland II 230.

Argula von Stauffen II 62.

Arnold, Christoph V 171 f. 179.

Artikel, die sechszehn der Bauern II 151; die zwölf Artikel 155 ff. 161 f.

Artois und Flandern IV 30. 93. 250. V 22.

Assens, Schlacht bei, III 481.

Asti III 182. IV 21.

Astronomie V 378.

Auerbach, Zusammenkunft zu, II 193.

Augsburg, Handel von, I 161; tritt in den Torgauer Bund II 290; reformirt 188. 368; Cellarius predigt das. III 82; zwinglisch gesinnt 236 f.; Reformation in, 391. IV 56; gegen die Erneuerung des schwäb. Bundes 58; von Baiern angefeindet 56. 58. 61; im schmalkaldischen Bunde 66; im schmalkaldischen Kriege 326 n. 327. 328; unterwirft sich 362; Verhalten bei der Annahme des Interim V 46 f; Veränderung des Stadtraths 48 f.; kirchliche Gewaltsamkeiten daselbst 147 f.; von Moritz besetzt 182. 222.

—, Reichstag zu, von 1500 I 108;
von 1510 146;
von 1518 248 ff. 263. 274;
von 1525 II 193 ff. 198 f.;
von 1530 III 186 ff. 195 ff.; Abschied III 239. 359.
von 1547, 48. V 4 ff. 78 f.
von 1550 91 ff. 135. 143 f. 149 ff;
von 1555 276. ff. 321.

Augsburgische Confession s. Conf.

August von Sachsen IV 111 214 n; zum Bisthum Merseburg postulirt, reformirt in dems. 310; im schmalkaldischen Kriege 397. 415. 416. V 57. 156; Churfürst 259 ff.; Vertrag mit seinen Vettern V 273; erhält die Oberherrlichkeit über die Stadt Magdeburg 274; für den geistl. Vorbehalt 302.

Augustiner I 221. 350. II 12. 13. 53 ff.

Aumale, Herzog von, V 239. 268.

Aventinus, Joh., II 70.

Baden, Reformation in, III 391. V 337.

—, Ernst Markgr. von, im Bauernkriege II 162. 165 n.

—, Bernhard von, reformirt in seinem Gebiet III 391.

—, Philipp von, III 127.

Baden-Durlach, Carl Markgr. von, V 337.

Baden, Gespräch zu, III 78.

Baiern I 48; in Opposition gegen Oestreich 76; Landshuter Irrungen 120—124. 256; geistliche Verhältnisse II 119 ff. 126; Verfolgungen der Neugläubigen 134; III 40; Säculariſationsversuche II 190 ff.; lutherische Elemente in, IV 256; Religiöse Concessionen V 337 f.; Streitigkeiten wegen der geistlichen Jurisdiction 338.

—, Wilhelm und Ludwig, Herzoge von, I 256; päpstlich gesinnt II 119 ff; auf dem Convent zu Regensburg 125 f.; ihre Absichten auf den böhmischen Thron II 335. 346; in neuem Erbverein mit Pfalz II 335; in der Opposition gegen Oestreich III 29; auf dem RT. zu Augsburg 1530 191. 193. 222 n; gegen die Königswahl Ferdinands 258; nähern sich dem schmalkaldischen Bunde (1531) 319; unterstützen Herzog Christoph von Würtemberg 362. 363; ihr Verhalten in der Wahlsache 374; gegen Augsburg IV 58. 62; im Nürnberger Bund IV 89; gegen Oestreich bei der clevischen Streitigkeit 145. 157 f; auf dem RT. zu Regensburg 172 f. 237 n.; gegen Regensburg 254. 255 f.

—, Ludwig von, II 49; Feldhauptmann des schwäbischen Bundes, gegen Salzburg 192; Hauptmann im Nürnberger Bund IV 89. ſt. 306.

—, Wilhelm von, seine Absichten auf die Kaiserkrone II 335 f. 134. 294; auf dem RT. zu Augsburg 1525 199; regiert allein IV 306; sein Verhalten bei den kriegerischen Absichten des Kaisers gegen die Protestanten 306 f.; Erbvertrag mit Ferd. 307; im schmalk. Kriege 329. 338. 415; gegen die Erneuerung des schwäbischen Bundes V 16; fordert die pfälzische Chur 26; fragt wegen des Interim beim Papst an 38.

Bamberger peinliche Gerichtsordnung II 45.

Bamberg, Bischof von, II 59; im Regensburger Bündniß 125; im Bauernkrieg 162; 185 ff.: vom Markgraf Albrecht befehdet 236. 243 f.

Bann, geistlicher, Beschwerde darüber I 252; protestantische Ansicht von dems. III 381; die Protestanten für dens. IV 270.

Barbarossa III 373. IV 9 ff. 15.

Barcelona, Friede zu, III 186.

Barleduc, Zusammenkunft zwischen Franz I. und Philipp von Hessen III 365.

Bartholomäus von Deventer, Wiedertäufer, III 419 n.

Basel III 78; Reformation 79 f.; im Kriege gegen die 5 Orte 296; V 337.

Bauerschaften, Gährungen in denselben I 162 ff.; Besorgnisse der Stände deshalb 166; Empörung der Bauern in Würtemberg 257. 164.

Bauernkrieg II 145 ff.; Pläne der Bauern 153 ff; Bauernaufruhr in Ungarn 1541 328. (vgl. „Artikel").

Bathory, Stephan, II 328 ff. 331. 342. III. 27.

—, Andreas, III 26. 28.

Bauzen, Zusammenkunft zwischen Ferd. und Joachim II. IV 99.

Bayard II 240.

Beaurain, Adrian, II 234. 243.

Bebel, Heinr., I 208. 316.

Belbuck, neugläubige Reunion zu, II 56; zerstört 61.

Belgrad erobert II 33 f. 329 f. IV 95.

Bentheim, Reformation in, IV 253.

Berlin IV 122 f. V 54.

Bern, Reform in, II 59. 368. III 78 ff.; polit. Verhalten 134. 263. 268; im Kriege gegen die 5 Orte 288. 290. 295; für Genf gegen Savoyen IV 22; Reaction gegen die lutherischen Lehren V 352 f.

—, Disputation zu, III 79.

Bernhardi II 11. IV 67.

Berthold, Churf. von Mainz I 93 —97. 100. 116. 133. 154. st. 125.

Benthen, Unterhandlung in, II 379.

Bibel, Verbot der, I 189; Herausgabe derf. durch Ximenes III 90; Bestimmung des Interim über dies. V 35.

Bibelübersetzung Luthers II 65. V 346; englische IV 45.

Biberach im schmalkaldischen Bunde III 282; ergiebt sich an den Kaiser IV 360.

Biel, Reform in, III 81; Kriege gegen die 5 Orte 295.

Bigamie IV 204. 205.

Bilder, Verwerfung der, in Wittenberg II 18; in Orlamünde 146; von Sickingen 84; von Zwingli III 60 f. 62 f.; im Rheinthal 263; in Strasburg 276 f.; in England V 126.

Bilderstürmerei in Pommern III 394, in Münster 424

Bilderdienst, Mißbrauch desselben in Cöln IV 265.

Billik IV 158. 299. V 31.

Bischöfe I 6. 14. 20. 31. 49. 267, die Obrigkeit derf. auf dem RT. zu Speier bestätigt III 121; Verhandlungen darüber 124. 127. 225. 333; Neigung der Protest. dies. wieder anzuerkennen IV 268; Bestimmung des Interim über das göttliche Recht der B. V 35; in der Torgauischen Formel 64; die Bischöfe verlieren in den protestant. Ländern die Ordination u. Jurisdiction 344 f.

Bitterfeld, Verhandlungen in, III 333.

Blaurer II 56; predigt in Costnitz III 82; reformirt in Würtemberg 389 f.; 408; gegen das Interim V 53.

Bobadilla, Jesuit, in Wien IV 302.

Bockelsohn, Jan, III 426 ff. 416; Bekenntnisse ꝛc. 426 n. 453 n; in Münster 419 n. 427 ff.; sein Brief an Philipp v. Hessen 444; König 430. 435. 444; gefangen 451; im Gefängniß 453 f; hingerichtet 454.

Böhmen, Verhältnisse zum deutschen Reich I 58. 77 n. 95; in der Opposition gegen Oestreich 117. 123. (s. Podiebrad); für die Wahl Carls 274. 291; II 5. 16. 325; nach Ludwigs Tode 334 f. 336 f.; Religiöse Verhältnisse 347 f. 336 f.; bei der Vertheidigung Wiens III 163; Verh zu Zapolya 170; IV 271; Erbvertrag zwischen Ferdinand und Wilhelm von Baiern über B. 307; im schmalkaldischen Kriege 391 — 399; unterworfen 414 ff. V 334.

Böhmische Brüder I 219.

Böklerbund I 50. 218.

Boineburg, Conr. von, V 79.

Bologna, Zusammenkunft zu, III 175 f. 354 ff.; Concil IV 386. V 3 ff.; aufgelöst 90; nach Trident zurück verlegt 91. 100.

Bonn, evangelisch gesinnt IV 267; Landtage zu, 286.

Bonnivet I 279 295; II 235 u. 36. 238 ff.

Bonnus, Superint., III 468.

—, Hieronymus, III 312. 313 n. 468.

Borja, Francisco de, V 320. 330.

Bornholm, Schlacht bei, III 481.

Boulogne, Streit um, zw. Frankreich und England IV 294. V 78.

130; an Frankreich zurückgegeben 132.

Bourbon, Carl von, II 231 ff. 235 ff. Verhältniß zu Heinrich VIII 234. 242 n; kaiserlicher Statthalter 239; beim Einfall in Frankreich 242 ff. 248. 255; soll vom Kaiser die Provence als Lehen erhalten 257; Befehlshaber in Mailand 268; gegen Rom 306 f.; ft. 318.

Boyneburg, Ludwig von, I 262 f. 254.

Brandenburg, Haus, Verhältnisse zu Oestreich im Anfange des 16 Jahrh. I 263; im Jahr 1524 II 133.

Brandenburg, Mark, I 47. 54; Unruhen in der, III 31 n; Reformation in der Neumark IV 117, in der Churmark 121; Verhältniß des Bisthums das. zum Fürstenthume 127; Widerstand gegen die Einführung des Interim V 54.

—, Landtag von, 1527, III 42; Vertrag zu V 261.

Brandenburgische Kirchenordnung IV 125; vom Kaiser bestätigt 179.

Brant, Sebastian, I 197.

Braun, Dr, V 17 f.

Braunschweig, Verhältnisse des Hauses I 118 f. 266; s. Hildesheimische Fehde.

Braunschweig, Stadt, Reform in, III 306 ff.; im schmalkald. Bunde 315; Hinneigung zum Zwinglianismus unterdrückt 403; gegen das Interim V 55; unterstützt Mansfeld gegen Heinrich 245 f.; den Markgr. Albrecht 248 f.; verträgt sich mit Heinrich 263 f.

—, Versammlung des schmalkaldischen Bundes zu, IV 224; Markgraf Albrecht geschlagen bei, V 263.

— = Lüneburg s. Lüneburg.

Braunschweig-Wolfenbüttel von den Protest. eingenommen IV 222; 241; Kirchenordnung 253.

Bremen gegen die Worsaten I 254. 266; Reform in III 309; im schmalkald. Bunde 257. 315. 318; im schmalkald. Kriege IV 390. 418 ff.; gegen das Interim V 55. 357.

—, Erzbischof von, III 484. IV 390.

Bremgarten reform. III 263; muß die alten Gebräuche wiederherstellen 299. 301.

Brendel, Daniel, Chf. von Mainz V 291.

Brenz, Johann, II 60. 74 n; beim Gespräch zu Marburg III 139; über das Recht des Widerstandes gegen d. Kaiser 148 f. 226 n; beim Religionsgespräch 1546 IV 299; gegen das Interim V 52; verfaßt die würtembergische Confession 102. 359.

Breslau II 370. 372; Unterhandlung mit den Torgauer Verbündeten in, 383.

Brismann, Johann, II 54 f.

Brixen II 125. 190; Absichten, das Bisthum zu säculariſiren 191.

Brotverwandlung, Lehre von der, in England V 128.

Brück II 368. III 227. 332. IV 212. V 341.

Brunfels, Otto, II 56. 78. 146; Verbreitung s. Schriften in England IV 33.

Bugenhagen, Johann, II 56; in Sachsen 63; über die Obrigkeit des Kaisers III 147; in Braunschweig 307. 308; richtet in Lübeck die neue Kirche ein 311; reformirt in Pommern 395, in Dänemark 487, in Wolfenbüttel IV 253. 72. 407; über das Leipziger Interim V 65 n. 67. 341 n. 347.

Bulgenbach s. Müller.

Bulle gegen Luther I 334 ff. 375 f. verbrannt 348 f.; Zwinglis Apologie Luthers gegen dies. III 51.

Bullinger III 66. V 346. 355. 357.

Bundschuh I 163 f. II 148.

Büren, Graf von, IV 323. 340 f. 362. 408.

Burgund, Herzogth., Absichten Carls auf, I 369; Carl verzichtet auf B. III 99. 103.; Franz I. verzichtet auf d. Oberherrlichk. der burg. Erbländer im Frieden zu Crespy IV 250.

Burgundischer Vertrag V 20 f.; bei den Verhandlungen 1555 nicht in Erwähnung gebracht 296.

Busseto, Gespräch zu, IV 200.

Butjadinger I 155.

Butzer, Martin, II 55; III 81; seine Vermittelungsversuche zwischen den Protestantischen 278 ff. IV 67 f. zw. Prot. u. Altgläubigen 163 ff.; bei Hermann von Cöln 262. 299. 302. 368; gegen das Interim V 53. Sein Einfluß auf die engl. Kirche 132; Freund Calvins 352. 354. 356.

Caban, Friede von, III 375. 387; bestätigt IV 361.

Cajetan s. Thomas.

Calenberg, Reformation in, IV 129.

Calvin IV 156. 259. V 68. 352 ff.

Cambrai, Bund von, I 139 f; Friede zu, III 103: Verhandlungen über, zwischen Moritz und Heinrich II. V 172. 177; von den Franzosen angegriffen 258.

Camerarius V 64. 363. 367.

Campeggi I 337. II 110 ff. 125; veranlaßt den Convent zu Regensburg 160 ff.; Legat in England III 24. beim Kaiser 186.; auf dem RT. zu Augsburg 193. 201. 225; 354.

Canisius, Peter, IV 302 f.

Capito, I 216. III. 81. 417. IV 67. V 352n.

Cappel, Friede zu, III 270. Schlacht bei III 292 f.; Eindruck derselben 297.

Carion, Chronika V 383n.

Caraffa, Joh. Peter, I 338; s. Paul IV.

Carl V. Verhandlungen Maximilians ihn zum römischen Kaiser erwählen zu lassen I 273; zum Kaiser gewählt 276 f.; gekrönt 355; v. Papst gekrönt III 179; s Entsetzung beabsichtigt durch Wolsey III 20. durch deutsche Fürsten V 194.

Characteristik Carls, seine Stellung und Politik I 370 ff. III 87. V 72 ff. IV 304. 351; seine Persönlichkeit I 355. IV 368. 401. V 83; sein Verfahren in der innern Regierung seiner Länder V 73 f, Deutschlands 74. 148 f.; zersetzender Einfluß seiner Regierung auf Deutschland in den ersten Jahren II 131 ff.; seine Verletzungen der Capitulation V 25. 74. IV 331 333; s. Regierung dem Princip ständischer Freiheit nicht günstig V 73; s. Verhältniß zu seinen Ministern V 82; sein Hof 83 f.; seine Correspondenzen mit Ferdinand, Maria und den Gesandten 81.

S. katholische Bildung III 92. seine religiöse Ueberzeugung V 87 f; schwankt in sein. Urtheil über den Papst 233n; Einfluß der Politik auf seine religiöse Ansicht IV 51. S. Verhalten in der luth. Sache I 374 386 f.: Einwirkung der Regensburger Verbündeten auf ihn 130 ff.; Verhalten in der lutherischen Sache nach dem Bunde von Cognac II 280 f. 290 ff. 294 ff.; III 117. 118 f.; auf dem RT. zu Augsburg 1530 194. 202 f. 204. 208. 231. von der Majorität daselbst abhängig 203., Benehmen gegen Johann von Sachsen daselbst 210, beabsichtigt Gewalt gegen die Protestanten 232 ff.; Verhältniß zu Loaysa's Meinung 233n. Erste

Die romanischen Völker beruhten doch noch, der Hauptsache nach, auf den Stämmen, von denen die Herrlichkeit des Alterthums ausgegangen; in Italien sah man die alte Welt wohl als die eigene nationale Vorzeit an: — daß ein ursprünglich verschiedener Geist, der germanische, an der Erneuerung der alten Cultur lebendigen Antheil nahm, nicht allein lernend, sich aneignend, sondern mithervorbringend, und zwar im Reiche der positiven Wissenschaften, die von nun an unaufhörlich fortschritten, trug erst recht dazu bei, sie zu einem Gemeingut der Menschheit zu machen.

Wie dadurch eigentlich erst ausgeführt wurde was Carl der Große bei seinen scholastischen Gründungen beabsichtigt hatte, so war auch dieser Standpunct wieder nur eine Stufe.

Es bedurfte noch geraumer Zeit, ehe die erwachten Ideen sich durcharbeiten, bewähren konnten: — auf Copernicus mußte erst Kepler folgen; — die Einwirkungen der mitstrebenden Nationen der europäischen Gemeinschaft mußten erst wo sie fördernd waren aufgenommen, wo aber das Gegentheil, was doch auch geschah, überwunden werden. Die Wissenschaften waren noch zu streng an den Gebrauch der lateinischen Sprache gebunden, als daß der Geist der Nationen neuerer Zeit sich mit voller Freiheit darin hätte bewegen können. Die Tiefe und Ursprünglichkeit der eigenthümlich germanischen Anschauungen war gleichsam zu stark zurückgedrängt. Es ist eine Zeit gekommen, wo der deutsche Geist das Alterthum noch lebendiger begriffen hat, dem Geheimniß der Natur noch einen Schritt näher getreten und zugleich zu eigner und doch allgemein gültiger Darstellung gelangt ist.

Dazu gehörte aber freilich — denn auch der wissenschaftliche Fortschritt beruht auf dem langsam reifenden allgemeinen Leben — eine Entwickelung der politischen Verhältnisse, die es möglich machte.

Und für diese standen, trotz alle dem was bereits erreicht war, noch die schwersten Kämpfe bevor.

So viel hatte Carl V doch bewirkt, daß sich der protestantische Geist nicht der ganzen deutschen Nation und ihrer großen Institute bemächtigen konnte.

Bald nach ihm aber trat in der alten Kirche selbst eine Umwandlung in Leben und Verfassung ein, die ihr neue Energie verlieh: in Kurzem warf sie sich dem noch immer vordringenden protestantischen Elemente mit ganz andern Kräften entgegen als bisher. Auf das Zeitalter der Reformation folgte das der Gegenreformationen.

Es gelang dem Papstthum zuerst, in den Ländern seines Ursprungs und seiner ältesten Herrschaft alle entgegengesetzten Regungen zu ersticken, alsdann auch in Deutschland vorzudringen, und die Landschaften die keine protestantischen Obrigkeiten hatten, sich wieder vollkommen anzueignen; der Widerstand, auf den es hiebei an einer oder der andern Stelle doch stieß, gab ihm Anlaß, endlich nochmals zu den Waffen zu greifen; durch eine Verflechtung politischer und religiöser Verhältnisse, die es zu keiner Vereinigung unter den Protestanten kommen ließ, gewann es den Sieg; seine Heerschaaren überflutheten die Länder, aus denen der Protestantismus hervorgegangen war; der Gedanke an eine allgemeine Herbeibringung konnte sich noch einmal regen.

Dahin freilich kam es nicht daß er auch ausgeführt worden wäre; allein es mußte in einem wilden und verwildernden Kriege, der die gewonnene Cultur zum Theil wirklich zerstörte, dagegen gekämpft werden; und als man endlich den Religionsfrieden erneuern und auf die alten Grundlagen der Verfassung zurückkommen wollte, war die Selbständigkeit der Nation durch eine von beiden Seiten angerufene und alsdann nicht wieder so bald zu beseitigende Theilnahme auswärtiger Mächte gefährdet.

Wie viel Mühe und lange andauernden Kampf hat es gekostet, in Epochen voll wechselnden Glückes und neuer Gefahren den fremden Einfluß abzuwehren! wir müssen sagen, erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war es einigermaßen geschehen.

Eher aber konnten die ursprünglichen Bestrebungen, welche das Zeitalter das wir betrachtet haben, erfüllten, nicht in voller Freiheit und Kraft wieder aufgenommen werden. Sie zielten dahin, an den lebendigen Momenten der allgemeinen und nationalen Geschichte festhaltend, eine allseitige und unabhängige Entwickelung der Nation hervorzubringen; sie verknüpfen die Anfänge unserer Geschichte mit ihrer fernsten Zukunft.

Druck von J. Draeger in Berlin, Adlerstr. 9.

Register.

Abendmahlslehre, Streit darüber unter den Evangelischen III 65 ff. 278 ff.; auf dem Gespräch zu Marburg 140 f. IV 67. V 352 ff.; in der sächsischen Confession V 101 f.; in der Conf. Tigur. 355 ff. 359; bei den Wiedertäufern III 418. 437 f.

Ablaß I 235 ff.; in d. Schweiz III 51 f. 54 f.

Absberg, Hans Thomas von, II 81 f.

Accolti, Card., I 338.

Acht I 72. 87. 92; ohne Ansehen im Reich 167; Verhandlungen üb. dies. auf dem RT. von 1555 V 298 f.

Adelmann von Adelmansfelden I 214. 340.

Adolf von Schaumburg, Coadjutor von Cöln IV 365 f.; Erzbischof 366 f. V 26; auf dem RT. von Augsburg 1548 24. 27; auf dem Concil zu Trient 101. 105. 109 149; auf dem RT. v. 1555 278.

Adorf IV 348. 398.

Adorno, Hieronymus, II 223. 224. 228.

Adrian, (Kammerd. Carls V), V 83.

Adrian VI s. Hadrian.

Aeneas Sylvius I 37. 45. 46.

Agricola, Rudolf, I 201.

— , Georg V 376.

— , Johann, nimmt Theil an der Abfassung des Interim V 32. 66. 343; seine abweichende Meinung 346.

Aichili II 185.

Aiguesmortes, Zusammenkunft zu, IV 96 f.

Alamanni, Luigi, V 231.

Alarcon III 11.

Alba, Herzog von, bei Tunis IV 15; 306. 341. 387; bei Mühlberg 399 ff.; gegen das Todesurtheil Joh. Friedrichs 406, nimmt Ldgr. Philipp gefangen 413; in Augsburg V 151. 155; gegen Metz 225 227; Generalvicar Philipps II in Italien 315.

Alber, Matthäus, IV 67. V 53.

Albrecht Achilles I 46. 53 f. 66.

Albrecht von Baiern-München, der Weise, I 48. 76 — 79; oberster Reichshauptmann 111; bei den Landshuter Irrungen 123.

Albrecht V von Baiern, mit der T. Ferdinands vermählt IV 307. 331. V 206. 187; bei den Verhandlun-

gen in Paſſau V 204. 206; geg. d. Succeſſion Philipps 242; bei der Zuſammenkunft zu Heidelberg 243 f; bei der zu Heilbronn 262; ſein Verhältniß zu Oeſtreich und Pfalz 273, beim RT. 1555 283; religiöſe Conceſſionen die er giebt 337 f.

Albrecht von Brandenburg, Churf. von Mainz I 237. 263: für Erasmus 218; im Intereſſe des von Leo ausgeſchrieb. Ablaſſes 236 f. 246: Cardinal 250; für die römiſche Königswahl Carls 274; bei d. Kaiſerwahl 280 f. 289 f. 297 ff.; Gönner Huttens 331, muß ihm ſeinen Schutz entziehen 338. 340; ſeine erzcanzleriſchen Befugniſſe ausgedehnt 356; erlaubt nicht die Predigt gegen Luther II 8. II 47; bei der Fehde Sickingens gegen Trier 85. 89. 91; für das Reichsregiment 105; auf der Zuſammenkunft zu Deſſau 186; zu Halle u. Leipzig 201; auf dem RT. zu Augsburg III 191. 201. 204 f.; bei der römiſchen Königswahl Ferdinands 249. 257; verſucht vergeblich eine Vermittelung zwiſchen den Proteſtanten und dem Kaiſer 326. 333; im halliſchen Bund IV 57; im Nürnberger Bund 89. 90; läßt die Reformation im Erzſtift Magdeburg geſchehen 130 f.; verlegt ſeine Hofhaltung von Halle nach Mainz 132; beim RT. zu Regensburg 171. 173. 175 ff. 290.

Albrecht von Brandenburg, Hochmeiſter I 264. 358. II 374 ff.; im Bündniß mit Sachſen 382; am Reichsregiment II 92; Stellung zu Carl 133; ſäculariſirt Preußen 380 f.; vermählt ſich 381; rüſtet für Chriſtian von Holſtein III 465 f. IV 271; im Briefwechſel mit Georg Hartmann V 378.

Albrecht von Culmbach IV 309; im ſchmalk. Kriege 331; bei Rochlitz gefangen 392; nimmt das Interim an V 37. 54; gegen Magdeburg 142. 159. 161; beſchwört d. Bund mit Frankreich im Namen der deutſchen Fürſten 177 f. 235; nimmt den Paſſauer Vertrag nicht an 218; in Dienſten Carls 225 f. 238 ff.; ſeine Fehde gegen die geiſtlichen Fürſten 235 ff. 243 ff.; gegen Heinrich v. Braunſchweig 247 f. 251; vom Kaiſer begünſtigt 251. 254; bei Sieversſhauſen geſchlagen 256, ſchließt Frieden mit Churfürſt Auguſt 261; von Heinrich geſchlagen 263; ſein Ausgang 265 — 270; ſeine Natur 248 ff. 271.

Albrecht von Sachſen I 76. 85; erhält Friesland 118. 260.

Aleander I 338; in Deutſchland zur Ausführung der Bulle gegen Luther 339 ff. 373 f.; befördert das Edict von Worms 376. 387; von Hutten angegriffen II 8; räth in der Congregation zu Rom, Friedrich von Sachſen der Thür zu beranben 118 f.; von Clemens an den Kaiſer geſchickt 259; III 354.

Algier, von Chaireddin genommen IV 9; Zug Carls V gegen 186.

Altencamp, Abt v., III 395. IV 55.

Alterthumsſtudien in Deutſchland I 217. V 365 ff.; Einfluß der alten Cultur auf Deutſchland I 17.

Alzey, Zuſammenkunft zu, II 193.

Amandus II 61.

Ambach in Frankfurt V 52.

Amon, Dr., II 53 n.

Amsdorf, Nicolaus von, III 403. 421: Biſchof IV 213; in Wittenberg V 348. 351.

Amſterdam, von den Wiedertäufern angegriffen, III 445.

Anatomiſche Studien V 373.

Andelot V 189. 217.

Anhalt, Reformation in, III 392 f. IV 128 f.

Anhalt, Wolfgang von, auf dem RT.

zu Speier III 123. 125. 129; auf dem RT. zu Augsburg 202. 220; in Schmalkalden 251; im schmalkaldischen Bunde 256 f.; gegen die röm. Königswahl Ferdinands 259. IV 162. V 210. 272.

Anhalt, Johann von, III 392; reformirt 393; im schmalk. Bunde IV 66. 171.

—, Georg v. III 392 ff.; im schmalk. Bunde IV 66; führt die Reformation ein 128. 171. 213; in Pegau V 62.

—, Joachim v., evangelisch III 393; im schmalk. Bunde IV 66.

Anna von Bretagne I 82.

Anna von Hessen I 168. 262.

Anna von Ungarn I 277. II 327. 328.

Anna Boleyn III 15. 111. IV 40.

Annaten I 192; Beschwerde darüber 252; in England dem Könige zugesprochen IV 44.

Antichrist, (vermeinte) Geburt des, zu Babylon III 413.

Antonio de Lebrixa III 89.

Antwerpen, Emporkommen von, II 35. V 72.

Apokryphische Schriften auf dem Trident. Concil. IV 374.

Apologie der A. C. III 234.

Arelat, Verhältniß zu Deutschland II 230.

Argula von Stauffen II 62.

Arnold, Christoph V 171 f. 179.

Artikel, die sechszehn der Bauern II 151; die zwölf Artikel 155 ff. 161 f.

Artois und Flandern IV 30. 93. 250. V 22.

Assens, Schlacht bei, III 481.

Asti III 182. IV 21.

Astronomie V 378.

Auerbach, Zusammenkunft zu, II 193.

Augsburg, Handel von, I 161; tritt in den Torgauer Bund II 290; reformirt 188. 368; Cellarius predigt das. III 82; zwinglisch gesinnt 236 f.; Reformation in, 391. IV 56; gegen die Erneuerung des schwäb. Bundes 56; von Baiern angefeindet 56. 58. 61; im schmalkaldischen Bunde 66; im schmalkaldischen Kriege 326 n. 327. 328; unterwirft sich 362; Verhalten bei der Annahme des Interim V 46 f; Veränderung des Stadtraths 48 f.; kirchliche Gewaltsamkeiten daselbst 147 f.; von Moritz besetzt 182. 222.

—, Reichstag zu, von 1500 I 108;
von 1510 146;
von 1518 248 ff. 263. 274;
von 1525 II 193 ff. 198 f.;
von 1530 III 186 ff. 195 ff.; Abschied III 239. 359.
von 1547, 48. V 4 ff. 78 f.
von 1550 91 ff. 135. 143 f. 149 ff;
von 1555 276. ff. 321.

Augsburgische Confession s. Conf.

August von Sachsen IV 111 214 n; zum Bisthum Merseburg postulirt, reformirt in dems. 310; im schmalkaldischen Kriege 397. 415. 416. V 57. 156; Churfürst 259 ff.; Vertrag mit seinen Vettern V 273; erhält die Oberherrlichkeit über die Stadt Magdeburg 274; für den geistl. Vorbehalt 302.

Augustiner I 221. 350. II 12. 13. 53 ff.

Aumale, Herzog von, V 239. 268.

Aventinus, Joh., II 70.

Baden, Reformation in, III 391. V 337.

—, Ernst Markgr. von, im Bauernkriege II 162. 165 n.

—, Bernhard von, reformirt in seinem Gebiet III 391.

—, Philipp von, III 127.

Baden-Durlach, Carl Markgr. von, V 337.

Baden, Gespräch zu, III 78.

Baiern I 48; in Opposition gegen Oestreich 76; Landshuter Irrungen 120—124. 256; geistliche Verhältnisse II 119 ff. 126; Verfolgungen der Neugläubigen 134; III 40; Säcularisationsversuche II 190 ff.; lutherische Elemente in, IV 256; Religiöse Concessionen V 337 f.; Streitigkeiten wegen der geistlichen Jurisdiction 338.

—, Wilhelm und Ludwig, Herzoge von, I 256; päpstlich gesinnt II 119 ff; auf dem Convent zu Regensburg 125 f.; ihre Absichten auf den böhmischen Thron II 335. 346; in neuem Erbverein mit Pfalz II 335; in der Opposition gegen Oestreich III 29; auf dem RT. zu Augsburg 1530 191. 193. 222 n; gegen die Königswahl Ferdinands 258; nähern sich dem schmalkaldischen Bunde (1531) 319; unterstützen Herzog Christoph von Würtemberg 362. 363; ihr Verhalten in der Wahlsache 374; gegen Augsburg IV 58. 62; im Nürnberger Bund IV 89; gegen Oestreich bei der clevischen Streitigkeit 145. 157 f; auf dem RT. zu Regensburg 172 f. 237 n.; gegen Regensburg 254. 255 f.

—, Ludwig von, II 49; Feldhauptmann des schwäbischen Bundes, gegen Salzburg 192; Hauptmann im Nürnberger Bund IV 89. ff. 306.

—, Wilhelm von, seine Absichten auf die Kaiserkrone II 335 f. 134. 294; auf dem RT. zu Augsburg 1525 199; regiert allein IV 306; sein Verhalten bei den kriegerischen Absichten des Kaisers gegen die Protestanten 306 f.; Erbvertrag mit Ferd. 307; im schmalk. Kriege 329. 338. 415; gegen die Erneuerung des schwäbischen Bundes V 16; fordert die pfälzische Chur 26; fragt wegen des Interim beim Papst an 38.

Bamberger peinliche Gerichtsordnung II 45.

Bamberg, Bischof von, II 59; im Regensburger Bündniß 125; im Bauernkrieg 162; 185 ff.: vom Markgraf Albrecht befehdet 236. 243 f.

Bann, geistlicher, Beschwerde darüber I 252; protestantische Ansicht von demf. III 381; die Protestanten für denf. IV 270.

Barbarossa III 373. IV 9 ff. 15.

Barcelona, Friede zu, III 186.

Barleduc, Zusammenkunft zwischen Franz I. und Philipp von Hessen III 365.

Bartholomäus von Deventer, Wiedertäufer, III 419 n.

Basel III 78; Reformation 79 f.; im Kriege gegen die 5 Orte 296; V 337.

Bauerschaften, Gährungen in denselben I 162 ff.; Besorgnisse der Stände deshalb 166; Empörung der Bauern in Würtemberg 257. 164.

Bauernkrieg II 145 ff.; Pläne der Bauern 153 ff; Bauernaufruhr in Ungarn 1541 328. (vgl. „Artikel").

Bathory, Stephan, II 328 ff. 331. 342. III. 27.

—, Andreas, III 26. 28.

Bauzen, Zusammenkunft zwischen Ferd. und Joachim II. IV 99.

Bayard II 240.

Beaurain, Adrian, II 234. 243.

Bebel, Heinr., I 208. 316.

Belbuck, neugläubige Reunion zu, II 56; zerstört 61.

Belgrad erobert II 33 f. 329 f. IV 95.

Bentheim, Reformation in, IV 253.

Berlin IV 122 f. V 54.

Bern, Reform in, II 59. 368. III 78 ff.; polit. Verhalten 134. 263. 268; im Kriege gegen die 5 Orte 288. 290. 295; für Genf gegen Savoyen IV 22; Reaction gegen die lutherischen Lehren V 352 f.

—, Disputation zu, III 79.

Bernhardi II 11. IV 67.

Berthold, Churf. von Mainz I 93 —97. 100. 116. 133. 154. st. 125.

Beuthen, Unterhandlung in, II 379.

Bibel, Verbot der, I 189; Herausgabe derf. durch Ximenes III 90; Bestimmung des Interim über dies. V 35.

Bibelübersetzung Luthers II 65. V 346; englische IV 45.

Biberach im schmalkaldischen Bunde III 282; ergiebt sich an den Kaiser IV 360.

Biel, Reform in, III 81; Kriege gegen die 5 Orte 295.

Bigamie IV 204. 205.

Bilder, Verwerfung der, in Wittenberg II 18; in Orlamünde 146; von Sickingen 84; von Zwingli III 60 f. 62 f.; im Rheinthal 263; in Strasburg 276 f.; in England V 126.

Bilderstürmerei in Pommern III 394, in Münster 424

Bilderdienst, Mißbrauch desselben in Cöln IV 265.

Billik IV 158. 299. V 31.

Bischöfe I 6. 14. 20. 31. 49. 267, die Obrigkeit derf. auf dem RT. zu Speier bestätigt III 121; Verhandlungen darüber 124. 127. 225. 333; Neigung der Protest. dies. wieder anzuerkennen IV 268; Bestimmung des Interim über das göttliche Recht der B. V 35; in der Torgauischen Formel 64; die Bischöfe verlieren in den protestant. Ländern die Ordination u. Jurisdiction 344 f.

Bitterfeld, Verhandlungen in, III 333.

Blaurer II 56; predigt in Costnitz III 82; reformirt in Würtemberg 389 f.; 408; gegen das Interim V 53.

Bobadilla, Jesuit, in Wien IV 302.

Bockelsohn, Jan, III 426 ff. 416; Bekenntnisse ꝛc. 426 n. 453 n; in Münster 419 n. 427 ff.; sein Brief an Philipp v. Hessen 444; König 430. 435. 444; gefangen 451; im Gefängniß 453 f; hingerichtet 454.

Böhmen, Verhältnisse zum deutschen Reich I 58. 77 n. 95; in der Opposition gegen Oestreich 117. 123. (s. Podiebrad); für die Wahl Carls 274. 291; II 5. 16. 325; nach Ludwigs Tode 334 f. 336 f.; Religiöse Verhältnisse 347 f. 336 f.; bei der Vertheidigung Wiens III 163; Verh zu Zapolya 170; IV 271; Erbvertrag zwischen Ferdinand und Wilhelm von Baiern über B. 307; im schmalkaldischen Kriege 391 — 399; unterworfen 414 ff. V 334.

Böhmische Brüder I 219.

Böklerbund I 50. 218.

Boineburg, Conr. von, V 79.

Bologna, Zusammenkunft zu, III 175 f. 354 ff.; Concil IV 386. V 3 ff.; aufgelöst 90; nach Trident zurück verlegt 91. 100.

Bonn, evangelisch gesinnt IV 267; Landtage zu, 286.

Bonnivet I 279 295; II 235 u. 36. 238 ff.

Bonnus, Superint., III 468.

—, Hieronymus, III 312. 313 n. 468.

Borja, Francisco de, V 320. 330.

Bornholm, Schlacht bei, III 481.

Boulogne, Streit um, zw. Frankreich und England IV 294. V 78.

130; an Frankreich zurückgegeben 132.

Bourbon, Carl von, II 231 ff. 235 ff. Verhältniß zu Heinrich VIII 234. 242 n; kaiserlicher Statthalter 239; beim Einfall in Frankreich 242 ff. 248. 255; soll vom Kaiser die Provence als Lehen erhalten 257; Befehlshaber in Mailand 268; gegen Rom 306 f.; ſt. 318.

Boyneburg, Ludwig von, I 262 f. 254.

Brandenburg, Hans, Verhältniſſe zu Oeſtreich im Anfange des 16 Jahrh. I 263; im Jahr 1524 II 133.

Brandenburg, Mark, I 47. 54; Unruhen in der, III 31 n; Reformation in der Neumark IV 117, in der Churmark 121; Verhältniß des Bisthums daſ. zum Fürſtenthume 127; Widerſtand gegen die Einführung des Interim V 54.

—, Landtag von, 1527, III 42; Vertrag zu V 261.

Brandenburgiſche Kirchenordnung IV 125; vom Kaiſer beſtätigt 179.

Brant, Sebaſtian, I 197.

Braun, Dr, V 17 f.

Braunſchweig, Verhältniſſe des Hauſes I 118 f. 266; ſ. Hildesheimiſche Fehde.

Braunſchweig, Stadt, Reform in, III 306 ff.; im ſchmalkald. Bunde 315; Hinneigung zum Zwinglianismus unterdrückt 403; gegen das Interim V 55; unterſtützt Mansfeld gegen Heinrich 245 f.; den Markgr. Albrecht 248 f.; verträgt ſich mit Heinrich 263 f.

—, Verſammlung des ſchmalkaldiſchen Bundes zu, IV 224; Markgraf Albrecht geſchlagen bei, V 263.

— ſ. Lüneburg ſ. Lüneburg.

Braunſchweig-Wolfenbüttel von den Proteſt. eingenommen IV 222; 241; Kirchenordnung 253.

Bremen gegen die Worſaten I 254. 266; Reform in III 309; im ſchmalkald. Bunde 257. 315. 318; im ſchmalkald. Kriege IV 390. 418 ff.; gegen das Interim V 55. 357.

—, Erzbiſchof von, III 484. IV 390.

Bremgarten reform. III 263; muß die alten Gebräuche wiederherſtellen 299. 301.

Brendel, Daniel, Chf. von Mainz V 291.

Brenz, Johann, II 60. 74 n; beim Geſpräch zu Marburg III 139; über das Recht des Widerſtandes gegen d. Kaiſer 148 f. 226 n; beim Religionsgeſpräch 1546 IV 299; gegen das Interim V 52; verfaßt die würtembergiſche Confeſſion 102. 359.

Breslau II 370. 372; Unterhandlung mit den Torgauer Verbündeten in, 383.

Briesmann, Johann, II 54 f.

Brixen II 125. 190; Abſichten, das Bisthum zu ſäculariſiren 191.

Brotverwandlung, Lehre von der, in England V 128.

Brück II 368. III 227. 332. IV 212. V 341.

Brunfels, Otto, II 56. 78. 146; Verbreitung ſ. Schriften in England IV 33.

Bugenhagen, Johann, II 56; in Sachſen 63; über die Obrigkeit des Kaiſers III 147; in Braunſchweig 307. 308; richtet in Lübeck die neue Kirche ein 311; reformirt in Pommern 395, in Dänemark 487, in Wolfenbüttel IV 253. 72. 407; über das Leipziger Interim V 65 n. 67. 341 n. 347.

Bulgenbach ſ. Müller.

Bulle gegen Luther I 334 ff. 375 f. verbrannt 348 f.; Zwinglis Apologie Luthers gegen dieſ. III 51.

Bullinger III 66. V 346. 355. 357.

Bundschuh I 163 f. II 148.

Büren, Graf von, IV 323. 340 f. 362. 408.

Burgund, Herzogth., Absichten Carls auf, I 369; Carl verzichtet auf B. III 99. 103.; Franz I. verzichtet auf d. Oberherrlichk. der burg. Erbländer im Frieden zu Crespy IV 250.

Burgundischer Vertrag V 20 f.; bei den Verhandlungen 1555 nicht in Erwähnung gebracht 296.

Busseto, Gespräch zu, IV 200.

Butjadinger I 155.

Butzer, Martin, II 55; III 81; seine Vermittelungsversuche zwischen den Protestantischen 278 ff. IV 67 f. zw. Prot. u. Altgläubigen 163 ff.; bei Hermann von Cöln 262. 299. 302. 368; gegen das Interim V 53. Sein Einfluß auf die engl. Kirche 132; Freund Calvins 352. 354. 356.

Cadan, Friede von, III 375. 387; bestätigt IV 361.

Cajetan s. Thomas.

Calenberg, Reformation in, IV 129.

Calvin IV 156. 259. V 68. 352 ff.

Cambrai, Bund von, I 139 f; Friede zu, III 103: Verhandlungen über, zwischen Moritz und Heinrich II. V 172. 177; von den Franzosen angegriffen 258.

Camerarius V 64. 363. 367.

Campeggi I 337. II 110 ff. 125; veranlaßt den Convent zu Regensburg 160 ff.; Legat in England III 24. beim Kaiser 186.; auf dem RT. zu Augsburg 193. 201. 225; 354.

Canisius, Peter, IV 302 f.

Capito, I 216. III. 81. 417. IV 67. V 352 n.

Cappel, Friede zu, III 270. Schlacht bei III 292 f.; Eindruck derselben 297.

Carion, Chronika V 383 n.

Caraffa, Joh. Peter, I 338; s. Paul IV.

Carl V. Verhandlungen Maximilians ihn zum römischen Kaiser erwählen zu lassen I 273; zum Kaiser gewählt 276 f.; gekrönt 355; v. Papst gekrönt III 179; s. Entsetzung beabsichtigt durch Wolsey III 20. durch deutsche Fürsten V 194. Characteristik Carls, seine Stellung und Politik I 370 ff. III 87. V 72 ff. IV 304. 351; seine Persönlichkeit I 355. IV 368. 401. V 83; sein Verfahren in der innern Regierung seiner Länder V 73 f, Deutschlands 74. 148 f.; zersetzender Einfluß seiner Regierung auf Deutschland in den ersten Jahren II 131 ff.; seine Verletzungen der Capitulation V 25. 74. IV 331 333; s. Regierung dem Princip ständischer Freiheit nicht günstig V 73; s. Verhältniß zu seinen Ministern V 82; sein Hof 83 f.; seine Correspondenzen mit Ferdinand, Maria und den Gesandten 81.

S. katholische Bildung III 92. seine religiöse Ueberzeugung V 87 f; schwankt in sein. Urtheil über den Papst 233 n; Einfluß der Politik auf seine religiöse Ansicht IV 51. S. Verhalten in der luth. Sache I 374 386 f.: Einwirkung der Regensburger Verbündeten auf ihn 130 ff.: Verhalten in der lutherischen Sache nach dem Bunde von Cognac II 280 f. 290 ff. 294 ff.; III 117. 118 f.; auf dem RT. zu Augsburg 1530 194. 202 f. 204. 208. 231. von der Majorität daselbst abhängig 203., Benehmen gegen Johann von Sachsen daselbst 210, beabsichtigt Gewalt gegen die Protestanten 232 ff.; Verhältniß zu Loaysa's Meinung 233 n. Erste

Annäherung an die Protestanten, s. Anweisung an das Kammergericht 326. 383. 384., seine Zugeständnisse auf dem RT zu Nürnberg 336; veränderte Stellung zur Majorität 339; sein Versprechen zu Savigliano IV 70; Verhalten bei den heidischen Verhandlungen 82. 100 ff.; Verhältniß zum Nürnberger Bund 89. 101. 136; zögert die Frankfurter Abkunft zu ratificiren 136; Opposition in Deutschland gegen ihn 144; Carl setzt die Verabredungen von Frankfurt in Vollziehung 153. 161; auf dem RT zu Regensburg 1541 161. 169. 174; seine Declaration 176, erneuert d. Nürnberger Bund 177, schließt Verträge mit Hessen 177, und Joachim 178; seine Politik gegen die Protestanten und gegen Cleve 1543 142. 230ff.; auf d. RT zu Speier 1544 236 ff. 241; Benehmen bei d. Reformation des Erzbischofs von Cöln 267. 283. 363; s. Instruction an seine Räthe zum RT zu Worms 1545 277. auf dem RT zu Worms 279 f.; seine wachsende Macht von den Fürsten gefürchtet 290; denkt auf Krieg geg. die Protestanten 304 ff. 315 f.; auf dem RT zu Regensburg 1546 322 f.; im schmalkaldischen Kriege 329 ff. ff., auf dem RT zu Augsburg 1547 V 4ff; läßt das Interim abfassen 32 f; reformatio ecclesiastica 42; eröffnet den RT. v. Augsburg 1550 91, wie er die Protestanten hier behandelt 148, beleidigt die Reichsfürsten 149, während der Machinationen Moritzens 183 ff.; wie er die Verhandlungen in Linz aufnimmt 202, und die in Passau 210 ff. 217 f.; sein Verhältniß zu Albrecht von Brandenburg 225 f. 238 ff. 252. 254. 258 270; überläßt Ferdinand die Verhandlungen am RT v. Augsburg 353; Grund dazu 280 f. 299.

Stellung zum Papst Leo I 370. 374. 386; sein Verhalten während des Zuges gegen Rom II 313 f., nach der Eroberung Roms 322. III 9; ꝛc. in Rom 1536, s. Rede im Consistorium der Cardinäle IV 23, betreibt die Berufung eines Concils 74, f. Absichten bei der Eröffnung des Concils 276 ff., Verhalten bei d. Verhandlungen desselben 372 376. 380; Verhältniß zum Papst während des schmalkaldischen Krieges 382 ff.; fordert im Namen des Reichs die Zurückverlegung des Concils nach Trient V 7, sein Verhalten bei dem neu eröffneten Concil 103 ff. 107 ff.

Gegen Tunis IV 9 ff., gegen Algier 186; Absichten gegen die Osmanen 16. 95, schließt einen Waffenstillstand mit den Osmanen 1545 292 f.; giebt Malta an die Johanniter V 112.

Ursprung seiner Kriege mit Franz 369 f. II 207; s. Benehmen bei der Nachricht von der Gefangennehmung Franz's 254 f.; s. Politik gegen Frankr. im Allgemeinen IV 137; Verhältniß zu Heinr. II. V 133.

Verhalten in der Ehescheidungssache Heinrichs VIII. III 16. 109 f. bei der Reformation Heinrichs V 124 f. 131 ff.; s. letzten englischen Pläne V 307 ff. 313.

S. Verhandlungen für die römische Königswahl Ferdinands III 248 f.; s. Successionsentwurf mit Philipp V 93 f. 241; Verhältniß zu Ferdinand III 326 V 81.

Carl in Spanien II 32. III 87. 114.

Carl von Geldern, gegen Oestreich I 105. 260. 268: s. Verhältniß zu Frankreich 269. 278. 295; in der hildesheimischen Fehde 283 f. 289. 301; s. Gem. 263.

Carl der Kühne I 58.

Carlos, Enkel Carls V, V 330.

Carl VIII von Frankreich I 82.

Carl, Herzog von Angouleme, IV 18. 28; Herzog von Orleans, Vermählungspläne mit ihm 138. 146. 195. 249; ſt. 293.

Carlowitz, Georg von, IV 111. 113. 115.

—, Chriſtoph von, IV 314; ſeine Unterhandlungen für Moritz 310 ff. 314. 347; ſeine Correſpondenz mit Melanchthon V 60. 61. 100. 261.

Carlſtadt, I 233. 348. bei der Disputation in Leipzig 318 ff. 323; von Eck verfolgt 341; ſchreibt gegen das Cölibat II 11; ſeine Neuerungen 14 ff. 18; zum Schweigen verurtheilt 27; in Orlamünde 145; in Oberdeutſchland 147; in Rothenburg 158; ſ. Charakt. 15; ſ. Lehre vom Abendmahl III 66. 67. 70 n.; bei Zwingli in der Schweiz 276.

Carranza, Bartolommeo, auf dem trident. Concil IV 371.

Caſimir von Brandenburg I 264. 356; gegen den Convent zu Regensburg II 138 f.; im Bauernkriege 180; ſeine Verhältniſſe zu den Evangeliſchen 187. 193. 199. 294. ſeine Religionsverordnungen 139. 363; in Ungarn 343. ſt. 345.

Caſtaldo in Ungarn V 122. 229.

Caſtelalt, Franz und Heinrich von II 223. 227. 247. IV 330 n.

Catharina, Schweſter Carls V, dem Churprinzen von Brandenburg verſprochen I 274 n. 282. 292, dem Churprinzen Johann Friedrich von Sachſen 293. 356; mit Joh. III von Portugal vermählt II 132.

Catharina von Aragonien III 14 ff. Benehmen in ihrer Eheſcheidungsſache 107 n; IV 35. 39. 41. 50. ihr Andenken rehabilitirt 235.

Cazalla, Auguſtin, V 331.

Cellarius II 21 n; predigt in Augsburg III 82.

Celle, Zuſammenkunft in, V 63.

Celtis, Conrad, I 207. 208.

Centuriatoren V 384 ff.

Ceriſole, Schl. bei, IV 245.

Cervino, Card. IV 150; Legat auf dem trident. Concil 372. 375. 376. 381. 387.

Ceſis, Card., III 354.

Charakter, Lehre vom, I 180. 181; in der engliſchen Kirche feſtgehalten IV 47; verworfen 132.

Chatelain, Jean, 54.

Chemie, Anfänge der V 377.

Chieregati, II 43 ff. 51.

Chievres, I 355. 367 f. 372. V 82.

Choral, V 389.

Chriſtian von Oldenburg, König von Dänemark, I 49.

Chriſtian II. von Dänemark I 265. 358. II 382; kehrt zum alten Glauben zurück III 189. 460; verm. ſich mit der Schweſter Carls V. 459; beabſichtigt einen neuen Angriff auf Dänemark 319. 460. 462; gefangen 462. 486. Folgen ſeiner Vertreibung in Dänemark 468; Verſuch Lübecks ihn wiederherzuſtellen 470 ff.; am brandenburgiſchen Hofe IV 119; von Carl V aufgegeben 236.

Chriſtian III. II 140. III 395. 465 f. 471; vor Lübeck 475 f.; zum König gewählt 477; ſiegt 477 ff. 481. 486; IV 71; im ſchmalkaldiſchen Bunde 91. 228; im Bunde mit Franz I. 194. 195 f. 227; ſein Verhältniß zum ſchmalkald. Bunde 228. 325; ſ. Abkunft mit dem Kaiſer 235 V 81. 86. mit Moritz in Verbindung 168. 261.

Chriſtine, Gemahlin Philipps von Heſſen IV 204 f. V 222.

Chriſtoph v. Würtemberg III 360 ff. 363 f. V 27. 241; gegen die Succeſſion Philipps 242. 243. 262.

272 f.; Vertrag mit Ferdinand 272. 273. 285. 325.

Christoph, Graf von Oldenburg, im Dienste Lübecks III 470 ff.; greift Holstein an 471; vor Kopenhagen 472; Erfolge in Dänemark 472 f.; im schmalk. Kriege IV 340. 390. siegt bei Drakenborg 420 f. amnestirt V 210; in Unterhandlung mit Frankreich 268.

Churverein von 1555 V 326 f.

Cirksena, Ulrich I 49.

Clarenbach hingerichtet, III 41.

Classische Studien, I 201. III 47. V 365 ff. Uebersetzung der Classiker 386.

Clemens VII. II 109. 118; Irrungen mit dem Kaiser 258 ff.; veranlaßt die Ligue von Cognac 273; sein Verhalten bei dem Zuge gegen Rom 299; sein Verhältniß zum Kaiser 313. III 8 ff.; Vertrag mit dem Kaiser 17; frei ib.; geht heimlich nach Orvieto 18; kömmt nach Rom 24; Stellung zum Kaiser 82 f. 85.; Friede mit dem Kaiser 97 ff. 104; in Bologna 1529 175; ist gegen die Berufung des Concils III 228. 229 n.; weist die Forderungen der Protestanten auf dem RT. zu Augsburg zurück 209; will den Churf. von Sachsen von der Wahl ausschließen 250; neigt dahin, sich die Augsb. Confession gefallen zu lassen 334; Differenzen mit dem Kaiser 1532 350 ff.; seine Vorschläge in Betreff Zapolyas 353; in Bologna 1532 354 ff.; sein Verhalten bei der würtemberg. Unternehmung Landgraf Philipps 372 f., in der Ehescheidungssache Heinrichs VIII. III 106 ff. IV 41.

Clemint, III 472.

Cleve mit Jülich vereinigt I 262; Religionsveränderungen Wilhelms IV 228, zurückgenommen 234.

Cleve, Johann II. von, I 119.

—, Johann III. von, I 262; in der trierschen Fehde Sickingens II 88; gegen die Wiedertäufer in Münster III 423. 439. 440. 447. 452; sein Vertrag mit Geldern IV 142; st. 142; S. Gem. Maria IV 233.

—, Wilhelm von, IV 142, nimmt Besitz von Geldern und Zütphen 175; Verhandlungen mit dem Kaiser 177 ff.; Verhältniß zu Frankreich 175. 193. f., zum schmalkald. Bunde 228 ff. Kriegszug des Kaisers gegen ihn 230 ff Vertrag mit dem Kaiser 233; Annäherung an den Kaiser 243. 331; im schmalkaldischen Kriege 395. 396; führt das Interim ein V 69; s. Verhalten beim Zuge Moritzens gegen Carl 194. 338; gegen die Successsion Philipps 242; im Heidelberger Bund 243 f. 262. 273.

Cleve, Anna v., IV 143. 235. V 125.

—, Sibylla von, IV 143.

Clevischer Ehevertrag Johann Friedrichs von Ferdinand bestätigt IV 61, nicht vom Kaiser 95, anerkannt 243.

Cochläus III 205. 206 n. IV 113 a. 142.

Cognac, Ligue zu, II 275.

Colbatz, Versammlung zu, V 68.

Cölibat, erste Lossagung von demselben II 11; in Sachsen aufgegeben 360.

Cöln, Erzstift, Reformationsversuche in demf. IV 153. 261 ff. 283 ff. 363 ff.: wieder katholisch gemacht IV 367.

—, Stadt, I 162, schließt sich auf dem RT zu Augsburg dem Kaiser an III 236; Verhalten derselben bei der Reformation des Erzbischofs IV 263. 267. 283. 364. 366; Inquisition in, 285; Jesuiten daf. 301.

Cöln, Universität, I 184 n; gegen die neue literarische Richtung 207; gegen die Juden und Reuchlin 213 ff.; verdammt Luthers Schriften 334; protestirt gegen die Reformation des Erzbischofs IV 283 f.

—, Reichstag zu, von 1505 I 123. von 1512 149. 263.

—, Zusammenkunft zu, III 446.

Colonna, die gegen den Papst II 299 f. III 350; vom Kaiser benutzt V 80.

Colonna, Pompeo, Cardinal, II 299. 321.

—, Prospero, II 215. 218; bei der Einnahme Mailands 221; vertheidigt Mailand 224. 237; st. 238.

—, Pirro, im schmalkald. Kriege, IV 395.

Compactaten des Baseler Concils von Ferdinand bestätigt II 338.

Concilium, die Appellation an ein Conc. von Pius II für verdammungswürdig erklärt I 182; Luther appellirt an ein C. 307, verwirft es 323 f.; das Ansehen der Concilien von Melanchthon unter die Schrift gestellt 326. IV 167. zu Trident bestätigt 375.

—, gefordert unter Friedrich III. I 45, durch die Reichstage II 46 f. 49. 112; vom Papste versprochen [1527] III 18 93; Gedanken Carls V darüber 228.; von der katholischen Majorität auf dem RT. zu Augsburg gefordert 228: Verhandlungen darüber zu Nürnberg 1532 334, zu Gießen zw. Baiern und Hessen 340, zu Bologna 354. angekündigt IV 71; von den Protestanten verworfen 75; Plan der Protestanten ein allgemein frei christlich Concil zu berufen 77 f.; C. vom Papste verschoben 96; Verlangen der Protestanten den Frieden vom C. unabhängig sein zu lassen 103 f. 105 f; C. vom Kaiser in Anregung gebracht 186. 198. nach Trient berufen 198; s. Trident.

Concordie, Wittenb., IV 69 ff. V 346. 352 f.

Confession, Augsburgische III 196 ff.; Confutation ders. 206 ff.; Apologie ders. 227; von den Protestanten nicht für unverbesserlich gehalten 488 f.; Melanchthons Veränderung ders. V 346.

—, die Sächsische und die Würtembergische, V 101 f.; am Concil übergeben 106.

Confessio tetrapolitana III 235. 279.

Congregation für Glaubenssachen, deren Meinung über das zu berufende Concil, III 229; über die Protestanten 232.

Consensus Tigurinus V 355 f.

Consistorien in Sachsen V 341. 343. 345 f.

Contarini, Gaspar, IV 163; seine Absicht Priesterehe und Laienkelch wiederherzustellen 164.

Copernicus, Nicolaus, V 378.

Cordus, Euricius, III 139.

—, Valerius, V 375. 380.

Corfu, von den Osmanen geplündert IV 94.

Cornarus, Joh., V 372.

Corsaren seit 1541 V 113 ff.

Corvinus, Ant., III 450 n. 453 n.

—, Joh., Stadtschreiber in Breslau II 371.

—, Superintendent, gegen das Interim V 54.

Costnitz tritt in den schwäb. Bund I 106; Blaurer predigt daselbst III 82; nimmt Theil an der Protestation 130; tritt in Bürgerrecht mit Zürich und Bern 134; von den 5 Orten an Ferd. überlassen 265; unterschreibt die conf. tetrap. 235. im schmalkaldischen Bunde 282; im schmalkald. Kriege IV 328. 367 f., geächtet V 50, besetzt 50 f.

Costnitz, Reichstag zu, von 1507 I 130.

—, Bischof von, im Regensburger Bündniß II 125; verfolgt die Evangelischen III 41; gegen den Ablaß 54, gegen die Aenderung der Ceremonien in Zürich 56. 60. 62; 119.

Cracau, Vertrag von, II 378. 380.

Cranach, Lucas, II 68. 21. 65 n. 381. IV 109; seine Treue gegen den gefangenen Churf. IV 407 f. V 221.

Cranmer, IV 39. 43. 46. VI 28 ff.

Crato, III 139.

Crescentio, Legat des Papstes am tridentischen Concil V 105. 193.

Crespy, Friede zu, IV 249.

Criminalordnung berathen I 103. 253.

Critik, historische, V 384 ff.

Croi, Wilhelm von, s. Chievres.

Cruciger, unterstützt Luther bei der neuen Ausgabe seiner Bibelübersetzung V 347; gegen das Interim, ft. 63. seine mathematisch astronomischen Kenntnisse 380.

Cueva, Pedro de la, III 240 f. n.

Cuspinian, I 216. IV 153.

Czar von Moscau V 70. 81.

Czepler, Orden der, IV. 266.

Dalberg I 200.

Dänemark II 140 f.; Prätendenten nach dem Tode Friedrichs v. Holstein III 465; innerer Zustand nach Christierns Vertreibung III 468; Reformation in, 480. 487; IV 70 f.; Verhältniß zum Haus Oestreich V 81.

Danzig vom Kammergericht eximirt I 263; II 61 f. 374. 375.

Darmstadt von Sickingen befehdet I 268; zur Hälfte dem Grafen von Nassau zuerkannt V 27.

Darreichende Zeichen V 352. 355.

Dauphiné II 257.

Deckerhans II 162.

Declaration des Kaisers von 1541 IV 176. 179 f., erneuert 218; in den Reichsabschied zum Theil aufgenommen 224. 240 f.

Demokratische Ideen der Evangelischen II 347 ff.

Denk, Hans, Wiedertäufer III 407. 408 n.

Dessau, Zusammenkunft zu, II 186.

Dettin, Clara, I 53

Deutschen Theologie, Buch von der IV. 45.

Deutschmeister II 375. 377 n. im schmalk. Kriege IV 331; V 27. 143. 271

Diaz, Johann, IV 302 ff. 306.

Dieft, Dionysius v., Wiedertäuferprädicant, III 418 n.

Diether, Churfürst von Mainz, I 46. 54. 192. 214.

Dietrich, Veit, gegen das Interim, V 51. ft. 51.

Divara III 437.

Dispensationsrecht des Papstes III 14. 109.

Ditmarschen I 163 II 137.

Dominicaner I 183; gegen die Juden und Reuchlin 212 ff.; Opposition gegen sie 213. 219; ihre Vereinigung mit dem röm. Stuhl 338; auf dem tridentin. Concil IV 371.

Doria, Andrea, in Genua III 26. 183; in Diensten Carls 21. 348 geg. Tunis IV 12. 29. 97; erobert Malta V 115 f.; bei Dscherbe 117. 118.

—, Filippino, III 20.

—, Verschwörung gegen das Haus, IV 385.

Dorothea, Gemahlin Albrechts von Preußen II 381.

Dorpat III 318.

Dragut V 115 f. 118 f. 234.
Drakenborg, Schl. bei, IV 420.
Dresden, Zusammenkunft zu, V 162. 166 f.
Dringenberg I 201.
Drucke, deutsche, in den J. 1518 ff. II 64.
Dünkelsbühl IV 325.
Duprat, Canzler in Frankreich III 17. 99.
Dürer, Albrecht, II 68 f.
Dusentschuer von Warendorf III 430. 435 f.

Eber, Paul, V 62.
Eberhard der Bärtige I 78. 85. 120.
Eberlin von Günzburg I 352 n. II 55; in Sachsen 63. 76 n. 77.
Eberstein, Maximilian von, III 369. IV 12. 26. V 241.
Ebli, Amman von Glarus, III 268. 270.
Eck, Johann, I 316. 319: gegen Luther 245; bei der Disput. zu Leipzig 314 ff.; der abgehobelte 329; seine Schrift über das Primat des Papstes 336; in Rom 337 f.; in Deutschland zur Ausführung der Bulle 339. 376; sein Einfluß in Baiern II 120; auf dem Convent zu Regensburg 126; beim Gespräch zu Baden III 78; auf dem RT. zu Augsburg 205 ff. 223; IV 75; beim Gespräch zu Worms 158. 160; zu Regensburg 165. 166.
—, Leonhard von, II 120 135 n. 335; auf dem RT. zu Speier III 120; in Gießen 319. 340; sucht den schwäbischen Bund zu erneuern IV 57. 144: gegen Herzog Heinrich d. j. 219. 221. V 6
Eck von Reischach II 247. 343; bei der Vertheidigung Wiens III 163; 273.
Eduard VI von England V 126 ff., während des schmalk. Krieges IV 394; Verhandlungen mit Moritz V 168. 176. 307.
Eger, Zusammenkunft zu, V 246; ob dort ein Bund geschlossen worden 247 n 261.
Ehrenberger Clause IV 330. V 189. 190. 191.
Eimbeck, evangelisch III 307; im schmalk. Bunde 316.
„Ein feste Burg" III 218 f.
Eitelfried von Zollern I 92. 136.
Eitelhans von Thüringen II 153.
Eitelwolf von Stein I 131.
Eleonore, Schwester Carls V, II 272. 273; thätig für den Frieden von Cambrai III 101. V 320.
Elisabeth, Gemahlin Joachims I. von Brandenburg III 42. 43. 339.
—, Gemahlin Erichs von Braunschweig III 43 n; evangelisch IV 129. 253; führt die Reformation ein 129. 308 f; ihre zweite Vermählung und spätere Thätigkeit V 247 f. 381.
—, Schwester Landgraf Philipps, IV 345. 392.
— von England V 312. 332.
Elsaß, Bauernaufruhr im, I 163 II 162.; gestillt 176; evangelische Regungen im, III 391.
Emser I 352 n. II 115. 128 f.
Engen, Regierungsausschuß in, II 136. 149.
Enghien, Herzog von, IV 196. 245.
England I 63; widersetzt sich dem Zehnten I 236; Klöster das. eingezogen II 358; III 111 f.; Wiedertäufer in Engl. 455; kirchliche Neuerungen Heinrichs VIII. IV 32 f.; Fortgang der Reformation V 124 ff.; Charakter derselben 127; ihre Rückwirkung auf Deutschland 160. 167; Herstellung des Katho-

licismus 309 f.; Hervortreten der protestantischen Tendenzen nach Mariens Tode 332.

Epistolae obscurorum virorum I 216.

Erasmo III 21.

Erasmus von Rotterdam I 202 ff.; 217. 244 n. 342; sein Benehmen gegen Hutten II 98; in Basel III 45; in Spanien der Irrlehre angeklagt 91. 205. IV 153. V 384.

Erbeinung der Häuser Brandenburg, Sachsen und Hessen IV 86 V 15; erneuert 262; ihre Wirkung auf Deutschland 285.

Erbsünde, Zwingli über dies. III 140; Näherung der Katholischen und der Protestanten über dieselbe 223; Disputation über dies. in Worms IV 160; in Regensburg 165; Bestimmung des Trid. Concils 377.

Erfurt, Unruhen in, I 162; Streitigkeiten über Erfurt 242. 290; II 21. IV 210. V 182.

—, Universität, I 184 n. 208. 215. 220.

Erich von Calenberg I 118; in der hildesheimischen Stiftsfehde 283. 289. 301; auf dem RT. zu Worms 384. II 280; in Ungarn 344; in Preußen 376. 380; im hall. Bunde IV 57; im Nürnberger Bunde 89; Verhalten gegen seine evangelische Gemahlin 129; st. 129.

Erich der jüngere IV 129. 253. 308 f. 360; gegen Bremen 418. bei Drakenborg geschlagen IV 419; V 245; Verhältnisse zu Heinrich v. Braunschweig und Mkgr. Albrecht 246 ff. 265. 268 f.; tritt zum evangel. Glauben zurück 251; nimmt das Interim an V 37.

Erlau vertheidigt sich gegen die Türken V 230.

Ernst von Lüneburg den neuen Lehren geneigt II 145. 282; in Speier III 123; protestirt 125. 129; in Augsburg 193; unterzeichnet das Bekenntniß 202; befördert die Reformation im Lüneburgschen II 368. III 380; auf der Versammlung zu Schmalkalden 251; nimmt das schmalkaldische Bündniß an 256. 307; läßt in der Stadt Lüneburg die neue Kirche einrichten 313; im Türkenkriege IV 190.

Ernst v. Sachsen, Erzbischof von Magdeburg I 261.

— von Passau II 192.

Essen, Zusammenkunft zu, III 447.

Eßlingen, Zusammenkunft zu, III 116.

—, im schmalkald. Kriege IV 360.

Etzard, Graf von Ostfriesland, II 369.

Eulenspiegel I 197.

Executionsordnung I 150; zu Worms 366; zu Nürnberg berathen II 33. 106; zu Augsburg 277. 292.

Faber, Vicar von Constanz II 79; auf dem Convent von Regensburg 126. III 77; bei der Disputation Zwinglis 1523 60; auf dem RT. zu Speier 119. 120. 130; auf dem RT. zu Augsburg 205. IV 75 f.

—, Jesuit, in Cöln IV 302.

—, Basilius, V 384.

Fabricius, Prediger, III 421.

Fagius, gegen das Interim V 53.

Falkenstein, Ludwig von, reformirt in s. Territorium III 391.

Farel in Metz IV 257; flieht 259. V 353 n. 355.

Farnese, Haus, mit der Opposition gegen den Kaiser in Italien verbunden IV 385. V 232; Heinrich II und die Farnesen V 133.

—, Ranuccio, II 315.

—, Alexander, Cardinal, in der Con-

gregation wegen des Concils III 354; in den Niederlanden beim Kaiser 1540 IV 140. 145. 148. 150; Legat in Deutschland 237. 238 f. 275 f. 296.
—, Pier Luigi, IV 199. V 9. 86. 135.
—, Oratio, V 8. 135. 136.
—, Ottavio, IV 199. V 135 ff.
—, Alessandro, IV 332.
Feige in Hessen II 368.
Fellitsch, Philipp v., II 50. 196 n.
Fels, Leonhard von, III 163. IV 60.
Ferdinand, Bruder Carls V., Absicht der östreichischen Räthe ihn zur Kaiserwürde zu befördern I 285; kömmt aus Spanien nach Deutschland 332; Statthalter am Reichsregiment II 43. 105. 108; nähert sich dem römischen Stuhl 124; auf dem Convent zu Regensburg 125; auf dem RT. zu Augsburg 1525 198; auf dem RT. zu Speier 1526 294; bei den packischen Händeln III 36 n; auf dem RT. zu Speier 1529 124 f. 126; unterhandelt mit d. Churfürsten von Sachsen 146; seine Absicht dabei 187. 190; auf dem RT. zu Augsburg 1530 194. 203; zum römischen König gewählt 249. 257; erhält zum größten Theil die Reichsverwaltung III 257; von den Osmanen gedrängt, räth Carln eine friedliche Abkunft mit den Prot. an 326; sein Verhalten bei den Irrungen des KG. 387; schreibt eine Versammlung nach Worms aus wegen der Wiedertäufer 448; nähert sich den Protestanten IV 59 ff.; seine Zusammenkunft mit Philipp von Hessen, Ulrich von W. und Joh. Friedrich in Wien 61 f.; verspricht Stillstand am KG. 63; bestätigt Johann Friedrich seine Wiener Zusage 70; gegen Helds Verhandlungen 88; im Nürnberger Bund 88 ff.; seine Zusammenkunft mit Joachim II zu Banzen 99; dringt auf Vermittelung zwischen den beiden Bünden 100; Verhalten beim Tode Georgs von Sachsen 112. 113; mahnt Joachim II von der Reformation ab 124. 127; auf der Versammlung zu Hagenau 154; wünscht die Annahme der bei dem Gespräch zu Regensburg verglichenen Artikel 172; bestätigt die Declaration des Kaisers 188. 218; in Mißhelligkeiten mit dem Papst 197; bei den Irrungen der protestantischen Fürsten 207. 220. 223; Verhalten bei dem Übertritt von Regensburg zur Reform 254; auf dem RT. zu Nürnberg 1543 225; erhält vom RT. zu Speier 1544 Hülfe gegen die Osmanen 236 n. 239. 254; auf dem RT. zu Worms 1545 278 f.; seine Unterhandlungen mit Johann von Cüstrin 1546 319; im schmalkaldischen Kriege 330. 344. 346. 361. 391 f. 395; vereinigt sich mit Carl in Eger 396; in der Schlacht bei Mühlberg 400; über die Verhandlung mit dem Landgrafen 410 f.; auf dem RT. zu Augsburg 1548 V 19; gegen eine kirchliche Restauration 29, veranlaßt das Interim 29 ff.; sein Benehmen bei dem Successionsentwurf des Kaisers 95 ff.; sein Vertrag mit Philipp 98 f.; bittet für die Befreiung des Landgrafen 155; sein Verhalten bei dem Zuge Moritzens 187 ff 201; Zusammenkunft mit Moritz zu Linz 190. 201 f; seine Unterhandlungen zu Passau 204 ff.; durch den Vertrag Carls V. mit Albrecht von Culmbach beunruhigt 241. 287. 251; Verhältniß zu Moritz 254. 255; für die Fortsetzung des Krieges mit Albrecht nach Moritzens Tode 261; tritt in den Heidelberger Bund 262; auf dem RT. von 1555 276 f. 285. 291. 296. 299 ff.; Carl tritt ihm die Kaiserwürde ab 321 ff.; Anfang

seiner selbständigen Regierung 325 f; vom Papst nicht anerkannt 328.

F. empfängt die fünf östreichischen Herzogthümer I 357; Würtemberg 358; im Bauernkrieg II 167. 182. 190; sein Bündniß mit den 5 Orten in der Schweiz III 265 f; Verhalten beim Schweizerkrieg 1531 291 f 297; mit Würtemberg belehnt 359; seine Lage bei der würtembergischen Unternehmung Philipps 367. 369 370. schließt den Frieden von C an 374 f. 386 f; Zusammenkunft Ulrich von Würtemberg IV gegen eine Familienverbir Oestreichs mit Frankreich ... 147 f.; erhebt Anspruch auf Würtemberg V 27; sein Verfahren gegen Costnitz 50; sein Austrag mit Würtemberg 272; seine religiösen Concessionen V 338.

F. mit Anna v Ungarn vermählt II 327. 328; unterstützt den Krieg in Italien 238. 248. 301; sein Vertrag mit Franz Sforza 261; sein Benehmen nach dem Tode Ludwigs in Ungarn und Böhmen 336 f. 372; in Böhmen gekrönt 340; in Ungarn 345; bei der Belagerung Wiens 1529 III 157. 162 f.; kann nach der Befreiung Wiens Ungarn nicht erobern 169; geht nach Prag 1530 170; seine Gesandtschaft an die Pforte 322 ff.; schließt Stillstand mit Zapolya 323; fordert Carl zur Hülfe gegen die Osmanen auf 325 f.; seine Gesandtschaft an Soliman 1531 327. 330; Vorschläge des Papstes in Bezug auf Ungarn und Zapolya 353; sein Feldzug gegen die Osmanen 342 ff.; sein Friedensvertrag mit Zapolya 1538 IV 94; in Ungarn nach dem Tode Zapolyas 183 ff.; erhält vom RT zu Speier 1544 Hülfe gegen die Osmanen 236 n. 239; schließt 1545 Stillstand mit den Osmanen 392 f.; sein Erbvertrag mit Baiern über Böhmen 307; sein Verfahren gegen Böhmen während des schmalk. Krieges 346. 391; unterwirft Böhmen 414 ff.; unterhandelt mit dem siebenbürgischen Hof über die Auslieferung Siebenbürgens V 119; erhält es durch Georg Martinucci 121; sein Krieg in Ungarn 1551 121 ff.

Zu s. Characteristik I 358.

Sein Ansehen bei Carl IV 317.

Ferrara, Verabredung über, II 209; die päpstlichen Ansprüche auf F. von Adrian aufgegeben 136; von Clemens wieder aufgenommen 258. II 19; Bestimmung im Frieden von Barcelona 97; Zustand nach dem Frieden von Cambrai 171; Bestimmung zu Bologna 177. 355.

—, Herzog von, II 216. 258. 261. unterstützt den Zug gegen Rom 307. 312; III 11; ergiebt sich an Carl 177; erhält Carpi 182; schickt Hülfe gegen die Türken 346. V 80; im Bunde mit Paul IV u. Heinrich II. 319.

Fiesco IV 384.

Fisher, Bischof von Rochester, IV 39. 44.

Flacius, V 63 n. 348 f. 351; sein Verdienst um die Kirchengeschichte 384.

Flagellanten II 167.

Flandern s. Artois.

Fleckenstein, Herr von, II 251.

Florenz verjagt die Medici II 323. III 19; politische Veränderung 96 f. Unterhandlungen zu Bologna über F. 175; belagert 178; unterworfen 181. V 231.

Florian Geier II 161.

Forster, Dr., in Nürnberg IV 255.

Franciscaner für Luther II 54 f.; auf dem Concil zu Trident IV 371.

Francisco v. Vittoria III 91.

Frangepan, Franz, IV 183. 184.

Frank, Sebastian, III 410 f.

Frankenhausen, Schl. bei, II 170. 175.

Frankfurt im Bauernkrieg II 164; lehnt den Bund von Gotha ab 282; auf dem RT. zu Speier III 130; verweigert den Abschied von Augsburg 237; Briefwechsel zwischen der Stadt und ihren Abgeordneten 237n; tritt zur evangelischen Lehre über 392. IV 56; im schmalk. Bunde 66; im schmalk. Kriege 362; muß das Interim annehmen V 47; im Kriege Moritzens gegen Carl V 181. 215.

Frankfurt, Versammlung des schmalk. Bundes zu, (Juni 1531) III 259. 284. 316. 414; (Decbr. 1531) 316; (1536) IV 66 f.; (1545) 286. 287; Kreistag zu (1554) V 277. 292; Churfürstenversammlung zu (1558) 324. 359; Theologische Versammlungen daselbst IV 66 f. V. 359.

—, Anstand zu, IV 102 ff. 121; Bestätigung desselben vom Kaiser verzögert 136; von den Protest. nachgesucht 148; erlangt 153.

Frankfurt a. d. O., Univ., I 244. IV 126. V 363.

Fränkisch-brandenburgische Fürstenthümer, Reform. in denf. II 362. III 380.

Fränkische Ritterschaft I 156; antiösterreichisch 268. II 90.

Frankreich, innere Verhältnisse I 63. II 243; Ketzerverfolgungen in, IV 301.

Franz I. von Frankreich I 277; strebt nach der deutschen Kaiserkrone 277 ff. 370; seine Verbindung mit der deutschen Opposition 269. 278 f. 285 f. 295; Absicht wider die Türken 284; Verhältniß zu Leo 278. 371; Ursprung seiner Kriege mit Carl 368 ff.; II 207; sein Bündniß mit den Schweizern 213. 238; geht nach Italien 245 f.; bei Pavia 251; gefangen 253; seine Verbindung mit Heinrich VIII. II 262; mit Soliman 329; mit Zapolya 334; mit Böhmen 334; schließt den Frieden von Madrid 272; befreit, bricht den Frieden 273; im Bunde von Cognac 275; sein Bund mit Heinrich zu Westminster 1527 III 12; schließt den Frieden von Cambrai 99 ff.; verpflichtet sich darin gegen die Ketzer 105; bei der Ehescheidungssache Heinrichs VIII. 106 ff.; sein Verhalten bei d. Belagerung Wiens 159; beim Schweizerkrieg 1531 298; beim Türkenkrieg 349; in der Sache des Concils 350; betrachtet die Abtretungen im Frieden von Cambrai nicht als definitiv 350; seine Verbindung mit dem Papste 350 f.; seine Zusammenkunft mit Clemens zu Marseille 356; erneuert seine Ansprüche auf Mailand 356 f.; seine Einwirkung auf Deutschland 358; unterstützt die Opposition gegen die Wahl Ferdinands 359. 364; verwendet sich für Christoph von Würtemberg 364; seine Zusammenkunft mit Philipp von Hessen zu Barleduc 365; sein Verhalten bei der würtembergischen Unternehmung Philipps 365. 372; erneuert seine Ansprüche auf Mailand nach dem Tode Franz Sforzas, Irrungen mit Carl IV 18; Krieg mit Carl 26 ff.; im Bunde mit den Osmanen 11. 25. 30; sucht (1535) vergebens die Protestanten auf seine Seite zu bringen 59. 64; schließt den Waffenstillstand zu Nizza 95; seine Zusammenkunft mit Carl zu Aiguesmortes 96. 97; seine Unterhandlungen mit Carl 136 ff. 146; seine Einwirkungen zu Worms u. Regensburg u. auf Joh. Zapolya 192; s. Verhalten währ. des Zuges

Annäherung an die Protestanten, s. Anweisung an das Kammergericht 326. 383. 384., seine Zugeständnisse auf dem RT zu Nürnberg 336; veränderte Stellung zur Majorität 339; sein Versprechen zu Savigliano IV 70; Verhalten bei den heidischen Verhandlungen 82. 100 ff.; Verhältniß zum Nürnberger Bund 89. 101. 136; zögert die Frankfurter Abkunft zu ratificiren 136; Opposition in Deutschland gegen ihn 144; Carl setzt die Verabredungen von Frankfurt in Vollziehung 153. 161; auf dem RT zu Regensburg 1541 161. 169. 174; seine Declaration 176, erneuert d. Nürnberger Bund 177, schließt Verträge mit Hessen 177, und Joachim 178; seine Politik gegen die Protestanten und gegen Cleve 1543 142. 230ff.; auf d. RT zu Speier 1544 236 ff. 241; Benehmen bei d. Reformation des Erzbischofs von Cöln 267. 283. 363; s. Instruction an seine Räthe zum RT zu Worms 1545 277. auf dem RT zu Worms 279 f.; seine wachsende Macht von den Fürsten gefürchtet 290; denkt auf Krieg geg. die Protestanten 304 ff. 315 f.; auf dem RT zu Regensburg 1546 322 f.; im schmalkaldischen Kriege 329 ff. ff., auf dem RT zu Augsburg 1547 V 4ff; läßt das Interim abfassen 32 f; reformatio ecclesiastica 42; eröffnet den RT. v. Augsburg 1550 91, wie er die Protestanten hier behandelt 148, beleidigt die Reichsfürsten 149, während der Machinationen Moritzens 183 ff.; wie er die Verhandlungen in Linz annimmt 202, und die in Passau 210 ff. 217 f.; sein Verhältniß zu Albrecht von Brandenburg 225 f. 238 ff. 252. 254. 258 270; überläßt Ferdinand die Verhandlungen am RT v. Augsburg 353; Grund dazu 280 f. 299.

Stellung zum Papst Leo I 370. 374. 386; sein Verhalten während des Zuges gegen Rom II 313 f., nach der Eroberung Roms 322. III 9; ꝛc. in Rom 1536, s. Rede im Consistorium der Cardinäle IV 23, betreibt die Berufung eines Concils 74, s. Absichten bei der Eröffnung des Concils 276 ff., Verhalten bei d. Verhandlungen desselben 372 376. 380; Verhältniß zum Papst während des schmalkaldischen Krieges 382 ff.; fordert im Namen des Reichs die Zurückverlegung des Concils nach Trient V 7, sein Verhalten bei dem neu eröffneten Concil 103 ff. 107 ff.

Gegen Tunis IV 9 ff., gegen Algier 186; Absichten gegen die Osmanen 16. 95, schließt einen Waffenstillstand mit den Osmanen 1545 292 f.; giebt Malta an die Johanniter V 112.

Ursprung seiner Kriege mit Franz 369 f. II 207; s. Benehmen bei der Nachricht von der Gefangennehmung Franz's 254 f.; s. Politik gegen Frankr. im Allgemeinen IV 137; Verhältniß zu Heinr. II. V 133.

Verhalten in der Ehescheidungssache Heinrichs VIII. III 16. 109 f. bei der Reformation Heinrichs V 124 f. 131 ff.; s. letzten englischen Pläne V 307 ff. 313.

S. Verhandlungen für die römische Königswahl Ferdinands III 248 f.; s. Successionsentwurf mit Philipp V 93 f. 241; Verhältniß zu Ferdinand III 326 V 81.

Carl in Spanien II 32. III 87. 114.

Carl von Geldern, gegen Oestreich I 105. 260. 268: s. Verhältniß zu Frankreich 269. 278. 295; in der hildesheimischen Fehde 283 f. 289. 301; s. Gem. 263.

Carl der Kühne I 58.

Carlos, Enkel Carls V, V 330.

Carl VIII von Frankreich I 82.

Carl, Herzog von Angouleme, IV 18. 28; Herzog von Orleans, Vermählungspläne mit ihm 138. 146. 195. 249; ſt. 293.

Carlowitz, Georg von, IV 111. 113. 115.

—, Chriſtoph von, IV 314; ſeine Unterhandlungen für Moritz 310 ff. 314. 347; ſeine Correſpondenz mit Melanchthon V 60. 61. 100. 261.

Carlſtadt, I 233. 348. bei der Disputation in Leipzig 318 ff. 323; von Eck verfolgt 341; ſchreibt gegegen das Cölibat II 11; ſeine Neuerungen 14 ff. 18; zum Schweigen verurtheilt 27; in Orlamünde 145; in Oberdeutſchland 147; in Rothenburg 158; ſ. Charakt. 15; ſ. Lehre vom Abendmahl III 66. 67. 70 n.; bei Zwingli in der Schweiz 276.

Carranza, Bartolommeo, auf dem trident. Concil IV 371.

Caſimir von Brandenburg I 264. 356; gegen den Convent zu Regensburg II 138 f.; im Bauernkriege 180; ſeine Verhältniſſe zu den Evangeliſchen 187. 193. 199. 294. ſeine Religionsverordnungen 139. 363; in Ungarn 343. ſt. 345.

Caſtaldo in Ungarn V 122. 229.

Caſtelalt, Franz und Heinrich von II 223. 227. 247. IV 330 n.

Catharina, Schweſter Carls V, dem Churprinzen von Brandenburg verſprochen I 274 n. 282. 292, dem Churprinzen Johann Friedrich von Sachſen 293. 356; mit Joh. III von Portugal vermählt II 132.

Catharina von Aragonien III 14 ff. Benehmen in ihrer Eheſcheidungsſache 107 n; IV 35. 39. 41. 50. ihr Andenken rehabilitirt 235.

Cazalla, Auguſtin, V 331.

Cellarius II 21 n; predigt in Augsburg III 82.

Celle, Zuſammenkunft in, V 63.

Celtis, Conrad, I 207. 208.

Centuriatoren V 384 ff.

Cerifole, Schl. bei, IV 245.

Cervino, Card. IV 150; Legat auf dem trident. Concil 372. 375. 376. 381. 387.

Ceſis, Card., III 354.

Charakter, Lehre vom, I 180. 181; in der engliſchen Kirche feſtgehalten IV 47; verworfen 132.

Chatelain, Jean, 54.

Chemie, Anfänge der V 377.

Chieregati, II 43 ff. 51.

Chievres, I 355. 367 f. 372. V 82.

Choral, V 389.

Chriſtian von Oldenburg, König von Dänemark, I 49.

Chriſtian II. von Dänemark I 265. 358. II 382; kehrt zum alten Glauben zurück III 189. 460; verm. ſich mit der Schweſter Carls V. 459; beabſichtigt einen neuen Angriff auf Dänemark 319. 460. 462; gefangen 462. 486. Folgen ſeiner Vertreibung in Dänemark 468; Verſuch Lübecks ihn wiederherzuſtellen 470 ff.; am brandenburgiſchen Hofe IV 119; von Carl V aufgegeben 236.

Chriſtian III. II 140. III 395. 465 f. 471; vor Lübeck 475 f.; zum König gewählt 477: ſiegt 477 ff. 481. 486; IV 71; im ſchmalkaldiſchen Bunde 91. 228; im Bunde mit Franz I. 194. 195 f. 227; ſein Verhältniß zum ſchmalkald. Bunde 228. 325; ſ. Abkunft mit dem Kaiſer 235 V 81. 86. mit Moritz in Verbindung 168. 261.

Chriſtine, Gemahlin Philipps von Heſſen IV 204 f. V 222.

Chriſtoph v. Würtemberg III 360 ff. 363 f. V 27. 241; gegen die Succeſſion Philipps 242. 243. 262.

272 f.; Vertrag mit Ferdinand 272. 273. 285. 325.

Christoph, Graf von Oldenburg, im Dienste Lübecks III 470 ff.; greift Holstein an 471; vor Kopenhagen 472; Erfolge in Dänemark 472 f.; im schmalk. Kriege IV 340. 390. siegt bei Drakenborg 420 f. amnestirt V 210; in Unterhandlung mit Frankreich 268.

Churverein von 1555 V 326 f.

Cirkfena, Ulrich I 49.

Clarenbach hingerichtet, III 41.

Classische Studien, I 201. III 47. V 365 ff. Ueberſetzung der Classiker 386.

Clemens VII. II 109. 118; Irrungen mit dem Kaiſer 258 ff.; veranlaßt die Ligue von Cognac 273; ſein Verhalten bei dem Zuge gegen Rom 299; ſein Verhältniß zum Kaiſer 313. III 8 ff.; Vertrag mit dem Kaiſer 17; frei ib.; geht heimlich nach Orvieto 18; kömmt nach Rom 24; Stellung zum Kaiſer 82 f. 85.; Friede mit dem Kaiſer 97 ff. 104; in Bologna 1529 175; iſt gegen die Berufung des Concils III 228. 229 n.; weiſt die Forderungen der Proteſtanten auf dem RT. zu Augsburg zurück 209; will den Churf. von Sachſen von der Wahl ausſchließen 250; neigt dahin, ſich die Augsb. Confeſſion gefallen zu laſſen 334; Differenzen mit dem Kaiſer 1532 350 ff.; ſeine Vorſchläge in Betreff Zapolyas 353; in Bologna 1532 354 ff.; ſein Verhalten bei der würtemberg. Unternehmung Landgraf Philipps 372 f., in der Eheſcheidungsſache Heinrichs VIII. III 106 ff. IV 41.

Clemint, III 472.

Cleve mit Jülich vereinigt I 262; Religionsveränderungen Wilhelms IV 228, zurückgenommen 234.

Cleve, Johann II. von, I 119.

—, Johann III. von, I 262; in der trierſchen Fehde Sickingens II 88; gegen die Wiedertäufer in Münſter III 423. 439. 440. 447. 452; ſein Vertrag mit Geldern IV 142; ſt. 142; S. Gem. Maria IV 233.

—, Wilhelm von, IV 142, nimmt Beſitz von Geldern und Zütphen 175; Verhandlungen mit dem Kaiſer 177 ff.; Verhältniß zu Frankreich 175. 193. f., zum ſchmalkald. Bunde 228 ff. Kriegszug des Kaiſers gegen ihn 230 ff Vertrag mit dem Kaiſer 233; Annäherung an den Kaiſer 243. 331; im ſchmalkaldiſchen Kriege 395. 396; führt das Interim ein V 69; ſ. Verhalten beim Zuge Moritzens gegen Carl 194. 338; gegen die Succeſſion Philipps 242; im Heidelberger Bund 243 f. 262. 273.

Cleve, Anna v., IV 143. 235. V 125.

—, Sibylla von, IV 143.

Cleviſcher Ehevertrag Johann Friedrichs von Ferdinand beſtätigt IV 61, nicht vom Kaiſer 95, anerkannt 243.

Cochläus III 205. 206 n. IV 113 n. 142.

Cognac, Ligue zu, II 275.

Colbatz, Verſammlung zu, V 68.

Cölibat, erſte Losſagung von demſelben II 11; in Sachſen aufgegeben 360.

Cöln, Erzſtift, Reformationsverſuche in demſ. IV 153. 261 ff. 283 ff. 363 ff.; wieder katholiſch gemacht IV 367.

—, Stadt, I 162, ſchließt ſich auf dem RT zu Augsburg dem Kaiſer an III 236; Verhalten derſelben bei der Reformation des Erzbiſchofs IV 263. 267. 283. 364. 366; Inquiſition in, 285; Jeſuiten daſ. 301.

Cöln, Universit., I 184 n; gegen die neue literarische Richtung 207; gegen die Juden und Reuchlin 213 ff.; verdammt Luthers Schriften 334; protestirt gegen die Reformation des Erzbischofs IV 283 f.

—, Reichstag zu, von 1505 I 123. von 1512 149. 263.

—, Zusammenkunft zu, III 446.

Colonna, die gegen den Papst II 299 f. III 350; vom Kaiser benutzt V 80.

Colonna, Pompeo, Cardinal, II 299. 321.

—, Prospero, II 215. 218; bei der Einnahme Mailands 221; vertheidigt Mailand 224. 237; st. 238.

—, Pirro, im schmalkald. Kriege, IV 395.

Compactaten des Baseler Concils von Ferdinand bestätigt II 338.

Concilium, die Appellation an ein Conc. von Pius II für verdammungswürdig erklärt I 182; Luther appellirt an ein C. 307, verwirft es 323 f.; das Ansehen der Concilien von Melanchthon unter die Schrift gestellt 326. IV 167. zu Trident bestätigt 375.

—, gefordert unter Friedrich III. I 45, durch die Reichstage II 46 f. 49. 112; vom Papste versprochen [1527] III 18 93; Gedanken Carls V darüber 228.; von der katholischen Majorität auf dem RT. zu Augsburg gefordert 228: Verhandlungen darüber zu Nürnberg 1532 334, zu Gießen zw. Baiern und Hessen 340, zu Bologna 354. angekündigt IV 71; von den Protestanten verworfen 75; Plan der Protestanten ein allgemein frei christlich Concil zu berufen 77 f.; C. vom Papste verschoben 96; Verlangen der Protestanten den Frieden vom C. unabhängig sein zu lassen 103 f. 105 f; C. vom Kaiser in Anregung gebracht 186. 198. nach Trient berufen 198; s. Trident.

Concordie, Wittenb., IV 69 ff. V 346. 352 f.

Confession, Augsburgische III 196 ff.; Confutation derf. 206 ff.; Apologie derf. 227; von den Protestanten nicht für unverbesserlich gehalten 488 f.; Melanchthons Veränderung derf. V 346.

—, die Sächsische und die Würtembergische, V 101 f.; am Concil übergeben 106.

Confessio tetrapolitana III 235. 279.

Congregation für Glaubenssachen, deren Meinung über das zu berufende Concil, III 229; über die Protestanten 232.

Consensus Tigurinus V 355 f.

Constistorien in Sachsen V 341. 343. 345 f.

Contarini, Gaspar, IV 163; seine Absicht Priesterehe und Laienkelch wiederherzustellen 164.

Copernicus, Nicolaus, V 378.

Cordus, Euricius, III 139.

—, Valerius, V 375. 380.

Corfu, von den Osmanen geplündert IV 94.

Cornarus, Joh., V 372.

Corsaren seit 1541 V 113 ff.

Corvinus, Ant., III 450 n. 453 n.

—, Joh., Stadtschreiber in Breslau II 371.

—, Superintendent, gegen das Interim V 54.

Costnitz tritt in den schwäb. Bund I 106; Blaurer predigt daselbst III 82; nimmt Theil an der Protestation 130; tritt in Bürgerrecht mit Zürich und Bern 134; von den 5 Orten an Ferd. überlassen 265; unterschreibt die conf. tetrap. 235. im schmalkaldischen Bunde 282; im schmalkald. Kriege IV 328. 367 f., geächtet V 50, besetzt 50 f.

Costnitz, Reichstag zu, von 1507 I 130.

—, Bischof von, im Regensburger Bündniß II 125; verfolgt die Evangelischen III 41; gegen den Ablaß 54, gegen die Aenderung der Ceremonien in Zürich 56. 60. 62; 119.

Cracau, Vertrag von, II 378. 380.

Cranach, Lucas, II 68. 21. 65 n. 381. IV 109; seine Treue gegen den gefangenen Churf. IV 407 f. V 221.

Cranmer, IV 39. 43. 46. VI 28 ff.

Crato, III 139.

Crescentio, Legat des Papstes am tridentischen Concil V 105. 193.

Crespy, Friede zu, IV 249.

Criminalordnung berathen I 103. 253.

Critik, historische, V 384 ff.

Croi, Wilhelm von, s. Chievres.

Cruciger, unterstützt Luther bei der neuen Ausgabe seiner Bibelübersetzung V 347; gegen das Interim, st. 63. seine mathematisch astronomischen Kenntnisse 380.

Cueva, Pedro de la, III 240 f. n.

Cuspinian, I 216. IV 153.

Czar von Moscau V 70. 81.

Czepler, Orden der, IV. 266.

Dalberg I 200.

Dänemark II 140 f.; Prätendenten nach dem Tode Friedrichs v. Holstein III 465; innerer Zustand nach Christierns Vertreibung III 468; Reformation in, 480. 487; IV 70 f.; Verhältniß zum Haus Oestreich V 81.

Danzig vom Kammergericht eximirt I 263; II 61 f. 374. 375.

Darmstadt von Sickingen befehdet I 268; zur Hälfte dem Grafen von Nassau zuerkannt V 27.

Darreichende Zeichen V 352. 355.

Dauphiné II 257.

Deckerhaus II 162.

Declaration des Kaisers von 1541 IV 176. 179 f., erneuert 218; in den Reichsabschied zum Theil aufgenommen 224. 240 f.

Demokratische Ideen der Evangelischen II 347 ff.

Denk, Hans, Wiedertäufer III 407. 408 n.

Dessau, Zusammenkunft zu, II 186.

Dettin, Clara, I 53

Deutschen Theologie, Buch von der IV. 45.

Deutschmeister II 375. 377 n. im schmalk. Kriege IV 331; V 27. 143. 271

Diaz, Johann, IV 302 ff. 306.

Dieft, Dionysius v, Wiedertäuferprädicant, III 418 n.

Diether, Churfürst von Mainz, I 46. 54. 192. 214.

Dietrich, Veit, gegen das Interim, V 51. ff. 51.

Divara III 437.

Dispensationsrecht des Papstes III 14. 109.

Ditmarschen I 163 II 137.

Dominicaner I 183; gegen die Juden und Reuchlin 212 ff.; Opposition gegen sie 213. 219; ihre Vereinigung mit dem röm. Stuhl 338; auf dem trident. Concil IV 371.

Doria, Andrea, in Genua III 26. 183; in Diensten Carls 21. 348 geg. Tunis IV 12. 29. 97; erobert Malta V 115 f.; bei Dscherbe 117. 118.

—, Fillppino, III 20.

—, Verschwörung gegen das Haus, IV 385.

Dorothea, Gemahlin Albrechts von Preußen II 381.

Dorpat III 318.

Dragut V 115 f. 118 f. 234.
Drakenborg, Schl. bei, IV 420.
Dresden, Zuſammenkunft zu, V 162. 166 f.
Dringenberg I 201.
Drucke, deutſche, in den J. 1518 ff. II 64.
Dünkelsbühl IV 325.
Duprat, Canzler in Frankreich III 17. 99.
Dürer, Albrecht, II 68 f.
Duſentſchuer von Warendorf III 430. 435 f.

Eber, Paul, V 62.
Eberhard der Bärtige I 78. 85. 120.
Eberlin von Günzburg I 352 n. II 55; in Sachſen 63. 76 n. 77.
Eberſtein, Maximilian von, III 369. IV 12. 26. V 241.
Ebli, Amman von Glarus, III 268. 270.
Eck, Johann, I 316. 319; gegen Luther 245; bei der Disput. zu Leipzig 314 ff.; der abgehobelte 329; ſeine Schrift über das Primat des Papſtes 336; in Rom 337 f.; in Deutſchland zur Ausführung der Bulle 339. 376; ſein Einfluß in Baiern II 120; auf dem Convent zu Regensburg 126; beim Geſpräch zu Baden III 78; auf dem RT. zu Augsburg 205 ff. 223; IV 75; beim Geſpräch zu Worms 158. 160; zu Regensburg 165. 166.
—, Leonhard von, II 120 135 n. 335; auf dem RT. zu Speier III 120; in Gießen 319. 340; ſucht den ſchwäbiſchen Bund zu erneuern IV 57. 144; gegen Herzog Heinrich d. j. 219. 221. V 6
Eck von Reiſchach II 247. 343; bei der Vertheidigung Wiens III 163; 273.
Eduard VI von England V 126 ff., während des ſchmalk. Krieges IV 394; Verhandlungen mit Moritz V 168. 176. 307.
Eger, Zuſammenkunft zu, V 246; ob dort ein Bund geſchloſſen worden 247 n 261.
Ehrenberger Clauſe IV 330. V 189. 190. 191.
Eimbeck, evangeliſch III 307; im ſchmalk. Bunde 316.
„Ein feſte Burg" III 218 f.
Eitelfried von Zollern I 92. 136.
Eitelhans von Thüringen II 153.
Eitelwolf von Stein I 131.
Eleonore, Schweſter Carls V, II 272. 273; thätig für den Frieden von Cambrai III 101. V 320.
Eliſabeth, Gemahlin Joachims I. von Brandenburg III 42. 43. 339.
—, Gemahlin Erichs von Braunſchweig III 43 n; evangeliſch IV 129. 253; führt die Reformation ein 129. 308 f; ihre zweite Vermählung und ſpätere Thätigkeit V 247 f. 381.
—, Schweſter Landgraf Philipps, IV 345. 392.
— von England V 312. 332.
Elſaß, Bauernaufruhr im, I 163 II 162.; geſtillt 176; evangeliſche Regungen im, III 391.
Emſer I 352 n. II 115. 128 f.
Engen, Regierungsausſchuß in, II 136. 149.
Enghien, Herzog von, IV 196. 245.
England I 63; widerſetzt ſich dem Zehnten I 236; Klöſter daſ. eingezogen II 358; III 111 f.; Wiedertäufer in Engl. 455; kirchliche Neuerungen Heinrichs VIII. IV 32 f.; Fortgang der Reformation V 124 ff.; Charakter derſelben 127; ihre Rückwirkung auf Deutſchland 160. 167; Herſtellung des Katho-

licismus 309 f.; Hervortreten der protestantischen Tendenzen nach Mariens Tode 332.

Epistolae obscurorum virorum I 216.

Erasmo III 21.

Erasmus von Roterdam I 202 ff.; 217. 244 n. 342; sein Benehmen gegen Hutten II 98; in Basel III 45; in Spanien der Irrlehre angeklagt 91. 205. IV 153. V 384.

Erbeinung der Häuser Brandenburg, Sachsen und Hessen IV 86 V 15; erneuert 262; ihre Wirkung auf Deutschland 285.

Erbsünde, Zwingli über dies. III 140; Näherung der Katholischen und der Protestanten über dieselbe 223; Disputation über dies. in Worms IV 160; in Regensburg 165; Bestimmung des Trid. Concils 377.

Erfurt, Unruhen in, I 162; Streitigkeiten über Erfurt 242. 290; II 21. IV 210. V 182.

—, Universität, I 184 n. 208. 215. 220.

Erich von Calenberg I 118; in der hildesheimischen Stiftsfehde 283. 289. 301; auf dem RT. zu Worms 384. II 280; in Ungarn 344; in Preußen 376. 380; im hall. Bunde IV 57; im Nürnberger Bunde 89; Verhalten gegen seine evangelische Gemahlin 129; st. 129.

Erich der jüngere IV 129. 253. 308 f. 360; gegen Bremen 418. bei Drakenborg geschlagen IV 419; V 245; Verhältnisse zu Heinrich v. Braunschweig und Mkgr. Albrecht 246 ff. 265. 268 f.; tritt zum evangel. Glauben zurück 251; nimmt das Interim an V 37.

Erlau vertheidigt sich gegen die Türken V 230.

Ernst von Lüneburg den neuen Lehren geneigt II 145. 282; in Speier III 123; protestirt 125. 129; in Augsburg 193; unterzeichnet das Bekenntniß 202; befördert die Reformation im Lüneburgschen II 368. III 380; auf der Versammlung zu Schmalkalden 251; nimmt das schmalkaldische Bündniß an 256. 307; läßt in der Stadt Lüneburg die neue Kirche einrichten 313; im Türkenkriege IV 190.

Ernst v. Sachsen, Erzbischof von Magdeburg I 261.

— von Passau II 192.

Essen, Zusammenkunft zu, III 447.

Eßlingen, Zusammenkunft zu, III 116.

—, im schmalkald. Kriege IV 360.

Etzard, Graf von Ostfriesland, II 369.

Eulenspiegel I 197.

Executionsordnung I 150; zu Worms 366; zu Nürnberg berathen II 33. 106; zu Augsburg 277. 292.

Faber, Vicar von Constanz II 79; auf dem Convent von Regensburg 126. III 77; bei der Disputation Zwinglis 1523 60; auf dem RT. zu Speier 119. 120. 130; auf dem RT. zu Augsburg 205. IV 75 f.

—, Jesuit, in Cöln IV 302.

—, Basilius, V 384.

Fabricius, Prediger, III 421.

Fagius, gegen das Interim V 53.

Falkenstein, Ludwig von, reformirt in s. Territorium III 391.

Farel in Metz IV 257; flieht 259. V 353 n. 355.

Farnese, Haus, mit der Opposition gegen den Kaiser in Italien verbunden IV 385. V 232; Heinrich II und die Farnesen V 133.

—, Ranuccio, II 315.

—, Alexander, Cardinal, in der Con-

gregation wegen des Concils III 354; in den Niederlanden beim Kaiser 1540 IV 140. 145. 148. 150; Legat in Deutschland 237. 238 f. 275 f. 296.

—, Pier Luigi, IV 199. V 9. 86. 135.

—, Oratio, V 8. 135. 136.

—, Ottavio, IV 199. V 135 ff.

—, Alessandro, IV 332.

Feige in Hessen II 368.

Fellitsch, Philipp v., II 50. 196 n.

Fels, Leonhard von, III 163. IV 60.

Ferdinand, Bruder Carls V., Absicht der östreichischen Räthe ihn zur Kaiserwürde zu befördern I 285; kömmt aus Spanien nach Deutschland 332; Statthalter am Reichsregiment II 43. 105. 108; nähert sich dem römischen Stuhl 124; auf dem Convent zu Regensburg 125; auf dem RT. zu Augsburg 1525 198; auf dem RT. zu Speier 1526 294; bei den packischen Händeln III 36 n; auf dem RT. zu Speier 1529 124 f. 126; unterhandelt mit d. Churfürsten von Sachsen 146; seine Absicht dabei 187. 190; auf dem RT. zu Augsburg 1530 194. 203; zum römischen König gewählt 249. 257; erhält zum größten Theil die Reichsverwaltung III 257; von den Osmanen gedrängt, räth Carln eine friedliche Abkunft mit den Prot. an 326; sein Verhalten bei den Irrungen des KG. 387; schreibt eine Versammlung nach Worms aus wegen der Wiedertäufer 448; nähert sich den Protestanten IV 59 ff.; seine Zusammenkunft mit Philipp von Hessen, Ulrich von W. und Joh. Friedrich in Wien 61 f., verspricht Stillstand am KG. 63; bestätigt Johann Friedrich seine Wiener Zusage 70; gegen Helds Verhandlungen 88; im Nürnberger Bund 88 ff.; seine Zusammenkunft mit Joachim II zu Banzen 99; bringt auf Vermittelung zwischen den beiden Bünden 100; Verhalten beim Tode Georgs von Sachsen 112. 113; mahnt Joachim II von der Reformation ab 124. 127; auf der Versammlung zu Hagenau 154; wünscht die Annahme der bei dem Gespräch zu Regensburg verglichenen Artikel 172; bestätigt die Declaration des Kaisers 188. 218; in Mißhelligkeiten mit dem Papst 197; bei den Irrungen der protestantischen Fürsten 207. 220. 223; Verhalten bei dem Übertritt von Regensburg zur Reform 254; auf dem RT. zu Nürnberg 1543 225; erhält vom RT. zu Speier 1544 Hülfe gegen die Osmanen 236 n. 239. 254; auf dem RT. zu Worms 1545 278 f.; seine Unterhandlungen mit Johann von Cüstrin 1546 319; im schmalkaldischen Kriege 330. 344. 346. 361. 391 f. 395; vereinigt sich mit Carl in Eger 396; in der Schlacht bei Mühlberg 400; über die Verhandlung mit dem Landgrafen 410 f.; auf dem RT. zu Augsburg 1548 V 19; gegen eine kirchliche Restauration 29, veranlaßt das Interim 29 ff.; sein Benehmen bei dem Successionsentwurf des Kaisers 95 ff.; sein Vertrag mit Philipp 98 f.; bittet für die Befreiung des Landgrafen 155; sein Verhalten bei dem Zuge Moritzens 187 ff 201; Zusammenkunft mit Moritz zu Linz 190. 201 f; seine Unterhandlungen zu Passau 204 ff.; durch den Vertrag Carls V. mit Albrecht von Culmbach beunruhigt 241. 287. 251; Verhältniß zu Moritz 254. 255; für die Fortsetzung des Krieges mit Albrecht nach Moritzens Tode 261; tritt in den Heidelberger Bund 262; auf dem RT. von 1555 276 f. 285. 291. 296. 299 ff.; Carl tritt ihm die Kaiserwürde ab 321 ff.; Anfang

seiner selbständigen Regierung 325 f; vom Papst nicht anerkannt 328.

F. empfängt die fünf östreichischen Herzogthümer I 357; Würtemberg 358; im Bauernkrieg II 167. 182. 190; sein Bündniß mit den 5 Orten in der Schweiz III 265 f; Verhalten beim Schweizerkrieg 1531 291 f 297; mit Würtemberg belehnt 359; seine Lage bei der würtembergischen Unternehmung Philipps 367. 369 370. schließt den Frieden von C an 374 f. 386 f; Zusammenkunft Ulrich von Würtemberg IV gegen eine Familienverbir Oestreichs mit Frankreich [illegible] 147 f.; erhebt Anspruch auf Würtemberg V 27; sein Verfahren gegen Costnitz 50; sein Austrag mit Würtemberg 272; seine religiösen Concessionen V 338.

F. mit Anna v Ungarn vermählt II 327. 328; unterstützt den Krieg in Italien 238. 248. 301; sein Vertrag mit Franz Sforza 261; sein Benehmen nach dem Tode Ludwigs in Ungarn und Böhmen 336 f. 372; in Böhmen gekrönt 340; in Ungarn 345; bei der Belagerung Wiens 1529 III 157. 162 f.; kann nach der Befreiung Wiens Ungarn nicht erobern 169; geht nach Prag 1530 170; seine Gesandtschaft an die Pforte 322 ff.; schließt Stillstand mit Zapolya 323; fordert Carl zur Hülfe gegen die Osmanen auf 325 f.; seine Gesandtschaft an Soliman 1531 327. 330; Vorschläge des Papstes in Bezug auf Ungarn und Zapolya 353; sein Feldzug gegen die Osmanen 342 ff.; sein Friedensvertrag mit Zapolya 1538 IV 94; in Ungarn nach dem Tode Zapolyas 183 ff.; erhält vom RT zu Speier 1544 Hülfe gegen die Osmanen 236 n. 239; schließt 1545 Stillstand mit den Osmanen 392 f.; sein Erbvertrag mit Baiern über Böhmen 307; sein Verfahren gegen Böhmen während des schmalk. Krieges 346. 391; unterwirft Böhmen 414 ff.; unterhandelt mit dem siebenbürgischen Hof über die Auslieferung Siebenbürgens V 119; erhält es durch Georg Martinucci 121: sein Krieg in Ungarn 1551 121 ff.

Zu s. Characteristik I 358.

Sein Ansehen bei Carl IV 317.

Ferrara, Verabredung über, II 209; die päpstlichen Ansprüche auf F. von Adrian aufgegeben 136; von Clemens wieder aufgenommen 258. II 19; Bestimmung im Frieden von Barcelona 97; Zustand nach dem Frieden von Cambrai 171; Bestimmung zu Bologna 177. 355.

—, Herzog von, II 216. 258. 261. unterstützt den Zug gegen Rom 307. 312; III 11; ergiebt sich an Carl 177; erhält Carpi 182; schickt Hülfe gegen die Türken 346. V 80; im Bunde mit Paul IV u. Heinrich II. 319.

Fiesco IV 384.

Fisher, Bischof von Rochester, IV 39. 44.

Flacius, V 63 n. 348 f. 351; sein Verdienst um die Kirchengeschichte 384.

Flagellanten II 167.

Flandern s. Artois.

Fleckenstein, Herr von, II 251.

Florenz verjagt die Medici II 323. III 19; politische Veränderung 96 f. Unterhandlungen zu Bologna über F. 175; belagert 178; unterworfen 181. V 231.

Florian Geier II 161.

Forster, Dr., in Nürnberg IV 255.

Franciscaner für Luther II 54 f.; auf dem Concil zu Trident IV 371.

Francisco v. Vittoria III 91.

Frangepan, Franz, IV 183. 184.

Frank, Sebastian, III 410 f.

Frankenhausen, Schl. bei, II 170. 175.

Frankfurt im Bauernkrieg II 164; lehnt den Bund von Gotha ab 282; auf dem RT. zu Speier III 130; verweigert den Abschied von Augsburg 237; Briefwechsel zwischen der Stadt und ihren Abgeordneten 237 n; tritt zur evangelischen Lehre über 392. IV 56; im schmalk. Bunde 66; im schmalk. Kriege 362; muß das Interim annehmen V 47; im Kriege Moritzens gegen Carl V 181. 215.

Frankfurt, Versammlung des schmalk. Bundes zu, (Juni 1531) III 259. 284. 316. 414; (Decbr. 1531) 316; (1536) IV 66 f.; (1545) 286. 287; Kreistag zu (1554) V 277. 292; Churfürstenversammlung zu (1558) 324. 359; Theologische Versammlungen daselbst IV 66 f. V. 359.

—, Anstand zu, IV 102 ff. 121; Bestätigung desselben vom Kaiser verzögert 136; von den Protest. nachgesucht 148; erlangt 153.

Frankfurt a. d. O., Univ., I 244. IV 126. V 363.

Fränkisch-brandenburgische Fürstenthümer, Reform. in denf. II 362. III 380.

Fränkische Ritterschaft I 156; antiösterreichisch 268. II 90.

Frankreich, innere Verhältnisse I 63. II 243; Ketzerverfolgungen in, IV 301.

Franz I. von Frankreich I 277; strebt nach der deutschen Kaiserkrone 277 ff. 370; seine Verbindung mit der deutschen Opposition 269. 278 f. 285 f. 295; Absicht wider die Türken 284; Verhältniß zu Leo 278. 371; Ursprung seiner Kriege mit Carl 368 ff.; II 207; sein Bündniß mit den Schweizern 213. 238; geht nach Italien 245 f.; bei Pavia 251; gefangen 253; seine Verbindung mit Heinrich VIII. II 262; mit Soliman 329; mit Zapolya 334; mit Böhmen 334; schließt den Frieden von Madrid 272; befreit, bricht den Frieden 273; im Bunde von Cognac 275; sein Bund mit Heinrich zu Westminster 1527 III 12; schließt den Frieden von Cambrai 99 ff.; verpflichtet sich darin gegen die Ketzer 105; bei der Ehescheidungssache Heinrichs VIII. 106 ff.; sein Verhalten bei d. Belagerung Wiens 159; beim Schweizerkrieg 1531 298; beim Türkenkrieg 349; in der Sache des Concils 350; betrachtet die Abtretungen im Frieden von Cambrai nicht als definitiv 350; seine Verbindung mit dem Papste 350 f.; seine Zusammenkunft mit Clemens zu Marseille 356; erneuert seine Ansprüche auf Mailand 356 f.; seine Einwirkung auf Deutschland 358; unterstützt die Opposition gegen die Wahl Ferdinands 359. 364; verwendet sich für Christoph von Würtemberg 364; seine Zusammenkunft mit Philipp von Hessen zu Barleduc 365; sein Verhalten bei der würtembergischen Unternehmung Philipps 365. 372; erneuert seine Ansprüche auf Mailand nach dem Tode Franz Sforzas, Irrungen mit Carl IV 18; Krieg mit Carl 26 ff.; im Bunde mit den Osmanen 11. 25. 30; sucht (1535) vergebens die Protestanten auf seine Seite zu bringen 59. 64; schließt den Waffenstillstand zu Nizza 95; seine Zusammenkunft mit Carl zu Aiguesmortes 96. 97; seine Unterhandlungen mit Carl 136 ff. 146; seine Einwirkungen zu Worms u. Regensburg u. auf Joh. Zapolya 192; s. Verhalten währ. des Zuges

Carls gegen Algier 193; führt den Krieg in den Niederlanden 1543 196; gegen Luxemburg 232; läßt Cleve in Stich 232; Stimmung in Deutschland gegen ihn 1544 238; beim Einfalle Carls in Frankreich 1544 245 248; schließt den Frieden zu Crespy 249; vermittelt zwischen den Osmanen und Östreich 292; gegen die Waldenser 301; sein Verhalten gegen die Prot. im schmalkald. Kriege 349. 352. 394; sein Friede mit England 352; st. 396. V 8.

Sein Ansehen und Macht in Frankreich II 243.

Franz, Dauphin, II 273; st. IV 28.

— —, mit Maria Stuart vermählt V 134.

— von Lüneburg, auf dem RT. zu Speier III 123; protestirt 125. 129; auf dem RT. zu Augsburg 194; unterzeichnet die Augsb. C. 202.

Franz Maria von Urbino gegen Leo X I 235.

Frecht IV 67. V 52. 94.

Frei, Claus, III 411.

Freiburg, Reichstag zu, I 97 f. 190.

—, Univ., I 208. II 8. 69. 117 f.

Freisingen, Bischof von, im Regensburger Bündniß II 125. 287.

Friedewalt, Zusammenkunft zu, II 198.

Friedrich III. I 37 ff. 45. 69. 73 f.; sein Verhältniß zum Papst 37. 45. 46. 66; sein geringes Ansehen in Deutschland 64; Erfolg seiner Regierung 79; st. 79; Reformat. Friedrichs II 166 n.

Friedrich von Sachsen, Hochmeister in Preußen I 261. II 374.

— der Weise II 21; sein Ansehen im Reiche I 138. 261. 292 297; in der Opposition gegen Maximilian 151 f.; gegen die geistliche Gerichtsbarkeit 194; stiftet die Univ. Wittenberg 222; gegen den Ablaß 241; Ursprung seiner Opposition gegen Östreich 262; gegen die römische Königswahl Carls 274 f; bei der Kaiserwahl 283 292 f. 297 ff.; beim Regierungsanfang Carls 302; beschützt Luther 304. 306. 333. 341 f.; befördert das Reichsregiment 362; auf dem RT. zu Worms 379. 384; seine Besorgniß für Luther 379 n; läßt Luther auf die Wartburg bringen II 7; bei den Unruhen in Wittenberg 11. 13. 14. 21; am Regiment 41; Verhältniß zu Sickingen und der Ritterschaft 84. 92; auf dem RT. von 1524 105. 108; Vorschlag in der Congregation zu Rom, ihn der Ehur zu berauben 119; im Bauernkrieg, st. 174. Seine Reliquiensammlung I 187; sein Verhältniß zu Luther I 243; II 22. 62; s. Mäßigung in Ausführung d. Reform. 142; 132. 133 n ff.

Friedrich von Brandenburg I 78. 85 f. 120. 158 n. 263.

— von Lüneburg V 256.

— von Holstein I 265; König v. Dänemark II 140. 459. 461 n; stirbt 465.

— der Siegreiche I 44. 48. 52 f. 56.

—, Pfalzgraf, am burgund. Hofe I 268; Vermittler zwischen Östreich und seinem Hause 274. 290; kais. Statthalter am Reichsregiment 357. II 42. 79; in Auerbach 193; östreichisch gesinnt, auf dem RT. zu Speier III 119 f. 123; gegen d. Türken 162 f. 167. 348; Prätendent gegen Dänemark 303; IV 70. V 86; beim Gespräch zu Regensburg IV 165; Churfürst 307; auf dem RT. zu Worms 1545 282; sein Verhältniß zum schmalk. Bund 289 f. 325; im

schmalk. Krieg 356. 415. V 242. 262. 273. 317. 337.

Friedrich II. von Liegnitz II 339. 372; vermittelt zwischen Preußen und Polen 378; in Unterhandlung mit den Torgauer Verbündeten 383.

Friesen I 155. 162. 268.

Friesland I 58; an Albrecht von Sachsen verliehen 118. 260; an Oestreich zurückgegeben 263. 368.

Fritz, Joß, II 148.

Frundsberg, Georg, auf dem RT. zu Worms I 383; Anhänger der neuen Lehre II 75n; gegen den Papst 260. 379; im Bauernkrieg 192. 181; im ersten französischen Kriege 212. 223; bei Bicocca 224; bei der Einnahme von Genua 228. 238. 248; bei Pavia 249; 251; in Italien 1526 304. 301; sein Zug gegen Rom 306ff.; erkrankt 310.

Frundsberg, Caspar, in Italien II 238. 247; im würtembergischen Kriege III 368; im dritten französischen Kriege IV 26.

Fuchs, Andreas, Dechant zu Bamberg I 214.

—, Leonhard, V 373.

Fuchssteiner, Dr., II 157n.

Fugger, I 295. 337. II 107. 301n. III 391. V 49.

—, Anton, II 330. IV 362.

Fulda im Bauernkrieg II 162. 174.

Fünforte, die, in der Schweiz, III 262; mit Ferdin. verbunden 265. gegen Zürich 267f.; schließen den Frieden zu Cappel 270f, ihre Gesinnung 272f., Mißverhältniß zu den Bürgerstädten 286; ihr Krieg von 1531 290ff. 299; ihr Uebergewicht 299. 302.

Fürstenberg, Graf Wilhelm von, fällt in die Champagne ein II 235. vermittelt die Verbindung zwischen Franz I. und Philipp von Hessen III 365; sammelt für Philipp gegen Würtemberg 368; reformirt in seinem Territorium 391; beim Zuge Carls gegen Frankreich 1544 IV 245—249; im Gorze für die Evangelischen 257; V 241.

Fürstenberg, Philipp, II 82.

Füßen ergiebt sich erblich an das Haus Oestreich II 190, wieder an Augsburg abgetreten 192f.; von Schärtlin besetzt IV 329f.

Gaislin, Dr., II 148.

Gallus, Nicol., V 348.

Garcia, Don, de Toledo V 116f. 233

Gardiner, IV 38. 44. V 125.

Gärtnerbrüder in Salzburg III 408. in Baiern 415.

Gaster, III 266f. 299f.

Gattinara, II 256. 292; für die Befreiung des Papstes III 17, unterhandelt mit Doria 21, st. 191. V 82.

Gegenreformationen V 391.

Geiler von Keisersperg I 202.

Geißmair, Michael II 167. 172n.

Geistliche Güter, I 20; Anwachsen derselben I 195; II 122. 165; Entwurf sie zu säculariſiren (1525) 194; in Oestreich eingezogen IV 60; Bestimmung über sie in der Declaration des Kaisers 1541 176, auf dem RT. zu Speier 1544 241, im Religionsfrieden V 288.

Geistliche Jurisdiction der Bischöfe, Beschwerden dagegen I 194; II 188; Vorschläge der Protestanten in Bezug auf dies. IV 269; Bestimmung darüber auf dem RT zu Augsburg 1555 V 288. 345; die Eingriffe derselben in katholischen Ländern beschränkt 338; bei den Protestanten beseitigt 340ff. 345.

Geistlicher Vorbehalt V 289f. 301ff.

Geistliches Fürstenthum 49. 267.
Geistlichkeit, Zustand derselben in Deutschland I 195; niedere G. für Luther 350.
Geitelde, Schlacht, V 263.
Geldern, IV 141 ff.; von Cleve an den Kaiser abgetreten 144 f. 233; Verhältniß zum deutschen Reiche V 20 f. 333.
Gelnhausen, I 153. IV 145.
—, Versammlung zu, (1502) I 115 f. 164.
Gemeiner Pfennig von 1471 I 56. von 1495 84. 87. 92; von 1496 96. 99. 101; 1505 von Mar. in Anregung gebracht 126; aufgehoben 128: erneuert 1512 150; IV 189. 239. 244.
Genf, Angriff des savoyischen Adels III 273, zurückgeschlagen 285; von Carl III von Savoyen angegriffen IV 21: von Bern unterstützt 22, die Reform daselbst festgestellt 22; Calvin in, V 352 ff.
Gent IV 136 f 140. V 74.
Genua, Verhältniß zum deutschen Reiche I 103; Verabred. zwisch. Kaiser u. Papst über G. 386. II 209; Unternehm. geg. G. 213. 215 f.; mißlingt 216, eingenommen 228. Adorni wieder in G. 228; auf Carls Seite III 21 f.; vergeblicher Versuch der Franzosen gegen G. 26; Wirkung der Verbindung Genuas mit dem Kaiser 94; Franz giebt seine Ansprüche auf G. auf 103, protestirt dagegen 103 f.; Zustand nach dem Frieden von Cambrai 182; Verhandlungen des Papstes über G. mit Franz 351, mit Carl 355; Erneuerung der Ansprüche durch Franz 373; Verschwörung Fiescos IV 384 f.; Einfluß Carls V 74; im Jahre 1552 231. 234.
Georg der Reiche I 120.
Georg von Sachsen gegen die Friesen 155, gegen das Umsichgreifen der geistlichen Gerichtsbarkeit I 194. in Opposition gegen Friedrich den Weisen 262. II 22; bei der Disputation in Leipzig I 316. 319. 323; am Reichsregiment II 40; gegen Luther 41. 79; gegen die Bauern 175; verfolgt die neue Lehre 11. 40. 186. III 40; in Bündnissen geg. die Evangelischen II 185 f. 201; gegen die geistlichen Mißbräuche II 196 286. 289; gegen Zapolya 344; gegen Churfürst Johann III 32; in den packischen Händeln 35. III 120. 128; auf dem RT zu Augsburg 193. 393; schließt den hallischen Bund IV 57; auf der Versammlung zu Zeitz 86; im Nürnberger Bündniß 87. 89; schreitet in seinem Lande zu einer Verbesserung nach der Idee der apostolischen Kirche 152 f. 214; st. 112. Sein Character 108; seine Söhne 111.
Georg von Brandenburg I 291, lutherisch gesinnt II 139. 339. 363. übernimmt die Regierung der fränkischen Fürstenthümer und giebt ihnen eine evangelische Verfassung 363; erwirbt Jägerndorf 372; vermittelt zwischen Preußen und Polen 378; unterhandelt mit den Torgauer Verbündeten 382 f., auf dem RT. zu Speier III 123. 125. 129. Zusammenkunft mit Johann von Sachsen 143, auf dem RT. zu Augsburg 194. 202; hält an der protestantischen Lehre fest 220, beschickt die Versamml. zu Schmalk. 351; sein Verhalten in der Wahlsache 253; gegen das Recht des Widerstandes wider d. Kaiser 149. 256; vom schwäbischen Bunde bedroht 260.
Georg v. Braunschw, IV 264. 283.
—, Graf v. Würtemberg, III 368
—, Bruder, s. Martinuzzi.
—, von Regensburg IV 332.

Georg von der Dare II 59.

Gerechtigkeit, inhärirende und imputative IV 165 f. 377. eingegossene V 62.

Geroldseck III 76. 295.

Geschützwesen I 471. II 95.

Geßner, Conrad, V 374 f.

Giberti, II 259. 263. 276.

Giengen, Lager bei, IV 342, Abzug 347 f.; vom Kaiser besetzt 353 f.

Gienger, Dr., IV 356. 361. V 241.

Glapion I 373. 379 ff.

Glarus, Zwingli in, III 47; evangelisch 81. 271; katholische Reaction 300 f.

Glürns, Conradin von, II 247. 304.

Goldberg, Schule in, V 364.

Goldne Bulle, V 327, v. Herz. Wilh. v. Sachsen nicht anerkannt V 26.

Goldstein, Kilian V 343.

Gonzaga, Ferrante, V 9. 135 f. 231. 315.

Gorze, IV 257—259.

Goslar, I 168; evangelisch III 307; im schmalkaldischen Bunde 316; neigt sich zum Zwinglianismus 403; geächtet IV 218 f., mit den Protestanten im Kriege gegen Heinrich 222; im schmalkald. Kriege 390.

Gossenbrod I 155.

Gotha, Bund zu, II 281; erweitert 283. 291.

Göttingen I 153; evangelisch III 307; im schmalkald. Bunde 315.

Götz v. Berlichingen, I 157. II 161.

Gozzo, V 112. 115.

Graesbeck, Heinr, III 451 n.

Gran III 169. IV 227.

Granvella, Nicolas Perrenot, der ältere, V 82 f. II 211 n auf dem RT. zu Augsburg III 238. IV 74. 149; beim Gespräche von Worms 155 ff.; beim Regensb. IV 163 165. 169. 173 f.; s. Verhalten bei der braunsch. Irrung 221. 230; gegen die Protestanten 230, vor dem Ausbruch des schmalkaldischen Krieges 304. 305 f. 316. 326; seine Unterhandlungen mit Moritz 309 ff. 314 ff. 318 f.; in den Unterhandlungen mit den oberländ. Städten 355 ff. 361. 362; über das trident. Concil 376 385. 397. V. 19. 46. 74. 97. 134.

Granvella, d. jüngere, IV 246. 397. das Todesurtheil Joh. Friedrichs gegeben 405 f.; unterhandelt mit Johann Friedrich 406. 410. 413 n; V 87. 96 f.; 148. 149. 151. 157. 182. 184. 242 267; verliert seinen Einfluß 315.

Graubünden I 105; im ersten französischen Kriege II 217. 223. 238. der evangelischen Neuerung zugethan III 81; Angriff des Castellan von Musso 273, zurückgeschlagen 284.

Grätz widersteht Suleiman III 347.

Gravamina, die hundert, in Erinnerung gebracht III 239.

Greifswald, Univers. I 184 n. 208.

Grenzzollsystem, s. Reichszoll.

Griechische Kirche I 176. 188; Meinung Luthers von ihr 321 f. 323.

Groote, Pier, I 268.

Gropper beim Regensburger Gespräch IV 165; bei der Reformation von Cöln zugezogen 262 f. 266. V 69.

Gnasto III 22. IV 192 f. 245.

Guicciardini II 216. 300. 321 n. III 356 n.

Guise, Card., IV 259.

—, Herzog von, in Gorze IV 259. in Metz V 226. 227. 228.

Günz wehrt die Osmanen ab III 444 f.

Günther, Joh., V 373.

Gusman, Martin, V 321. 328.

Gättel, Caſpar, II 61. 73.
Guſtav Waſa III 459; in Gefahr vor ſeinen Unterthanen 469; von Lübeck 471; unterſtützt Chriſtian von Dänemark 477; im Bunde mit Franz I. IV 194; wünſcht in den ſchmalkaldiſchen Bund zu treten 228; Verhältniß zu Dänemark und Carl V. V 81. 168.

Habordanz III 28.
Habeler I 156.
Hadrian VI II 42. 78; begünſtigt Baiern 122; im Bunde mit dem Kaiſer 237; Verhalten geg. Zwingli III 72; ſt. II 109.
Hagenau III 236; Verſammlung zu, (1540) IV 151.
—, Landvogtei, kommt in Maximilians Hände I 123; von der Pfalz wieder in Anſpruch genommen 280. 290.
Häl, Rudolph, bei Bicocca II 225. 227.
Halberſtadt, Bisthum, Reform. in demſelben IV 130; Schutzherrſchaft an Moritz 310. 315. 318. 319; huldigt Johann Friedrich 389.
Hall, Schwäbiſch, III 236.
Halle, Zuſammenkunft zu, II 201.
—, reformirt IV 131; huldigt Johann Friedrich IV 389.
Haller, Berthold, in Bern III 78. 442.
—, Wolf, V 180.
Halvander V 368 ff.
Halsgerichtsordnung zu Bamberg II 44 ff.
Hamburg, von Holſtein angefochten I 153; Reichsfreiheit 153 n. Begründung der neuen Lehre daſelbſt II 55; Einfluß der Reform. auf d. polit. Verſaſſ. Heinrichs III 308. 309 ff.: Heinrich im ſchmalkaldiſchen Bunde 338. IV 66; 55. im ſchmalkald. Kriege 390. 419; gegen das Interim V 55. 269.
Hanau, Graf Philipp IV von, reformirt in ſeinem Territorium III 391.
Handel in Deutſchland, I 160. II 34. III 458.
Handſon, Andres, III 469.
Hanlin, Andreas, II 126.
Hannart, kaiſerl. Rath, in Spanien II 101. 103; 106. 109. 111. 132.
Hanſe, im 15ten Jahrhundert I 51. gegen Johann v. Dänemark 159. II 34. III 457 ff.
Hans Sachs V 386 ff.
Hannover, IV 57. im ſchmalkald. Bunde 66.
Hartmann, Michael, II 318.
—, Georg V 377.
Haſe, kaiſerl. Rath, V 5. 14. 27. 47.
Hatwan, NT. zu, II 328.
Hätzer, Ludwig, III 407. 408 n. 415.
Hauer, Georg II 120.
Haugwitz Cäcilie von, IV 115.
Hausmann, Niclas, III 393.
Havelberg, Biſchof von, Buſſo von Alvensleben IV 127.
Hebio, III 139.
Hegius, I 201. 203 n.
Heideck, Friedrich von, III 442.
—, Johann, V 146. 160. 162. 210.
Heidelberg, Armbruſtſchießen zu, II 134 140. 335; Verſammlung zu, 1552 V 194; 1553 243 f.
—, Univerſität, I 184 n. V 337. 362.
Heidelberger Bund V 243, erweitert 262; ſeine Wirkſamkeit 267. 272 f.; ſ. Bedeutung für Deutſchland 276.
Heilbronn nimmt Theil an der Proteſtation III 130, verweigert den Abſchied von Augsburg 235; im ſchmalkaldiſchen Kriege IV 360; Verſammlung zu, V 262.

Heimburg, Gregor von, I 36.

Heinrich der Aeltere von Braunſchweig I 51.

Heinrich der Mittlere von Lüneburg in Dienſten Maximilians I 119; in der Oppoſition gegen Oeſtreich 267; in Verbindung mit Franz I 278. 283; in der Hildesheimer Fehde 278. 289. 300 f. geächtet 357.

Heinrich der jüngere, von Wolfenbüttel, gegen die Bauern II 175; b. d. Zuſammenk. zu Deſſau 186 n. zu Halle und Leipzig 201. in Spanien 201. 202, in Italien (1528) III 25; auf dem RT. zu Speier 127 zu Augsburg 193. 227: läßt Wullenweber hinrichten 484; im halliſchen Bund IV 57; in Unterhandlung mit Held 84. 87 f.; im Nürnberger Bund 87. 89. 120; ſ. perſönliches Verhältniß zu Philipp, 91 f.; in Gent, 148 Regensburg 162; Verhältniß zu Johann Friedrich 211; vollſtreckt die Acht über Goslar 218 ff.; vertrieben 222. 241 f.; nimmt ſein Land wieder ein 288, gefangen 289; fürchtet den Zuwachs der kaiſerlichen Macht 291. wiederhergeſtellt 308 f. V 139 f. 143; gegen die Stadt Braunſchweig und Albrecht von Brandenburg 140. 245 ff. 256. 263; verträgt ſich 264 ff.; gegen d. Anhänger Albrechts 269. 274. 279 n. Zu ſeiner Characteriſtik IV 219.

Heinrich von Sachſen IV 109; tritt in den ſchmalkaldiſchen Bund 110; folgt im Lande Georgs 113, reformirt in demſelben 114 ff. 206; ſt. 214.

Heinrich VIII von England bei der Kaiſerwahl I 276. 277. 296; ſucht zwiſchen Carl und Franz zu vermitteln II 209: für Carl in deſſen erſtem Kriege gegen Franz 211. 231. 235 ff.; ſeine Abſichten auf Frankreich 230. 255; in Unterhandlung mit Bourbon 234 f.; entfernt ſich vom Kaiſer 257. nähert ſich Franz 262 f.; befördert die Ligue von Cognac 275; gegen Luther 130. 231; verbündet ſich mit Franz III 12; giebt ſeine Anſprüche auf Frankreich auf 13; ſ. Eheſcheidungsſache 14 ff. 106 ff.; ſein Verhalten im Kriege Carls 106 f., bei der Wahlſache Ferdinands 319 f.; Verbindung mit Lübeck 466. 473; ſeine kirchlichen Neuerungen IV 32 f.; oberſtes Haupt der engliſchen Kirche 44; erläßt die 6 Artikel V 124 f.; Verabredungen gegen ihn zu Aigues-mortes IV 97; Politik des Papſtes gegen ihn 135 ff; ſein Verhältniß zu Carl und Cleve 143 f. IV 194. 235; Allianz mit Carl 1543 235; kriegt in Frankr. 246. 294, ſchließt Frieden 353 f; beim ſchmalkaldiſchen Kriege 353 f. 394. ſt. 394; ſeine letzten Handlungen und Ergebniß ſeiner Regierung für die religiöſe Neuerung V 125. Seine Einkünfte IV 49.

Heinrich, Sohn Franz des I, als Geiſel in Spanien, II 273; mit Catharina von Medici vermählt III 351; macht Anſprüche auf Urbino 357; IV 20. 28; Dauphin im Kriege 1542 195; König, mit Paul III verbunden V 8 f.; kriegt gegen England 78. 130. 132; ſ. Verhältniß zu Carl 133 ff.; ſein Vertrag mit Ottavio Farneſe 136; im Kriege gegen Carl 137. 180 ff. 183. 193 f. 224 ff.; ſeine Unterhandlungen mit Moritz 161 f. 167 ff. 176 ff.; ſein Einfluß bei den Unterhandlungen in Paſſau beſeitigt 205 f; im neuen Bunde mit Moritz 252 ff. 274; mit Paul IV im Bunde 319; zu ſeiner Char. 183.

Heinrich von Zütphen II 137.

Held, III 383 n. 384; IV 84; ſeine Verhandlungen in Deutſchland

80 ff. 87 ff. 90 f. 100 f.: in Gent 148.

Helbing, Michael, V 30. 32.

Helfenstein, Graf, II 160.

Helt, Augustinerprior, II 12 n.

Hemmerlin, 192. 195 f. II 5 n.

Henneberg, Wilhelm Graf von, II 162.

—, Poppo von, V 247. 272.

Herbrot, Bürgermeister in Augsburg V 48. 182.

Hermann von Wied, Erzbischof von Cöln, für die römische Königswahl Carls I. 274; bei d. Kaiserwahl 280. 291. 295; bei der Fehde Sickingens mit Trier II. 88; für die römische Königswahl Ferdinands III 249. 257; Verhalten bei der würtembergischen Unternehmung Landgraf Philipps 367; gegen die Evangelischen in Paderborn 398 ff.; gegen die Wiedertäufer in Münster 423 f. 446. 452; auf dem RT zu Regensburg IV 170; seine Reformationsversuche 153. 260 ff. 264 f. 283; seine Zusammenkunft mit dem Kaiser 285; Proceß gegen ihn 285. 286; Verwendungen für ihn 286 f. 304. 312; Entscheidung seiner Sache 363; resignirt 367; s. Char. 260.

Hermann in Reutlingen III 82.

Herter, Dr., III 384. 385.

Herford, Kloster, löst sich auf III 395.

Heß, I 216. II 71 n. 371. 386.

Hessen, Erwerbungen von, I 48. 119 f.; nach dem Tode des Landgrafen Wilhelm 262 f. 168; Reformation in H. II 140; 348 f. 361. III 379; Territorialstreitigkeit mit Nassau 32 f. 221; Entscheidung derselben V 27; Einführung des Interim 68; Katzenelnbogischer Streit beigelegt V 273; s. Philipp.

—, Wilhelm u. Ludwig von, Söhne Philipps, führen das Interim ein V 68; für die Succession Don Philipps 94 f., ihre Bemühungen um die Freiheit ihres Vaters 94 n. 161; in Verbindung mit Moritz 171; im Krieg gegen Carl 181; nehmen den Passauer Vertrag an 216. Wilhelm auf der Zusammenkunft zu Torgau (1551) 167.

Heu, Gaspard v., in Metz IV 257.

Herenhammer I 183. 188.

Hilchen, Hans von, II 344. III 369. IV 232.

Hildesheimische Fehde, I 283. 289. 301 f., entschieden 357., II 32.

Hildesheim, Reform. in, IV 252.

—, im schmalkaldischen Kriege IV 390.

Hille Feike III 438. 439 n.

Hilmar von Quernheim V 269.

Hirschhard, Dorothea von, III 380.

Hof 265 ff.

Hofmann, Conrad, Chorherr, III 50. 62.

—, Gregor, V 368.

—, Johann, Rath Ferdinands III 374. IV 60. 61. V 121.

—, Melchior, Wiedertäufer, III 410. 412, 420. 457.

Hofmeister, Augustiner-Prior, IV 153.

Hogstraten, I 213. 245.

—, Graf, III 160 n. IV 364.

Hohenkrähn, I 158.

Hohenlandsberg V 266.

Hohenlohe, Grafen von, II 160. 161.

Hohenzollern, I 47.

Holbein, Hans, I 205.

Holle, Georg von, V 269.

Holstein wird Herzogthum, I 49. die Afterlehnsherrschaft an Dänemark 358; vom Grafen Christoph von

Oldenburg angegriffen III 470; Reformation III 395. V. 274.
Holzhausen II 100 n. 101. III 153.
Homberg, Synode zu, II 348. 362; Luther gegen den Entwurf der Homb. S. 350.
Hopfensteiner III 474.
Hoya, Graf von III 479. 481.
—, Grafschaft, I 155.
Hubmaier, II 136. 147; III 411. hingerichtet 415.
Huesmann, Rudolf, I 201.
Huffschmidt, Jac., III 421 n.
Hüglin, Johann, verbrannt III 41. 78.
Hundt, Otto, II 106.
Hurlewagen, Dietrich, II 153.
Huß, Luthers Meinung über, I 322. 324.
Hussiten II 5. 16.
Hussitische Meinungen in Deutschland I 218.
Hut, Hans, Wiedertäufer, III 412.
Hutten, Hans von, I 258.
—, Frowen von, II 89. 91. 98.
—, Ulrich von, I 216. 329; ohne Schutz 338. 340; 351. 352; gegen Aleander II 8; für Sickingen, gegen das Reichsregiment 83 f.; sein Ausgang 97.
Hutter, Jacob, Wiedertäufer, III 415.

Jacob von Baden, Churfürst von Trier I 125. 193.
Jacob von Landau II 151.
Jacob von Liebenstein, Erzbisch. v. Mainz I 151. 193.
Jagellonen II 325.
Jäger I 216.
Jägerndorf an Georg von Brandenburg II 372.
Jagow, Matthias von, befördert die Reformation in der Churmark IV 123 ff.; die im Anhaltischen 128.
Jaius, Claudius, IV 278. 302. 371.
Ibach, Hartmann, II 59. 63.
Ibrahim Pascha II 330; nimmt Ofen III 156. 157; mit Suleiman vor Wien 158; zieht ab 168. 323 f. 328 ff.
Jesuiten IV 278. 301; auf dem trid. Concil 371.
Ilfeld, Klosterschule in, V 364.
Ingolstadt an Baiern Landshut I 48; Lutherischgesinnte in, IV 256. Jesuiten in, 302; im schmalkald. Kriege IV 338. 339; Lager bei 339 f.
—, Univ., I 184 n. 207. II 120. 122.
Inquisition gegen Reuchlin I 213; wiederhergestellt in Cöln IV 285; oberstes Tribunal der J. 300.
—, in Spanien, I 183; angegriffen 371; wiederhergestellt 374.
Interim V 28. 33 ff.; Einführung desselben 44 ff. 68 ff.; Widerstand dagegen 51 ff.; Verhandlungen darüber in Sachsen 54 f. 57 ff.; von Paul III für die Protestanten anerkannt 89; wie es ausgeführt ward 344. 222.
—, Leipziger, V 64 f.; im Brandenburgischen eingeführt 66 f.
Interimsthaler V 56.
Joachim I v. Brandenburg beschwert sich über das KG. I 154; für den Ablaß 242; Verhältniß zu Östreich 263; für die römische Königswahl Carls 274 n.; bei der Kaiserwahl 282 f. 292; seine Aussicht auf die Kaiserkrone 283. 298. 387; für den Entwurf eines Grenzzollsystems II 37; am Reichsregiment 43; für die Erhaltung deff. 105; bei der Zusammenkunft zu Dessau 186; gegen die bischöfliche Jurisdiction 188; altgläubig III

42; auf dem RT. zu Augsburg 193. 220. 234; für die römische Königswahl Ferdinands 249 f.; Verhalten in der würtembergischen Sache Philipps 367; gegen die Wiedertäufer 448; macht Ansprüche auf Dänemark 465; schließt den hallischen Bund IV 57.; st. 86; 116; seine Gem. III 43.

Joachim II. von Brandenburg, I 274 n. 282. 291 f.; III 344; IV 116; bei der Versammlung zu Zeitz 86; sein Benehmen zwischen den religiösen Parteien 120 ff.; seine Reformation 121 ff.; die Stellung die er dadurch einnahm 128; kommt zu Bauzen mit Ferdinand zusammen 99; vermittelt den Anstand zu Frankfurt 100. 156. 158 f. 164. 170 f. 175; sein Vertrag mit dem Kaiser 178; im Türkenkrieg IV 188 ff.; sein Urtheil bei der Doppelehe Philipps 207 f.; Verhältniß zu Johann Friedrich 211. 238. 290; im schmalkald. Kriege 336. 342. 394. 408 415; in der Sache Landgr. Philipps 408 ff. 413 f.; gegen die Erneuerung des schwäb. Bundes V 15; Verhältniß zu Herz. Albrecht 28; für das Interim 32. 35. 54; seine Instruction für den RT. von Augsburg 1550 92; gegen Magdeburg 106. 142; vermittelt Frieden zw. Albrecht von Brandenb. und Chf. August 261. 266 f. 274. 293. 325; zu f. Char. IV 118; sein kirchl. Standpunkt 125 f.

Johann von Brandenburg, Vicekönig von Valencia I 291. II 101.

Johann von Cüstrin IV 117 f.; auf der Vers. zu Zeitz 86. 120; im schmalk. Bund 117; verwendet sich für Heinrich d. j. 309; s. Verbindung mit dem Kaiser 319 f.; sondert sich vom schmalk. Bunde ab 325; im kaiserl. Lager 336; kaiserlicher Commissar auf dem Bundestag zu Ulm V 14; gegen das Interim 37. 40. 45. 159; in Unterhandlung mit Moritz V 162—171; erhält vom Kaiser wegen des Interim vorläufige Versicherungen 222; wieder im Dienst desselben 224. 227 n. 241; unterhandelt mit Moritz über Albrecht von Brandenburg 252; 267.

Johann von Sachsen I 293. 300. 342; II 135; Churf., gegen die Bauern 175 ff. 179; in Mühlhausen 186; in Bündnissen für die neue Lehre 187 f. 197 f. 281. 282 f.; in Speier II 286. III 203; Gefahr für ihn die Chur zu verlieren II 197; reformirt 187. 355; Bund mit Hessen III 33. 35; nimmt Elisabeth von Brandenb. auf 43; auf dem RT. in Speier 123. 125. 129; 133; gegen die Verbindung mit den Zwinglianern 137; in Schleiz 143; in Unterhandlung mit Ferdinand 146 f.; 190; 162; auf dem RT. in Augsburg 190. 193; unterschreibt die Confession 202; Benehmen des Kaisers gegen ihn 210. 227 f.; verläßt den RT. 235; in der Wahlsache Ferdinands 249 f. 252 f. 257 f.; in Schmalkalden III 251 ff.; nimmt das schmalk. Bündniß an 256; Bundeshauptmann 316 f.; bei den Verhandlungen zu Nürnberg 333 f. 337 f.; st. 339; Char. 211 ff.; sein Ansehen im Reich 338.

Johann, König v. Dänemark I 159.

Johann, Friedrichs I von Dänemark Sohn, III 465.

Johann zur Hoya III 479.

Johann XIV, Graf zu Oldenburg I 119. 265.

Johann III von Portugal II 132. V 330.

Johann Amsterdamus gegen das Interim V 55.

Johann von Leiden s. Bockelsohn.

Johann Albert, Erzbischof von Magdeburg und Halberstadt, IV 389.

Johann Ernst, Bruder Johann Friedrichs, IV 388. V 221.

Johann Friedrich von Sachsen mit Catharina, Carls V Schwester, verlobt I 293. 356; 341 f. II 133; in Friedewalt 198; bei den packischen Händeln III 35; Entwurf eines protestantischen Bündnisses von seiner Hand 134 f.; gegen die Türken 162; auf dem RT. zu Augsburg 192. 194; unterzeichnet d. Conf. III 202; bei dem Vermittelungsversuch 225. 227; protestirt im Namen des Vaters gegen die Wahl Ferdinands 257; in Schmalkalden 281; Churfürst, s. Verhältniß zu Philipp von Hessen 341; erkennt König Ferdinand an 375; im Frieden von Cadan 375. 387 in Wien IV 61; in Schmalkalden 63 f. 70; in der Sache des Concils 73. 76. 78; in Zeitz 86. 120; 87 f.; Verhalten in der clevischen Sache 144. 178. 228 ff. 231; bei der Doppelehe Philipps 205 f.; seine Fehde wegen Wurzen 214 ff.; gegen Braunschweig 220. 222. 288; erklärt sich gegen das Kammergericht 224 f.; auf dem RT. zu Speier 1544 237; in gutem Vernehmen mit dem kaiserlichen Hause 243; sein Entwurf einer Reformation 269. 282; verwendet sich für den Churf. von Cöln 304; seine Streitigkeiten mit Moritz 311. 315; Verhalten vor dem schmalkald. Kriege 322—325; rüstet 327; geächtet 331; im Kriege 333. 336 ff. 348 ff.; der Chur beraubt 347; nimmt sein Land wieder ein 353 f. 388 ff.; seine Stellung 389. 393; siegt bei Rochlitz 392. 395; sein Feldzug an der Elbe 397 ff.; gefangen 403; nimmt die Wittenberger Capitulation an IV 406. 409; geg. das Interim V 56; befreit 191. 194 f. 219; kehrt in sein Land zurück 220; hofft Wiederherstellung 216. 260; sein Vertrag mit dem Herzog von Braunschweig V 264. S. Natur IV 208 f.; sein Verhältniß zu Luther 209; zu seinen Nachbarn 210 f.; zu Heinrich von Sachsen 214.

Johann Friedrich von Sachsen, seine Söhne IV 388 f.; in der Wittenberger Capitulation bedacht 406; Versuch sie mit Moritz auszusöhnen V 163. 165. 179; ihr Vertrag mit August 260. 273. Johann Friedrich der Mittlere bei Mühlberg IV 405. V 260.

Johanna von Castilien st. V 315.

—, von Navarra IV 194.

Johanniter V 112. 113. 116.

Jonas, Justus, III 139. IV 132. V 60. 341 n. 343.

Jonas, Dr, von Mainz IV 230. V 325.

Isabella, Schwester Carls V, nimmt das Abendmahl unter beiderlei Gestalt II 110.

—, Gemahlin Johann Zapolyas, IV 183. 185. V 120 f.

Islam I 175 ff. III 153 f.

Isny III 130. 281.

Italien I 58. II 206. 236. 275; Zustand nach dem Frieden von Cambrai III 171. 173; Festsezzung italienischer Verhältnisse 181 f. IV 384. V 231 ff. 314.

Jubeljahr I 190.

Juden, Verfolgung der, I 163. 183. 213.

Juder V 384.

Jülich und Berg vereinigt I 48; mit Cleve vereinigt 260. 262;

Julius II, Papst, I 135. III 14.

Julius III (vergl. Card. Monte) V 90; verlegt das Concil nach Trident zurück 91 f. 100; giebt Parma an Ottavio Farnese 135; bekriegt denselben 137. 138; schließt

Stillstand mit den Franzosen 232. 308; ſt. 286.
Jung, Timotheus, V 277 n.
Jurischütz III 344 f.

Kaiser, Leonhard, III 217.
Kaiserthum, Carls des Großen und Ottos des Gr. I 6. 16; seine Bedeutung 18; wie es bei den anderen Nationen geachtet ward 19; Idee des spätern 38 ff.;
Kaisertitel von Maximilian angenommen I 135; von Carl I 355.
Kammergericht, Vorschlag einer K. Ordnung (1467) I 71; Entwurf (1486) 72; Versprechen Maximilians in Bezug auf daſſ. 75; K. eingesetzt 86. 92; vom König gehindert 92; in Worms 96. 98 f.; verlassen 113; von Maxim. allein besetzt 120 f.; wiederhergestellt 132; die Schweiz davon eximirt 134; Danzig und Thorn eximirt 264; schlecht unterhalten 147; Eingriffe Maximilians in den Gang desſelben 147 f.; Beschwerden gegen daſſ. 153 f. 166 f. 252; steht abermals still 254; wieder eingerichtet 362. II 32; verändert 109; neu constituirt und auf den Abschied von Augsburg verpflichtet III 240. 247 f.; von der Majorität gegen die Protestanten benutzt 247; Maßregeln der Protest. dagegen 251. 259 f.; Verhalten des Kaisers 326; Verhandlungen auf dem RT zu Nürnberg 1532 335; abgesonderte Versicherung des Kaisers 336 ff.; Irrungen mit den Protestanten 383 ff.; Bestimmungen des Kaisers 383. 384; Visitation 1532 384; von den Protestanten recusirt 386; Rechtlicher Krieg des KG. gegen die Prot. IV 55 ff. 58. 90; Stillstand am KG. in Religionssachen den Protest. zugesagt 63. 104; Verhandlungen Helds mit den Prot. in Bezug auf das KG. 80 f. 104. 170 f. 175 f.; Revision deſſ. festgesetzt 188; inhibirt 224; 217; abermalige Revision 240; neue Einrichtung des KG. den Protestanten in Aussicht gestellt 241; neue KG. Ordnung V 17 f.; Verhandlungen über das KG. zu Passau 207. 208 ff.; auf dem RT von 1555 296. 306.
Kammerrichter vom König ernannt I 87; erhält das Recht die Reichsfürsten zusammen zu berufen 102, die Acht zu erklären 72. 87. 92.
Katechismus Luthers II 357; Cranmers V 128.
Katholicismus, Unterschied des spätern, nach dem trid. Concil, von dem frühern I 189; erste Restauration des K. II 185 f.; in der Schweiz III 301 ff.
—, in Spanien III 87 ff.
Katholisch, den Titel K. vindiciren sich die Protestanten IV 156.
Katzenelnbogen I 48. 119. V 273.
Katzianer II 343. III 26; bei der Vertheidigung Wiens 164; bei Eſſek geschlagen IV 94.
Kaurdorf II 63.
Kellner, Heinrich, I 162.
Kempen, Stephan, II 55.
Kempten im Bauernkrieg II 152. 182; nimmt an der Protestation Theil III 130; weigert sich den Abschied von Augsburg anzunehmen 235; im schmalk. Bund IV 66.
Kerſenbroick hist. anabapt. ms. III 422 f. n. 451. 453 n.
Kettenbach, Heinrich von, II 55. 62. 74 n. 77. 84 n.
Keyser, Jacob, verbrannt III 266.
Kindertaufe verworfen II 17. 148. III 404 f.; von Schwenkfeld 410; verschiedene Lehren der Wiedertäufer von derſ. 410 ff.
Kirche II 73; Idee derſ. bei den

Evangelischen 349; III 382. V 343 f.; Luthers II 354; im Interim V 35; in der sächsischen Confession 101.
Kirchengeschichte V 384.
Kirchenlied, evangelisches, II 66 f. III 218. V 388 f.
Kirchenregiment von den Wiedertäufern verworfen III 411.
Kirchenstaat, Absicht Carls V auf denselben III 10; von den Venezianern beeinträchtigt 19. 97. 98; Zustand nach dem Frieden von Cambrai 172.
Kirchenväter I 325; die vier großen, II 50. 127. 200.
Kirchenzucht, protestant., III 381 ff.
Kletgau im Bauernkriege II 149 f. 181.
Klöster eingezogen in Sachsen II 358; in Hessen 361; in Preußen 376; im albertinischen Sachsen IV 115; in England II 358. IV 48; Behandlung derselben im Brandenb. 126. 319.
Klosterzelle, Zusammenkunft zu, V 63.
Knipperdolling III 419; Bürgermeister in Münster 422; Scharfrichter 427. 429; Statthalter Bockelsohns 431. 437; hingerichtet 453.
Koch, Jorg, III 468 f.
Koch, Conrad, s. Wimpina.
Kolbenschlag, Hans, II 160.
Komerstadt V 60. 261.
Königsberg, Univ., V 363.
Königshofen, Schl. bei, II 179.
Kopenhagen, in Verbind. mit Wullenweber III 465; geht an Christoph über 472; von Christian III eingenommen 487. IV 70 f.
Köpfl, Wolfgang, II 59.
Körber V 249.
Kram, Franz, Rath Moritzens, V 184. 300 n.
Krechting III 430 f.; hingerichtet 453.
Kreisverfassung I 109; bei der Besetzung des KG. benutzt 132; vom J. 1512 150; kommt erst später zur Bedeutung 152. 359. 363; in Wirksamkeit III 446; Ausbildung der Kr. V 292 ff.
Kreisausschreibender Fürst V 293 f.
Kreß, Michael, III 391.
Kronenberg, Hartmuth von, II 84. 89.
Kunst, deutsche, unter dem Einfluß der Kirche I 185 f.; der Reformation II 68.
Kunz, der arme, I 165. II 148.
Kus, Nicolaus von, I 79.
Kuß, Nicolaus, in Rostock I 219.

Lambert, Franz (von Avignon) II 349. 350. III 57. 58.
Lamparter, Gregor, II 81. 102.
Lainez IV 371.
Landesgesetzgebung I 154.
Landfriede I 56, erneuert 57. 67; ewiger 86; vermehrt 102; Carls V, wird nicht gehalten II 81; Verhandlungen über dens. zu Augsburg 1547 V 16. 18; zu Eger 246; zu Augsburg 1555 276 ff. 292 ff. 298 n.
Landrecht IV 196. 235.
Landi, Agostino, V 9 n.
Landriano, Schl. bei, III 95.
Landshuter Streit I 120; entschieden 124.
Landstuhl II 92. 95.
Lang, Matthäus, I 118. 136. 285; Anhänger der neuen literarischen Richtung 214; in Augsburg II 126.
Langen, Rudolf, I 200. 207 n. III 424 f.
Lanoi in Italien II 238; sein Be-

nehmen gegen den Papst 259. 266; nimmt Franz I gefangen 253. 264. 273; beim Zug der Kaiserlichen gegen Rom 308. 312. 322; Instruction für ihn nach der Erob. Roms III 9. 10. 11. 16. 17 f.

Laski, Hieronymus, III 27. 154. IV 182.

Lateinische Sprache in Deutschland I 8. 200. 202

Lateranisches Concil I 233. 235.

— Glaubensbekenntniß von 1215 I 179.

Lauenburg I 266. V 269. 274.

—, Magnus von, I 156. 266.

Laufen, Schl. bei, III 369 f.

Laufitz I 58; im schmalk. Kriege IV 391. 393. 417.

Lautrec II 217. 219 ff.; bei Bicocca geschlagen 225. III 13; fällt in Neapel ein 20; st. 23.

Lanze, hessischer Chronist, III 221. 423 n.

Lazius I 216.

Lebus III 31 n. IV 126.

Lechfeld I 78.

Leipzig, Disputation zu, I 314 ff.; gegen Joh. Friedrich vertheidigt IV 389.

—, Universität, I 184 n. 207. 217. 223. V 363.

Leiva, Antonio, vertheidigt Pavia II 247; Befehlshaber in Mailand 268. 323; III 13 n. 94; siegt bei Landriano 95; nimmt nach dem Frieden von Cambrai Pavia 174. 179; mit Pavia belehnt 184; IV 25 n. st. 29.

Lemberg, Paulus, Abt zu Sagan, II 57.

Lemnius, Simon, V 365.

Lenoncourt, Bischof von Metz, V 183. 228.

Leo X I 234; Verhältniß zu Max. 249; bei der Kaiserwahl 278. 281. 294. 297; seine Bulle gegen Luther 334 f.; Stellung zu Carl V und Franz I 278. 370 f.; Bund mit Carl 386. II 209. 213; sucht zwischen Franz und Carl zu vermitteln 209; Verhältniß zu Heinrich VIII und Franz 231.

Leo Judä III 62. 76.

Lersener, Jacob, V 370 n.

Levin von Emden III 403. IV 397. V 179.

Liebesmahl (Zwinglis) III 65.

Liefland II 383. 384. V 334.

Liegnitz, Brieg und Wohlau vereinigt II 372.

Lindau, Reichstag zu, (1496) I 94 ff.

—, III 82; nimmt Theil an der Protestation 130; unterschreibt die conf. tetrapol. 235; im schmalk. Bunde 281.

Lindenbrüder II 61.

Linz, Verhandlungen zu, V 190. 201 ff.

Lippe V 69.

de Lisle, Großmeister der Johanniter V 112.

Literatur in Deutschland, populäre, I 197 f. II 64; gelehrte I 200 f. II 69; I 328 f. 334. V 363.

Loaysa, Garcia, III 209 n; ermahnt Carl V die Protestanten zu unterdrücken 232; seine Rathschläge in Betreff des Concils 233.

Lochau, Zusammenkunft zu, V 170.

Locher, Jacob, I 208.

Loci communes Melanchthons II 29; an Heinrich VIII überbracht IV 46; neu herausgegeben V 352; Ecks II 128.

Lodron, Ludwig von, in Italien II 238; beim Einfall in Frankreich 242. 245; in Pavia 247.

Lofenstein, Herr von, II 251.

Lothringen I 91; Bauernkrieg daſ. II 167. 176; Franzoſen daſ. V 183. 334.

Louiſe v. Savoyen, Mutter Franz I. I 284. II 233. 271; ſchließt den Frieden von Cambrai III 101 f. 104.

Löwen, Univerſität, I 184 n. gegen Reuchlin 215; verdammt Luthers Schriften 334 n.

Löwenritter, I 50.

Lübeck I 160. 168. III 457 ff.; Reform daſelbſt 310 ff.; im ſchmalkaldiſchen Bunde 315. 318; Emporkommen der demokratiſchen Faction 463 f.; nach Friedrichs von Dänemark Tode 465 ff. IV 236. V 269.

Lucca, III 182; Zuſammenkunft d. Kaiſers mit dem Papſt daſelbſt IV 186. 188. 198.

Ludwig V. Churfürſt von d. Pfalz I 254, empfängt ſeine Lehen 259, Verhältniß zu Oeſtreich 267 f. 274. bei der Kaiſerwahl 278. 280. 290 f; in der trieriſchen Fehde Sickingens II 88 ff. 95; in neuem Erbverein mit Baiern; 335; im Bauernkriege 161. 177. 180; Verhalten in der Religionsſache 140. 186. 193. 282. III 38. bei der römiſchen Königswahl Ferdinands 249 f. 257; ſucht zwiſchen dem Kaiſer und zwiſchen den Proteſtanten zu vermitteln 326. 333 f. gegen die Erneuerung des ſchwäbiſchen Bundes 362; Verhalten bei der würtembergiſchen Unternehmung 366. 367; vermittelt den Anſtand zu Frankfurt IV 100 ff.; 307.

Ludwig von Heſſen, ſ. Heſſen.

—, von Baiern, ſ. Baiern.

—, von Ungarn I 128. 276 ff. 277.; vergl. Böhmen.

Ludwig XII von Frankreich I 98. 104 ff. 105. 112; mit Mailand belehnt 113; ſein Krieg mit Maximilian 129.

Lullus gegen das Interim V 52.

Lunden, Erzbiſchof von, III 357 n. 474. IV 59. 62; mit der Führung der deutſchen Geſchäfte beauftragt 101 ff. 149.

Lüneburg, Herzogthum, I 119. 266. Reformation II 368. 140. III 380.

—, Stadt, Reformation in, III 313; im ſchmalkaldiſchen Kriege IV 390.

Lupfen, Graf von, II 149. 247. III 23.

Lupinus, Peter, I 233.

Luther, I 224; gegen den Ablaß 239; vor Cajetan und Miltiz 305 f. in Rom angeklagt 246; bei der Disputation zu Leipzig 315. 319 ff. in Rom verurtheilt 339; verbrennt die päpſtliche Bulle I 348; in Worms 377; auf der Wartburg II 7. 23; von Melanchthon gegen die Sorbonne vertheidigt 9; verläßt die Wartburg 24, beruhigt Wittenberg 25; vom Reichsregiment geſchützt 41; in Verhältniß zu Sickingen 85. 98; gegen die Bauern 172; bei der Reformation Sachſens thätig 357; ſeine Meinung bei den packiſchen Eröffnungen III 34. 43; verdammt die Verbindung mit den Zwinglianern 136. 146; bei dem Geſpräch zu Marburg 139. 140; bei der Zuſammenkunft zu Schleiz 143; über das Recht des Widerſtandes gegen den Kaiſer 148 ff. 255; während des RT zu Augsburg 201. 215. 219. 224 n. Butzer bei Luther 278; ſein Urtheil von den Forderungen der Proteſt. in Nürnberg 1532 336; bei der Wittenberger Concordie IV 67 ff.; ſeine Zuſammenkunft m. Vergerio 72 f.; in Schmalkalden 77 f., erkrankt 79; in Leipzig bei der Reformation des al-

bertiniſchen Sachſens 114; ſein Zuſammentreffen mit dem Biſchof Jagow 123; billigt Butzers Vorſchläge 163; ſein Urtheil über das Religionsgeſpräch 171; willigt in die Doppelehe Philipps 205 ff.; in der naumburgiſchen Sache 212 f.; bei der Fehde von Wurzen, mahnt zum Frieden 215 f.; ſ. Tod 312 f.

Seine geiſtige und theologiſche Entwickelung I 225 ff. 230. 308. 315. 320 ff.; Fortgang ſeiner theologiſchen Oppoſition 323 f.; ſein Abfall vom Papſtthum 343; ſein Geſpräch mit den Zwickauer Propheten II 27; demokratiſche Ideen Luthers 347; kommt davon zurück 350; über die Obrigkeit 352; ſeine Idee von der Kirche 355 f.; ſeine Anſichten über den Ritus 25. 28; gegen den Homberger Entwurf 350; über das Abendmahl III 66. 67; ſeine Meinung über den Krieg mit den Türken 166 ff.; geg. den Kirchenbann 381; über die Verbindlichkeit der Monogamie IV 204; ſeine letzten Predigten 313. Zu ſeiner Charakteriſtik II 25; III 70; über ſeine Heftigkeit IV 312. V 346; Vergleichung zwiſchen ihm und Zwingli III 53 f. 64 f. 73 f. 286.

Einfluß Melanchthons auf ihn I 313 f; Verhältniß zu ihm 327. V 59 f.; Verhältniß zu Friedrich dem W. I 243; zu Churfürſt Johann III 213; zu Johann Friedrich IV 210; ſein Einfluß auf Albrecht von Preußen II 141; ſ. Sorge für Schule und Gelehrſamkeit II 71 f. III 308; ſ. Einfluß auf die deutſche Literatur II 64 f.

Seine Schriften I 343. 345; Wirkung derſelben I 349; II 64; ſchriftſtelleriſcher Charakter u. Einfluß 65; Ueberſetzung des N. T. 23. 29, der Bibel 64, der Pſalmen 65; neue Ausgabe ſeiner Bibelüberſetzung V 346; Abfaſſung der Liturgie II 67, der Katechismus 357; Luther als Liederdichter II 66. 67. III 218 f; vom Kriege wider die Türken III 160 f.

Lutheraner, ſtrenge, V 348 ff. 357.

Lüttich, Stift, I 58. 373; Abſichten der niederländiſchen Regierung auf daſſelbe IV 144. V 274.

Luxemburg von den Franzoſen angegriffen IV 195. 232 f.; wieder erobert 245.

Lykircher I 162.

Madrid, Friede zu, II 272. 279; beſtätigt III 103 f.

Madrucci, Chriſtoph von, Cardinal von Trient, IV 60; von Rom nach Regensburg 1546 geſchickt 316. 317; vom Kaiſer nach Rom geſandt V 7. 10 f. 30. 94. zum Präſidenten des Reichshofraths beſtimmt 241.

—, Hildebrand von, IV 317; im ſchmalkaldiſchen Kriege 328 f. 332.

Magdeburg, Stadt, tritt zum Torgauer Bund II 283; Reformation in, III 304 ff. 308; 222; im ſchmalkaldiſchen Bunde 257. 314. 318; Unruhen wegen Gemeinſch. der Güter 403; im ſchmalkaldiſch. Kriege IV 389 f. 397. 419; gegen das Interim V 55; geächtet 140; belagert 141 ff. 178 f; Capitulation 179.

—, Verſammlung zu, II 383.

—, Erzſtift, Reform. in demſelben IV 128 f.; Verhandlungen über die Schutzherrlichkeit über daſſelbe 310—319; huldigt Johann Friedrich 389.

Mähren, Wiedertäufer in, III 415. 442.

Mailand I 103; von den Franzoſen genommen 107; Ludwig XII damit belehnt 113; Verſuche Maximilians zur Wiedereroberung 165. II 213. 233; im Bunde gegen

die Franzosen I 386. II 209; erobert und an Franz Sforza gegeben 215 ff. 220 ff.; bedroht und behauptet II 223 ff. 228. 235. 237 f. 254; Sforza genommen 269. 275 ff. 298 f. Absichten Carls mit Mailand 323 n; Versuche der Ligue gegen M. III 19. 94 f. 97. 103 f. 115. 171; wieder an Sforza 174 — 176; 183 f. 351. 353. Franz I. erneuert seine Ansprüche 357. 473 f.; Verhandlungen über M. IV 18. 82. 136. 139. 146 f. 199; im Frieden zu Crespy 219. V 231; an Philipp übertragen 314.

Mainz, Erzstift, I 193. 237.

—, im Bauernkrieg, II 164. 180.

—, Reichstag zu, von 1517 I 166.

—, Universität, gegen Reuchlin I 215.

Major IV 299. V 64. 102 n.; dessen Doctrin 349. 351.

Malmoe, Reformation in, III 469.

Malta, V 112 f. 118.

Mansfeld, Gebhardt und Albrecht von, III 251. 256.

Mantel, Dr, II 146.

Mantua, II 305; zum Ort des Concils bestimmt IV 72.

—, wird Herzogthum III 182.

Manuel, Don Juan, I 372 n. 385

Marburg, Gespräch zu, III 138 ff.

—, Universität, gestiftet, II 362. III 404. V 363.

Margarethe, Tochter Maximilians, I 82. 104 n.; in den Niederlanden 277. 261. III 93 n.; thätig in den Unterhandlungen um Carl die Kaiserkrone zu verschaffen I 277. 285. 292; schließt den Frieden von Cambrai III 101 f. 104.

—, natürliche T. Carls V. IV 296.

—, Schwester Friedrichs des W. I 261.

Maria, Verehrung der, I 182. 186. im Interim angenommen V 35; in England bekämpft IV 45 f.

—, Königin von Ungarn II 327. 336. 340; bei den heldischen Verhandlungen IV 89. 99; vermittelt den Waffenstillstand mit Frankreich 93 f; unterstützt Lunden 104. 135. gegen Gent 137; muß ihren Hofprediger aufgeben 283. V 19. 20. im Vertrauen der kaiserlichen Politik 86; in der Successionssache 95 ff.; bei dem Zuge Moritzens gegen Carl 194. 225; legt die Regentschaft nieder 315. 318. 320.

Maria, T. Carls, IV 140. V 93. 187.

—, T Ferdinands IV 307. 331

—, von Jülich I 260 f. 262.

—, T. Heinrichs VIII., Carl V versprochen, II 256. 263. III 11. 107. IV 134; als erbberechtigt anerkannt 235. V 133; Königin 307 ff., st. 332.

— Stuart mit dem Dauphin vermählt V 134.

Marignano, Marchese von, im schmalkaldischen Kriege IV 329. 332. 416. V 314.

Marillac, V 134.

Marseille belagert II 242. IV 29 f n.

—, Zusammenkunft zu, III 356.

Martinucci, Georg, III 27. IV 183 ff. V 119. 122. 123 ff.

Marx Sittich von Pavia II 248. 251 f.; in Ungarn 343.

Mastricht von Brabant getrennt III 339.

Matheſius, Johann, V 380.

Matrikel I 67; Cölner, von 1505 127. 128. 147; Costnitzer von 1507 131. 133; sorglose Abfassung derselben 152; eine immerwährende von Maximilian vorgeschlagen 148. 150; allzeit neueste (von 1521) 365.

Matthias Corvinus, I 73. 76. II 326. 327.

Matthys, Jean, III 416; in Münster 419n. 423. 426. † 426.

St. Mauris, IV 293.

Mäußlin, s. Meuslin.

Maximilian, römischer König, I 65. Verhältniß zu seinem Vater 75; seine erste Thätigkeit in den Reichssachen 75f.; wider Carl VIII. 82; nimmt die Wormser Beschlüsse an 89, sucht sie zu hindern 92; in Italien 94. 98; seine Absichten gegen Ludwig XII. 98f.; gespanntes Verhältniß mit den Ständen 99f.; Vereinigung mit ihnen auf dem RT zu Freiburg 1498 103f. im Krieg gegen Ludwig XII 104f. im Schweizerkrieg 105f; nimmt die Augsb. Beschlüsse von 1500 an 111; in Widerspruch mit dem Reichsregiment und den Ständen 111ff.; verleiht Mailand an Ludwig XII. 112f.; in Gefahr abgesetzt zu werden 116; seine Erhebung 117ff.; in den bairischen Irrungen 120f.; vereinigt sich mit den Ständen 125ff.; sein Romzug 129; nimmt den Titel eines römischen Königs an 135; sein venezianischer Krieg I 136ff. 140. 143. 146. 149. 165; sein Verhältniß zu den Ständen 145, zu den deutschen Fürsten 118ff. 256. Ueber seinen Ruhm die Reichsverfassung begründet zu haben 93. 145. 269; seine Verhältnisse zu Ungarn 76f. 79 127. II 326f.; seine Absicht eines Türkenkrieges; I 249; sein Verhältniß zum Papst 118. 190—192; sein Verhalten beim Anfang der Reform. 236. 248; sucht Carl die Nachfolge zu verschaffen 248. 273; unterhandelt um die Kaiserkrone 249. 275. Seine Natur 269. Seine historische Bedeutung 272; st. 275.

Maximilian, Erzherzog, IV 140 V 40; in Spanien 93f; sein Benehmen bei dem Successionsentwurf 95ff. 157f. 160. 240; beim Zuge Moritzens gegen Carl 187; 321. 322.

Mazolino, Silvester, I 245f. 334. 338.

Medici aus Florenz verjagt II 323. III 19; wiederhergestellt 97. 172. 181.

—, Johann, II 306.

—, Julius, Card., II 218. 220.

—, Alessandro, III 98. 173; Herzog 181f.

—, Ippolito, III 346. 350.

—, Cosmo, IV 199.

—, Catharina, III 351. 356.

Medizin V 370.

Medler, gegen das Interim V 55.

Mehdia, von Dragut genommen V 115; wieder erobert 117. 118.

Meier, Marcus, III 466ff. 475. 480.

Meißen, theologische Zusammenkunft zu, V 54. 57.

—, Bisthum IV 213ff. 310.

—, Joh., Bischof von, IV 115. 214ff.

Meklenburg I 119. 266ff. III 395. V 269. 274; Reformation in, IV 132. V 159.

—, Heinrich IV von, für Max. I 119. 284; bei der Versammlung zu Magdeb. II 282f.; in Speier III 119. 395.

—, Albrecht von, in Opposition gegen seinen Bruder Heinrich III 395; für Lübeck 477ff. IV 57.

Meklenburg, Magnus von, Bischof von Schwerin, I 267; in Speier III 119; IV 132.

—, Johann Albrecht von, gegen das Interim, setzt die Reform fort V 159; in Verbindung mit Moritz 167. 171. 216; in der Ver-

bindung Albrechts von Brandenburg mit Frankr. 268 f; theilt mit seinem Br. Ulrich 274. 363.

—, Ulrich von, Bisch. v. Schwerin, V 69; gegen s. Bruder 268. 274.

—, Georg von, gegen Magdeburg V 41; gefangen 146 f., befreit 180; beim Zuge Moritzens 191. 192. † 215.

Melanchthon I 311 ff. 325 ff.; vertheidigt Luther gegen die Sorbonne II 9 ff.; bei den Unruhen in Wittenberg 14. 28; s. Verhalten zu den Zwickauer Propheten 20; s. Bekanntschaft mit Philipp v. Hessen 139; beim Bauernaufruhr 173 n; gegen die bischöfl. Gerichtsbarkeit 188; bei den packischen Händeln III 38 f.; gegen die Verbindung mit den Zwinglianern 135; beim Gespräch zu Marburg 139; auf dem RT zu Augsburg 197. 201. 209. 233. 227; bei der Wittenb. Concordie IV 66 f. 68 f.; beim Wormser Gespräch 156 f. 160; s. Verhalten zu Butzer III 280. IV 163 n f.; beim Gespräch zu Regensburg 164; bei der Doppelehe Philipps 205 ff.; bei der cölnischen Reformation 265. 267; seine Haltung bei der Einführung des Interim V 55. 57. 59 ff. 62. 63. 65 n. 66 ff.; verfaßt die sächsische Confession 101; in der Sache des Concils 102. 106 f. 176; bei der Rückkehr Joh. Friedrichs 221; warnt Moritz gegen Albrecht 235 f. 337; seine Veränderung der AC. 346; darüber angegriffen 348 f.

Sein Einfluß auf Luther I. 313; Verhältniß zu Luther 326; in dessen letzter Zeit V 59. 60.

S. Schriften I 312. 313. 325. II 72; loci communes 29. V 352.; Unterricht an die Pfarrer II 355.; unterstützt Luther bei d. neuen Ausgabe der Bibelübersetzung V 346; s. philosophischen Studien I 312. V 380 ff.; s. Einfluß auf Schulen und Gelehrsamkeit II 72. V 363. 383 n.

Melander, Dionysius, IV 204. 223.

Meldorf II 137.

Memmingen III 82; nimmt an d. Protestation Theil 130; unterschreibt die conf. tetrap. 235; im schmalk. Bunde 281; im schmalk. Kriege IV 360; nimmt das Interim an V 47.

Mendoza, Diego de, IV 200. V 3 f. 10. 231 f. 315.

Menius beim Gespräch zu Marburg III 139

Mercator V 378.

Merindol, Waldenser von, IV 301.

Merseburg, Bisthum, IV 213 f. 310.

— Bischof von, II 59.

Metz, Jean Chatelain das. II 54; reformatorische Bewegungen in, IV 257 ff; Verhandlungen über M. zwischen Moritz und Heinrich V 172. 176; ergiebt sich den Franzosen 183; belagert 225 f.; französisch eingerichtet 228.

Metzler, Georg, II 159 f.

Meuslin IV 67; geg. d. Interim V 51.

Michyll V 305.

Mieg, Daniel, III 129. 152.

Milbenstadt I 55 n.

Militz I 307.

Minden, Pönalmandat gegen, IV 56. 368; Synode zu, V 55.

Minkwitz, Hans von, II 382 f. 199 n. III 137 n.

Minkwitz, Nickel, für Sickingen II 86. 88; gegen Lebus III 31 n; in Diensten Zapolyas 169.

Mirandula vergeblich belagert V 137. 232.

Modena III 177. 351.

Mohacz II 331.
Mohr, Georg, Rector, II 20.
Moldau III 28. IV 182 ff.
Mollenhök III 428 f.
Mölln, Synode zu, gegen das Interim V 55.
Moncada, Hugo, II 298 f.; Vicekönig von Neapel III 18.
Monluc, franz. Gef. IV 292.
Monner, Basilius, V 343.
Monopolien, II 36. 99. 102 f. 106 f. 107 n.
Monte, Card., V 11 f. s. Julius III.
Montmorency vertheidigt die Provence IV 27. 93 f. 139. 147. V 134; nimmt Metz V 183 f.
Morat Aga V 114. 119.
Moritz von Sachsen IV 111. 214 f. 288 f.; s. Verbindung mit dem Kaiser 309 ff. 318; im schmalk. Kriege 344 — 348. 389 ff.; vereinigt sich mit dem Kaiser in Eger 396; bei Mühlberg 399 ff. 404. 405; in der Sache Philipps 407 ff. 413 f.; gegen d. Erneuerung des schwäb. Bundes V 15; mit der Chur belehnt 25; Verhalten beim Interim 36 f. 40. 54. 57 ff.; geht nach Trient 63; für die Succession Philipps 94; erläßt das Leipziger Interim 66; belagert Magdeburg 142 ff. 178 f.; Unwille gegen ihn 156; seine Politik 160 ff. 165 ff.; s. Bund mit Frankreich V 178; s. Krieg gegen Carl 182 ff; gegen Frankfurt 215; nimmt den Vertrag von Passau an 216; in Ungarn 228. 230; sein Verhältniß zu Albrecht 235. 245 f.; im neuen Bunde mit Frankreich 252 ff.; Verhältniß zu Ferdinand 254 f.; zu Maximilian 94; sein Tod 227 f.; sein Character V 173 ff. 185.
Morone, Hieron., II 221; sein Verrath 265; gefangen 269.
—, päpstlicher Nuntius, IV 157 ff. V 285 f.
Mudäus, Gabriel, V 370.
Mühlberg, Schlacht bei, IV 398 ff.
Mühlhausen I 157 f. II 168; Reform. in, III 81.
—, Zusammenkunft zu, II 185.
Müller, Georg III 270. 290.
—, Hans, von Bulgenbach II 150. 157. 159.
Münchhausen, Wilmar und Liborius von, V 269.
Münster im Bauernkrieg II 167; Reformation in M., III 400 ff.; Wiedertäufer in M. 404. 416 ff.; Reaction in, 419; Belagerung u. Eroberung 439 ff.
—, Bischof von, Franz von Waldeck III 400 ff; gegen die Wiedertäufer 420. 423 ff; s. Verfahren nach der Eroberung Münsters 452; neigt zur Reformation IV 268 f.
Münzer, Thom., II 147. 150; in Mühlhausen 168; sein Ausgang 176.
Münzwesen I 97. 103.
Murmellius I 207.
Murner II 67.
Musculus V 355.
Musik V 388.
Musso, Castellan v., III 264; fällt in Graubünden ein 273; daraus vertrieben 385.
Mustäus II 63.
Muth, Conrad, I 208.
Mutterstadt, Peter III 129.
Myconius, Friedrich, II 55; beim Gespräch zu Marburg III 139. 378.
Mynter (vergl. Jorg Koch) III 468. 472.
Mystiker I 221.

Nassau, Streit mit Hessen I 359.

III 32 f. IV 325; Entscheidung deſſ. V 27.

Naſſau, Engelbert von, I 119.

—, Graf von, in Dienſten Carls I 291 f. II 103. 279 n. 212. III 181. IV 26.

Naturkunde V 374.

Naumburg, Zuſammenkunft zu, V 344. 360.

—, Bisthum IV 212 ff. 270. 325. 388.

Navarra, IV 138 f.

—, Johanna von, IV 194.

—, Peter, II 228.

Naves, Vicekanzler IV 155. 237. 305.

Neander, Michael, V 364. 380.

Neapel I 103. 117. 369. II 264. 275. III 19 f. 23; im Frieden von Barcelona 97; 357. IV 10. 93. 385. V 231. 233; an Philipp 314.

Neuburg IV 338. 341.

Neuenburg, Reform. in, III 271.

Neues Teſtament I 205. 326; Luthers II 23; herausgegeben 29. 65.

Neumark, Reform. in der, IV 117.

Neunjähriger Bund IV 58.

Neuſtadt, Reichsverſammlung zu, I 55 n. 71.

Neuß, Zuſammenkunft zu III 439. 440. 452 n.

Niederdeutſche Städte vor dem ſchmalkald. Kriege IV 325; im ſchmalk. Kriege 368. 390 f. 417 ff. 419.

Niederlande, Verhältniß derſelben zum deutſchen Reiche I 66. 76. V 19 ff.; zu den Reichslaſten zugezogen I 87. 102; zum Reichsregiment u. dem KG. 361. 363; Beſtimmung des burgundiſchen Vertrags V 22 f.; des Reichstags von 1555 296 f.

Niederlande, polit. Verhältniſſe derſ., I 58. 261. 263. 272; Erweiterung der N. durch Friesland 368; Empörung der Genter IV 137 f. 139; Belehnung Philipps mit den N. V 150 f.; Veränderung im Regierungsſyſtem 315; Uebertragung der Regierung an Philipp 316 ff.

Niederlande, religiöſe Verhältniſſe der III 92. 416. IV 283. 301; Wiedertäufer in den Niederlanden III 416. 443. 445.

Niederländiſche Städte, ſondern ſich von den Hanſeſtädten ab III 458 f. 462.

Nikolsburg mit Emmaus verglichen III 411.

Nizza, IV 196. erobert 227.

—, Waffenſtillſtand zu, IV 95.

Nominalismus I 184. 219; in Spanien III 91.

Nopp, Dr, in Regensburg IV 254. gegen das Interim V 52.

Norby, Severin, III 460.

Nordhauſen I 167; im ſchmalkald. Bunde III 338; Verſammlung des ſchmalkald. Bundes daſelbſt 304. 316.

Nördlingen nimmt an der Proteſtation Theil III 129. 130; im ſchmalk. Kriege IV 325. 341. 353.

Numai, Chriſtoph, von Forli, I 237.

Nürnberg I 51; im Landshuter Kriege 123; Fehde mit Berlichingen 157 f. 160; ihre Wehrhaftigkeit 160. III 342; ihr Handel I 161; Fehde mit Thomas Absberg II 81; Verhalten in der Wahlſache III 253; im Feld gegen die Türken 342; Fehde mit Albrecht von Brandenburg V 235. 268.

—, lutheriſch geſinnt II 59. 108; Abendmahl unter beiderlei Geſtalt daſ. ausgetheilt 110; im Bauernkrieg 164; Reform. daſelbſt 188.

364; neigt sich zum Bunde mit Hessen und Sachsen 200; lehnt ihn ab 282; nimmt an der Protestation Theil III 129. 130; im Bunde mit Sachsen u. Hessen II 290. III 133; gegen die Verbindung mit den Zwinglianern 137; unterzeichnet die Augsb. Conf. 202. 221; Verhalten in der Wahlsache 253; gegen das Recht des Widerstandes wider den Kaiser 256; Stellung zum schmalkald. Bunde IV 325. 253 n; muß das Interim annehmen V 46. 51.

Nürnberg, Reichstage zu, v. 1466 I 55 n;
von 1489 I 70. 75.
von 1522 II 32 ff. 36.
von 1522, 23. II 33 ff. 37 f. 47 f. 99.
von 1524 II 106 ff. 112.
von 1532 III 333 ff.;
von 1542 IV 190 ff. 223.
von 1543 224 f. 230.

Nürnberger Religionsfriede III 335; Beschränkung in demselben IV 58 f.; beseitigt 61 f. 63. 64; anerkannt und erstreckt 175.

— Bund IV 88 ff. 89; vom Kaiser bestätigt 136; erneuert 177; gegen die Wiederherstellung Herzog Heinrichs von Braunschweig 241.

Nürnbergisch-fränkische Kirchenordnung III 381; liegt dem cölnischen Entwurf zum Grunde IV 265.

Nützel, Caspar, II 365.

Oberländische Städte I 160; in der Religionssache III 81. 130. 145. 235; Verhandlungen mit dem schmalkald. Bunde 260; im schmalk. Bunde 281 f. 284. 304. 316. 318; bei der Wittenberger Concordie IV 67 ff.; im schmalk. Kriege IV 328. 354 ff.

Oberwesel, Zusammenkunft zu, III 447. IV 99.

Oecolampadius für Reuchlin I 216; für die neue Lehre II 56; bei Sickingen 84. 86; über das Abendmahl III 66. 92; beim Gespräch zu Baden 78, beim Marburger 139. 141 n; für Butzers Vermittelungsversuch 282; sein Briefwechsel mit Zwingli IV 67.

Oldenburg, Tractat von, I 79 n.

Ofen von Soliman genommen II 333; Ferdinand in, 344; von den Türken genommen III 156; vergebliche Versuche es zu erobern 169. 323; IV 184; Verfahren Suleimans in, 185.

Oldenburg I 49. 119. 265.

Oldendorp, Dr, in Lübeck III 472 f. 476.

—, Johann, V 369.

Olbersum, Disputation zu, II 369.

Opsopäus, Vincenz, V 365. 249.

Oranien, Philibert Prinz von, bei der Eroberung Roms II 322; führt das Heer von Rom weg III 20; belagert Florenz 178.

—, Wilhelm von, Statthalter in Holland, Verweser von Geldern und Zütphen IV 234; V 318. 322. 324. 325.

Ordination, bei den Protestanten IV 269 V 344 f.

Orlamünde, Carlstadt in, II 145.

Orsoy, Zusammenkunft zu, III 439.

Ortenburg, Graf von, II 251.

Osiander II 141. 377; beim Gespräch zu Marburg III 139; nach der jungen Pfalz berufen IV 255 f. gegen das Interim, verläßt Nürnberg V 51; seine abweichende Doctrin 346. 348.

Ostfriesland I 48. 268; Reform. in, II 368; Einführung des Interim in, V 69.

Östreich I 75; zu den Reichslasten gezogen 88. 92. 102; Unruhen nach dem Tode Maximilians 277;

an Ferdinand 357. 368; im Bauernkrieg II 167. 182.
Östreich, religiöse Verhältnisse II 127 n. 135. III 40 f. IV 59. 256. V 338. 339.
Östreich, Haus, Verhältnisse zu den deutschen Fürsten I 118. 268. 358. II 132 f.
Osmanen s. Suleiman, Ungarn, Zapolya u. s. w.
Otther von Eßlingen IV 67.
Otto Heinrich, Pfalzgraf, II 177 n. reformirt in der jungen Pfalz, im schmalk. Bunde IV 255. V 27; amnestirt 210; Churfürst, reformirt die Rheinpfalz 337.

Pack, Otto von, III 30. 32 ff.
Paderborn III 398.
Pallavicini, Christoph, II 220.
Paris, Zug Carls gegen, IV 247.
—, Univ., I 184 n; gegen Reuchlin 215; gegen Luther, von Melanchthon angegriffen II 9; in der Ehescheidungssache Heinrichs VIII IV 39.
Parma und Piacenza II 209. 215. 221. 323. III 10. 26. 351; nach Pier Luigi Farnese's Ermordung V 9. 89. 135 f.; Parma 136. 137. 232.
Papst, Verhältnisse zum Reich nach dem Religionsfrieden V 328. 329.
Paracelsus V 370 ff. 377.
Passau, Verhandlungen zu, V 203 ff. 245. 278.
Pattenhausen, Synode zu, V 54.
Paul II. I 55. 56.
Paul III, Papst, IV 16. 94 f. 135 ff.; schickt Morone nach Deutschland 157; Contarini 163; im Nürnberger Bund 177; seine Zusammenkunft mit Carl zu Lucca 186. 188; beim dritten Kriege zwischen Carl und Franz 197 ff.; in Busseto 200; versucht zwischen C. u. Fr. zu vermitteln 236. 238; kündigt ein Concil an 71 f. 275 f.; s. Practiken in Deutschland 277 f.; sein Bund mit dem Kaiser 296 ff. 316. 332; Entzweiung mit dem Kaiser über das Concil 380 ff.; verlegt das Concil nach Bologna 386; während des schmalk. Krieges V 3. 8 ff; in der Sache Parmas 10. 135; sein Verhalten beim Interim 38. 89; löst die Versammlung zu Bologna auf 90; st. 90.
Paul IV Caraffa V 314; im Bunde mit Frankreich 319; gegen den Religionsfrieden 328.
Pavia von den Kaiserlichen (1521) genommen II 221; von ihnen entsetzt 224; Schlacht bei, 246 ff. von Lautrec genommen III 13; von den Franzosen verloren und wiedererobert 25; von Leiva genommen 174; Leiva mit P. belehnt 184.
Pedro de la Cueva III 240 n.
Pegau, Zusammenkunft zu, V 62.
Peinliche Halsgerichtsordnung IV 205; Bambergische II 44 f.
Pereny, Peter, II 344; gef. III 155; erkennt Ferdinand an IV 183.
Perser I 175 IV 10. 16. 292.
Perugia III 172. 178.
Peruscо, Mario, I 246.
Pescara II 267; bei der Einnahme Mailands 220. 238; verjagt Bonnivet 239 f.; beim Einfall in Frankr. 244 ff.; bei Pavia 249 ff. sein Verhalten beim Verrath der Italiener 264 ff.; st. 270.
Pesth IV 191 f.
Peter Martyr V 129. 356.
Peter Petrowitsch IV 183. V 120.
Peterwardein II 330 f.
Petricau, M. von, II 378.
Petrucci, Card. Alfonso, I 234.

Petrus Lombardus I 179.
Peutinger I 216. V 49.
Pfahlbürger I 159. 161.
Pfalz I 48; im Landshuter Kriege 122f.; geschmälert 124f.
—, Ober-, II 193; Reformation in derf. IV 255.
—, Rhein-, Reformation in der, V 337.
—, junge, gestiftet I 124; Reformation in derf. IV 255.
Pfälzische Chur von Baiern in Anspruch genommen IV 307. 325f. V 26f. vgl. 273.
Pfeffinger, Dr IV 132.
Pfinzing, Martin, III 343.
—, Melchior, I 267.
Pflug, Julius, beim Gespräch zu Regensburg IV 165; Bischof v. Naumburg 212. 213. 388; bei der Abfassung des Interim V 30. 31. 33ff.; in sein Bisthum zurückgekommen 58; auf der Versammlung zu Pegau 62f.
Pflug, Caspar, von Schlackenwalde IV 396.
Philipp, Sohn Maximiliane, auf dem RT von Lindau 1496 I 95; schließt einen Vertrag mit Ludwig XII 98; vermählt 117; König v. Castilien 124; st. 130.
—, Sohn Carls V, in Aragon als Nachfolger seines Vaters anerkannt IV 197; für Krieg gegen die Protestanten 317; kömmt nach Deutschland V 93. 94. 96; Absicht des Kaisers ihm die Nachfolge im Reiche zuzusichern 93ff. 240ff. s. Vertrag mit Ferdinand darüber 98; mit den Niederlanden belehnt 150. 224f.; mit Maria v. England vermählt 308; in England 309f.; erhält die Länder Carls 314ff.
Philipp von Grubenhagen auf der Versammlung zu Magdeburg II 282; auf der Versammlung zu Schmalkalden 1530 vertreten III 251; gegen die römische Königswahl Ferdinands 259.
Philipp, Churf. von d. Pfalz, I 53; in Opposition gegen Maximilian 105. 114f. 116; in den Landshuter Irrungen 120—124; st. 142.
—, Pfalzgraf, bei der Belagerung Wiens 1529 III 163. 179; Statthalter von Würtemberg, führt den Krieg gegen Philipp von Hessen 369.
Philipp von Hessen, für volljährig erklärt I 262f; mit Georgs von Sachsen Tochter verlobt ib.; 268. 289; auf dem RT. zu Worms 384; in der Sickingischen Fehde II 88—90 93f. 95; gegen die Bauern 174. 175ff.; in Mühlhausen 185; zu Alzey 193; in Friedewalt 198; schließt den Bund zu Gotha II 281. 286; s. Eifer für die neuen Lehren 139f. 187. 286; kriegerisch-religiöse Sinnesweise an s. Hofe III 470; gegen die bischöfliche Jurisdiction 188; reformirt in Hessen 348. 361; in den packischen Händeln III 32; im Bund mit dem Churf. von Sachsen 1528 III 33; in Beziehungen zu Frankreich und Johann Zapolya 30f.; sein Einfall ins Würzburgische 38; gegen die Beschlüsse der Majorität auf dem RT. zu Speier 1529 123; protestirt 125f. 128f.; schließt nebst Sachsen ein Verständniß mit Strasburg, Ulm, Nürnberg 133; Verhältniß zu Zwingli und d. Schweiz 134 200f. 221. 283; beabsichtigt die Herstellung Ulrichs von Würtemberg 134; veranlaßt das Gespräch zu Marburg 138; s. Mistrauen gegen die Verhandlungen des Churf. von Sachsen mit Ferdinand 147; auf dem RT. zu Augsb. 193. 194f.; unterschreibt

die Augsb. Conf. 201. 202. 221. verläßt den RT. 221; auf der Versammlung zu Schmalkalden Decbr. 1530 251. 256n; nimmt das schmalkald. Bündniß an 256; geg. die römische Königswahl Ferdinands 259. 366; Bundeshauptmann des schmalk. Bundes 316f.; mit dem Nürnberger Frieden nicht einverstand., tritt später hinzu 338; s. Verhältniß zu Sachsen 341f.; tritt in Verhältniß mit Baiern 319. 340. 341; gegen die Erneuerung des schwäbischen Bundes 362; s. Zus.kunft mit Franz I zu Barleduc 365; seine würtembergische Unternehmung 367; schließt den Frieden von Cadan 375. 402; gegen die Wiedertäufer 415. 423. 439. 441; Nachrichten darüber bei Lanze 423n; unterstützt Christian von Holstein gegen Lübeck 475. 477; in Wien 1535 IV 61. 71; auf der Versammlung zu Zeitz 120; sein persönliches Verhältniß zu Herzog Heinrich dem jüngern 91f. 98. 100n. 144; s. Doppelehe 203ff; politische Folgen derselben 299. 162; s. Vertrag mit dem Kaiser 1541 177f. 208. 229. 309; trägt die Fehde von Wurzen aus 216; gegen Braunschweig 222; gegen das KG 224. 225; s. Verhalten in d. clevischen Sache 144. 229; auf dem RT zu Speier 1544 237. 238. 243f.; für die Aufnahme von Metz in den schmalk. Bund 257; s. Einwendungen gegen die Wittenberger Reformation 270; nimmt Heinrich von Braunschweig gefangen 288f.; s. Bestrebungen die Fürsten gegen die wachsende Macht des Kaisers zu vereinigen 290ff.; s. Zusammenkunft mit dem Kaiser zu Speier 1546 305; s. Verhalten vor dem schmalk. Kriege 322 324f.; rüstet 327; in die Acht erklärt 331; vereinigt sich mit den oberländischen Truppen 333; widerlegt die Achtserklärung des Kaisers 334; s. Krieg an der Donau 337. 348ff.; über seine Kriegführung 338n. 339n.; geht nach Hessen 353; seine Lage daselbst 407; s. Unterhandlungen mit dem Kaiser 408ff.; s. Gefangennehmung 412f.; in der Gefangenschaft V 152ff.; Verwendungen und Bemühungen um seine Freilassung 94f. 153. 155 158. 185. 201; seine Befreiung zugesagt 210; s. Rückkehr 222.; s. Verhalten beim Kriege zwischen Albrecht und Moritz 262.

Philologie V 364ff.

Philosophie V 380ff.

Piacenza von den Kaiserlichen besetzt II 221f. 323. V 9. 89.

Piderit, reformirt Lemgo, III 396.

Piemont, Verhandlungen über, IV 21. 147; von den Franzosen herausgegeben 250. V 134.

Piombino V 231. 232.

Pirkheimer I 216. 340.

Pisa, Concil zu, I 191. 233

Pistorius, hess. Prediger, IV 165.

Pius II I 46.

Planitz, Hans von der, II 40. 127n. III 335n. 383n.

—, Kriegsanführer IV 419.

Plassenburg V 266. 267. 271.

Plauen, Heinrich von, V 247. 255 265.

Plettenberg II 383.

Podiebrad I 46. 54. 55; s. Nachkommenschaft II 372.

Poetenschulen I 201. V 364; in der Schweiz III 45.

Polen, Verhältniß zum Reiche und zu Östreich I 57. 91. 264. 358. II 325f.; zu Preußen 373; s. Sigismund.

Polenz, Bischof von Samland, für Luther II 58; bei der Säcularisation Preußens 376f. 381.

Pollich, Dr Martin, I 223.
Pomesanien, Erhard Queis Bischof von, II 381. 382.
Pommern, Reformation in, III. 394; Einführung des Interim das. V 68.
Pommern, Bogislav X Herz. von, I 119. 265.
—, Georg und Barnim, Herzoge von, III 193. 394; Barnim bei der Disputation zu Leipzig I 317.
—, Barnim und Philipp, Herzoge von, reformiren III 394. 367. 477. IV 55 f.; im schmalk. Bunde 66; führen das Interim ein V 68 f.
Pontus Heuterus V 318 n.
Poole IV 163. 134 f.
Portercole V 234; von den Kaiserlichen wiedererobert 314.
Portugal III 114. V 330.
Prag im schmalk. Kriege IV 391. 415 ff.
—, Univ, I 184 n. 208.
Pragmatische Sanction I 45. 191.
Presburg, RT zu, II 342.
Preußen, Bund der Städte I 51; Friede zu Thorn 57; hussitische Meinungen in Pr. 218; politische Verhältnisse 264. 358; Säcularisirung II 372.—384; Wiedertäuf. in P. III 442; innerer Zustand um 1544 IV 271. V 28. 334.
Proles, Andreas, I. 221.
Protestanten III 126 ff; ob sie die geistliche Reform um weltlicher Vortheile willen unternommen IV 179; theologische Streitigkeiten unter ihnen V 349 ff.
—, die, in Trient V 100 ff.
Protestantismus, Stellung des deutschen P. zu Europa u. dem Reich IV 53. 80; Verbreitung und politische Stellung dess. um 1544 270 f.; Einwirkung auf die Reichsverfassung V 335 f.; unter dem Schutze d. Reichsgemeinschaft 336; Fortschreiten dess. 337.
Protestantische Doctrin, Einwirkung auf die englische Kirche IV 45 f.; auf den Katholicismus 165; Nachtheile in die sie gegen den Katholicismus durch die theologischen Verhandlungen gerieth 377 f.; Gegensatz ders. gegen die katholische 379.
Protestantische Kirchenverfassung V 339. 360.
Protestation III 126 f. 128 f.; dem Kaiser übergeben 145.
Provence, Ansprüche des Kaisers auf dies. II 257; Einfall in die Pr. 242. IV 26 ff.
Prucker I 155.
Pseudoisidorische Decretalen I 8; ihre Unechtheit zuerst nachgewiesen V 384.
Pupper, Johann, I 220.

Quäker III 456.
Quedlinburg, Stift und Stadt, reformirt IV 133.

Ranzau, Johann II, 140. III 481.
Rapperschwyl III 299. 301.
Rareſch, Peter, Hospodar der Moldau, III 28. 154. IV 97. 182.
Ratolphzell II 152.
Ratzeburg V 274.
Ratzenberger III 43.
Ravenstein dem Hz. von Jülich entzogen III 319.
Realismus I 184; in Spanien III 90.
Rebecca, Lager bei, II 218.
Rechtsstudium in Deutschland I 208. V 368 ff.; Einfluß der Reformation auf dass. II 69.

Reckerode V 79. 181. 210.
Reformation, Einfluß auf Wissenschaft und Kunst II 64; bei den Katholiken 127.
Reformatio ecclesiastica Carls V V 42 n. 69. 90.
Reformation Kaiser Friedrichs, II 166 n.
Regensburg von Baiern genommen I 57. 77.; herausgegeben 78; die Böhmen bei Regensburg geschlagen 123; auf dem RT zu Augsburg, schließt sich d. Kaiser an III 236; Reformation in Regensburg IV 254 ff.; Stellung zum schmalkaldischen Bunde 325; im schmalkaldischen Kriege 331. 337; Verhalten bei der Annahme d. Interim V 47. 52. 149.
—, Convent in, II 125.
—, Reichstag zu, von 1471 I 56.
von 1474 I 57. 68.
von 1527 III 116;
auf 1528 ausgeschrieben, vom Kaiser verboten 117;
von 1531 327. 330;
von 1541 IV 161. 170 ff.
von 1546 IV 322. 309 f.
von 1556 V 322.
Rehlinger, Wolf, III 392. V 49.
Reichshofrath V 241. 304.
Reichsgericht unter Friedrich III. I 40. 72 f.
Reichskriegscasse, Bildung einer, V 23; gegen Magdeburg verwandt 144. 180.
Reichsrath vorgeschlagen I 84; permanenter, 108; von 1500 I 108 f. 111; löst sich auf 113.
Reichsregiment von Maxim. 1505 in Antrag gebracht 126, von den Ständen abgelehnt 127; ein R. 1512 genehmigt 151; nicht aufgestellt 152; von 1521 360 ff. 367. II 31 n. Opposition gegen dasselbe 80; verändert 109; zu Eßlingen 132. 154. 196.
Reichsritterschaft I 50; ohne Theilnahme an den Reichstagen 91. 366; ihr Zustand 156. 168; gegen die fürstliche Gewalt und das Reichsregiment II 83; ihre Niederlage 89 ff. 96 f.
Reichssiegel, Entfremdung desselben V 74. 304.
Reichstag I 46, erhält regelmäßigere Formen 68 f. 77 f. 95; Mängel desselben 90.
Reichsversammlung, jährlich zu wiederholende, von Nicolaus v. Kus vorgeschlagen I 80, im Rathschlag von 1495 82, beschlossen 88, ohne Erfolg 92.
Reichszoll, Vorschlag Nicolaus v. Kus I 81; Plan eines (1521) I 363. 366; zu Nürnberg beschlossen II 37 f.; Bedeutung desselben 39; die Städte dagegen 38 f. 98 f. vom Kaiser verworfen 103.
Reiffenberg, Friedrich v., im schmalkaldischen Kriege IV 338. 340; von Moritz nach Frankreich gesandt V 167; im französischen Heere 258.
Reinele Fuchs I 197.
Reisner II 305 n.
Reitti, Lager von, V 190.
Religionsfriede zu Nürnberg, III 334 ff.; zu Augsburg V 283 ff. Bedeutung desselben V 305.
Renate, T. Ludwigs XII. I 274 n. 282.
Renner I 285.
Renzo da Ceri vertheidigt Marseille II 244; in päpstlichen Diensten 300; vertheidigt Rom 316.
Repräsentationsrecht bei dem Erbe eingeführt, I 102.
Reservatum ecclesiasticum V 290. 300 ff.
Reuchlin I 210 ff. 312. 338.

Reuß, IV 347; Visitation im Reußischen III 379.

Reutlingen, I 283. II 137; Hermann predigt daselbst III 82; nimmt an der Protestation Theil 130; unterzeichnet die AC 202; im schmalkaldischen Bunde 381; im schmalkaldischen Kriege IV 360. Einführung des Interim daselbst V 53.

Reval III 318. 473.

Rhagius I 207.

Rhäticus V 380.

Rhegius, Urbanus, II 56. 78n. III 220f. 313.

Rheingraf, im Domcapitel zu Cöln evangelisch gesinnt, IV 284.

—, V 79. 181. 210. 258.

Rheingrenze, Idee der, bei den Franzosen I 58.

Rheinthal, evangelisch gesinnt III 263f.

Ricci, Nuntius, IV 135.

Richard von Greifenclau, Churfürst von Trier, gegen die römische Königswahl Carls I 275, bei der Kaiserw. 279f. 292. 298, Schiedsrichter in der lutherischen Sache 310. 333; befördert das Reichsregiment 362, bei der Fehde mit Sickingen II 82. 85. 88. 95f; im Bauernkrieg 177ff. 180; Verhältn. zu d. Evangelischen 193n. 198; veranlaßt 1526 die Opposition gegen den Kaiser 282; für die römische Königswahl Ferdinands III 249. 257.

Riga III 318. 459. 473.

Ritberg, Conrad, Bischof v. Münster I 207.

Robert v. d. Mark II 209. 210ff. 272.

Rochlitz, Ueberfall bei, IV 392f.

Rode, Johann, III 311.

Rogendorf, II 343; bei der Vertheidigung Wiens III 164. 167. IV 60. in Ungarn IV 184f.; st. 184f.

Rom, Zustand 1526 II 299. 317. erobert 315ff. III 17f.; befreit 20.

Rommel, Hans, V 154.

Rosenberg, II 96. 160.

Rosenblüt I 197.

Roßheim, Martin, IV 195. 227.

Rostock, III 309; unterstützt Lübeck 463. 473.

—, Universität, I 184n. V 363.

Rotenhan, Sebastian von, II 45. 177.

Rotach, Versammlung zu, III 133. 137.

Rothenburg an d. T., Unruhen in, II 158. 163; Rothenburger Haufen bei Ingolstadt besiegt 179; Verhandlungen zum schmalkaldisch. Bunde IV 325; vom Kaiser besetzt 353; V 272.

Rottmann, Bernhard, lutherischer Prediger in Münster III 400; verwirft die Kindertaufe 404 417. 421. 434; unterstützt Bockelson 430. † 451.

Rottweil, III 130. 302.

Röublt II 60.

Ruß, Wolfgang, II 60.

Saalfeld, Versamml. zu, II 188. III 319.

Sabina, Gemahlin Ulrichs v. Würtemberg I 258.

Sabinus V 363.

Sachs, Hans, II 67f. V 386ff.

Sachsen, Haus, I 48; Stellung desselben am Anfang des 16ten Jahrhunderts 260.

—, churfürstliches, religiöse Verhältnisse I 194. II 62f. 187f.; Visitation 353. III 377ff.; gegen das Interim V 54f.; Kirchenverfassung in demselben 341.

Sachsen, Albertinisches, Neigung zur religiösen Neuerung das. II 40 n. 186. IV 109 f.; Reformation in demselben 114. 345 f.

Sachsenhausen V 237.

Sächsische Bisthümer in der Erbtheilung von 1485 IV 213.

Sacco di Roma, II 321.

Sacramente I 179. 181; nur zwei von Luther festgehalten III 137; die sieben von den Katholiken behauptet in Augsburg 207; in Trient IV 377; im Interim V 35. in der Torgauischen Formel 64; Lehre Calvins von denselben 356.

Säcularisationsversuche, erste, II 190 f: Entwurf von 1525 194 f.; Hogstratens, um die Türken zu vertreiben III 160.

Sala, Nais V 189.

Salamanca, Universität, IV 371.

—, Rath Ferdinands, II 105. 109; vom Hofe Ferdinands entfernt IV 60.

Salerno, Ferrante Fürst von, V 231. 233.

Salm, Nicolaus von, vor Pavia II 248. 251. 253; in Ungarn 344; bei der Vertheidigung Wiens III 164. 166.

—, Niclas v., d. jüngere III 169 n.

Salmedon, IV 371.

Salzburg im Bauernkrieg II 167. 183; Versuch es zu säcularisiren 190 f. Wiedertäufer in, III 408. IV 278.

—, Erzbischof von, II 45; vom Papst gewonnen 124. 126; auf dem Convent zu Regensburg 125; verfolgt die Neugläubigen 135 f; im Bauernkrieg 190; auf dem RT zu Augsburg III 204; im Nürnberger Bund IV 89; V 204.

Samland, Bischof Polenz von, II 58. 377. 381.

Samson, I 237 n. III 54 f.

Sanct Dizier, Sanct Gallen siehe „St. Dizier", „St. Gallen" u. s. w.

Sander in Braunschweig III 306.

Sanga, Minister Clemens d. VII. III 23. 93.

Santa Croce, Legat am Concil IV 316.

Sarcerius, IV 263.

Sastrow, V 79.

Savigliano, Versprechen v., IV 70.

Savona, III 21.

Savoyen, Angriff des Adels auf Genf, III 273; zurückgeschlagen 285; S. von Franz erobert IV 23 ff. 146.

—, Carl III. von, II 276 f.; III 180; erhält Asti 182; auf der Seite des Kaisers, gegen Genf IV 21; von Bern bekriegt 22, von Franz I. angegriffen 23 ff.; 162.

Schaffhausen, III 81. 270.

Schapeler II 59. 147; ob Verfasser der zwölf Artikel der Bauern 156 f. n.

Schärtlin v. Burtenbach in Italien II 238. 241; wirbt zur Entsetzung Wiens III 167; im dritten französischen Kriege IV 29; beim Einfall in Frankreich 246; im schmalkaldischen Kriege 328—330. 338. 339 n. 362; in Frankreich V 79. 178; wirbt gegen Carl 181; zu Gnaden angenommen 210.

Schaumburg, Adolf von, Coadjutor von Cöln IV 365 f.; Erzbischof 366 f. V 26; auf dem RT 1547 24. 27; in Trient 100. 105. 109. 149; auf dem RT. 1555 278.

Schauspiele in der Kirche bei den Wiedertäufern zu Münster III 436.

Schiner, Cardinal, III 48.

Schilling, Georg, Johanniter V 113.

—, Jacob, brandenb. Rath V 277 n.

Schlachtorp in Soest III 396.

Schleiz, Zusammenk. zu, III 143.

Schlemmerhaus, II 162.

Schlesien, I 58; religiöser Zustand II 337. 339f. 370; um 1544 IV 271; im schmalkaldischen Kriege 391. V 338.

Schmalkalden, Versamml. zu, Dec. 1530 III 251—257. 281; 1531 258. 315; 1533 385; 1535 IV 63ff.; 1536 77.

Schmalkaldische Artikel IV 78.

Schmalkaldischer Bund III 250ff. 256; Verfassung desselben 316ff; erneuert IV 64; erweitert 65f.; in Gefahr eines Krieges mit dem Nürnberger Bunde 90f.; Mängel des Bundes 325ff.; Verhandlungen über seine Erneuerung 326f.; Verhältnisse der Mitglieder beim Ausbruch des Krieges 327f; gesprengt 360.

Schmalkaldischer Krieg IV 273ff. über die Führung desselben von Seiten der Protest. 336f. 343f.

Schnepf, Erhard, II 60; beim Gespräch zu Marburg III 139; Reformator Würtembergs 389f.; beim Gespräch von 1546 IV 299, gegen das Interim, verläßt Tübingen V 53.

Schnepperer, der, I 197.

Scholastik I 184. 223; Opposition dagegen 202. 213; von Melanchthon für ketzerisch erklärt II 9; in Spanien III 91. IV 371.

Schottland in Verbind. mit Frankreich IV 194; Unternehmung Englands gegen, V 127 130; die Vereinigung mit England durch Heinrich II gehindert 134.

Schradin von Reutl. IV 67.

Schuldorf, Marquard, II 370.

Schulen in Deutschland I 201. V 363; in Sachsen 174. II 71.

Schüler von Memmingen IV 67.

Schurf, Augustin V 373.

Schwabach, Zusammenkunft zu, III 137. 144.

Schwabacher Artikel III 144f.

Schwäbischer Bund geschlossen I 78. seine Bedeutung für Oestreich 79; im Schweizerkrieg 106; im Landshuterkrieg 123; für Oestreich 167f.; gegen Ulrich v. Würtemberg 257. 287. 289. 302; gegen die Ritterschaft II 90. 96f.; gegen die Bauern 151. 153f. 177; für die alte Religion 185. 191f. 196. III 41. 118; bei den packischen Händeln 39; 167. 260; löst sich auf 362ff; Versuche ihn zu erneuern IV 57. V 13.

Schwanhäuser, Johann, II 59.

Schwarzburg, Graf Günther von, V 275; Schwarzburg IV 347; Reform. im Schwarzburgischen, III 379.

Schwarzenberg, Joh. v., II 41ff. 51. 364.

Schwebel, Johann, II 84.

Schwegler, Caspar, II 247. 322n.

Schweinfurt, Versamml. der fränkischen Ritter zu, I 91. Verhältniß zum schmalkaldischen Bunde IV 325; Verhalten in der fränkischen Fehde V 244. 266. 270f.

Schweiz I 51f.; Verhältniß zum Reich 91. 99. 106. 163; Schwabenkrieg 106; eximirt 133; Parteien in der Schweiz II 213. Reform. in der Schweiz III 45ff. 262ff. 285f; Bund der katholischen Cantone mit Ferdinand 86. 264f.; Wiedertäufer in der Sch. 442; im Krieg mit Savoyen IV 21f.; Religionsstreitigkeiten in der Schweiz V 353.

Schweizer in Maximilians Kriegen I 137. 165; Verhalten in der würtembergischen Sache 283f. 287. 288f. II 154; erneuern die Einung mit Oestreich I 288; in den italienischen Kriegen II 213. 214f.

222f.; bei Bicocca 225 f. 239; bei Pavia 251; im Bunde mit dem Papſt 263. 298.

Schweizer, Hans, III 267. 295.

Schwendi, Lazarus, V 141. 144. 179. 184. 202. 250.

Schwenckfeld II 372. III 410.

Schwyz gegen Zwingli III 76f. 262; von Zürich angegriffen 266; nach dem Kriege 300.

Scriptoris, Paul, III 47n.

Scultetus in Magdeburg III 305.

Seehofer II 62. 63.

Seidenſticker, Claus, II 318.

Seidler, Jacob, II 11.

Seld IV 320n. V 27. 48. 325. 329.

Selim I 176. 249.

Seripando IV 371.

Seſia, Schlacht an der, II 239.

Sforza II 213.

—, Franz I 371. II 215; in Mailand aufgenommen 220. 224; bei Bicocca 225. 237; verläßt Mailand 246; ſ. Vertrag mit Ferdinand 261; im Einverſtändniß mit den Italienern 263. 265. 269. 275. 276. III 97ff; 171; wiederhergeſtellt 175ff. 182. 351. 353. 357ſt. IV 18.

—, Bona II 327.

Sickingen, Franz von, gegen Worms I 159. 166. 167; geg. Darmſtadt 268; in Unterhandl. mit Franz I 285; nimmt ein Jahrgeld vom Hauſe Burgund 287; Freund Huttens 331; gegen die Dominicaner 333; für Luther 379. II 83f.; in Carls Dienſten I 287. 379. 384. II 212; ſeine Fehde gegen Trier 82; ſ. Verhältniß zum Reichsregiment 90. 92; ſ. Ausgang 93; ſ. Söhne im würtembergiſchen Kriege III 369.

Siebenbürgen IV 182 — 185. V 119. 121f.

Siegmund, Kaiſer, I 38. IV 317.

Siegmund von Tirol I 76.

Siegmund von Brandenburg V 274.

— von Polen II 326. 334n. 376. III 28. 31.

Siegmund Auguſt von Polen V 28. 80f.

Siena III 172. 182. IV 385. V 233f.; 314f.

Sievershauſen, Schl. bei, V 257.

Simon Heſſus IV 33.

Sinan V 118. 119.

Sindelfingen, Schlacht bei, II 177.

Sitten, Card. von, I 287. 332. II 217. III 51.

Sittich, Marx, II 248. 251f. 343. III 25. 264. 273.

Sleidan V 383. 344.

Smiterlow, Claus, III 473.

Soeſt, von Jülich angefochten I 153; Reform. in, III 396.

Solms, Graf von, II 138. 287. IV 305. V 241.

Solothurn, III 264. 270. 301.

Soltauer Heide I 300.

Somius in Ulm III 82.

Sontheim, Lager von, IV 342f.

Soto, Domenico, IV 371. 377. V 33.

Spalatin II 175; auf dem RT von Augsburg III 223n.

Spanien, Aufruhr der Communen, I 368; Verfolgung der Moriſken III 88; Inquiſition in Sp. I 371. 374; Urſachen der Anhänglichkeit Spaniens an die Hierarchie IV 51; ſcholaſtiſches Syſtem in III 91. IV 371. 382f.; proteſtantiſche Tendenzen in Sp. V 331; Philipp in Sp. IV 197. V 316. 320.

Spanische Bischöfe am Concil IV 371; ihre Forderungen 382. V 108.

Spät, Dietrich, III 369.

—, Friedrich, IV 390 n.

Speier, Reichstag zu, auf Nov. 1524 angesetzt II 113; Vorbereitungen dazu 118; verboten 119. 131.

von 1526 284; Abschied 296. 352.

von 1529 III 117; Proposition 119; Beschlüsse der Majorität 126. 128 f.; Resultat dess. 132. 152.

von 1542 IV 187.

von 1544 IV 236 ff.; Wirkung der Beschlüsse dess. auf d. Papst 276 ff.; der Abschied liegt dem Rel. Fr. von 1555 zu Grunde 285.

Speier, Städtetag zu, II 138.

—, Zusammenkunft der Katholischen zu, IV 88; Carls V und Landgr. Philipps 305.

—, Bischof von, im Regensburger Bündniß II 125; im Bauernkrieg 161.

Spengler I. 340. 349. II 365. III 149

Spiegel, Jacob, IV 153.

Spiegelberg I 200.

Sprengel, Dr, III 306.

Sprenger, Jacob, I 188.

Spretten, Paul v., II 67. 76.

St. Dizier, Belagerung v., IV 246 f.

St. Gallen, Einfluß der Evangelischen in, III 271. 285; katholische Reaction 300.

—, Stadt, Reform. in, III 81 f.; nimmt an der Protestation Theil 130 f. 134.

St. Mauris IV 293.

St. Pol, franz. Heerführer, III 25. 95.

Städte, mit dem Kaiserthum verbunden I 35; Zustand derf. 51. 159 ff.; ihre Stellung an den Reichstagen 68; zahlen den gemeinen Pfennig 101; zum Reichsrath zugezogen 110; ohne Theilnahme am KG. 109. 366; hoch angeschlagen 128. 364; durch die Exemtionen d. Geistlichk. belästigt 195; Beschwerden derselben 141. 154. 167; gegen den Reichszoll II 38 f. 99; gegen das Reichsregiment 99; gegen den Convent von Regensburg 138; im Bauernkriege 163; gegen die bischöfliche Jurisdiction 188. IV 106 f.; auf dem RT von 1547 vernachlässigt V 18 f.; von Carl V nicht begünstigt 291.

Staphylus V 350 n.

Staupitz I 222. 224.

Stein, Albrecht von, I 287. II 226.

Steterburg, Kloster, V 246; Schlacht bei 263.

Stiefel, Johann, II 54. 63.

Stolberg, Graf von, IV 266.

—, Anna von, Aebtissin von Quedlinburg IV 133.

Storch, Claus, II 16. 20; in Hof 147.

Stralsund unterstützt Lübeck III 473. 481.

Strasburg im Gothaer Bund II 290; evangelisch 368. III 81. 277; nimmt Theil an d. Protest. 130; in Verständniß mit Hessen und Sachsen 133; in Bürgerrecht mit Zürich und Bern 134; unterschreibt nicht die Schwabacher Artikel 144 f. 145; übergiebt die conf. tetrap. 235. 279; im schmalkald. Bunde 281; unterstützt Philipp gegen Würtemberg 368; Wiedertäufer in Strasburg 412. 415.

443. 384 385; im ſchmalk. Kriege IV 326n. 327; unterwirft ſich 367; Verhalten bei der Annahme des Interim V 47. 53; unterzeichnet die ſächſiſche und die würtembergiſche Confeſſion 102; widerſetzt ſich den Franzoſen 183. 225.

—, Schule in, V 364.

Straßen, Chriſtoph von der, V 151. 277n.

Strauß II 60. 63. 75n. 146.

Strozzi, Peter, IV 385. V 233.

Stübner II 20.

Stumpf, Philipp, II 318.

Sturm, Jacob, IV 368. V 31.

—, Johann, IV 349n. V 364.

Stuß I 216.

Suave, Peter, II 141.

—, Bartholomäus, V 68.

Suleiman mit Zapolya verbunden III 27; betrachtet ſich als Mittelpunkt der Oppoſition geg. Oeſtreich 27; ſ. Rechtgläubigkeit 154; ſ. Krieg in Ungarn 1529 154ff.; vor Wien 158ff.; ſeine Entwürfe 324ff.; ſ. Zug gegen Ungarn 1532 328ff. 342ff.; ſ. Rückzug 347; nimmt ſich Dragut's an V 118.

Sulz, Graf von, II 149. 182. III 264.

Sulzer, Simon, V 352. 353.

Sund, Wichtigkeit deſſ. III 458; für die Feinde Frankreichs geſchloſſen IV 193. 227; wieder geöffnet 236.

Superintendenten in Sachſen II 360; in Heſſen 466; V 340. 344.

Suſanna v. Bourbon II 232.

— von Baiern I 264.

Symboliſche Bücher eingeführt III 488.

Szegedin V 188. 229.

Taboriten II 5, taboritiſche Meinungen von Carlſtadt geprediget 19.

Taſt, Hermann, II 59. 369.

Tauber, Caſpar, II 135f.

Taufe, ſ. Wiedertaufe.

Tauler I 221. 229. V 350.

Teſchen, Herzog Adam von, II 372.

Tetzel I 239. 244 246.

Teufel, Erasmus, V 229.

Theologie, Buch von der deutſchen, I 221. 229n. 349.

Theta I 49.

Thomä in Zwickau II 20.

Thomas von Aquino I 180. 240. 316f.; von Luther verworfen 246.

Thomas de Vio, I 183. 250. ſ. Zuſammenkunft mit Luther 305; ſ. Misachtung in Deutſchland 310. 332. 337. 339.

Thorgut ſ. Dragut.

Thorn, vom Kammergericht eximirt I 264.

—, Friede zu, I 57; von Max. anerkannt 264. II 373.

Thumb von Neuburg III 442.

Thumshirn IV 399. 419.

Thurgau, I 106. III 46; evangeliſch geſinnt 263; von Zwingli evangeliſch eingerichtet 270; nach dem Frieden 1531 301.

Thüringen, Bauernaufruhr in, II 167f. 175.

Thurzo, Alexius, II 342. IV 191.

Tichtel, Bernhard, II 134.

Tiſernus, Michael, III 360.

Tirol an Maximilian I 76; im Krieg mit Graubünden 106; Unruhen nach Maximilians Tode 277; im Bauernkrieg II 167; Bewilligungen Ferdinands 182.

189 ff.; Verfolgung der Evangelischen III 40.

Toggenburg III 46 f.; von Zwingli kirchlich eingerichtet 272. 299 f.

Tokay, Zapolya geschlagen bei, II 345.

Toledo s. Garcia.

Tommai, Peter und Vincenz. I 208.

Torgau im schmalkald. Kriege IV 348.

—, Versammlung zu, V 63; (1551) 167. 169.

Torgauer Bund II 197. 281.

Torgauische Formel V 64.

Török, Valentin, II. 344. IV 183. 293 n.

Tortur von Jacob Lersener verworfen V 370 n.

Toul V 172. 177.

Toulon II 242.

Transsubstantiation I 179.

Trident, Concil zu, IV 198; vom Papst angekündigt 275 f.; Einwendungen der Protestanten gegen dass. 279 ff.; Unterhandlungen über die Eröffnung desselben zwischen Kaiser und Papst 297 ff.; Eröffnung dess. 298; Verhandlungen des Kaisers über die Anerkennung dess. mit Moritz 318; mit Johann von Cüstrin 319; Beschluß daß Reform und Lehre vorgenommen werden sollen 320. 374; Zusammensetzung des C. 370 ff; Verhandlungen dess. über die Lehre 374 ff.; über die Reform. 382 f.; von den Prot auf dem RT von 1546 verworfen 323; das C. von Schärtlin bedroht 330 f.; der Kaiser fordert Aufschub d. öffentlichen Bekanntmachung der Decrete 380; protestirt gegen die vom Papst geforderte Verlegung 380 f.; Publication der Decrete 383: Verlegung nach Bologna und Spaltung 386 f. (s. Bologna); Verhandlungen des Reiches über das C. V 4 f. 6 f. 91. 98; Zurückverlegung des C. von Bologna nach T. 91 100 f. 163; Forderung der Reassumtion der verglichenen Artikel 5. 92. 102 f. 106; das C. vom Papst suspendirt 193; von Moritz verworfen 186. 206.

Trier I 99. 125. 193 n; von Sickingen belagert II 86. 88; im Bauernkrieg 164. 180; ergiebt sich an Albrecht von Brandenburg V 237. 250.

—, RT zu, 1512 I 149.

Tripartit, das, V 274.

Tripoli, an die Johanniter V 112; Wichtigkeit dess. 114 f.; geht an die Osmanen über 118.

Trotzendorf, Valentin, II 72. V 364.

Truchseß, Lorenz. I 214.

—, Georg, Feldhauptmann des schwäb. Bundes, gegen die fränk. Ritter II 96; im Bauernkriege 155. 162. 177. 180 ff.; 287.

Truchseß. Otto, Card. v. Augsburg IV 306. 371. V 89. 241. 285. 286.

Trutvetter, Jodocus, I 233.

Tübingen, Univ., I 208. 311. III 390. V 363.

Tübinger Vertrag I 155. 165. 257; kaiserlicher Seits bestätigt 302; von Ulrich III 371.

Tunis von Barbarossa erobert III 373; Unternehmung Carls gegen T IV 9. V 116.

Überlingen III 236.

Ulm tritt zum Torgauer Bündniß II 290; Reform. in, 368; Somius predigt dasf III 82; nimmt Theil an der Protestation 130; in der Verständniß mit Sachsen und Hessen 133; unterschreibt nicht die Schwabacher Artikel 144. 145; verweigert den Abschied v. Augs-

burg anzunehmen 236; im ſchmalkaldiſchen Bunde 281; gegen die Erneuerung des ſchwäbiſchen Bundes IV 57 f. n.; 62; im ſchmalkaldiſchen Kriege 326 n. 328. 342; verträgt ſich mit dem Kaiſer 353 ff.; Veränderung des Stadtraths durch den Kaiſer V 49; Gefangennehmung der Prädicanten 52, Befreiung derſelben 94.

Ulm, Bundestag zu, V 14.

Ulrich, Junker v. Dornum, II 369.

Ulrich von Würtemberg I 120; im Landshuter Kriege 122; muß den Tübinger Vertrag eingehen 155; Urſprung ſeiner Irrungen mit dem Kaiſer und ſeinen Nachbarn 257 — 259; ſeine Beziehungen zu Frankreich 269. 278. 283; gegen Reutling. 283; Krieg mit d. ſchwäb. Bunde 287, verjagt 289; nimmt ſ. Land wieder ein u. wird wieder vertrieben 302; geächtet 357; neigt ſich zu der neuen Lehre II 140; auf Hohentwiel 149; im Bauernkrieg 154; durch Philipp von Heſſen zurückgeführt III 134. 367. 370; wiederhergeſtellt im Frieden von Kaban 374. 387; reformirt in Würtemberg 389 ff.; IV 56; in Wien, erhält Würtemberg als öſtreichiſches Afterlehen 61; tritt in den ſchmalkaldiſchen Bund 66; im ſchmalkald. Kriege 327. 328; ſein Vertrag mit dem Kaiſer 357. 361 f.; neue Anſprüche Ferdinands gegen ihn V 27; veranlaßt die würtembergiſche Confeſſion 102; ſeine Inſtruction an die Geſandten nach Trident 103.

Ungarn I 74—78. 127 f.; II 325; nach dem Tode Ludwigs 333. 340. religiöſe Verhältniſſe 341; Unruhen nach Ferdinands Entfernung III 26 f; Vertrag zwiſchen Ferdinand und Zapolya IV 94 f. Erfolg deſſelben 182 ff.; Lage Ungarns nach Zapolyas Tode 182. 183 f. V 119.

—, Osmaniſcher Krieg in, 1522 II 33; 1526 329 ff; 1529 III 154 ff. 168; 1532 322. 328 ff. 342 ff. 1537 IV 94; 1538 103 f. 1540 187 ff.; Reichskrieg 1542 187 ff.; 1543 227; Türkenhülfe zu Speier beſchloſſen 239. 244; Waffenſtillſtand 1545 292 ff. 1551 V 121 ff. 188; 1553 228 ff.

Univerſität I 184; unter d. Einfluß der Reformation II 69. V 363.

Unterwalden gegen Zwingli III 261 ff.; Zug gegen Bern 264.

Urbino III 351. 357.

—, Herzog von, Feldhauptmann d. Venezianer, im Lager der Kaiſerlichen II 238; Oberbefehlshaber der Liga 305. 311. 315. 322; beim franzöſiſchen Heere 1529 III 95; 171. 180. 182.

Urſinus Velius V 383.

Utraquiſten in Böhmen und Mähren II 337. 338.

Utrecht, Bisthum, I 58; an die niederländiſche Regierung überlaſſen III 11; IV 144; Verhältniß zum deutſchen Reich V 20 f. 333.

Valenciennes, Lager von, V 258.

La Valette V 114.

Vargas V 11; am Concil zu Trident 103 ff.

Vaudemont vor Neapel III 23.

Vega, Vicekönig von Sicilien, erobert Mehdia V 115 f.

Velasco, Dr, V 11. 12.

Venedig, feindlich gegen Maximilian I 129. 136. 139 f. 146 f. 149. 165; im erſten Krieg Carls mit Franz, auf Seiten des Königs II 216. 218. 221; im Bunde mit dem Kaiſer (1523) 136 ff; nach der Schlacht bei Pavia im Einverſtändniß mit dem Papſt 263 in der Ligue von Cognac 276; bemächtigt ſich der Städte Ravenna und Cervia III 19; mit den Fran-

zosen vereinigt 20. 25, gegen Mailand 94. 97; Zustand nach dem Frieden von Cambrai 171; erneuert mit Mailand den Krieg gegen die Kaiserlichen 174; Friede mit dem Kaiser 174. 176 f. Stellung der Republik 182; Verhalten bei dem Schweizerkrieg 1531 298. 355. Türkenkr. (1537) IV 93. 95. 134. 384 f.; Mistrauen des Kaisers gegen B. V 80.

Beulo, Vertrag von, IV 234.

Berböz, Stephan, II 329. 341,

Verden, Stift, im schmalkaldischen Kriege IV 421. V 139. 146. 160. 162.

Verdun V 172. 177.

Berey, Pierre de, III 9.

Verfolgungen der Evangelischen II 53 63. 134—137; in Folge des Bauernkrieges 185. III 40 ff.; in der Schweiz 261 f. 266, in den Niederlanden 93. IV 283. 301; in Folge des Interims V 51; in England unter Maria 312, in Frankreich IV 301.

Vergerio IV 72.

Veroli, Bischof von, Nuntius in der Schweiz III 298; zurückgerufen 357.

Vesalius, Andreas, V 373.

Vesprim von den Türken erobert V 188. 229.

Viglius van Zuichem IV 84; kaiserlicher Commissar in der cölnischen Sache 364 f.; auf dem RT zu Augsburg V 19. 20. 27.

Villinger I 285.

Virail, Cajus de, französischer Abgeordneter an Moritz, V 252.

Virneburg, Graf von, II 251.

Virves, Alonso von Burgos III 208.

Visch, Dr, V 17 f.

Vogelsberger hingerichtet V 79.

Vogler, Georg, Rath Casimirs von Brandenburg II 364. III 149.

Volksbücher V 387.

Vulgata auf dem trid. Concil für authentisch erklärt IV 375.

Waadt, Reform. IV 22. 23.

Wagner, Geo., hingerichtet III 415.

Wahl Ferdinands zum römischen König, vom Reichsregiment beabsichtigt II 102. 104 f., vom Kaiser III 184; Unterhandlungen darüber 248, unter den Protestanten in Schmalkalden 252; Vollziehung der Wahl 257; Widerspruch protestantischer und katholischer Fürsten 258 f. 319. 332; Franz I. unterstützt die Opposition 359. 365. Verhandlungen bei Gelegenheit d. würtembergischen Sache 367. 374. 386. von Sachsen anerkannt IV 243.

Wahlcapitulation Carls V. I 299. 359. 366. 377; Ferdinands V 324.

Waiblingen, Rudolph von, II 197.

Waiz, Philipp, II 189.

Waldenser v. Merindol IV 301.

Waldeck, Franz von, Bischof in Münster III 400 ff.

Waldkirchen, Propst von, Vicecanzler in Deutschland III 93. 117. zum Coadjutor von Costnitz ernannt 117; auf dem RT zu Speier 125.

Waldstätte, die vier, gegen Zwingli III 76 ff. 261; politisches Mißverhältniß zu den Bürgerstädten 286; vgl. Fünforte.

Wallenstein II 334.

Walwitz vertheidigt Leipzig gegen Joh. Friedr. IV 389; fällt bei Sievershausen V 256.

Wanner III 56.

Wartburg, Luther auf der, II 7. 23 f.

Wehe, Jacob, II 147.

Weiß, Bernhard, III 295.

Weißenburg nimmt Theil an der Protestation III 231; verweigert den Abschied von Augsburg 235; stellt die Messe ein 391.

Weißenfelder, bairischer Rath II 334. IV 91.

Welser V 49.

Wendische Städte III 458.

Werdenberg, Graf Felix von, II 181 f. III 174.

Wesalia, Johann von, I 220. 213.

Wesel, Zusammenkunft der rheinischen Churfürsten zu, I 286.

Wessel, Johann, von Gröningen I 221.

Westminster, Vertrag zu, zw. Heinrich VIII u. Franz I. III 12.

Westphal V 349.

Wettin, Haus, I 48.

Whirich v. Dhaun, Feldhauptmann III 447.

Wicliffe II 4 f.

Wiedensee, Eberhard, II 57.

Wiedertäufer, Lehren der, III 407 ff. 409 ff. 431 ff.; Secten derf. 410 ff.; in Zürich 74 f.; in Salzburg 408; in Baiern 415. V 338; ihre Verbreit. III 413 ff. 442; Verfahren der Protestantischen gegen sie 414, der Katholischen 415; W. in Münster 404. 417 ff. 423 ff. Spätere Wiedertäufer 455 f.; in England 455; V 130; in Preußen III 442.

Wien, Belagerung von, III 158 ff. Jesuiten in, IV 302.

—, Friede zu, I 129; Vertrag zu (1535) IV 61 f.

—, Univ., I 174. 208. II 117.

Wigand V 380. 384.

Wiggers, Syndik. zu Leipzig, III 417.

Wimpfen, Zusammenkunft zu, V 242.

Wimpheling I 191.

Wimpina I 244; auf dem RT. zu Augsb. III 205. 223.

Wilhelm s. Baiern, Hessen, Cleve.

Wittenbach, Thomas, III 47 n.

Wittenberg, Unruhen in, II 7 ff.; im schmalk. Kriege IV 405. 407. Consistorium in, V 343.

—, Univ., gestiftet I 222 ff.; für Luther 233; gegen Cajetan 307; Einfluß Melanchthons 313; gegen die Bulle Leos 341. 348; Verhalten nach dem RT von Worms II 9 f.; bei den Unruhen in Wittenberg 12. 13; gegen Carlstadt 27; vom Convent in Regensburg verboten 127; den braunschweigischen und brandenburgischen Unterthanen 9 n; ihr Einfluß auf die Schweiz III 46; besser ausgestattet 379; durch die Kriegsunruhen zerstreut, durch Moritz wieder aufgerichtet V 58; gegen das Interim 63; schließt sich dems. an 66. Ihre Bedeutung II 65 V 58. 346 ff.; ihre vielseitige Thätigkeit 380 f.; ihre Frequenz I 348. II 9. V 347.

Wittenberger Capitulat. IV 406 ff.; Ausführung derf. V 259. 273.

Wittenberger Concordie IV 67.

—, Reformation IV 268 ff.

Wladislaw von Ungarn II 326. 357.

Wolf, Hieronymus, V 366.

Wolfenbüttel von den Protestanten genommen IV 222 f.; erste evangelische Predigt daf. 223.

Wolffhardt IV 67.

Wolfgang von Baiern-München I 121.

—, Pfalzgraf v. Zweibrücken nimmt Theil am Zuge Carls gegen Cleve IV 232; bei der Capitulation Landgr. Philipps 410; gegen das Interim V 37—45.

Wolkenstein, Graf von, V 241.

Wolsey II 211. 230. 262; befördert die Ligue von Cognac 275; unterhandelt in Amiens III 12 f.: entzweit sich mit dem Kaiser 14; sein Plan die Absetzung des Kaisers zu bewirken 20; bei der Ehescheidungssache Heinrichs 15. 106 ff. sein Fall 110.

Worms, von Sickingen befehdet, I 159.

—, Reichstag zu, 1495 I 79;
von 1497 97;
von 1509 140;
von 1513 165;
von 1521 354;
von 1535 III 448;
von 1545 IV 277 ff.

— Gespräch zu, IV 155.

Wormser Edict I 375. 387; Erfolg deff. II 7 f.; Ausführung deffelb. vom Reichsregiment für unmöglich erklärt 46; vom NT abgelehnt 49. 51; vom Kaiser gefordert 111; Antwort der Stände darauf 112; im Abschied von 1525 nicht erwähnt 200; vom Kaiser aufs neue eingeschärft 213; Absicht des Kaisers die Strafbestimmung deff. aufzuheben 293; von Ferdinand nicht ausgeführt 294; Folge davon 295; erneuert III 239.

Worsaten I 156. 254. 266.

Wrisberg im schmalk. Kriege IV 390 n; vor Bremen 418. 419; in der Schl. bei Drakenborg IV 419. 420; V 246 n. 268.

Wullenweber III 457. 464 f. 466 ff.; sein Ausgang 482 ff.; Urtheil über ihn 485; Verhör 483 f.; seine Hinrichtung 484.

Würtemberg I 48; Herzogthum 120; Tübinger Vertrag 155; Empörung des armen Kunzen 165; vom schwäb. Bunde eingenommen 287. 288. 301; an Östreich 302; an Ferdinand 357. 360 f.; III 359; Bauernaufruhr II 162. 177; evangelische Hinneigungen des Landes 188; Wiedertäufer in W. III 412. 442; Wiederherstellung Ulrichs 375. 387; Reformation 388 ff. W. östreichisches Afterlehen IV 61; neue Ansprüche Ferdinands V 27; Austrag der würtemb. Sache 272.

Würzburg, Churfürstentag zu, I 115.

— im Bauernkriege II 161. 177. 180; Verfolgung der Evangelisch. daf. 185; Einfall Philipps III 38.

—, Bischof von, II 32. 90; gegen das Reichsregiment 107; im Bauernkrieg 161. 177; 287; von Markgraf Albrecht befehdet V 236. 243.

Wurzen, Fehde von, IV 214 ff.

Ximenes I 205 n; widersetzt sich dem Ablaß und dem Zehnten 235; s. Herausgabe der Bibel III 90 f.

Zabern im Bauernkriege II 162. 176.

Zapolya, Hans, II 327.

—, Johann, II 328. 333; gegen die Lutheraner 341; in Ungarn gekrönt 333; vertrieben 345; verbindet sich mit Soliman III 26; wie die Türken sein Verhältniß zu Soliman ansahen 323; s. Beziehungen zu den Protestanten 30 f; vom Papst verlassen 98; beim Zuge Solimans nach Ungarn 1529 155. 168; Stillstand mit Ferdinand 322; Vorschläge des Papstes in Betreff Zapolyas 353; s. Vertrag mit Ferdinand IV 94 f. sein Tod 182 f.; sein Verhältniß zu Joachim II von Brandenburg 99 f.

—, Johann Sigismund, IV 182 f. 185. V 119.

Zasius, Ulrich, I 208. 209 n. 349. II 69. IV 398. V 291 n.

Zehnte, kleiner und großer, lebendiger und todter II 156.

Zell, Matthäus, II 59.

Zeitz, Verſammlung zu, IV 86. 120.

Zerbſt, Verſammlung zu, I 301. III 138.

Zevenberghen I 285. 288 f. II 101.

Ziegler, Nicolaus, I 292.

—, Jacob, II 303. 260 n. 303 n. 305 n.

Zillerthaler II 190. 193.

Zingel, Georg, I 207.

Zoch, Dr, II 45.

Zölle I 85. 119; Vorſchlag des Nicolaus von Kus 81; Plan eines Reichszolls 363. 366. II 36; vergl. Reichszoll.

Zollern, I 92. 136. II 238. 242. 245. 246.

Zollner, Erasmus, IV 254.

Zuberhans, Wiedertäufer, III 412.

Zug, gegen die Neuerung Zwinglis III 260 ff.; vgl. Fünforte.

Zuger Berg, Treffen am, III 296.

Zürich im erſten franz. Kriege II 214. 222; 223; beim Bauernkrieg 151. III 45; antifranzöſiſch 50. 76 f.; Emancipation Zürichs vom Bisthum Conſtanz 54; gegen den Ablaß 54 f.; Behauptung d. Obrigkeit durch Zwingli 74; Wiedertäufer in Z. 74 f; Z. von d. Tagſatzung bedroht 77; in Burgrecht mit Bern und Baſel 80 f. 262; mit Coſtnitz und Strasburg 134; für Herzog Ulrich von Würtemb. 134; unterſtützt Thurgau u. Rheinthal 263; Zug gegen Schwyz 267; Einfluß auf St. Gallen 271; innere politiſche Verhältniſſe 287 f. im Krieg mit den Fünforten 291; geht den Frieden ein 299; Zuſtand nach demſ. 302. V 352 ff.

Zütphen, ſ. Geldern.

Zwickau, Unruhen in, II 16; im ſchmalk Kriege IV 348.

Zwickauer Propheten II 16; in Wittenberg 20, vor Melanchthon 20; vor Luther 27.

Zwilling, Gabriel, II 12.

Zwingli, Ulrich, II 60. III 46; gegen das Reislaufen 48. 76; gegen die Bilder 62. 64 f; ſeine Predigten 51; ſ. Lehre 52; ſein Urtheil über das Verhältniß des Kaiſerthums und Papſtthums 87; ſ Stellung zur Obrigkeit 74; ſ. Verhältniß zu Philipp 134; beim Geſpräch zu Marburg 138. 197; beim Züricher Zuge gegen Schwyz 268; richtet Thurgau evangeliſch ein 270; Toggenburg 272; ſeine Rechtfertigung des Glaubens an Carl 276; gegen Butzers Vermittelungsverſuch 282; ſeine Abſichten einer politiſchen Reform in der Schweiz 286; bei Cappel 294; ſt. 295. Charakteriſtik 52; Zw. mit Luther verglichen 53 f. 64 f. 72. 286; ſein Briefwechſel mit Oekolampad IV 67.

S. Anhänger auf dem RT 1529 vom Frieden des Reiches ausgeſchloſſen III 122. Anſehen ſeiner Lehren 201.

Zwinglianismus V 346. 353.

Druck von J. Petsch in Berlin.

Römiſche Dorfgeſchichten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 2. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
„ Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Ebner-Eschenbach, M. v., Erzählungen. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
„ Božena. Erzählung. 3. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
„ Margarete. 3. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 6. Auflage.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Fulda, L., Lebensfragmente. 2 Novellen. 2. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 3. Auflage.	Geh. M. 2.50.	Geb. M. 3.50.
Junghans, S., Schwertlilie. Roman. 2. Aufl.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Kirchbach, W., Miniaturen. Fünf Novellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Lenbach, Ernst, Abseits. Erzählungen.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Lindau, Rudolf, Martha. Roman.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Prel, K. du, Das Kreuz am Ferner. Roman. 2. Aufl.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Proelß, J., Bilderstürmer! Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Sudermann, H., Frau Sorge. Roman. 35. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
„ Geschwister. Zwei Novellen. 16. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
„ Der Katzensteg. Roman. 28. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
„ Im Zwielicht. 19. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
„ Iolanthes Hochzeit. Erzählung. 19. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
„ Es war. Roman. 21. Auflage.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Telmann, K., Trinacria. Sizilische Geschichten.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Voß, K., Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Wereschagin, W., Der Kriegskorrespondent.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Widmann, J. V., Touristennovellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Wilbrandt, A., Der Dornenweg. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
„ Novellen aus der Heimat. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
„ Hermann Ifinger. Roman. 4. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
„ Meister Amor. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
„ Die Osterinsel. Roman. 3. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
„ Die Rothenburger. Roman. 4. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
„ Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. 9. Aufl.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Römiſche

Dorfgeſchichten.

Von

Richard Voß.

Vierte Auflage.

Stuttgart 1897.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Seiner alten treuen Jugendfreundin

Moritz Mayer

zugeeignet.

Inhalt.

	Seite
Maria Botti	9
Die Skariden	123
Der Mönch von Palazzuola	177
Die Sibylle von Tivoli	205
Das Venusopfer	273

Maria Botti.

I.

Im Meer ging die Sonne unter. Ueber der lateinischen Küste war der ganze Horizont Glut und Glorie. Von unsrer Albergoterrasse aus blickten wir weit und frei über Land und Strand: vom Kap der Circe bis zur Tibermündung beim untergegangenen Ostia. Das lichte Meer umsäumten die dunkeln Macchien. Wir erspähten Porto d'Anzio und Nettuno — auch den Turm von Astura! Dann dehnte es sich aus: weite, grüne Campagnasteppe, darüber sich der tiefblaue Himmel spannte, ganz überstreut mit leichten, rosigen Wolkenflocken. Abglanz des Scheins fiel auf Genzano, das uns gerade gegenüber an schwarzer Tufffelswand hing, hoch über dem köstlichen See.

Wir, der Freund und ich, sahen schweigend zu, wie am Himmel die Gluten langsam, langsam verblaßten, wie es unter uns im durchfluteten Kratergrund dunkler und dunkler ward. Auf der Bergstraße, die nur eine Brüstung vom Abgrund trennt, ging es lebhaft zu. Nemis Weiber, die kupferne Conca auf dem Kopf, wandelten wasserschöpfend zum Brunnen; auf der kleinen, von den mächtigen Wänden des Orsinipalastes eingeengten Piazza stand dichtgedrängt Nemis braunes Volk. Mit Grün beladene Maultiere wurden vorbeigetrieben, Ziegen- und Schaf-

herden. In Scharen kehrten Männer, Weiber und Kinder aus den Erdbeerfeldern zur Stadt zurück, jede Familie von ihrem schwarzen, grunzenden Haustier begleitet. Auch die Söhne unsres Wirtes, einer immer stattlicher als der andre, kamen aus den Vignen und Oliveten nach Haus; in der Küche hörten wir das Feuer prasseln und den Alten schelten. Auf Straße und Platz aber war ein Geschrei, ein Gekreisch, ein Gejohle, als hätten sie einen erstochen. Größere Gegensätze, als wie sie hier beisammenlagen, waren nicht zu denken: die in Finsternis und erhabenes Schweigen sinkende Natur und das närrische Menschengeschlecht, das, von Arbeit ausruhend, sein Dasein vor der Ruhe der Nacht noch einmal in Tönen austoben wollte.

„Es bleibt also wirklich dabei, daß Sie mich morgen nicht auf den Monte Cavo und nach Rocca di Papa begleiten?"

Mein lieber Reisegefährte stand an einen der umrankten Loggiapfeiler gelehnt und blickte hinunter in den Abgrund, der sich dicht unter uns aufthat, den Nemisee in seiner Tiefe. Gerade zog ein Trupp singender, brüllender Bursche vorüber; der Freund mußte bei dem tollen Lärm meine Frage nicht gehört haben. Ich wiederholte sie und erhielt entgegnet: „Nein! Ich muß nach Rom zurück. Mein Bild muß fertig werden. Uebrigens sagte ich es Ihnen gleich, daß ich nur bis Nemi würde mitgehen können."

„Aber," versuchte ich ihn umzustimmen, „die Wanderung über den Berg ist kaum ein Umweg. Ueber Rocca di Papa und Frascati kommen Sie fast ebenso schnell wieder nach Rom, als wenn Sie über Albano und Ma-

rino gehen. Sie sollten sich den köstlichen Gang wirklich gönnen; wir bekommen morgen wieder einen strahlenden Tag."

„Ich gehe nicht auf den Monte Cavo und nach Rocca di Papa," ward ich auffallend herbe zurückgewiesen, so daß ich nichts mehr sagte.

Der Mann, den ich mir zum weiteren Begleiter auf meiner Latiumwanderung wünschte, war ein in Rom ansässiger deutscher Künstler, den ich seit längerem kannte, und der mich gleich bei unsrer ersten Begegnung ungemein angezogen hatte. Er war einer der vortrefflichsten römischen Figurenmaler, als Mensch, wie als Künstler gleich hoch geschätzt. Nicht mehr jung und unverheiratet, lebte er sehr zurückgezogen. Irgendwo hatte ich einmal von irgend einem wilden Ereignis gehört, das mit ihm in Zusammenhang stand. Die Sache regte mich damals sehr auf: sie war ganz novellistisch.

Er war ein ernster Mann von tiefem Wesen, ein Mensch, auf den man sich verlassen konnte, überaus zutrauenerweckend, sobald man eine gewisse Scheu überwunden, die seine zu Zeiten ganz verdüsterte Zurückhaltung unwillkürlich einflößte. Mir erschien er zuweilen etwas schwerfällig, trotz seines zwanzigjährigen römischen Aufenthalts noch immer etwas gar zu sehr deutsch. Dieses geistige, echte Germanentum war auch in seiner Erscheinung ausgedrückt: eine mächtige Gestalt, die sich mehr als gelassen bewegte; der Kopf sehr bedeutend, mit ruhigen, klaren, leuchtenden Augen; obgleich Haar und Bart bereits ergraut waren, blieb er noch immer ein auffallend stattlicher Mann. Trotzdem er über die schönsten Modelle verfügte und — wie man sich zuraunte — nicht bloß

über solche aus der Via Sistina, sollte er von einer geradezu philisterhaften Solidität sein.

Er hatte einige Eigenheiten; zum Beispiel: die Angewohnheit, wie in fortwährenden stillen Monologen die Lippen zu bewegen; dabei machte seine rechte Hand, wenn sie gerade unbeschäftigt war, auf dem Tisch oder gar in die Luft ruhelos Pinselstriche. Mit tiefer, volltönender Stimme sprach er langsam und überlegt; von einem Gegenstand hingerissen, konnte er darüber sehr warm werden. Dann war es, als verjünge er sich; dann war er Zoll für Zoll ein Künstler: ein Mensch, der lebhaft fühlt, sich leicht allen Eindrücken hingibt, wohl auch sich von ihnen überwältigen läßt. Mir, dem Schriftsteller, fiel auf, in welch merkwürdig novellistischer Weise er erzählte; das geschah freilich selten genug. Interessant war, wie man bei seinen Schilderungen den Maler merkte. Er sah alles als Gemälde. Was er erzählte, hätte er zugleich zeichnen können. Dabei war seine Darstellungsweise oft seltsam phantastisch, voll glühender Farben. Wer nur den Menschen kannte, diesen tiefernsten, gemessenen Mann, durfte dann wohl erstaunt sein. Erst wenn man vor seine Bilder trat und diese lebensvollen, leidenschaftlichen Gestalten sah, fand man darin jenen Erzähler wieder, der zuweilen neben nächtigen Schatten die grellsten Lichter setzte.

Mit diesem Mann war ich eines sonnigen Septembertags aus Rom fortgewandert, die Via Appia dahin und weiter, bis zum schönen Albano hinauf. Morgen wollte mich nun mein lieber Gefährte treulos verlassen.

Was hatte er nur gegen Rocca di Papa? Auf unsrer Wanderung hatte es immer vor uns gelegen, hoch über

uns, der eigentümlichste Menschenbau auf starrem Felsen. Und jedesmal, wenn ich darüber in Entzücken geriet, ward er verdüstert. Wirklich seltsam.

Wir hatten in dem Gastzimmer unsrer wackeren Locanda der Kochkunst des biederen Padrone de Santis alle Ehre angethan und saßen wieder auf Latiums herrlichster Albergoterrasse. Der wüste Lärm war verstummt. Durch die Ranken der Reben funkelten die Sterne; von der Brüstung dufteten die roten Nelken zu uns herüber. Die italienische Sommernacht versetzte das wehmütige und sehnsüchtige Menschengemüt in jene unbeschreibliche Stimmung des Südens.

Mein Gefährte füllte sich das Glas von neuem voll rötlichen Weines, schlürfte es langsam aus, sagte dann: Ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen nicht erzählen soll, weßhalb ich Sie morgen nicht auf den Monte Cavo und nach Rocca di Papa begleite. Wenn wir es auch noch nicht, trotz unsres besten Willens, bis zu dem bewußten Scheffel Salz bringen konnten, so haben wir doch manches Fäßlein süßen Orvietos zusammen geleert: statt des Scheffels gelte das Faß. So mögen Sie denn die Geschichte hören, die überdies kein Geheimnis ist. Ihr Schriftsteller könnt dergleichen Stoffe aus dem Leben gebrauchen: es ist gutes Material. Hören Sie denn zu und sollten Sie es der Mühe wert halten, das Trauerspiel ‚Maria Botti' gelegentlich aufzuschreiben, so können Sie getrost unter den Titel setzen: Eine wahre Geschichte.

Weshalb ich mit Ihnen nicht nach Rocca di Papa will? Wegen der Erinnerung! Zwanzig Jahre ist es her, eine lange Zeit, lang genug, sollt' man meinen, um vergessen zu können. Schließlich käme es auch nur darauf

an, eine kleine Schwäche, oder richtiger geſagt, eine feige Furcht zu überwinden, die alten Plätze wiederzuſehen. Aber Orte, wo ein Menſch einſt ſehr glücklich oder ſehr unglücklich war, haben für ihn ihre eigentümlichen Schauer. Beſonders mir ſteckt es im Blut. Ich konnte auch niemals Leichen ſehen. Nun, die eine, — die freilich ſah ich. Seitdem iſt mir das Entſetzen vor allem Stummen, Kalten, Toten im Herzen geblieben.

Aber als ob ich mich dem Anblick des Ortes, den ich mit Ihnen nicht betreten will, entziehen könnte! Wie kann ich in Rom leben, ohne Rocca di Papa zu ſehen? Da hängt es an dem ſchwarzen Tufffelſen, einer Kolonie großer Schwalbenneſter gleich. Wenn man in der Campagna iſt, wo es auch ſei; ja, in Rom ſelbſt, auf dem Kapitol, dem Palatin, dem Lateranplatz, überall hat man die graue Bergſtadt vor Augen und das ſo nahe, als ob man in einer Stunde drüben ſein könnte. Ich geſtehe Ihnen, daß ich allein dieſes Anblicks wegen nahe daran war, Rom aufzugeben. Dann aber hat es wieder ſeinen eigentümlichen dämoniſchen Reiz, ſich ſolchen ſelig-unſeligen Erinnerungsſtätten nahe zu befinden. Es packt einen, hält einen feſt, man iſt wie gebannt, man ſteht wie unter einem Zauber, kann nicht fort — nein, kann nicht! Nur die allernächſte Nähe verträgt ſich nicht. In denſelben Straßen zu gehen, an demſelben Hauſe vorbei, wo geſchah, was ein Menſchenleben ins Grab brachte und ein andres auf lange Zeit zerſtörte, das kann ich nicht über mich bekommen.

Maria Botti. Hat der Name nur für mein Ohr einen ſo eigentümlichen Klang? Sie werden morgen an ihrem Grabe ſtehen, wenn es noch zu finden iſt. Verwahrloſt genug mag es ausſehen. Nicht einmal einen

Namen hat es. Oder doch? Ich hab' es vergessen. Es liegt dicht an der Mauer. Das schwarze Kreuz darauf wird wohl längst vermodert sein. Sehen Sie nur nach der einsamen Cypresse, die den verdorrten Gipfel hat, darunter liegt es. Den verdorrten Gipfel hatte der Baum schon vor zwanzig Jahren; aber ich habe mir sagen lassen, daß er immer noch fortgrüne. Ein Herz schlägt gleichfalls immer noch fort, wenn auch sonst in der Brust vieles tot ist. Sprechen Sie an ihrem Grab ihren Namen. Dann werden Sie selbst hören, wie eigentümlich es klingt: Maria Botti.

Ja wohl; länger als zwanzig Jahre ist es her.

Ein blutjunger Bursch, war ich damals nach Rom gekommen, um in Rom unsterblich zu werden.

Wenn der büßende Katholik gen Rom zieht, im festen Glauben: in Sankt Peter nach einer Kleinigkeit Gebet aller seiner Sünden los und ledig zu werden, so kommt unsereins gewallfahrtet ganz und gar überzeugt, es müßten in der ewigen Stadt die Wunder mir nichts dir nichts, selbst an uns Ketzern, sich vollziehen: in den Stanzen nach einer Kleinigkeit Studium die Metamorphose zum Raphael und in der Sistina — — Ach nein! Gigantisch macht uns, das erbärmliche Geschlecht von Epigonen, selbst unser Riesenselbstbewußtsein nicht; in der Sistina vollzieht sich nur ein Wunder, das der Selbsterkenntnis.

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst — nicht mir."

Ich kam in Rom an, genau so, wie man in Rom ankommen muß: „An Hoffnung reich, an Glauben fest." Auch was mich nach Rom fortgetrieben, war durchaus typisch: Im deutschen Vaterland wurde der Prophet verkannt, im deutschen Vaterland ging die Kunst nicht nur nach Brot, sondern sogar nach Brosamen.

Alſo vor dem Letzten das Letzte zuſammengerafft, den Staub des deutſchen Vaterlandes von den Schuhen geſchüttelt und: auf gen Rom!

Von den Alpen ſtieg ich hernieder, als ginge es erſt jetzt in das Leben hinein, und dieſes war ſo ſchön, wie um mich die Welt. Doch nirgends duldete es mich, bis ich die Kuppel Sankt Peters vor mir aufſteigen ſah. Das war ein Augenblick! Als ich durch die Porta del Popolo einzog, war auch mir Kleinem zu Mute, als hätte ich erſt jetzt meinen köſtlichen Rombeſitz ſicher. Noch am ſelben Tag ſtand ich in der Siſtina und noch am ſelben Tag wurden mir vor dem ſiſtiniſchen Gott alle meine Götter geſtürzt. Mit dem Wahn war es aus, und das für immer. Seit jener Stunde habe ich auf Raphaels flüchtigſten Pinſelſtrich wie auf eine platoniſche Idee geblickt.

Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich damals in Bezug auf Rom ebenſo feige war, wie jetzt nach zwanzig Jahren in Bezug auf Rocca di Papa. Bald nach jener Erkenntnis in der Siſtina ſchlich ich mich aus Rom hinaus in die Campagna.

Aber da ſchien es beinahe, als käme ich aus dem Regen in die Traufe. Römiſche Natur. Das war auch ſolch eine Titanide. Wer kann dem Rieſenweib beikommen! Wer aus der Siſtina in die Campagna tritt, kann annehmen: er trete in die Schöpfung jenes Gottes, der an der Decke der Kapelle das Düſter auseinanderreißt, der dahergebrauſt kommt, die Geſtirne erſchaffend. Die Welt um Rom iſt ſo groß, wie der höchſte Menſchengeiſt ſelbſt, der ſeine gewaltige Spur in Rom zurückließ. Auch mit der römiſchen Natur ging es nicht.

Ich mußte mich alſo an die Menſchen halten, mit

denen würde es meine armselige Künstlerschaft hoffentlich aufnehmen können. Es war ein prächtiges Geschlecht, von den Jahrhunderten unberührt gelassen, schier dasselbe, das es zu den Zeiten römischer Urkraft gewesen. Ich schlug mein Künstlerquartier an demselben schönen Ort auf, wo wir uns heute befinden, und zwar in derselben biederen Trattoria, wo wir heute diesen etwas herben „Nemi rosso" schlürfen. Damals war er übrigens nicht milder. Dort droben, just über uns, lag mein Zimmer. Auch damals umkletterten es Reben, die rote Nelken durchwebten — ganz so wie heute. Unser Padrone war damals noch ein für Italien ganz erstaunlich ehrenwerter Gastwirt — nicht wie heute, wo Sie ihm morgen bei der Rechnung genau auf die Zahlen sehen müssen. Er war gerade junger, glücklicher Ehemann geworden, und ein hübscher Bursche, wie seine vortreffliche Hausfrau, die leider etwas verfettete Madonna de Santis, einst das schönste Mädchen von Nemi gewesen. Sie, die Gute und Brave, die jetzt ihre Tage unter Haufen gelblicher Wäsche verbringt, und keine andre Lebensbeschäftigung zu haben scheint, als bis an ihr seliges Ende gelbliche Wäsche zu flicken, hatte, als ich ihr schwarzbraunes Köpfchen abkonterfeite, ihrem Gatten eben den ersten Sprößling geschenkt. Der Bengel kam mit einer Kehle auf die Welt und machte sein Dasein mit einem solchen Aufwand von Stimmmaterial bemerkbar, daß ich seiner Mutter ohne weiteres prophezeite: sie habe Nemis größten Tenor oder Bariton geboren. Wenn es Ihnen aufgefallen ist, daß man mich in diesem Hause mit größter Hochachtung behandelt, so mögen Sie wissen, daß man mich hier als eine Art von Propheten betrachtet. Sie haben gewiß im Gastzimmer alle vier Wände mit den Photographien eben

dieses wunderbaren Aeltesten austapeziert gesehen: es ist eine ganze Verdigalerie! Und wenn Sie die Mutter auf einen Augenblick zu dem Bewußtsein bringen wollen, daß es noch etwas andres auf der Welt gebe, als des Flickens bedürftige Wäsche, so brauchen Sie nur ein Wort über den „gran Tenore" de Santis fallen zu lassen. Bei dem Alten wirkt das nicht mehr. Wenn Sie dem eine ganze Kritik über die „dolce voce" seines Sohnes aus dem „Popolo romano" vordeklamierten, er würde Ihnen den Fritto von heute Abend doch um fünf Soldi zu hoch anrechnen.

Damals, in jenen glücklichen Tagen, waren, wie gesagt, selbst italienische Wirte noch nicht die Schurken, die sie heute, vielleicht durch den verderblichen Einfluß von Mylord und Mylady, geworden sind. Der ganze Sommer, der eine ununterbrochene Reihe von strahlenden Sonnentagen gebracht, war in köstlicher Arbeit dahingegangen, traumhaft genug. Des herrlichsten Materials war eine solche Ueberfülle, daß ich nicht wußte, wie mich retten vor dem Sturm des Schönen, welcher von allen Seiten auf mich eindrang, der ich doch nur zwei Augen zum Sehen und nur eine Hand zum Malen hatte. Erst bei Beginn des italienischen Herbstes kehrte ich nach Rom zurück, um jedoch manchesmal, wenn die Eindrücke mein Gemüt wie mit Keulenschlägen trafen, mich an diesem elyseischen Felsenufer wieder in den Nemisectraum rauschen zu lassen. Aber im ganzen war ich tapfer. Ich schaute möglichst wenig weder nach rechts noch nach links, sondern ging jeden Morgen geraden Wegs in den Vatikan, an der Sistina vorüber, in die Stanzen, wo ich mich in jenem ersten römischen Winter in der Camera della Segnatura mit Pinsel und Palette sozusagen häuslich niederließ.

In derſelben Zeit bildete ich mir ein, nur Raphael zum Genoſſen haben zu wollen. Ueberdies lebte ich in den Marmorhallen des Areopags mit einer Schar von erhabenen Geſtalten zuſammen, wie man ſolche im Leben nur unter unſern großen Toten findet.

Daß ich mich aber ſchließlich nicht dennoch danach geſehnt hätte, an meinem Herzen ein andres Herz pochen zu fühlen, will ich nicht in Abrede ſtellen. Ich war eben jung, mit noch andrem Wunſch und noch andrer Sehnſucht in der Bruſt, als einſt ein „großer Künſtler" zu werden. Es erging mir damals wie manchmal heute noch; von der toten Schönheit hinweg, verlangte ich zu der lebenden hin. Ich hatte noch nie einen Freund gehabt — ich hatte noch niemals geliebt! Die Eindrücke Roms, die Erkenntnis, die mir darin geworden, der Schmerz, den ich empfand, den Gipfel vor mir zu ſehen und nicht hinaufgelangen, den vollen Becher vor den Lippen zu haben und nicht trinken zu können — alles das ſteigerte meine Sehnſucht nach einer Menſchenbruſt zum heißen Verlangen. So war ich denn geradezu durch lange Dürre vorbereitet, bei mindeſter Gelegenheit in Glut und Flammen zu geraten. Ein leiſer Windhauch brauchte mir nur den Funken in die Bruſt hineinzuſchleudern — mein Herz verlangte nichts Beſſeres, als hell auflodern zu dürfen.

Meine Rieſenarbeit natürlich nicht zur Hälfte vollendet, ging ich im nächſten Sommer wieder nach Nemi. Diesmal wollte ich Land und Gebirge durchſtreifen und mehr mit den Augen ſtudieren, als mit Pinſel und Stift. Mein erſter Ausflug war auf den Monte Cavo, der, mit dem grauen Rocca di Papa an ſeinen wilden Abhang geſchmiegt, mich ſeit langem gereizt hatte. Es war eines

herrlichen Juliabends, als ich droben stand. Herrgott, wie war es schön! Nun, Sie kennen es ja und werden es morgen wiedersehen. Seien Sie froh, daß Sie ein Künstler mit der Feder sind: aufschreiben läßt es sich vielleicht, malen läßt es sich nicht.

Ja, der Monte Cavo! Das war freilich ein Platz, um von ihm Latiums Nationalheiligtum in Marmorhallen niederleuchten zu lassen, weit hinaus über Land und Meer. Dieses Haus des höchsten Jupiter war freilich ein Tempel, zu dem die Völkerschaften hinaufwallfahrten durften, ein Kapitol, wo römische Sieger, myrtenbekränzt, den Triumphzug halten konnten, den ihnen Rom auf seiner Via triumphalis verweigert.

Und jetzt — über dem ehemaligen Tempel des Jupiter Latiales erhebt sich ein Kloster der Passionisten. Doch das ist in Italien so die gewöhnliche Metamorphose.

Ich stand an der östlichen Seite des Berges unter rauschenden Eichenwipfeln und sah Palästrina und das ferne Subiaco von der Abendsonne gerötet, bis zuletzt das ganze graue Sabinergebirge, in dunkelflammenden Purpur gehüllt, in das violette Gewölk hineinragte. Da ward hinter mir an der Klosterpforte die Glocke geläutet. Ich wandte mich um. Ein Mädchen war's gewesen, die den Strang gezogen, ihr Gesicht konnte ich nicht erkennen, aber der Gestalt nach zu urteilen mußte es sehr merkwürdig sein.

Sie stand auf der schmalen, grün-grauen Peperintreppe, die Hand noch am Glockenstrang, harrend, daß man ihr öffne. Ihr Anzug bestand aus einem dunklen Kleide und einem schwarzen Tuch, das sie sich wie einen Schleier um den Kopf gelegt hatte. Es war also ein Bürgermädchen.

Sie mußte noch einmal läuten; doch auch dann ward noch nicht geöffnet. Sie bemerkte mich nicht, was mir sehr recht war; konnte ich sie doch ungestört nach Herzenslust anstarren. Auch auf ein drittes Läuten hin blieb im Kloster alles still. Sie, ohne ein Zeichen von Ungeduld, setzte sich auf die oberste Treppenstufe, den Nacken gegen das Gestein gelehnt. Sie mußte mich jetzt erblickt haben, doch blieb sie völlig gleichgültig. Ich wandte mich nun wieder der Aussicht zu. Das war ein Irisspiel von Farben zum Tollwerden schön. Ich war auch sehr entzückt, dachte jedoch bei aller Bewunderung immer an das Mädchen hinter mir. Was sie für eine Gestalt hatte! Zuletzt drehte ich mich denn auch wieder nach ihr um: richtig, sie saß noch immer da. Einen Augenblick überlegte ich, einen Augenblick zauderte ich; dann ging ich auf sie zu, denn ich mußte ihr Gesicht sehen.

Sie sah mich auf sich zukommen, beachtete mich jedoch nicht. Mein im Anfang sehr rascher, sehr entschlossener Schritt ward langsamer, je mehr ich mich der Klosterthür näherte. Doch zuletzt stand ich dicht davor. Ich bot ihr guten Abend und sie dankte mir. Dann blieben wir uns stumm gegenüber und ich sah ihr Gesicht. Mein Staunen, ja, meine Betroffenheit werden Sie besser begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß es das erste Gesicht von jenem berühmten klassischen Typus: die Römerin, war. Es war nur ein Mädchen „aus dem Volke"; doch mit diesem Gesicht hätte sie ebensogut eine Königin sein können; vielmehr eine Republikanerin! Alles in diesem Antlitz war stolz, weit, groß. Zugleich war es ein so ernstes, so strenges Gesicht, mit einem gewissen herben, düsteren Ausdruck, der bei einem so jungen Geschöpfe sehr auffallen

mußte. Schon die Art, wie ſie vor ſich hinſah, ganz merkwürdig gleichgültig, als wäre es dieſen Augen vollkommen dasſelbe, ob ſie in den ſtrahlenden Tag hineinblickten oder in finſtere Nacht, enthielt eine ganze Geſchichte, die indeſſen ſchwer zu leſen ſein mochte. Auch um den ſtolzen Mund lag es gar ſeltſam. Ich konnte ihn mir nicht lachend denken und, trotzdem es ein ſo junger, roter und friſcher Mund war, mir nicht vorſtellen, wie er ſich je küſſen laſſen oder ſelbſt küſſen würde. Wie ich ſie ſo anſtarre, fällt mir plötzlich der Name für dieſe Art von Frauenſchönheit ein: Lucretia! Bei dem Namen hatte ich auch ſofort das Gemälde fertig im Kopfe: Lucretia, wie ſie ſich den Dolch in das Herz ſtößt, gerade ſo ruhig, als ſtecke ſie eine Roſe an die Bruſt. Und dieſe römiſche Heldin hatte die Geſtalt, trug die Züge des Mädchens, das jetzt aufſtand, mir ſtolz den Rücken zukehrte und langſam hinwegſchritt. Mein Anſtarren hatte ſie beleidigt. Nun, jetzt ſtarrte ich ihr nach: ihr Gang, ihre Haltung, wie ſie den Kopf hielt, jetzt den Arm bewegte — alles wurde „ſtudiert", und Lucretia wandelte dicht vor meinen Augen immer vollkommener, immer großartiger dahin. Dann wiederum ein Augenblick des Zauberns, und ich folgte ihr.

Sie war zu der Buche gegangen, dieſem älteſten Baume Latiums, der in einiger Entfernung vom Kloſter mit gewaltigen Stämmen und Aeſten aufſteigt, eine einſam übriggebliebene Waldesſäule aus einem andern Jahrtauſend. Rings um dieſen ehrwürdigen Baum war aus den mächtigen Quadern des Jupitertempels in maſſigem Viereck ein Schutzbau aufgeführt, daran die Mönche wiederum andre Rieſenplatten zu Bänken gefügt hatten, ſo daß ſie

dort sitzen konnten, wenn abends der kühle Wind durch die tief herabhängenden Zweige fächelte. Dort lehnte das Mädchen an dem hohen Gemäuer, ahnungslos, daß das eine Stellung sei, wie Raphael selbst sie ihr nicht vollkommener hätte geben können, um den herrlichen Körper in seiner höchsten Linienschönheit bewundern zu lassen. Sie sah ganz feindselig aus, wie sie so ruhig dastand und mit ihrem gleichgültigsten Blick über mich hinwegzusehen schien. Natürlich verglich ich sie wieder mit der Römerin: Lucretia, den Sextus erwartend. Sie sehen, ich war auf dem besten Weg, fixe Ideen zu fassen. Aber nun nahm ich mich zusammen, trat zu ihr hin, redete sie an: „Die guten Mönche lassen Euch lange warten, bis sie öffnen. Sind die Väter abwesend?"

Ich hatte es herausgestammelt, so gut ich's eben vermochte, mehr darauf bedacht, möglichst gelassen, als in meinem möglichst besten Italienisch zu sprechen. Das Mädchen ließ ihre nächtigen, durch ihre große Ruhe ganz unruhig machenden Augen ein fast unmerkliches Wenig über mich hingleiten, wobei sie die langen Wimpern kaum aufschlug; dann — ich hatte mich eigentlich darauf gefaßt gemacht, gar keiner Antwort gewürdigt zu werden — sagte sie: „Der Bruder Pförtner wird mit den andern im Garten zu thun haben. Es muß bald Ave läuten, dann kommt man und schließt auf."

Sie sprach so ruhig, wie sie dastand, wie ihr Blick und ihre Bewegungen waren. Züge und Ausdruck blieben dabei ganz statuarisch; nur daß der Mund, wenn er sprach, weniger herb erschien, weit jugendlicher. Mit den geöffneten roten Lippen, dahinter die weißen Zähne leuchteten, konnte er sogar lieblich sein.

„Und was wollt Ihr von den Mönchen? Ich bin ein Fremder und laſſe mich gern über die Sitten dieſes Landes unterrichten.“

Dies Letztere, obgleich es mit meiner neugierigen Frage in bedenklich loſem Zuſammenhang ſtand, fügte ich hinzu, damit ſie nicht noch mehr ſtutzig und mißtrauiſch werde. Nun, dieſe Furcht hätte ich nicht zu hegen brauchen: erſtens ſah das Mädchen ganz danach aus, ſich eines Zudringlichen erwehren zu können, und zweitens war ein ſolches Kind römiſcher Bergwildnis ſelbſt mit dem Geſicht und dem Weſen einer Lucretia viel zu naiv, um hinter dergleichen Anreden und Fragen etwas zu ſuchen. So teilte ſie mir denn auch unumwunden den Zweck ihres Kloſterbeſuchs mit. Daß ſie es nicht allzu freundlich und nichts weniger als zuthunlich that, gehörte zu ihrem Weſen.

„Meine Mutter iſt krank. Die guten Mönche geben mir Arznei; eben jetzt hole ich neue.“

„Hoffentlich hat es mit Eurer Mutter keine Gefahr.“

„Wer weiß das!“

„Von wo ſeid Ihr?“

Sie machte eine Bewegung des Kopfes nach rückwärts.

„Von Rocca di Papa.“

„Das iſt nicht weit.“

„Nein.“

Eine Pauſe trat ein; dann begann ich von neuem: „Und wie heißt Eure Mutter?“

„Maria Botti.“

„Verzeiht, und Ihr — wie heißt Ihr?“

„Wie meine Mutter.“

„Maria?“

„Ja.“

„Eure Mutter muß eine brave Frau sein?"

„Ihr kennt sie ja nicht."

„Ich denk' es mir. Euer Vater ist — —"

„Tot."

„Das ist traurig."

„Wir beten für seine arme Seele."

„Ihr seid fromm. In Rocca di Papa muß es schön sein."

„Wart Ihr nie dort?"

„Nein, aber ich werde hingehen."

„Es kommen viele Maler hin. Ihr seid doch einer?"

„Weshalb meint Ihr das?"

„Ihr seht so aus. Ich dacht' es mir gleich, als ich Euch sah. Bei der Mutter wohnen den ganzen Sommer welche."

„Bei Eurer Mutter?"

„Bei wem denn sonst? In Rocca gibt's kein Gasthaus. Das Haus der Mutter ist das einzige, wo Fremde übernachten können."

„So, so, das einzige Haus. — — Hört, Maria."

„Was, Herr?"

„Nichts. Ich glaube, endlich wird die Thür geöffnet."

Ja, sie wurde geöffnet. Die schwarze Kutte eines Passionisten mit großem, weißem Kreuz auf der Brust ward in der düsteren Oeffnung sichtbar, und Maria begab sich mit einem kurzen: Addio! hinüber. Ich blieb stehen. Die beiden verhandelten miteinander; dann ging der Frate fort, um nach einiger Zeit wiederzukommen, wahrscheinlich mit den frischen Arzneien, die er dem Mädchen gab. Ich hörte, wie er ihr wegen des Gebrauchs die nötigen Anweisungen erteilte, auch sonst noch allerlei Ratschläge be-

treffs der Behandlung und Pflege der Kranken. Maria dankte und ging. Sie sah sich nicht um — nein, nicht ein einziges Mal!

Die Sonne war längst untergegangen; es ward dämmerig, es ward dunkel. Lieber Freund, lächeln Sie über mich närrischen Kerl. Ich stand noch immer unter der greisen Riesenbuche und hörte zu, wie der Wind darin rauschte. Es klang recht wehmütig.

2.

Sie kennen den Weg durch die Macchie von Monte Cavo nach Nemi. Er ist selbst am Tage nicht leicht zu finden. Die einförmige Weite, in Urwaldsdichte von Kastanienstrauchwerk bedeckt, ist von einem wahren Labyrinth von Pfaden durchkreuzt. Wie ich in jener Nacht zum Nemisee kam, weiß ich noch heute nicht; jedenfalls nur durch Zufall. Dabei merkte ich kaum, was für ein tolles Umherirren es war: Ich komponierte nämlich bereits mein Bild — eben jene Lucretia.

Gewiß haben auch Sie Ihre Periode der Togadramen zu überstehen gehabt. Sehen Sie (ich hatte tief aufgeseufzt), dem Maler ergeht es in einem gewissen, bedenklich jugendlichen Alter nicht anders. Jetzt hatte ich plötzlich, „wie vom Himmel gefallen", mit dem herrlichsten Modell zugleich das wundervollste Motiv gefunden, also doppelten Grund, dem Delirium nahe zu sein. Wenn ich in diesem Fieber fortwährend an das Mädchen von Rocca dachte: von ihr phantasierte, so geschah das nur meinem Bilde zulieb — natürlich! Maria Botti bedeutete mir nichts andres als die Verkörperung meines Motivs — natürlich!

Ich war entschlossen. Eine Lucretia würde, sollte, mußte gemalt werden! Zwar gab es sehr viele solcher gemalten Lucretien. In der That läßt sich kaum ein Maler des fünfzehnten, sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts finden, der nicht seine stolze Römerin gepinselt hätte: Lucretia von Collatia, wie sie sich den Dolch in die Brust stößt, wobei sie gewöhnlich in bedenklichster Weise einer süßen Heiligen von Carlo Dolce gleicht: in echt christlicher Verzückung himmelan blickend. Von Guercino und namentlich von Guido Reni gibt es sogar Lucretien, welche im Bädeker und Gsell-Fels mit dem bewußten Sternlein bezeichnet sind. Aber nur eine einzige wahrhaft schöne Lucretia ist mir bekannt: Raphael hat sie gezeichnet und Marc Anton sie gestochen.

Raphael, nahm ich mir großmütig vor, wollte ich keine Konkurrenz machen, den andern jedoch allen, allen!

Mein Gemälde sollte den Moment nach der That vorstellen. Eben ist es geschehen: sterbend sinkt sie zurück. Sie trägt eine blutrote Rose im Haar und blutrot hat sie sich, gerade über ihrem Herzen, die Brust geschmückt. Sie drückt beide Hände darauf: „Es schmerzt nicht!"

Während ich auf meinem wilden Irrgang diesen ersten Entwurf ausarbeitete, überkam mich jene glühende Begeisterung, jene eigentümliche Empfindung schauervoller Ehrfurcht vor der eigenen Schöpferkraft, die uns in solchen Augenblicken über uns selbst erhebt. Ach, nur auf Augenblicke! Nur erste Liebe ist eine ähnliche Wunderthäterin. Sie berührt den Menschen mit ihrem göttlichen Hauch, und siehe da: der Mensch *lebt*!

Ich that die Nacht kein Auge zu. Erst gegen Morgen schlief ich ein. Als dann die Sonne mich weckte,

war's mit der Freude vorbei. Der Rauſch war eben ausgeſchlafen.

Würde meine junge Kraft ausreichen, eine ſolche mächtige Frauengeſtalt zu ſchaffen? Eine Sterbende war ſchon an ſich eine ſchwere Aufgabe und nun gar eine ſterbende Lucretia! Mein Pinſel mußte ganz dramatiſch arbeiten. Und konnte ich meinem Studium des Nackten den ſchönen Frauenleib zutrauen? Seit meinem erſten Beſuch in der Siſtina war ich etwas mißtrauiſch gegen meinen „Genius" geworden und alles, was ich dann ſpäter in den Stanzen erfuhr, flößte mir für dieſen Halbgott durchaus nicht viel Vertrauen ein.

Das letzte Bedenken — es war bereits das dritte! erwies ſich als das bedenklichſte. Der Plan zu meinem Gemälde entſtand durch den Anblick jenes Mädchens; ſeine Ausführung war für mich nur dann möglich, wenn Lucretia Zug für Zug — Maria Botti war. Würde ſich dieſe zum Modell hergeben? Wie ich ſie kennen gelernt hatte, mußte mir das ſehr zweifelhaft erſcheinen. Und Marias Geſicht ſo im geheimen abzulauſchen, nützte mir nichts. Ich mußte *mehr* haben, als ihr Geſicht. Doch wohnten in dem Hauſe ihrer Mutter nicht Künſtler? Sie mußte alſo gewohnt ſein, bewundert zu werden, von Künſtleraugen bewundert! Und daß jeder Künſtler, der ſie ſah, ſie auch malen, alſo zum Modell haben wollte, das war ganz natürlich. Und wiederum ganz natürlich war, daß ſie den Bitten des einen und des andern, vielleicht ſogar eines jeden, nachgegeben hatte und ſo ihr Geſicht, ihre Geſtalt, ihr — Leib ſchon zwanzigmal gemalt worden waren. Warum überlief es mich ſiedend heiß bei dem Gedanken? Warum ward ich zuerſt ganz

wild und hernach ganz unglücklich, wo es mir doch nur lieb sein konnte, Hoffnung zu haben, sie gleichfalls zum Modell zu erhalten?! Nun verstand ich auch: Ihre schöne „Natur" war vielleicht doch nicht so ganz ohne Pose.

Nachdem ich lange von den wunderbarsten Empfindungen hin und her gerissen worden, machte ich mir selbst die feierliche Erklärung, daß ich erstens ein Thor und zweitens ein Narr sei: Maria Botti *hatte* noch niemals Modell gestanden. Das war Triumph. Maria Botti *würde* niemals Modell stehen. Das war gelinde Verzweiflung.

Ich gab alles auf. Jedoch länger als eine Woche ging ich umher, mit jedem Gedanken an dem Bilde malend, das ich, wie ich es nun einmal in der Seele trug, nicht wieder los werden konnte.

Endlich ermannte, endlich entschloß ich mich. Eines schönen Morgens packte ich zur unerfreulichen Ueberraschung der ganzen Casa de Santis meine sieben Sachen zusammen, bezahlte (auch das verursachte großes Erstaunen!) mein Conto und nahm feierlichen Abschied. Nach zwei Stunden stand ich zum zweitenmal unter der Buche auf dem Monte Cavo. Wieder rauschte es in den greisen Wipfeln, aber diesmal hörte es sich ganz freudig an. Ich stieg nach Rocca di Papa hinunter.

Der Wanderer, der damals von Rom aus nach Rocca di Papa empor wollte, hatte nach kurzer Wanderung durch Rebenland tiefe italienische Waldeinsamkeit um sich. Jetzt ist in die erhabene Wildnis auch schon die Kultur, oder vielmehr die Spekulation eingedrungen, und jährlich tragen Scharen von Maultieren ein gutes Stück Waldung von Rocca auf ihrem Rücken nach Rom.

Aber noch immer iſt es einem Urwald ähnlich genug. Ueber Manneshöhe grünt der goldblütige Ginſter auf, undurchdringlich dehnen ſich die Farrenkrautfelder, die Dickichte von Steineichen und wildem Oelſtrauch. In bunter Fülle blühen Malven, Ritterſporn und Geranium, und zur Frühlings- und Herbſtzeit leuchtet der ganze Grund ringsum von der lieblichen, purpurfarbenen Cyklame. Mit ſechs und mehr ſchlanken Stämmen aus einer Wurzel erhebt ſich die Kaſtanie. Das ſchöne Laub erglänzt im hellſten Grün, Epheu und buntblumige Winden ſchlingen ihre Guirlanden von Aſt zu Aſt oder laſſen ihr zierliches Blattwerk, mit roten und blauen Blüten vermiſcht, von den Baumkronen niederhängen. Dann und wann ſteht eine gigantiſche Steineiche am Weg, auf dem das ſchwer beladene Maultier dahergezogen kommt, in ſchwarzen Mantel gewickelt, auf ſchwarzem Pferde der Treiber und das Weib oder Mädchen, auf dem Kopfe den Binſenkorb. Steht der Wanderer ſtill und blickt zurück, ſo ſieht er unter ſich durch den Rahmen des Waldwegs die fruchtbare Ebene mit einem Kloſter, Landhaus oder verfallenem Römergemäuer, ſieht den Meeresſtrand mit einem mittelalterlichen Wartturm — die Campagna mit Rom!

Dicht vor ihm iſt das Bild ein ganz andres: der Monte Cavo mit dem Kloſter und am düſteren Felſen die düſtere Rocca, der er, jetzt ſteiler aufſteigend, immer näher und näher kommt.

Wie ſchwebend zwiſchen Himmel und Erde, hängt die ſeltſame Stadt in der blauen Luft, unter ſich Latium und alle ſeine Herrlichkeit. Die Päpſte haben ihre Villa daſelbſt und es gibt dort einige graue, verfallene Mauer-

massen, sogenannte „Palazzi“. Natürlich fehlt das Kloster nicht, und außer diesem ist das Kloster von Grotta ferrata ganz nahe, und ganz nahe ist auch das Kloster von Palazzuola und das vom Monte Cavo, und das von Castel San Gandolfo, von Albano, Arricia, Genzano. Natürlich sind die Bewohner von Rocca arm. Sehen sie dich, so schreien sie dich an, daß sie vor Hunger sterben. Doch hat die Stadt eine prächtige Kirche. Ein Armenhaus oder Hospital aber hat sie nicht.

Als ich von dem „Hannibalsfeld“ aus auf den Fels der Arx stieg, sah ich die Stadt dicht unter mir. Nicht lange hernach klomm ich hinab.

Wer es nicht selbst gesehen, glaubt es nicht!

Die Häuser sind oft halb hineingehauen in den Felsen, aus dessen schwarzem Gestein sie auch aufgebaut worden. Sie stehen, niemals von der Hand eines Tünchers berührt, als die Pessimisten dieser Welt, ein Bild des Lebens, Grau auf Grau. Unten sind sie fensterlos und gleichen Höhlen; etwas weiter oben befinden sie sich in dem glücklichen Besitz einiger Löcher. Die Straßen sind eng. Wenn zwei sich begegnen, müssen sie sich mit Bedacht ausweichen. Sie sind steil, oft haben sie Stufen, so daß ein Wagen in ganz Rocca nicht fahren kann. Sie emporzuklimmen, ist mühsam, denn es gleicht dem Wandeln — realistischer und wahrer gesagt: dem Waten durch Gossen. Der Schmutz, auf den man tritt — über den man hinwegrutscht! — mag zehnjährige Ablagerung sein. Einem Staatsökonomen müßte diese verächtliche Behandlung und Verschwendung kostbaren Stoffes in die Seele hinein dauern. Bevölkert sind jene Dungstätten von den Geschöpfen, die dahin gehören: von Hühnern, Schweinen,

halbverhungerten Hunden. Aber auch noch andre Wesen, die in der großen Menagerie des Lebens als die Ebenbilder Gottes rubriziert zu werden pflegen, scheinen sich im höchsten Grade wohl und behaglich dabei zu befinden. Durch einen solchen Hohlweg die Landschaft zu erblicken, vielleicht gerade das aufleuchtende Meer, das ist dann freilich wundersam.

Die Gassen haben auch Namen, noch dazu *welche* Namen! Via Garibaldi, Via del Principe Umberto, Via Nazionale! Jeder etwas größere Winkel ist ein Platz. Eine Lagerstätte für Schweine heißt: Piazza Cavour.

Weiter drunten wird es etwas menschlicher. Es beginnt sogar reinlich zu werden. Die Häuser rücken um einige Schritte weiter auseinander und der Boden zeigt schüchterne Versuche von Pflasterung. Es sind Fenster zu bemerken, die ordentliche Scheiben haben — freilich niemals geputzte! Man stolpert an düsteren Räumen vorüber, in denen etwas verkauft wird: Früchte und Käse, Brot und Zwiebeln. Das Erstaunen wächst, wenn man über einem Höhleneingang liest: Café. Jetzt stößt man auf ein Gebäude, das kaum anders aussieht, als andere, also schauderhaft; aber es hat ein steinernes Portal, ist also ein Palast. Freundlicher überrascht ein Haus mit einer Säulenhalle und höher droben einer Loggia, ganz und gar von feuerroten Nelken umsponnen. Dann kommt man auf die Hauptstraße, wo die „Farmacia" ist, auch ein „Pizzicajuolo" und eine „Drogheria". Hier ist es auch, wo die andern Paläste zu suchen sind und wo zur Not ein Wägelchen hinauf geschleppt werden kann.

Das ist Rocca di Papa.

Die grüne Waldung umkränzt es, der blaue Himmel überspannt es, die schönste, reichste, köstlichste Welt liegt darunter, wie eine Vasallin unter dem Throne der Königin.

Es war ein Sonntag, an dem ich ankam. Vor der Kirche, dem Duomo, gelangte ich aus dem Gassenlabyrinth heraus und auf festen Boden. Gerade war die Messe aus. So bekam ich denn Gelegenheit zum Erstaunen über den Menschenhaufen, der hier eingehöhlt war. Auf Platz und Straße stand, Kopf an Kopf gedrängt, ein braunes, düsteräugiges, rauhes Bergvolk. Unter den Männern gab es schlanke, prächtige Gestalten. Entweder trugen sie den schwarzen, grüngefütterten, bis auf den Boden faltig niederwallenden Mantel um die Schulter, ein rotes Tuch um den Leib, den breitkrämpigen Hut schief auf dem rabenschwarzen Kraushaar; oder Bein und Leib steckten in Ziegenfellen. Das grob linnene, graue Hemd ließ die braune, haarige Brust sehen und darauf an der Lederschnur das Amulet. Auch die Weiber waren im ganzen ein recht stattliches Frauengeschlecht von zigeunerhaftem Typus, oft allerdings etwas wüst; aber Malerauge hatten doch ihre Freude daran. Die Tracht der Roccanerinnen war allgemein ein dunkler, viel gefälteter Rock, ein dunkles, panzerähnliches Mieder, ein dunkles, wollenes Brusttuch und am Hinterkopf ein weißes, großes Gewebe, auf wunderliche Weise mit langen silbernen Nadeln an den Flechten festgesteckt.

Ich hatte mich durch das Gewühl gearbeitet, bis in die Nähe der Kirchenthür. Dort ließ ich mich in einen Winkel drücken. Immer das Domthor im Auge, wartete ich, — vielleicht daß Maria heraustrat!

Aber ſie kam nicht.

Endlich mußte ich mich entſchließen, meinen Winkel aufzugeben. Der Platz leerte ſich bereits. In der Kirche kauerten nur noch einige alte Weiber.

„Könnt Ihr mir ſagen, wo das Haus der Maria Botti iſt?“

Ja, die Frau konnte es mir ſagen: Immer die Gaſſe hinauf, dann an der Piazza gleich das erſte Haus rechts. Nach einigen Augenblicken ſtand ich auch ſchon auf dem Platz und vor dem Hauſe. Lieber Freund, lachen Sie mich aus, mir ſchlug das Herz.

Von dem Platz aus ſtieg man eine ſchmale Treppe hinunter, dann eine ſchmale Treppe wieder hinauf und trat hierauf ſofort in den Hausflur, der zugleich Küche und Wohngemach war. Die Thür ſtand weit auf. Wie ich haſtig hineinſpähte, ſah ich die Mutter — nur die Mutter!

Sie ſaß mit dem Rücken der Thür zugewendet vor dem Feuer, das in dem rieſigen Kamin hoch aufflammte, und bewachte den kochenden Inhalt eines Keſſels.

Bevor ich die Frau anſprach, ſah ich mich um. Es war ein niedriger, unwohnlicher Raum mit kaſſettierter, weiß getünchter Holzdecke, der Fußboden Ziegelſtein. Die braunen Wände waren mit Kupfergeſchirr, allerlei Hausrat, trockenen Waldkräutern, roten Paradiesäpfeln, goldigen Maiskolben und langen Zwiebelſchnüren von oben bis unten behängt. In der Ecke befand ſich ein ſehr buntes Marienbild mit zwei hohen Wachskerzen davor, mit friſchen Blumen bekränzt: Nelken, Menthe und Rosmarin. In der Mitte ſtand ein großer Tiſch mit einem ſauberen Tuch für vier Perſonen zur Colazione gedeckt.

Mit den blaubemalten Tellern, der strohumflochtenen Foglietta, dem großen, runden Brotlaib, der Schüssel voll zartgelben Salats, dem Korb voller Früchte, sah es ganz einladend aus. Ueberhaupt war der dürftige Raum von größter Sauberkeit. Und wie die goldenen Mittagssonnenstrahlen durch die Thür hereindrangen, über den Fußboden hingaukelnd, an den Wänden hinauf, bis zur Decke empor, und ich im Rahmen des mir gegenüberliegenden, geöffneten Fensters die Ufer des Albanersees mit Kastell Gandolfo sah, dazu das Herdfeuer prasseln hörte, und vom Marienbild Menthe und Rosmarin zu mir herüber dufteten, malte ich's mir recht lieblich aus, an heißen Tagen hier zu sitzen. Die Mutter ist vielleicht eingenickt, aber ich und Maria — —

Offen gestanden war es mir ganz lieb, daß sie nicht zu Hause zu sein schien. Ich glaube, ich fürchtete mich fast, ihr wieder gegenüber zu treten. Mir war's, als ob sie es mir von der Stirne ablesen müsse, wie es um mich stehe und weshalb ich gekommen sei. Die Mutter zuerst allein zu haben, vielleicht für mich einzunehmen, Alles mit ihr zu besprechen und abzumachen, ehe Marias ruhige Augen mich verwirrten, schien mir das beste zu sein.

Ich machte also meine Anwesenheit der Frau bemerkbar. Diese drehte sich um, und ich erkannte sofort die Mutter Marias.

„Guten Tag! Seit Ihr Maria Botti?"

Natürlich war sie es und obendrein eine recht stattliche Matrone, durch das Fieber freilich etwas gelb geworden, mit tief liegenden, dunkel umränderten Augen, aber in ihren gesunden Tagen, das sah man ihr an,

gewiß ungemein friſch und rührig. Sie mußte einſt ſchön geweſen ſein, nur waren ihre Züge weit weniger ſtreng, weit weniger klaſſiſch, als die ihrer Tochter. Sie trug ſich wie die andern Frauen (ihre Tochter that das nicht!), doch waren Rock und Mieder von etwas beſſerem Stoff.

Dieſe flüchtigen Beobachtungen machte ich, während ich ihr ſagte, wer ich ſei und was ich wolle: Ich habe gehört, daß ſie Zimmer vermiete; ob ich den Reſt des Sommers bei ihr wohnen könne?

Sie erwiderte (und das freundlicher, als es die andre Maria Botti gethan haben würde), daß ſie allerdings immer „Artiſti" bei ſich beherberge, dieſen Sommer jedoch keinen aufgenommen habe, weil ſie ſeit Frühjahr das Fieber gehabt. Nun gehe es ihr zwar wieder gut, doch werde ſie mich wohl abweiſen müſſen; denn erſtens ſei das Zimmer — ſie habe zum Vermieten nur eins — nicht hergerichtet, und zweitens wiſſe ſie wirklich nicht — — Ueberhaupt müſſe ſie zuerſt mit ihrer Tochter darüber reden. Ihre Tochter ſei nach Palazzuola hinuntergegangen, werde jedoch ſehr bald zurückkommen; wenn ich warten wolle, möge ich mich zu ihr ſetzen.

Ohne verhindern zu können, mich etwas entmutigt zu fühlen, rückte ich mir den Stuhl zwiſchen Kamin und Tiſch. Glücklicherweiſe war die Frau redſelig; da konnte ich ſchweigen. Während ich immerfort auf die Blumen ſtarrte, die Maria umwanden, dachte ich immerfort an die andre Maria, die ſie heute morgen gepflückt hatte. Ich hätte ihr das nicht zugetraut: das Mädchen mit der herben Schönheit, Blumen in der Hand. Es war ein ganz ſeltſames Bild. Dabei horchte ich immerfort hin,

ob nicht jemand die Treppen heraufgestiegen komme, schielte immerfort nach der Thür, ob nicht jemand eintreten werde. Beides geschah oft genug. Alle Augenblicke sprachen geschwätzige Nachbarinnen vor, die dieses und jenes wollten, dieses und jenes zu sagen und zu fragen hatten. Ich ward neugierig angegafft und kam vor lauter Ungeduld und Erregung gar nicht dazu, mich über all das Fremde und Seltsame, was ich zu sehen und zu hören bekam, zu verwundern. Marias Mutter, nachdem sie mich naiv-neugierig ausgeforscht, ob ich Inglese oder Tedesco sei, machte sich an eine lange Aufzählung der Künstler, die im Laufe der Jahre bei ihr gewohnt hatten. Ich hörte auch, daß ihr Mann, ein wohlhabender Weinbergbesitzer, seit länger als zehn Jahren tot sei, ebenso ihr einziger Sohn. Nun habe sie nur noch eine Tochter — da klopfte mein Herz schon wieder! Oktober würde sie zwanzig Jahre alt; dann werde sie — — Und Maria trat ein.

Sie hatte einen Begleiter bei sich. Es war ein junger Mann, an dem ich zuerst nichts andres sah, als daß es ein verteufelt hübscher Bursche war. Der Hut saß ihm schief verwegen auf dem Kopf und den Mantel hatte er mit römischer Grandezza um sich geschlagen. Er war mir sofort zuwider.

Ich war aufgestanden und hatte Maria begrüßt. Diese schien durchaus nicht erstaunt zu sein, mich so unerwartet wiederzusehen, erfreut auch gerade nicht. Ein leichtes Neigen ihres stolzen Hauptes (eine Fürstin hätte es nicht vornehmer thun können!), damit war ich abgethan. Uebrigens dachte ich nicht viel darüber nach: ich sah Maria an, sah nichts als Maria. Sie war ja

noch viel, viel schöner, als ich sie mir gedacht hatte. Heute trug sie kein Tuch über dem Kopf. Nun sah ich auch die gleichmäßig blasse Bronzefarbe ihrer Haut, die feingezogenen und doch so stolzen Brauen, die leidenschaftlichen Nasenflügel. Ihr rabenschwarzes Haar war tief in die Stirne gescheitelt und hinten einfach in einen schweren Knoten zusammengewunden und aufgesteckt.

Das alles (und noch weit mehr!) „studierte" ich, während die Mutter ihr sagte, daß ich ein Maler sei, der bei ihr zu wohnen wünsche. Auch das machte auf das Mädchen keinen Eindruck; nur daß sie mit ihrem ernsthaften, ruhigen Blick einmal flüchtig und gleichgültig zu mir herübersah und dann von mir zu ihrem Begleiter. Dies veranlaßte mich, jenen gleichfalls näher ins Auge zu fassen. Da war ich denn wirklich betroffen. Ich sah leibhaftig meinen Sextus vor mir! Wie er so dastand, düster und begehrlich auf das Mädchen blickend, hätte ich ihn nur abzumalen brauchen, um für mein Gemälde auch die zweite Gestalt zu haben: den Verführer. Kaum, daß ich nötig gehabt, viel an seinem Kostüm zu ändern: der schwarze Faltenwurf hätte auch meinen römischen Prinzen vortrefflich drapiert. Zugleich wußte ich, ohne daß es mir gesagt worden wäre, daß Maria Braut sei.

Die Mutter führte noch immer das Wort. Es war klar, daß sie mich gern da behalten hätte, wie sie auch sichtlich bemüht schien, ihrer Tochter die Sache im günstigsten Lichte darzustellen. Maria sagte nicht nein und nicht ja. Nur glaubte ich zu bemerken, daß sie meinem Sextus einen unruhigen Blick zuwarf. Endlich sagte sie: „Macht's, wie Ihr wollt!" Darauf verließ sie das

Zimmer. Die Mutter meinte plötzlich, daß es ein Leichtes sei, das Zimmer herzurichten, schon am Abend könne ich einziehen. Dann rief sie einer Magd, die mit mir hinaufgehen sollte.

Das erste, was ich sah, als ich in das kleine, schmale Gemach trat, war die Mariagalerie, die meine Kollegen auf den weißgetünchten Wänden als Spuren ihrer künstlerischen Existenz und als Zeugen ihrer Marialeidenschaft zurückgelassen hatten. Diese Bilder zu studieren, würde ja ein ganz besonderes Vergnügen für mich sein!

Ich schritt zum Fenster, das zugleich eine niedrige, schmale Glasthür war, öffnete, trat auf das flache Dach eines Vorbaues hinaus und befand mich gerade über der kleinen Piazza, dem Mercato.

Eigentlich war der nur eine etwas größere Terrasse. Sie hing über dem Abgrund. An drei Seiten umgaben sie Häuser, an der vierten umschloß sie ein niedriges Geländer. Mir gegenüber lag ein Haus mit einer Loggia, die die reizendsten, hängenden Gärten trug, und der Brunnen. Aus einer dunklen, ganz mit Wasserpflanzen überwucherten Schale rauschte es lebhaft in ein Becken hinab. Gleich hinter den Häusern stieg der schwarze Fels auf. Ich sah den Albanersee, die ganze Ebene bis weit hinter Rom, mit Rom; den ganzen Meeresstrand vom Circe-Kap bis Ostia. Ich sah das Meer selbst mit den Ponza-Inseln. Ich muß Namen nennen, nur Namen!

Am Abend zog ich ein und hätte mir Maria ein freundliches Wort gegönnt, so hätte ich mich wie im Himmel gefühlt. Ich sah sie diesen Tag nur noch ein-

mal. Als ich vor Sonnenuntergang ins Haus trat, begegnete sie mir auf dem Flur. Ich faßte mir ein Herz und redete sie an: „Guten Abend, Maria. Als Ihr mir droben beim Kloster sagtet, daß Eure Mutter Fremde beherberge, dachte ich nicht, daß ich noch diesen Sommer hier wohnen würde. Hoffentlich ist es Euch nicht unlieb."

Sie war stehen geblieben und sah mich an. Dann erwiderte sie: „Es geschieht manches, was man nicht denkt. — — Die Mutter läßt Euch fragen, ob Ihr Euer Mittagessen mit uns nehmen wolltet?"

„Ich lasse Eurer Mutter danken, aber ich habe bereits drüben in der Trattoria Romana zu Abend gespeist."

„In der Trattoria Romana ist's gut. Ich werde mit der Wirtin sprechen, daß sie für Euch kocht. Sagt ihr nur morgen, wie Ihr es haben wollt. Felicenotte!"

Etwas verblüfft dankte ich ihr für diese unerwartete Vorsorge um meine Person; dann klomm ich nachdenklich zu meiner Kammer hinauf, monologisierend: „Ein ganz merkwürdiges Mädchen!"

Beim Eintreten duftete es mir stark entgegen: auf dem Tisch, über den ein bunter Teppich gebreitet lag, stand ein Glas voller Nelken und Rosen. Ich setzte mich vor dem Strauß nieder und blickte auf die Blumen, bis die bunten Blüten allmählich in Dämmerung sanken.

3.

Auch sonst saß ich manche Abendstunde, während draußen die Sonnengluten verglühten, und sah rings um mich lauter Marien in Finsternis sinken. Ich hatte in den Vatikanischen Stanzen Raphael nicht eifriger stu-

diert als in der Casa Botti diese Fresken „unbekannter Meister". Hatte ich beim ersten Anblick jener Bilderreihe pathetisch gedacht: „Also doch!" so konnte ich bei näherer Betrachtung, erleichtert aufatmend, denken: „Also doch nicht!" Verständlicher gesagt: die Bilder waren sämtlich nicht nach Modell, sondern aus dem Gedächtnis gemalt. Das hatte etwas unendlich Beruhigendes! Als ob es mir, wie die Sachen nun einmal standen, nicht hätte vollkommen gleichgültig sein können, müssen und sollen! Interessant war es übrigens, alle die verschiedenen Auffassungen zu studieren und dabei zu beobachten, in welchem Stadium von Leidenschaft jedes Bild entstanden war. Von dem ersten Erwachen zarter Neigung bis zum Aufflammen höchster Leidenschaft — bis zur völligen Resignation, war an den vier Wänden jede Stufenfolge jener Empfindung vertreten, welche die Engel Himmelsfreud', die Teufel Höllenleid nennen, den Menschen aber beides bedeutet.

Jeder Ankömmling empfing von seinem Vorgänger, je nachdem in glühenden oder blassen Farben, die Mahnung: Blicke auf mich und — hoffe nicht.

Die Beruhigung, die mir zuerst aus diesen Gemälden geworden, hätte demnach einer vollkommenen Hoffnungslosigkeit weichen müssen, wenn ich nicht gleich am ersten Tage eingesehen, daß ich mir gar keine Hoffnung auf Hoffnung machen dürfe.

Ich weiß nicht, lieber Freund, ob Ihnen so viel Ekstase über ein simples lateinisches Landmädchen nicht zu viel dünkt. Ich für meine Person bin nämlich in diesem Punkt noch heute unzurechnungsfähig. Dennoch möchte ich Ihnen nicht übertrieben erscheinen und so

erinnere ich Sie daran, welche Göttin uns Künstlern die Schönheit ist. Hier beten wir an, hier dienen, verehren wir, hier glauben wir. Hier werfen wir uns willig auf die Kniee nieder; hier lassen wir unsern Gott zugleich unsern Tyrannen sein, dem wir, so gut wie irgend einem christlichen oder chinesischen Götzen, knechtisch den Nacken beugen, vor dem wir uns peinigen und quälen, für den wir uns ans Kreuz schlagen lassen. Wie wir denn überhaupt, um ganz „unserm Gott" zu leben, am liebsten Mönche würden, unsre Tage verbringend im lebenslänglichen Kulte der Schönheit.

Und wenn der schöne Körper nun gar die Hülle einer schönen Seele ist, so ist man vollends mit Leib und Leben verloren. Ich denke, das begreifen zur Not auch noch andre, als Poeten und ähnliche sonderbare Schwärmer.

Doch lassen Sie mich Sie in der Galerie des Palazzo Botti umherführen. Es ist eine Privatgalerie in ausschließendster Weise. Sie möchten sonst nicht wieder Gelegenheit finden, dieses Kuriosum von Porträtsammlung kennen zu lernen.

Das ist zuerst Maria Botti als Kind. Was für ein wunderbares Kindergesicht! Aus großen, weit offenen, dunkelstrahlenden Augen schaut es Sie an, so geheimnisvoll, wirklich ganz ahnungsvoll, gerade als würde die junge Seele einmal eine Emilia Galotti-Tragödie erleben. Da ist zweitens: Maria Botti als vielleicht zehnjähriges Mädchen. Beachten Sie wohl, wie die Grazie allmählich aus dem Gesicht weicht, wie es anfängt, herb, kalt und streng zu werden, schon jetzt ganz lucretienhaft! Es macht Sie fast traurig, nicht wahr? „Bin ich doch

noch so jung, so jung! Und soll schon ster— —" Nein, so weit wollte ich nicht citieren. . . . Ja wohl, ganz traurig kann schon jetzt dies Gesicht machen. Aber um die ernsten Lippen zuckt noch das Lächeln des Kindes, und der Blick ist mehr träumerisch, als schwermutsvoll. Doch bereits verschleiert er sich, schon senken sich die Wimpern tief beschattend herab.

In den nächsten Bildern ist das Kind bereits Jungfrau geworden und gleich ist auch jenes Heinesche Motiv von der Himmelsfreud' und dem Höllenleid da. Das erste Antlitz dort hat einer gemalt, der gewiß auch noch so „jung, so jung!" gewesen. Schauen Sie hin. Er hat seiner jungfräulichen Gottesmutter Blumen in die Hände gegeben: Veilchen, Narcissen und Rosen. Das zweite Bild dort ist Maria Botti als Vestalin, mit Schleier und Stirnband. Nun fängt es schon an mit der Hoffnungslosigkeit. Jener erste war noch ganz voller Schwärmerei ohne Begehr, voller Sehnsucht ohne Wunsch. Damit ist's nun vorbei. In Nr. 3 ist das Mädchen von Rocca gar zur Diana geworden. Sie sieht unerbittlich tugendhaft, ewig keusch aus, kühl, wie ihre Mondscheinnächte. Eine blasse Heilige folgt. Das ist gelogen. Nimmer ist dieses Mädchen eine schwankende Gestalt aus der Katakombenzeit, mit Christentum statt Blut in den Adern. Auch die Märtyrerin dort ist eine Verzerrung! Die Erythräische Sibylle ist gleichfalls wunderlich; aber der Mann hatte wenigstens Gedanken im Kopf: so etwas Sibyllenhaftes steckt in dieser Maria Botti. Ich möchte entschieden jener Judith den Preis geben. Betrachten Sie sie genau: ein ganz eigentümliches Bild! Dieses Weib ist eine Heldin. Aber es ist, als sei sie selbst darüber entsetzt. Die Judith ist das

letzte Bild. Was für ein Gemälde wird ihr folgen? Auf der Wand iſt gerade nur noch für eines Platz.

— — — — — — — — — — — — — —

Marias Blumen waren verwelkt und durch keine friſchen erſetzt worden. Als ich mich bei ihr bedankte, ſchien ſie mich nicht verſtanden zu haben und doch mußte der Strauß von ihr gekommen ſein. Ich ſah ſie übrigens nicht oft. Zu ruhelos um Studien zu machen, trieb ich mich den ganzen Tag über in der Gegend umher: Landſchaften im größten hiſtoriſchen Stil.

Erſt nach Sonnenuntergang kehrte ich wieder in meinen Felſenhorſt zurück, verzehrte in der Trattoria Romana mein Mittageſſen: heute Maccaroni und Frittata und morgen Maccaroni und Frittata. Ach, und der Vino roſſo war auch immer derſelbe! Zur Caſa Botti hinübergehend, traf ich dann die beiden Marien vor der Thür ſitzend. Die Mutter las mit der Magd Salat, die Tochter nähte, während auf Platz und Gaſſen das Volk ſich drängte. War es bereits dunkel, ſo fand ich ſie, die ich ſuchte, in der düſteren Küche, wo über dem Kaminfeuer die Suppe brodelte. Die Alte ſpann an der Spindel, die Jüngere ſaß am Webſtuhl, wo ſie ſich vollends homeriſch ausnahm, wirklich ganz eine jugendliche Penelope! (Ein Motiv, das meine geſchätzten Vorgänger ſich entgehen ließen.) Ich trat ein, ſagte guten Abend und erhielt einen guten Abend zurück; Maria ſah einen Augenblick von ihrem Gewebe auf — immer derſelbe ruhige, gleichgültige Blick, faſt wie von einer Statue. Die Mutter dagegen war mir entſchieden gewogen, was mich um ſo mehr wunder nahm, da ich ziemlich zurückhaltend war, ein verdroſſener, unwirſcher, ſchwermütiger Geſelle. Das fühlte ich ſelbſt und jeden

Abend faßte ich den Entschluß: morgen bist du ein Mann und gehst fort, um am nächsten Abend immer noch da zu sein.

Fand ich die beiden Frauen allein, oder nur mit den Nachbarinnen zusammen (das letztere war mir das liebste!), so setzte ich mich wohl auf ein halbes Stündchen zu ihnen. Gänzliches Abschließen wäre kaum möglich gewesen. Wer mit diesem Naturvolke nicht wie mit seinesgleichen verkehrt, wird es nie kennen lernen. So blieb ich denn und plauderte mit den guten Weibern, wie es meine gedrückte Stimmung nur irgend zuließ. Bald war ich in alle Sitten und Verhältnisse des Städtchens eingeweiht, als sei ich in Rocca geboren. Schade, daß Sie nicht an meiner Stelle waren, Sie hätten „Stoffe" gefunden! In diesem Volk steckt noch Rasse! Da gibt es noch Leidenschaften; ja, und Leidenschaft. Oft genug kam's vor, daß der, welcher beleidigt worden, sich rächte, daß der, welcher haßte, tötete, und das galt dann nicht für Mord. Aber auch wer liebte, kam leicht dazu, einem Nebenbuhler oder einer untreuen Liebsten sein Messer in das Herz zu stoßen. Oft genügte das Geringste zum Schrecklichsten: ein einziges in Leidenschaft oder Rausch gesprochenes hitziges Wort; ja, ein harmloser Traubendiebstahl galt als Motiv für Totschlag. Kurz bevor ich kam, war eine ganze Familie umgebracht worden, weil die Ziegen dieser Familie auf dem Grasfleck des Nachbars geweidet hatten. Dieses eine Beispiel für viele.

Kein Monat verging, in dem nicht in der Stadt oder der Umgebung wenigstens ein Mord geschah. Ereignete sich solch eine blutige That, so war's, als sollte daraus ein allgemeines Massakrieren entstehen. Das dauerte einen Tag, dann ward das blutige Opfer eingescharrt und der

Bürgerkrieg war beigelegt. Den Mörder traf selten eine Vergeltung. Er verschwand eine Zeitlang in den Macchien, damit basta! Was ich von den Frauen an derartigem erfuhr, waren oftmals wahre Tragödien. Selten jedoch, daß man die Partei des Gemordeten nahm und fast immer, daß man einen solchen blutigen Ausgang für den einzig möglichen und dabei ganz natürlichen hielt. Ich glaubte mich oft in die Urzustände der Menschheit versetzt: man verschafft sich selbst sein Recht und folgt im übrigen seinen leidenschaftlichen Trieben.

Maria verhielt sich bei diesen Abendplaudereien, ihrem Wesen getreu, völlig teilnahmslos. Selten gab sie eine Meinung ab. Geschah das einmal, so machte mich immer von neuem betroffen, wie herb und vornehm sie in allem empfand. Dann wiederum hörte ich aus ihr durchaus nur die übrigen reden. Zuweilen stand sie plötzlich von ihrer Arbeit auf und ging rasch hinaus. Ich gab zu diesem schroffen Wesen nicht den Anlaß, da ich mich gar nicht um sie kümmerte; wie ich mich sogar zwang, möglichst wenig zu ihr hinüberzuschauen, obgleich sie am Webstuhl mit leicht vorgeneigtem Oberkörper und gesenktem Antlitz eine ganz herrliche Gestalt war.

Kam ich in meine Kammer, so verwehrte ich mir allerdings nicht, wenigstens ihre Bilder nach Herzenslust anzublicken. Bald jedoch ward ich dieser Toggenburg-Beschäftigung herzlich überdrüssig. Meine guten Kollegen waren gerade auch keine Genies. Gegen das lebensvolle Urbild nahmen sich ihre Kopien doch gar zu schattenhaft aus. Nur die Judith besaß noch meine Teilnahme. Immer, wenn ich neben ihr den leeren, gelblichen Fleck auf der Wand sah, mußte ich denken: Was wird das letzte Bild sein?

4.

Ich glaube, ich habe Ihnen noch immer nicht gesagt, daß ich recht vermutet und Maria wirklich Braut war. Der Bräutigam war natürlich der Sextus. Er hieß Giulio Ugberto, war der Sohn des wohlhabendsten Vignenbesitzers, überdies der Löwe von Rocca (das so gut seine jeunesse dorée besitzt, wie Rom oder Paris). Bereits im Oktober sollte die Hochzeit stattfinden. Die beiden Marien hatten genug zu thun, um bis dahin die Aussteuer fertig zu schaffen. Das alles war Thatsache und erschien eben so unabänderlich, wie es nicht zu ändern ist, daß morgens die Sonne aufgeht. Das einzige, was mich dabei anging, war: mir noch die Ueberzeugung — die Beruhigung zu verschaffen, ob Maria ihren Bräutigam liebe, also eine glückliche Braut sei. Nun sollte man meinen, daß das leicht zu erfahren gewesen. Anderen hätte man daraufhin nur ins Gesicht zu sehen brauchen. Doch in Marias schönes Angesicht konnte einer blicken soviel er wollte: darin verriet kein Zug weder Glück, noch allerdings Unglück. Mutter und Nachbarinnen waren natürlich der Meinung, daß es auf der Welt — sie meinten Rocca di Papa — für ein Mädchen kein größeres Glück geben könne, als die Frau des reichen Giulio Ugberto zu werden. Die Braut selbst ließ indes, wie gesagt, so wenig merken, ob sie derselben Ansicht sei, oder nicht, daß ich mich von Vermutungen hin und her getrieben fühlte. Oft, wenn ich abends nach Hause kam, war der Bräutigam bereits vor mir eingetroffen. Dann zwang ich mich erst recht, einige Augenblicke zu bleiben, weniger um jenem düster blickenden Burschen zu zeigen: Du kümmerst mich nicht! als viel-

mehr um Maria zu beobachten. So ſcharf ich das auch that, konnte ich doch zu keiner Gewißheit gelangen. Sie blieb ſich auch gegen ihren Bräutigam ſtets gleich, war nie unfreundlich, nie freundlich. Ich traf ſie jedesmal an ihrem alten Platz vor dem Webſtuhl. Glut des Kaminfeuers und der flackernden Oellampe fiel auf ihr Antlitz; neben ihr an der Wand lehnte Giulio-Sextus, auch an den wärmſten Abenden mit ſeinem Mantel drapiert. Trat ich ein, ſo warf er mir einen tückiſchen Blick zu (natürlich grüßten wir uns nicht) und fuhr fort, Braut und Frauen zu unterhalten, was er möglichſt lärmvoll that, in widerwärtiger Weiſe (das war meine durchaus objektive Anſicht) bramarbaſierend. Mutter und Nachbarinnen kicherten und ſchwatzten, Maria webte gelaſſen fort, dann und wann ein gleichmütiges Wort einwerfend, dann und wann aufblickend, vielleicht zu ihrem Bräutigam hinüber, und von dieſem zu mir, der ich ſtill zuhörend daſaß. Nur ein einziges Mal fiel etwas vor, was jedoch von niemand außer mir beachtet ward. Wahrſcheinlich um mir zu zeigen, daß er der Beſitzer des ſchönen Geſchöpfes ſei, machte mein Römer eines Abends ſein Bräutigamsrecht geltend. Sich zu der Weberin herabbeugend, legte er ſeinen Arm um ihren Leib, wobei er ihr lachend etwas zuflüſterte. Da hätten Sie dieſe Bewegung ſehen ſollen, dieſe Gebärde! Es geſchah durchaus ruhig, aber unwiderſtehlich zurückweiſend. Er, als wäre es ein luſtiger Scherz geweſen, lachte laut auf, aber ich ſah den Blick, den er ihr zuwarf, und wie er aus den Falten ſeines Mantels heraus nach ihr hingriff, um jedoch gleich wieder die Hand zurückzuziehen. Maria aber, als ſei nichts vorgefallen, fuhr gelaſſen in ihrer Beſchäftigung fort.

Anders ich. Als der Menſch ſie ſo frech anfaßte, voll einer Begehrlichkeit, ſage ich Ihnen, — Herrgott, wie packte es mich da! Kaum, daß ich mich zurückhielt, nicht hinzuſtürzen, ihn von ihr fortzureißen, ihn — —. Es waren ganz wilde Gedanken. Er hatte auch gleich zu mir herübergeſchielt. Da mochte er mir denn anſehen, was ich nicht mehr verbergen konnte. Teufel, was machte mein Römer für Augen! Plötzlich wußte ich, vor wem ich mich auf der Welt zu hüten habe.

Ich ging fort, nicht in meine Kammer hinauf, ſondern hinaus über den Platz zur Arx empor und weiter, weit in das öde Feld hinein.

Es war eine heiße Nacht; mir war's, als müſſe ich erſticken. Ich riß mir Weſte und Hemd auf. Als ich mich müde gelaufen, warf ich mich auf den verſengten Raſen nieder, zu Tode ermattet. Lange lag ich wie gelähmt mit geſchloſſenen Augen. Dabei mußte ich fortwährend auf das Wiehern der Pferde hören, die in einem Zuſtande halber Wildheit in zahlreichen Herden auf dem Feld weideten. Oft kamen ſie mir ganz nah. Als ich endlich die Augen öffnete, konnte ich mich zuerſt gar nicht zurechtfinden: über mir das ſtrahlende Firmament, rings um mich die öde Heide, im weiten Kreis aufſteigend der uralte Kraterrand. Nur gegen Weſten waren die Wände durchbrochen. Dort lag Rocca. Aus der Tiefe dieſes Felſenkeſſels zu dem Sternenhimmel emporzublicken, der auf den Kraterrand aufzuſtoßen ſchien, war ein merkwürdiger Anblick. Und alles ringsum einſam, lautlos! Mir ward ganz unheimlich zu Mut, als würden die Geiſter Hannibals und ſeiner Legionen dem Erdboden entſteigen, um ein zweites Mal wider Rom zu ziehen. Ich ſtand auf und ging fort, zuerſt

sehr schnell, dann sehr langsam, jener Oeffnung zu, wo man dem Kreis entrinnen konnte, wo es ins Leben hineinging. Ich wanderte und wanderte, bis ich es sich unter mir ausdehnen sah, schier unermeßlich: die Ebene, das Meer. Und in der Mitte der Weite glänzte es tausendfach auf — die Lichter Roms! Da war mir's, als ströme es von der ewigen Stadt zu mir herüber, ein Hauch ihres Friedens, der im Vatikan um Raphaels Gestalten schwebt. Es drang mir tief ins Herz hinein, daß es drinnen plötzlich ganz still ward.

Lieber Freund, in jener Nacht ward ich mir bewußt, daß ich Maria liebe.

5.

Als ich am nächsten Morgen aufstand, geschah es mit dem festen Entschluß, mit Maria zu sprechen. Daß Sie mich nicht mißverstehen. Mit Maria zu sprechen: nicht von meiner Liebe zu ihr, sondern von ihrer Liebe zu ihrem Verlobten.

Hätte ich damals bereits länger in Italien gelebt, so würde ich wahrscheinlich nicht gefragt, sondern die Dinge einfach so hingenommen haben wie sie waren. Die Wahrheit davon ist diese:

In keinem Lande nämlich ist die Heirat so sehr Sache der Vereinbarung wie in Italien, dem Lande der „Leidenschaften". In allen Ständen heiratet man hier mehr aus Bedacht als aus Neigung. Selbst die Töchter der Handwerker und kleinen Bürger leben streng bewacht und sorgfältig behütet. Niemals dürfen sie ohne Begleitung ausgehen, selbst nicht zur Messe. In dem geselligen Verkehr

mit jungen Männern finden Beschränkungen und eine Vorsicht statt, von denen man in Deutschland keine Ahnung hat. Da ergibt es sich denn von selbst, daß unter solchen Umständen von sogenannten Liebesverhältnissen kaum die Rede sein kann. Das schließt natürlich nicht aus, daß sich einmal zwei herzlich oder gar leidenschaftlich lieb haben. Dann wird der junge Mann mit den Eltern reden und diese werden nun „kombinieren". So erhält auch bei solchen Fällen die Sache das Ansehen des Geschäftlichen (von den Eheschließungen der Adelsfamilien gar nicht zu reden). Das Mädchen lebt klösterlich, verheiratet sich; dann ist die Frau frei. Jetzt mag die Leidenschaft kommen, auch die Liebe (zu einem andern). Dies letztere ist jedoch gleichfalls lange nicht so häufig der Fall, wie man mit Vorliebe annimmt. Und nun gar, daß es Sitte und Gebrauch wäre, gerade als würde der Hausfreund gewissermaßen zugleich mit der Wirtschaftseinrichtung besorgt. Der italienische Bürgerstand wenigstens besitzt, das kann ich Ihnen versichern, ebensowenig ein gebräuchliches, selbstverständliches Cicisbeat wie der deutsche.

Wenn trotz des Gesagten sich in keinem Lande mehr Liebestragödien abspielen, von Romeo an bis Othello, so ist für den scheinbaren Widerspruch leicht die Erklärung gefunden: sobald bei diesem heißblütigen Volk einmal die Leidenschaften geweckt, sind sie auch entfesselt. Dann gibt es allerdings kein Aufhalten mehr.

Entschuldigen Sie diese Abschweifung. Sie hat aber auch auf das Verhältnis Marias zu ihrem Verlobten Bezug. Denn in Rocca di Papa wirbt und freit man kaum anders als in Rom. Dagegen wird der echte Campagnuole, dieser Sohn europäischer Steppe, unbeleckt von der

Kultur wie er iſt, kaum civiliſierter lieben und freien, als ſein Bildungsgenoſſe jenſeits des Meeres. Vor zwanzig Jahren wußte ich das alles auch noch nicht, vor zwanzig Jahren konnte ich mir ein Mädchen wie Maria nur vorſtellen, wie ſie ſich nicht dem Gebrauch und Abkommen gemäß einem verlobte, ſondern einzig und allein aus leidenſchaftlicher Liebe. Wie völlig unverſtändlich und rätſelhaft mir bei einer ſolchen Anſicht das Mädchen vorkommen mußte, können Sie ſich denken. Ich ſollte aufgeklärt werden.

Alſo ich hatte mir vorgenommen, mit Maria zu ſprechen. Und zwar ſollte das ohne Aufſchub noch am ſelben Tag geſchehen. Die beſte Gelegenheit, ja die einzige, war abends, wenn ſie mit der Magd auf die Arx kam, die Bleichwäſche zu holen.

Den ganzen Morgen über war ich unruhig und aufgeregt.

Trotz der Mittagsglut ſtürmte ich hinaus. Im Hausflur unten ſaß die Mutter; ich wünſchte ihr guten Tag. Als ich ſchnell vorüber wollte, rief ſie mich an. Ich mußte wohl oder übel ſtehen bleiben. Sie fing an zu ſchwatzen; doch kam es mir vor, als ſei ſie weniger freundlich als ſonſt. Ohne Anlaß brachte ſie das Geſpräch auf ihre Tochter: wie ſie nun bald Hochzeit machen werde — in drei Wochen — und wie dieſe Hochzeit eine wahre Gnade des Himmels ſei. Dann folgte eine Lobrede auf den Bräutigam, nebſt einer glühenden Schilderung ſeiner Wohlhabenheit; ihre Tochter würde die angeſehenſte Frau von ganz Rocca ſein, eine wahrhafte Signora! Den Schluß machte die Frage: wie lange ich noch zu bleiben gedenke?

Ich hatte mechaniſch zugehört; jetzt mußte ich mich zuſammennehmen, um möglichſt gleichgültig, mit der Miene

des Ueberlegens, zu „kombinieren", welche Zeit mein Aufenthalt in Rocca di Papa noch dauern werde. Vermutlich nicht mehr lange, noch eine Woche vielleicht. Es komme darauf an, wie ich mit meinem Bilde fertig würde. Aber wie gesagt: auf keinen Fall sehr lange, mit welcher Versicherung man höchlichst zufrieden zu sein schien.

Fortgehen! Jeden Abend hatte ich mir vorgenommen, daß ich fortgehen wolle und zwar gleich am nächsten Morgen. Und nun, da es ausgesprochen worden, war's seltsam, wie es mich bestürzt machte, als sei mir etwas ganz Unerwartetes geschehen.

In diese Gedanken versunken, kletterte ich in dem oberen Teile der Stadt die Schmutzkanäle hinauf, ohne viel davon zu merken. Ich befand mich gerade in einer der engen Gassen, wo selbst am sonnigsten Tage kühle Dämmerung herrscht, als ich, aufblickend, meinen Feind auf mich zukommen sah. Jetzt blieb er stehen und stierte mich mit seinem Mörderblick an. Ich ging ruhig weiter, als stehe niemand im Weg. Dabei dachte ich: Ich weiß sehr wohl, mein Römer, daß du einen Dolch bei dir trägst. Stoß nur zu!

Während dieses Monologs war ich dicht bei ihm angelangt. Wir konnten einander nur dann ausweichen, wenn sich einer von uns gegen die Wand drückte. Ich war neugierig, wer das thun würde. Nun standen wir uns gegenüber. Ein Augenblick — dann schritt ich, ohne um eine Linie auszuweichen, ungehindert vorwärts. Ich hatte recht gehabt: er war feige! Ich schaute mich nicht nach ihm um. Er hätte mir getrost nachschleichen und den Stoß von hinten thun können: der Ort war völlig einsam.

Einige Stunden trieb ich mich zweck- und ziellos umher. Dann begann ich heftigen Hunger zu spüren, kehrte um und begab mich geradenwegs zurück in meine Trattoria Romana.

Die wackere Herrin dieser Garküche war mit der Zeit meine gute Freundin geworden; ich bin ihrem Andenken Dank schuldig und mich freut's, von ihr erzählen zu können.

Nirgends in ganz Latium hat zu irgend welcher Zeit eine hübschere, rührigere Wirtin hungernden Künstlern köstliche „Frittate" und „Fritti" eigenhändig zubereitet und eigenhändig vorgesetzt. Mit der doppelten Sehnsucht nach Sättigung und nach einem freundlichen Menschengesicht betrat ich jeden späten Nachmittag Frau Lisas Herberge. Da drinnen waren die Gegensätze von hell und dunkel dicht beisammen. Decke, Wände, Fußboden, Tische, Bänke, Gäste — alles schwarz, schwärzer, am schwärzesten. Dagegen funkelnd, strahlend und blitzblank Frau Lisas Kupfergeschirr, Frau Lisas Bauschärmel, Frau Lisas Wangen. Beides zusammen aber, pechrabenschwarz und funkelnd zugleich, Frau Lisas Haare und Frau Lisas Augen.

Ich verweilte gern in dem höhlenartigen Raum, wo das Herdfeuer hell auflohte, wo es briet und brodelte, aus den Pfannen der Oelduft aufstieg und eine ziegenfellumgürtete Herde von hungrigen Wilden sich's wohl sein ließ.

Und bei all dem Höllenlärm, in all dem Wust und Wirrwarr Frau Lisa, das leuchtende Gestirn dieser Welt, zugleich stattlicher Mittelpunkt aller Bewegung, von dem alles ausging, zu dem alles hinströmte. Trat ich ein, so ward mir ganz besondere Auszeichnung zu teil und das sogar in Augenblicken, wo gegen ihre stattliche Person

förmlich Sturm gelaufen wurde. Kurze Zeit blieb ich, mit stillem Behagen dem Getreibe zusehend und Frau Lisa zuhörend, wie sie mit ihrer gellendsten Altstimme in allen Tonarten Organübungen anstellte. Dann trieb mich ein Blick hinweg. Ich durchschritt die Schwärze und den Dunst und trat hinaus. Es ging eine Art von steinerner Leiter in die Höhe, und plötzlich, wie durch Zauberschlag, war alles verwandelt: durch Reben und Blumenranken schimmerte das blaue Circekap, lagen grün und blühend umrahmt die Ponzainseln in der leuchtenden Ferne, stand, auch mitten unter Laub und Blüten, mit schneeweißem Tuch bedeckt, das zierliche Tischlein. Dann wurden selbst die endlosen Maccaroni zu lukullischen Genüssen, von der strohumflochtenen Foglietta voll purpurfarbenen Marinos gänzlich zu schweigen.

Da saß ich dann, in die Herrlichkeit hineinschauend oder auch nur hinab auf ein winziges Gärtlein, das drüben über dem Abgrund hing, wo ich zuweilen unter einem blühenden Granatbaum eine schlanke Gestalt erspähte. Wenn sie sich neigte, eine Blume zu pflücken oder in das helle Laub des Granatbaums hineingriff, sich einen Zweig roter Knospen in ihr Haar steckte — wie schön war sie dann! Sie verschwand. Ich seufzte tief auf — neben mir stand Frau Lisa, fing an zu schwätzen und zu schwätzen, wobei ich denn mancherlei zu hören bekam. Zum Beispiel von meinem Römer. Daß dieser schöne Herr ein berüchtigter Frauenheld sei, der echte Don Juan — nein, der echte Dorfprinz Sextus. Aber auch meiner guten und klugen Wirtin schien es nicht im Traum einzufallen, daß diese Heirat für Maria etwas andres sein könne als ein überschwengliches Glück.

Uebrigens war der guten Liſa ſchon jetzt vor der Hochzeit bange. Dieſe Feier ſollte nämlich bei ihr ſtattfinden und zwar mit einer Pracht, wie ſie Rocca ſeit den Zeiten, da von ſeinen Paläſten aus ſtolze Geſchlechter das Städtchen tyranniſierten, nicht erlebt hatte. Ohne einige Meſſerſtiche würde die Herrlichkeit ſicher nicht abgehen. Die Wirtin hatte ſich ausbedungen, daß unter den Gäſten der Chirurg ſein müſſe. Auch für die nötigen Carabinieri würde Sorge getragen werden. Sie hatte dann das Ihre gethan.

Natürlich hatte meine gute Freundin längſt gemerkt, wie es um mich ſtand. In der letzten Zeit mußte ich ſogar das wehmütige Schütteln ihres ehrwürdigen Hauptes erdulden, ohne dagegen proteſtieren zu können. Wenn ſie vor mir ſtand: „Brutus, auch du!“ ſo kam ich mir ganz ſchuldig vor. Dabei war mir's unmöglich, zu bereuen — büßen wollt' ich ja ſo gern.

An dem Tage nun, der mir an ſeinem Abend die Unterredung mit Maria bringen ſollte, ſteckte ich nach vollendetem Mahle, wie gewöhnlich, meinen Tabak an, lehnte mich in den Stuhl zurück und ſah den bläulichen Dampfkreiſen zu, wie ſie in den ſonnigen Nachmittag hinausquollen, um ſich draußen aufzulöſen in Dunſt und Glanz. Beinahe wie etwas Körperliches fühlte ich die erhitzte Atmoſphäre auf mir laſten und vermochte mich unter dem glühenden Druck kaum zu regen. Ich wunderte mich über die Fliege, die mir unausgeſetzt um den Kopf ſummte (die ich jedoch ruhig ſummen ließ), und ich wunderte mich über den Brunnen, der unter mir fortwährend rauſchte und rauſchte. Uebrigens hätte es köſtlich ſein müſſen, dort hineinzutauchen.

Jetzt schleppten sich sogar einige Geschöpfe über den Platz. Es waren matte Menschen und matte Hunde. Ueber letztere stellte ich die stille Betrachtung an: Was sie wohl thäten, wenn ich ihnen den Inhalt meiner Schüssel hinunterwürfe? Ich konnte mir nicht denken, daß ihre Trägheit ihnen gestatten würde, darüber herzufallen, obgleich sie wahrhaftig nicht danach aussahen, als hätten sie in ihrem elenden Hundedasein jemals erfahren, wie einem gesättigten Geschöpf zu Mut sei. Die Glut drückte mir die Augenlider gewaltsam herab, selbst die Bewegung der Hand zum Mund war eine zu große Anstrengung und mit dem Denken ging es erst recht nicht. — Uebrigens, was hatte heute Frau Lisa gehabt? Sie war ganz merkwürdig gewesen, hatte mich kaum gegrüßt. Aber wie gesagt, zum Nachdenken kam's nicht. Wenn ich manchmal blinzelnd aufsah, war alles so strahlend, so voll greller, gelber Helle und scharfen Lichtern, daß ich, mit einem Schmerz im Gehirn, die Augen sofort wieder schloß. Selbst das Laub und die Blumen um mich erschienen mir nicht grün und rot oder blau, sondern fortwährend wie von Strahlen durchschossen.

So lullte der heiße Tag die Seele ein. Dem Summen der Fliege und dem Rauschen des Brunnens lauschend, sank ich in schöne Bewußtlosigkeit. Da ward ich von einem tiefen Seufzer, dicht neben meinem Ohre, geweckt.

Es war Frau Lisa. Erschrocken fuhr ich auf und fragte, was geschehen sei. Sie gab mir mimisch und pantomimisch ausdrücklichst und nachdrücklichst zu verstehen: ihr Eierkuchen sei wieder einmal nicht gegessen worden. Ich säße da und würde nächstens vor Hunger und Liebe sterben. Als ich mich gegen solche Zumutungen wehren

wollte, ward mir angekündigt, daß ich zu ſchweigen habe, denn — man wiſſe alles! wiſſe mehr, als man ſagen dürfe. Obgleich man lange geſchwiegen, werde man jetzt endlich reden. So möge ich denn erfahren, was ich für Unheil angeſtiftet und daß es für mich und andre beſſer wäre, wenn ich fortginge, lieber heute als morgen. Gleich das erſte Mal, als ich bei ihr Maccaroni beſtellt, — alla Neapolitana ſei's geweſen — habe man gewußt, daß es mit einem gewiſſen Herrn ganz dieſelbe Geſchichte geben werde wie mit andern gewiſſen Herren. Und ganz genau Beſcheid habe man gewußt, als eines gewiſſen Abends mit einer gewiſſen Perſon ſich folgendes Geſpräch entſponnen.

Man habe geſagt: „Nun, Maria, Ihr habt ja wieder einen Signore bei Euch, wolltet doch dieſen Sommer keinen nehmen, überhaupt keinen mehr. Du weißt ſchon, warum."

Darauf die andre: „Die Mutter hat es gewollt. Sag, Liſa, kannſt du für ihn kochen? Uns macht es Umſtände. Wir haben gerade jetzt gar ſo viel zu thun."

Darauf: „Warum ſoll ich nicht für ihn kochen können? Es ſcheint ein recht braver Herr zu ſein. He, Marietta?"

Wieder die andre: „Was geht's mich an? Ich wollt' ſelber, daß er nicht da wäre."

„Glaub' dir's, Mariettchen. Der Luigi wird gerad' auch nicht ſeine Freud' daran haben. Du weißt ſchon warum. Und dann das Gerede. Ich begreif' aber auch deine Mutter nicht: gerad' jetzt ſich einen ins Haus zu nehmen und noch dazu ſo einen!"

Dann die andre, und den Blick hättet Ihr ſehen ſollen: „Liſa, was meinſt du mit deinem gerad' jetzt?

Warum kann jetzt nicht ebensogut ein Signore bei der Mutter wohnen wie früher?"

„Aber Kind, was red'st du? Du kennst doch die Leute und du kennst doch den — —"

Aber sie ließ mich nicht ausreden. Maria! wie fuhr sie auf: Was die Leute sie scherten und was der Luigi von ihr wollen könne, wenn sie nicht — — Ganz blaß war sie geworden, und die Lippen bebten ihr so, daß sie nicht weiter reden konnte, sondern sich abwandte und dann wie eine Prinzipessa hinaus.

Jawohl, man hatte alles vorausgewußt! Und immer hatte man gesagt, daß es noch einmal ein schlimmes Ende nehmen werde. Wie nun gestern abend der Luigi drunten beim Wein gesessen, zu viel getrunken und dann wilde Drohungen ausgestoßen habe, — das sei ein Schreck gewesen!

Das war nun wieder solch ein Augenblick, wo eine einzige kraftvolle Entscheidung die Rettung gebracht hätte. Lassen Sie mich nicht darüber nachdenken, wie es selbst damals noch Zeit gewesen wäre, das Furchtbare abzuwenden, lieber Freund, durch ein einziges Wort.

Ich hatte nicht alles, was meine gute Freundin sagte, verstanden, zum Beispiel ihre Andeutungen über Maria nicht. Als sie ausgesprochen — was bei dem Redekatarakt, der sich über mich ergoß, ziemlich lange dauerte — versuchte ich meine Gedanken zu sammeln und auch zu Worte zu kommen. Es gelang mir jedoch nur mangelhaft. Mir war das eigentlich nicht unlieb, da ich kaum etwas hätte sagen können. Jetzt schwatzte sich meine aufgeregte Freundin selbst in Beruhigung und schließlich zu Ruhe. Nur das eine machte ich ihr deutlich, daß es mir nicht einfalle, jetzt fortzugehen: gerade jetzt. Das würde ja wie

Furcht ausſehen. Was wollte, was konnte er thun? Ich lief dem Mädchen nicht nach, und Maria — — Daß ſich eher die Madonna del Tuffo zu mir herabneigen und mich küſſen werde als Maria Botti, das müſſe ſelbſt Frau Liſa begreifen.

Doch Frau Liſa begriff es nicht. Sie ſeufzte fort und fort, indes ich mich im ſtillen freute, einen ſtichhaltigen Grund zu längerem Bleiben gefunden zu haben.

Nach dieſer dritten Epiſode des Tages verließ ich meine gute Freundin und die Trattoria Romana und ſtieg langſam den glühenden Weg zur Arx hinauf.

6.

Es war für die Begegnung mit Maria noch viel zu früh. Ich hätte beſſer gethan, in meiner Loggia das Sinken der ſengenden Glanzſcheibe abzuwarten, als mich höchſt leichtſinnigerweiſe der Möglichkeit auszuſetzen, mir auf dem Felſen von Rocca di Papas einſtiger Burg einen Sonnenſtich zuzuziehen.

Für unglücklich Liebende, das heißt für ſolche, die unter dem vierzigſten Grad leben, wäre das übrigens eine ganz neue Selbſtmordmethode: Die von Amor zu Tod Verwundeten ſetzen ſich den glühenden Pfeilen Apollon-Helios' aus und dieſer vollendet den Mord. Ein zärtliches Paar, das in der Sonne den Tod erwartet — da haben Sie gleich den Stoff zu einer Ballade, lieber Dichter.

Mein Kopf ſchmerzte, als drücke eine feurige Laſt darauf. Ich kam mir ſo thöricht vor, ſo einſam, zugleich ſo unnütz auf der Welt, ſo völlig überflüſſig. Ueber den

grauen Fels huschten Scharen smaragd und goldig schimmernder Lacerten, ein lustiges Sommervölklein! Ich blieb fortwährend stehen und schaute dem glanzvollen Haschen und Jagen zu. Es war, als tummelten sich Strahlen. Allmählich fing ich an, mich zu besinnen und nachzudenken. Was wollte ich eigentlich von Maria? Es war verwirrtes Zeug, das ich mir selber antwortete. Immer mehr kam ich zu der Erkenntnis, daß ich ein Thor sei. Und dann — diese Begegnung, diese Unterredung an einem Platz, wo uns jedermann zusammen sehen konnte. War das, wie die Sachen standen, klug? Pah, klug! Aber war das recht? Ich stellte die Frage anders: war das unrecht oder wollte ich etwas Unrechtes? Wahrhaftig nicht! Und da es nichts Unrechtes war, sollte es auch jedermann sehen, gerade jetzt sollten sämtliche Weiber Roccas mit eigenen Augen erblicken, wie ich neben Maria stand und mit ihr sprach.

Endlich befand ich mich droben. Ueber Getrümmer und uraltem Mauerwerk von cyklopischer Mächtigkeit war ich zum Gipfel hinaufgelangt. Hier stand einst die Arx, über dem schon damals seit unerdenklichen Zeiten erloschenen Krater. Schaute man von hier nach Rom hinunter, so übersah man mit einem Blick die erhabenen Denkmale von Weltgeschichte und Schöpfungsgeschichte zugleich: die einen, eine Epoche von Jahrtausenden umfassend, die andern von vielleicht Jahrmillionen.

Wo an dem jähen Abhang Steineichen und wilder Oelstrauch das kleine Plateau teils beschatten, teils tief über den Abgrund niederhängen, warf ich mich hin. Um mich her lag, was von der Burg übrig geblieben, umstrickt von Epheu und Brombeer, unter Menthe und Ginster begraben. Ohne mich aufrichten zu brauchen, blickte ich

auf den Felspfad unter mir hinab und über den ganzen Campo hinweg. Den Pfad mußte Maria heraufkommen.

Drunten sah es bunt aus und ging lebhaft zu. Weil der hochgelegene Ort die einzige Ebene in der Nähe von Rocca ist, wo bald die Sonne heiß auf den dünnen Rasen niederbrennt, bald ein fröhlicher Wind weht, lassen die Frauen der Stadt sich's nicht verdrießen, hier hinauf ihre Wäsche zum Trocknen und Bleichen zu schleppen. Der Maler oder wer sonst an dergleichen seine Freude hat, kann damit zufrieden sein. Es ist ein prächtiger Anblick, diese braunen, wilden Weiber den Felsen hinauf und hinab klimmen zu sehen, den Korb voll Wäsche auf dem Kopf mit der einen Hand haltend, die andre in die breite Hüfte gestemmt. Rings auf dem, wie eine Klippe über die Heide emporragenden Felsen liegt nun die Wäsche ausgebreitet, von Kindern bewacht, daß nicht etwa eine Herde Schafe oder Pferde, die den ganzen Campo bevölkern, darüber hinwegtrabe. Wo nach Süden zu der Fels sich mit sanfter Neigung zu dem Hannibalsfelde hinabsenkt, werden Maiskörner gedörrt, Feigen und Pfirsiche. Das Ganze aber ist wie ein Gesang aus der Odyssee. Späht man zum Kap der Circe hinüber, das vom schimmernden Meeresstrand so köstlich in die Bläue hineinragt, so ist einem vollends homerisch zu Sinn.

Jetzt kam sie!

Die Stunde, die ich durchwartet, hatte sich gedehnt und gedehnt und noch immer wollte die glühende Scheibe sich nicht dem Meer zuneigen und es mußte sie doch selbst danach verlangen, sich in die kühle Flut zu senken.

Aber jetzt kam sie!

Schon von fern erkannte ich die hohe Gestalt. Die

Magd ging neben ihr und trug den Korb. Sie sprachen zusammen. Aber wie — war der Mann, der soeben dort hinter dem Gemäuer verschwand, nicht Luigi?!

Ich hatte mich wohl geirrt: wenn es Luigi gewesen, so wäre er natürlich mit Maria gegangen. Uebrigens hatte ich zum Ueberlegen oder Spähen nicht mehr Zeit, denn schon war sie oben angelangt. Langsam, mit pochendem Herzen stieg ich vom Felsen zur Heide hinunter. Ich konnte sie ja als harmloser Spaziergänger ganz zufällig treffen. Diese Auffassung sollte mir die nötige Ruhe zur ersten Anrede geben.

„Guten Abend, Maria. Ihr seid heut' spät heraufgekommen."

Sie hatte gerade begonnen, die Wäsche aufzunehmen und zusammenzulegen; so blickte sie denn nicht auf, als sie mir meinen Gruß zurückgab. Die Magd befand sich am andern Ende des Bleichplatzes, wo noch ziemlich viele Frauen mit dem Zusammenkramen der Wäsche beschäftigt waren. Sie hatten alle aufgesehen, starrten zu uns hinüber, zischelten untereinander. Aber das schnelle Hereinbrechen der Nacht nötigte sie, eilig zu sein.

Es war ein günstiger Augenblick. Uebrigens brauchte ich ihr nicht ins Gesicht zu sehen, nicht in ihre ruhigen Augen.

„Ich möchte ein Wort mit Euch reden, Maria. Ist es Euch recht, wenn ich das hier thue?"

Da richtete sie sich aber doch auf, sah mich an und sagte: „Ihr könnt mit mir reden, wo Ihr wollt. Sprecht nur." Dann fuhr sie in ihrer Beschäftigung fort.

Der Anfang war glücklich gemacht; aber nun weiter! Es ging schwer.

„Maria, Ihr dürft mir nicht — ich bitte Euch, ich — ich möchte Euch mit meiner Frage nicht kränken, aber — — Maria, liebt Ihr Euren Verlobten?"

Ich hatte mich verwirrt und war dann so schnell und plötzlich herausgeplatzt, daß ich selbst darüber erschrak. Nachdem jedoch meine Frage einmal ausgesprochen, wartete ich mit einer Art von Angst auf die Antwort.

Mit einer Art von Angst. Als ob es mich hätte glücklich machen können, wenn die Antwort Nein gelautet, oder unglücklich machen dürfen, wäre sie Ja gewesen.

„Ich versteh' Euch nicht, Herr. Luigi Ugberto ist mein Verlobter und wird in drei Wochen mein Mann sein."

„Ach, Maria, Ihr weicht mir aus!"

Das sagte ich nicht, das dachte ich nur. Was ich ihr erwiderte, war zuerst ein Seufzer (eine ganz unfreiwillige Antwort). Dann, aber erst nach ziemlicher Weile: „Freilich ist Luigi Ugberto Euer Verlobter, und Euer Mann wird er in drei Wochen wohl sein. Da ich indessen Euer Freund bin, Maria, Euer aufrichtiger Freund, möchte ich gern wissen — Ihr möchtet das vielleicht verstehen —, ob Ihr Euern Bräutigam liebt und mit ihm glücklich zu werden hofft. Seht, Maria" — ich fing an beredt zu werden — „wenn ich es nicht von ganzem Herzen gut mit Euch meinte und nicht Euer wahrhaftiger Freund wäre, würde ich Euch nicht so dringlich nach dieser Sache fragen. Da ich aber bald fortgehen werde, um — Maria, nie mehr wiederzukommen, und doch gerne an Euch zurückdenken möchte, als an eine glückliche Frau, so frage ich Euch noch einmal und bitte Euch herzlich, mir

antworten zu wollen: Geschieht es mit Eurem freien Willen und aus reiner Herzensneigung, daß Ihr Luigi Ugbertos Frau werdet? Sagt mir das und seid gesegnet, wenn Ihr mir aus vollem Herzen Ja sagen könnt."

In meiner Bewegung war ich dicht an sie herangetreten; fast, daß ich nach ihrer Hand gegriffen. Sie hatte sich gleich bei Beginn meiner Rede aufgerichtet und, regungslos vor mir stehend, mir aufmerksam und ernsthaft zugehört. Glut der untergehenden Sonne fiel auf ihr Gesicht — Gott im Himmel, was war es für ein Antlitz? Trotz meiner Erregung konnte ich selbst in diesem Augenblicke nicht unterlassen, an diesem schönen Stück Natur Tizianisches Kolorit zu studieren. Ja, lieber Freund, solch ein Maler.

Und Maria antwortete mir: „Ich glaube Euch, daß Ihr mein Freund seid, und glaube Euch, daß Ihr es gut mit mir meint, wie ich mir auch denken kann, daß es Euch freuen würde, mich heute und in alle Zukunft glücklich zu wissen. Nun werde ich aber gewiß aus freiem Willen, wie Ihr es nennt, die Frau von Luigi Ugberto, dem mich meine Mutter und sein Vater schon vor vielen Jahren verlobt haben und dem ich ein treues und ergebenes Weib zu sein hoffe. Daß Ihr fortgeht, thut mir sehr leid. Ich werde Euch stets in gutem Andenken behalten, und danke Euch, daß Ihr mir so freundlich gesinnt seid."

Sie rief die Magd herbei, um den Heimweg anzutreten. Ich aber fühlte mich plötzlich so unsäglich elend, daß ich mich nicht länger beherrschen konnte und ausrief: „Maria, wie ist es möglich, wie soll ich es verstehen, daß Ihr, die Ihr so" — ich suchte nach den rech-

ten Worten — „die Ihr so erhaben seid, diesen Menschen lieben und dieses Menschen Frau werden könnt?! Ich kann mir nicht denken, daß Ihr nicht wissen und empfinden solltet, wie Luigi Ugberto ein Mann ist, der Eurer nicht wert, der keines reinen und tugendhaften Mädchens wert ist. Und ich will nicht denken, daß Ihr ihn liebt — versteht mich wohl, Maria, ihn so liebt, wie ein Mädchen, wie Ihr seid, einen Mann lieben muß: leidenschaftlich und mit ganzer Seele, daß sie jede Stunde für ihn ihr Leben hingeben und ihr Herzblut hinströmen lassen würde. Maria, Maria! Ich habe vorhin gesagt, daß es mich glücklich machen werde, wenn ich wüßte, daß Ihr aus Neigung Luigi Ugbertos Weib würdet, aber ich habe Euch gesagt, was nicht wahr ist."

Ich wagte nicht, sie anzusehen. Aber endlich, da sie so lange stumm blieb, mußte ich's doch thun. Die Magd hatte eingepackt und wartete auf Maria. Sie stand da — Herrgott, wie bleich! Und — — da wandte sie sich ab und half der Magd den Korb auf den Kopf. Dann gingen sie. Kaum wissend, was ich that, trat ich schnell an Marias Seite und schritt schweigend neben ihr hin.

Wir waren die Letzten an dem öden Ort. Die Sonne war eben untergegangen; der ganze Horizont stand feuerrot, rosig umduftet alles Gebirge. In der bereits dämmerungsvollen Tiefe blinkte und glänzte es hier und dort noch auf. Wie ich mechanisch meine Augen umherschweifen ließ, leuchtete mir über Tusculum hinweg ein Punkt entgegen, an dem mein Blick wie gebannt hängen blieb. Ich erkannte den Ort. Von Rom aus hatte ich manche Wanderung dahin gemacht. Es waren die Ruinen des alten Collatia, der Stadt der Lucretia. Und nun dieser

Zufall: angesichts jener Erinnerungsstätte stand ich an der Seite meiner Lucretia, der es meiner Phantasie nach auch geschehen sollte, das Opfer eines Sextus zu werden. Unwillkürlich blieb ich stehen; die Hand ausstreckend und hinüber deutend, so daß auch Maria stillstand, sagte ich: „Seht, Maria, als das alte Rom noch war, — Roma antica, Ihr wißt, da waren die Ruinen, die Ihr dort hinten aufleuchten seht, auch eine Stadt. In dieser lebte einst eine Römerin, Lucretia mit Namen, und als ein Mann, den sie nicht liebte, ihr Schande anthat, wollte sie das Licht der Sonne keinen Tag länger sehen. Sie traf ihr stolzes Herz mit einem Dolch und that das so ruhig, wie andre Frauen sich eine Rose an die Brust stecken. Und die Stadt der Lucretia ward ‚groß durch den Ruhm ihrer Keuschheit!'"

Ich wollte diesem Virgilischen Citat noch mehr hinzufügen, aber tief aufatmend schwieg ich. Maria stand und sah nach dem glänzenden Fleck hinüber, von dessen Pinienwald eben das letzte matte Rot fortblaßte. Dann sagte sie, und der tiefe, volle Ton ihrer Stimme klang in der Stille der hereinbrechenden Nacht ganz feierlich: „Sagt mir, war die Römerin, die das gethan, eine Jungfrau?"

„Nein. Lucretia von Collatia war eines Mannes Weib, deshalb aber — —"

„Aber deshalb," unterbrach mich Maria, „hätte sie es doch thun müssen, ich weiß. Doch meint Ihr im Ernst, daß sie den, der die Ursache ihres Todes war, wirklich nicht geliebt haben sollte?"

Sie schwieg und sah mich seltsam forschend an. Die fast immer wie müde gesenkten Lider schlugen sich hoch

auf, daß der Blick dadurch etwas Gespanntes, etwas Starres bekam.

Marias so durchaus neue Auffassung des Verhältnisses Lukretias zu Sextus machte mich betroffen. Lukretia, die ihren Verführer — nein, das würde der Mann dann nicht mehr gewesen sein — liebt, sich ihm hingibt und dieses verbotene Glück dann mit dem Tode bezahlt — das war allerdings eine weit tragischere, eine weit ergreifendere Gestalt, als die immerhin kühle und kalte Heldin der Geschichte. Während mir das durch den Kopf ging, konnte ich Maria nur fragen: „Ihr meint?"

„Ich meine," erwiderte dieses seltsame Mädchen, noch immer denselben Blick auf mich geheftet, „daß die Römerin, von der Ihr mir erzählt, den andern geliebt hat, der nicht ihr Mann war und es dann darum gethan hat. Wie nanntet Ihr sie?"

„Lucretia."

„Lucretia. Ich werde den Namen nicht vergessen. Also dort drüben geschah es. Ich habe es gar nicht gewußt. Giovanna wartet."

Wir gingen. Es war dunkle Nacht geworden. Keiner von uns sprach mehr ein Wort. Als ich einmal zufällig zurückblickte, war mir's, als schleiche uns jemand nach.

7.

Das gab wieder eine schlaflose Nacht! Bereits beim Morgengrauen erhob ich mich. Ich war über Nacht zu einem Entschluß gekommen, den ich auch sofort ausführte. Ich stellte Palette und Farbenkasten zurecht, nahm meine getreue Kohle zur Hand, setzte mich; doch nicht vor meine

Staffelei, sondern vor jenen letzten leeren Fleck an der Wand. Ja wohl, lieber Freund, endlich begann ich das Bild, das ich seit so langem in der Seele trug, das mich ruhelos machte, ganz elend und krank.

Es war schnelle, leichte Arbeit. Seit Wochen ging ich müßig umher, im Geist fortwährend komponierend, so daß ich innerlich vollkommen fertig damit war. Geschaffen stand es in mir, ich brauchte es nur aus mir herauszuheben. Dieses Ausströmen und Sichgestalten der innersten Empfindung, dieses Abschreiben so aus der Seele heraus auf die Wand — es war ein wundersamer Zustand! Bald war ich mit den Umrissen fertig und konnte mit den Farben beginnen. Und nun saß ich, malte und malte, bis es Mittag, Nachmittag, Abend geworden.

Ich hatte mich eingeschlossen. Die Magd kam, die Mutter. Einmal hörte ich Marias festen, langsamen Schritt auf der Flur. Doch er ging an meiner Thüre vorüber.

„Lucretia!" murmelte ich, „Lucretia!" meinte indessen mein Bild. Zu dem hätte ich freilich ebensogut „Maria" sagen können; denn immer mehr und mehr trug meine sterbende Römerin die Züge Marias.

Das Gemälde zeigte Lucretia nur bis zur Brust. Der Kopf sank zurück, die Augen schlossen sich, den strengen Mund machte ein unbeschreiblicher Zug fast lieblich. Sie drückte die Hand gegen das Herz — zwischen den Fingern drang es purpurn hervor. In ihrem nächtigen, halbgelösten Haar hing eine eben erschlossene, bleiche Rosenblüte. Sobald ich das Bild vollendet hatte, wollte ich fort.

Zuweilen überlief's mich während des Malens und meine Hand bebte, oder fuhr gar zurück. Es war auch

eine zu tolle Phantaſie. Das Weib, das man liebt, als Sterbende zu malen; noch dazu als eine, die ſo ſtirbt! Sah ich mein Bild an, ſo mußte ich mir geſtehen, daß es mir bereits in der Skizze gelungen. Obgleich ich niemals eine Sterbende geſehen, und gar ſolch eine Sterbende, war es mir ſeltſam geglückt, den fürchterlichen Moment mit einer Wahrheit, mit einer Wirklichkeit auszudrücken, als hätte ich meine Studien zu dem Gemälde an der ſterbenden Maria Botti ſelbſt gethan.

Zugleich gab ich mich einem lebhaften Glücksgefühl hin. Ohne Einbildung durfte ich mir bekennen, daß ich hier etwas Gutes ſchaffe. Mit dieſer Freske war mein Talent zum Durchbruch gekommen, mit dieſem Bilde gab ich mir ſelbſt den Beweis, daß ich ein Künſtler ſei. Ich hätte aufjubeln mögen und doch war mir unſäglich traurig zu Mut.

Ich riß mich auf und ging in die Trattoria Romana hinüber, wo ich aus dem Munde meiner guten Freundin folgendes zu hören bekam.

Man hatte mich mit Maria zuſammen auf dem Hannibalsfeld geſehen, ſie ſelbſt mit eigenen Augen, wie ich Maria in dunkler Nacht heimbegleitet, die Magd nicht, wie es ſich gehört, neben, ſondern hinter uns — man denke! Aber als ſie, meine gute Freundin, bald darauf auch den Luigi bemerkt, gleichfalls hinter uns den Weg vom Campo herabkommend, da war ihr der Schreck in die Glieder gefahren; und zwar dermaßen, daß, als Luigi in ihre Garküche trat, ſie kaum mit Würde ihr: Guten Abend, Luigi, wie geht's? habe hervorbringen können. Signor Luigi war übrigens durchaus nicht in der Stimmung geweſen, ſich einen guten Abend zu machen. Er ſaß

als der einzige Gast am Tische, einen Liter nach dem andern verlangend. Da er nicht sprach, mußte als wackere Wirtin wohl oder übel Frau Lisa sprechen. Sie that es übrigens nicht allzu ungern, mußte sie doch herausbekommen, wie er „darüber" denke. Er schielte sie tückisch von der Seite an, sie jedoch faßte sich ein Herz und fragte ihn, nicht gerade „danach", aber doch so um die Sache herum. Zum Beispiel nach der Hochzeit. Sie kam schön an! Von der Hochzeit möge sie sprechen, wenn der Pfaff das Amen sage; soweit sei's noch nicht. Ein gewisses Mädchen möge sich in acht nehmen und ein gewisser Herr dazu. Er, Luigi Ugberto, sei nicht der Mann, der sich schon vor der Hochzeit — — — Nun aber war Frau Lisa aufgefahren: Was er damit meine? Die Gewisse sei ihre Freundin, ihre Freundin! Und wer ihre Freundin beleidige, beleidige sie. Es sei nichts als schändliche Lüge und Verleumdung. Sie wisse recht wohl, weshalb er solche schlechte Sachen glaube; denn er sei ganz der Mann, ein Mädchen auch lieber ohne Hochzeit zu nehmen. Weil das jedoch bei jener Gewissen nicht angehe, sei seine ganze Seele voll Galle und Geifer. Ein Gewisser möge sich in acht nehmen, daß sie einem Gewissen nichts wiedererzähle; dann würde ein Gewisser sehen, wie ein braver Mann auf seine Ehre halte, anders wie ein gewisser Anderer.

Kurz und gut: sie hatte ihm ihre Meinung gründlich gesagt; denn sie hatte es, Gott sei Dank, nicht nötig, sich vor Luigi Ugberto zu fürchten. Ganz Rocca di Papa kannte ihn und ganz Rocca di Papa kannte sie.

Nun hätte man sehen sollen, wie ein Gewisser totenblaß geworden sei vor Wut. Dann habe er wie ein Teufel

aufgelacht und ſchließlich gemeint: es ſei nur Spaß geweſen. Es habe ihn eben aufgebracht, daß ſich Maria von dieſem Fremden, dieſem Waldmenſchen, begleiten laſſe; Frau Liſa möge ſo gut ſein, darüber zu ſchweigen. Das hatte ſie aber nicht gethan und zwar aus guten Gründen, denn: es könne nichts ſchaden, wenn ein Gewiſſer wiſſe, wie die Sachen ſtünden, und dieſe ſtünden ſehr ſchlimm.

Traut ihm nicht, ſchloß meine gute Freundin ihre Erzählung. Ich will nichts geſagt haben; aber, traut dem Luigi nicht. Ach, wenn Ihr doch nur fortgehen wolltet! Ich weiß, daß Ihr ein braver Herr ſeid und Maria, die würde ja wohl lieber ſterben, als daß ſie ſich — — Was ich ſagen wollte: Die Menſchen ſind zu ſchlecht! Wer kann für alles ſtehen und wer kann wiſſen, wie alles kommt und wird. Darum geht, ſonſt gibt's noch ein Unglück.

Allerdings; ich mußte gehen. Um Marias willen mußte ich gehen.

Ich wollte ja auch. Aber mein Bild mußte ich doch vorher vollendet haben. Ich würde nichts thun, als arbeiten, Maria kaum zu ſehen bekommen, ſo konnte ja gar nichts geſchehen, was ihr hätte zum Unheil gereichen können. Immer mehr erkannte ich, wie thöricht meine Unterredung mit Maria geweſen und wie hoffnungslos alles war.

Meiner guten, klugen Freundin ſagte ich, daß ich gehen werde in — drei Tagen. Dieſe fand es bis dahin noch viel zu lang.

Jawohl; noch viel, viel zu lang!

8.

Nachdem ich mich nach meiner Gewohnheit noch eine gute Weile in der ſtillen Nacht ruhig gelaufen, kehrte ich in meine Caſa Botti zurück. Die Mutter und der Bräutigam ſaßen vor dem Kaminfeuer. Keines erwiderte meinen Gruß, Maria war nicht da. Ich kletterte im Dunkeln die Stiege hinauf. Die Thür zu meinem Zimmer ſtand offen und drinnen war Licht. Als ich hinzutrat, ſah ich Maria. Sie ſtand vor der Wand, hielt ihre Lampe hoch empor und beleuchtete damit ihr ſterbendes Geſicht. Ich lehnte am Thürpfoſten und ſtarrte ſie an, die ſo tief in den grauſigen Anblick verſunken war, daß ſie meinen Schritt ganz überhörte. Nie werde ich dieſes Antlitz vergeſſen — ich meine das der Lebendigen. Sie mußte in mein Zimmer gekommen ſein, um darin etwas zu ordnen, und hatte ſich plötzlich dem Bilde der Sterbenden gegenübergeſehen, die ſie ſelbſt war. Das mußte allerdings ſchaurig geweſen ſein. Und faſt ſchaurig war es, wie ſie daſtand, bewegungslos, mit regungsloſem Antlitz, als wäre das bei dem Anblick erſtarrt. Ich konnte es nicht ertragen, die beiden Geſichter, die eigentlich ein Geſicht waren, ſo nahe beiſammen zu ſehen. Schnell trat ich vor. Maria erblickte mich.

Aber ſie blieb ruhig ſtehen, ſah auch gleich wieder hinüber; nur, daß ſich ihre Züge veränderten und der furchtbare Ausdruck langſam von ihnen wich, bis es wieder das bekannte ſchöne, ſtolze Antlitz war, das mir ſo unauslöſchlich in der Seele ſtand. Ich fand nicht gleich ein paſſendes Wort; dann ſagte ich: „Ihr wart wohl recht erſchrocken, Maria? Verzeiht nur.“

Und sie, ohne sich nach mir umzuwenden: „Würde ich wirklich so aussehen, wenn ich stürbe? Ich weiß eigentlich nicht, warum ich erschrak. Es sieht sich recht schön an; gar nicht so, wie ich dachte. Also das ist die Frau, die Lucretia? Nein, das bin ich. — — Wie schön die Rose ist! . . ." Und sie sah immer nach ihr hin.

Da rief unten im Hausflur die Mutter: „Maria!" und noch einmal: „Maria!" Sie, deren Gesichtsausdruck jetzt voller tiefster Betrachtung gewesen, wandte sich langsam um, mit ihrem vollen Blick zu mir hin und so — langsam ging sie.

Und ich — lieber Freund, einen großen Teil der Nacht über saß ich vor meinem Bilde und sah zu, wie Maria Botti starb, von meiner Hand. Bei diesem langen Anschauen ward ich mir zum erstenmal völlig bewußt, wie furchtbar es sei: „noch so jung, so jung" sterben zu sollen. Dieses Aushauchen des letzten Seufzers, dieses Brechen der Augen, dieses Hinabtauchen und Versinken der Seele in ewige Nacht und das an einem geliebten Wesen, vielleicht seiner Braut oder seinem Weibe erleben zu müssen — das war der ganze Jammer des Lebens.

Es waren wilde Phantasien, die mich vor Marias Bild packten und gar nicht loslassen wollten. Auch ich mußte immer auf die Rose in Lucretias Haaren sehen: kaum aufgeblüht und schon verwelkt. Arme Rose! Ich hätte meiner Römerin keinen schöneren Schmuck geben können. Die welke Rose war sie selbst, ein verdorrter Frühling, grausam vom Stamme gerissen.

Ich nahm meine Lampe und ging zum ersten Bilde: Maria Botti als Kind. Und nun weiter, von Gemälde

zu Gemälde, vor jedem ſtille ſtehend, jedes beleuchtend: Diana, Maria, Märtyrerin, Heilige Sibylle, Judith — bis ich zuletzt Maria Botti ſterben ſah.

Die Wand war voll, für meinen Nachfolger blieb kein Platz mehr; mit der Toten war das Bilderſpiel aus.

Das verſtand ſich eigentlich von ſelbſt.

9.

Mit dem „Aus-dem-Gedächtnis" malen war es übrigens eine bedenkliche Sache. Ich hätte es nicht gedacht; denn: wie trug ich ihr Bild im Herzen, Zug für Zug! Nun mußte ich doch einſehen und eingeſtehen, daß es nach der Natur ein ganz andres Malen geweſen wäre. Wenigſtens war ohne Modell das Porträt nicht möglich und gerade um das Porträt, um die abſoluteſte Wirklichkeit und Wahrheit war mir zu thun. Maria Botti idealiſiert, wie man das nennt, davon wollte ich nichts wiſſen.

Das ward mir klar, als am nächſten Morgen beim Erwachen mein erſter Blick auf mein Bild fiel.

Durch dieſe Entdeckung halb zermalmt, wollte das Malen an dieſem Morgen nicht gehen. So unterließ ich's denn. Ein Gang auf die Arx hinauf würde mich erfriſchen.

Unten begegnete ich Maria; ſie war eben aus der Frühmeſſe gekommen. Als ſie ihr dunkles Kopftuch ablegte und ich ihr ſonnenbeſchienenes Geſicht ſah, verſetzte mich dieſes nicht in glücklichere Stimmung: was war mein Werk, vor dem ich mich geſtern noch ſo erhaben gedünkt, gegen dieſes gottgeſchaffene lebendige Antlitz? O, ich Raphael!

Ich wollte an Maria vorbei und hinaus, als ich mich angeſprochen hörte: „Werdet Ihr heute wieder an Eurer Lucretia malen? Ich habe immer an ſie denken müſſen, ſelbſt in der Kirche. Sie ſtirbt gar ſo ſchön!“

Dieſes Zittern ihrer Stimme gab einen ganz neuen Ton. Es klang ſo verhalten hindurch, als würde ein Sturm mühſam zurückgedrängt, um dann doch in einzelnen tiefen Lauten auszubrechen. Nur bei italieniſchen Organen iſt dieſes Modulieren, dieſes jähe Steigen und Sinken der Töne möglich. Ich hörte noch immer darauf, als ſie längſt nicht mehr ſprach.

„Meine Lucretia? Ich mag nichts mehr von ihr wiſſen.“

„Warum nicht?“

Sie war ganz erſchrocken.

„Das will ich Euch ſagen: weil ich ein ſchlechter Maler bin, der nichts iſt und nichts kann. Ihr meint vielleicht, daß Ihr Lucretia ſeid? Geht hinauf, nehmt Euren Spiegel, ſeht hinein und dann auf die Wand. Da werdet Ihr erkennen, wie es mit meiner Kunſt ausſieht und daß ich ein ſchlechter Maler bin, ein rechter Stümper, Maria.“

Es entſtand eine Pauſe, die Maria endlich endete.

„Die Signori, die vor Euch an der Wand mein Bild malten, wollten alle, daß ich dabei ſein ſollte; denn ſonſt werde nichts daraus. Iſt das bei Euch auch ſo?“

„Das iſt bei mir auch ſo. Um Euer Geſicht malen zu können, muß ich Euer Geſicht vor mir haben. Addio!“

Ich ſtürmte davon.

Nach einigen Stunden kam ich ins Haus zurück. In meiner Kammer war das wundervollſte Licht, gerade

die Beleuchtung, die ich für mein Bild nötig hatte. In ſtiller Verzweiflung ſetzte ich mich vor meine Wand. Marias: Sie ſtirbt gar ſo ſchön, klang unaufhörlich in mir nach. Und wie ſie das ſagte! Ich meinte ihre Stimme zu hören, ſchloß die Augen und nun ſtand ſie ſelbſt vor mir. Wie ich ſie nie würde malen können, ſah ich ſie. Um den herben Mund lag es ſchmerzlich, faſt weich, ihre unergründlichen Augen — — Ich verfiel in tiefes Brüten über die dunkle, feuchte Flut dieſes Blickes. Das Auge ſoll im Porträt Mittelpunkt alles Ausdrucks ſein. In jenen zwei ſtrahlenden Punkten ſoll der Künſtler den ganzen Menſchen zuſammendrängen, ſein Weſen, ſeine Seele — eben den Menſchen.

Ich öffnete meine Augen. Sie fielen auf die Wand, gerade vor mir, wo Lucretia „gar ſo ſchön" ſtarb und meine Malerei kam mir unſagbar erbärmlich vor.

„Stümper!" knirſchte ich, „vermaledeiter Farbenkleckſer!" ſprang auf, griff nach Palette und Pinſel und wollte die Schmiererei überſchmieren. — Da ſtand die leibhaftige Lucretia vor mir.

Sie hatte ſich mit Roſen geſchmückt, eine blaſſe Knoſpe im Haar und eine voll erblühte auf der Bruſt, gerade auf der Stelle, wo ſie der Dolch treffen würde.

„Zeigt mir, wie ich es machen muß. Ihr wißt, daß ich mich nicht darauf verſtehe."

Im erſten Augenblick begriff ich ſie gar nicht. Ich mußte immer auf die Roſe an ihrer Bruſt blicken. Das verwirrte mich ſo, daß ich zuerſt dachte, ſie wolle von mir gezeigt haben, wie ſie es machen ſolle, neben der purpurnen Blüte den purpurnen Quell auffſpringen zu laſſen. Ich war zu Tode erſchrocken, zugleich aber —

Gott verzeih' mir — ganz voller Wonne, daß Maria wirklich Lucretia war.

Sie mußte noch einmal ſagen, was ſie eigentlich meinte, ehe ich ſie verſtand.

„Ihr wollt mir Modell ſitzen?"

„Ihr ſagtet ja, daß Ihr mein Bild nicht malen könntet, wenn ich nicht dabei ſei. So malt es denn."

„Aber was wird Eure Mutter ſagen und — und Euer Verlobter?" ſtammelte ich.

„Da ich mich nicht darum kümmere, was ſie ſagen werden, ſolltet Ihr es auch nicht. Thut Ihr das aber, ſo kann ich wieder gehen." Und ſie wandte ſich, eine beleidigte Königin, zur Thür.

„Nein — bleibt! bleibt! Ich danke Euch, Maria. Ja, nun will ich malen. Und jetzt ſoll es beſſer — jetzt ſoll es gut werden."

Zuerſt hatte ich gezittert, dann war ich ganz ruhig geworden, ganz glücklich.

Jetzt ſtellte ich mein ſchönes Modell auf. Das war keine ſchwere Arbeit. Sie begriff Stellung und Ausdruck ſofort.

Das Haupt leicht nach aufwärts geneigt, ſchien ſie doch auf ihre Bruſt niederzublicken, gleichſam um zuzuſehen, wie der Quell aus ihrem Herzen aufbrach. Mit der Hand drückte ſie ſanft und doch ſtark das Gewand darüber. Das gab eine ganz neue Auffaſſung. Ich war entzückt.

Ihre Züge drückten ſeligen Schmerz aus. Die leicht geöffneten Lippen ſchienen in Todesweh zu ſeufzen; zugleich aber einen Laut höchſten Glückes zu hauchen. Die Augen — ich kann nicht ſagen, was in Marias Augen

lag; es war eben das Wunderbarste. Nein, sagen kann ich es nicht, aber — ich habe es gemalt!

Ehe ich begann, sagte Maria: „Riegelt die Thür zu. Der Mutter könnt' es doch einfallen, uns stören zu wollen und vielleicht einem andern auch, wenn ich auch nicht glaube, daß er den Mut dazu hat."

Ich zauderte. Da ging sie selbst hin und schob den Riegel vor. Wahrhaftig, sie that es!

„Es ist nicht nötig," murmelte ich, ließ es aber geschehen.

Ich malte. Stundenlang stand Maria regungslos vor mir und stundenlang sah ich von meinem Bilde nur auf, um sie anzusehen. Ihre Schönheit und meine plötzliche wundersame Gestaltungskraft berauschten mich. Aeußerlich war ich jedoch die Ruhe selbst. Ich dachte nicht daran, daß es noch etwas andres auf der Welt gäbe als Maria und ihr Bild. Auch für sie mochte es traumhaft sein. Da wurden wir beide an das Dasein der Welt gemahnt.

Die Mutter keuchte die Treppe herauf, kam an die Thür, fand sie verschlossen, kreischte: „Maria!"

Ich wollte hin und öffnen, ward aber von Marias Wink und Blick zurückgehalten. Sie erwiderte: „Ich bin hier, Mutter. Signor Enrico malt mich. Ich kann also nicht kommen."

Die Mutter fing ein Zetergeschrei an, keifte hexenhaft und schlug mit den Füßen gegen die Thür.

Ich hörte die Magd die Treppe heraufkommen, hinter ihr noch jemand, einen Mann. Der sprach mit der Mutter, aber mit unterdrückter Stimme.

Ich blickte Maria fragend an. Sie nickte, seufzte,

griff ſich ins Haar und nahm die Roſe heraus, die ſie fallen ließ: „Es iſt nun doch vorbei.“

Dann ging ſie zur Thür, bedeutete mir, fortzumalen, öffnete, trat auf der Schwelle der Mutter und ihrem Verlobten entgegen.

Eine Strähne ihres Haares hatte ſie für die Lukretia gelöſt, auch ihr Buſentuch war verſchoben. Sie hatte, bevor ſie öffnete, nichts wieder geordnet.

„Kommt herunter. Drunten werde ich mit Euch reden.“ Damit drängte ſie die Alte von der Schwelle zurück, rief mir zu, daß ſie morgen wieder käme, und ſchloß die Thür hinter ſich.

Ich wartete, bis ſie die Treppe hinunter waren, dann ging ich ihnen nach. Drunten fand ich von innen den Riegel vorgeſchoben, ich konnte alſo nicht hinein. Die Mutter keifte. Jetzt hörte ich auch Luigis wütende Stimme. Maria antwortete ihnen laut, ruhig. Was ſie ſagte, konnte ich nicht verſtehen. In höchſter Aufregung, meine Hilfloſigkeit fühlend, begab ich mich wieder hinauf, wo Marias Roſenknoſpe am Boden verwelkte.

10.

Früh am Morgen war die Mutter mit der Magd auf ihren Maultieren nach Grottaferrata hinuntergeritten, verſchiedene Einkäufe zu machen. In der Küche, am Feuer hockte eine griesgrämige Nachbarin, meinen Kaffee kochte Maria. Sie hatte mir in Oel Kuchen gebacken; ganz warm und duftend füllte das goldgelbe Gebäck die Schüſſel. Ich ſetzte mich und verſuchte das Mahl, das mir die Geliebte bereitet, als Götterſpeiſe zu genießen;

aber all meine Liebe half mir nicht, Hunger zu haben. Die Nachbarin schaute giftig zu uns herüber, denn Maria, obgleich sie schon längst ihre frische Ziegenmilch genossen, hatte sich zu mir gesetzt.

Als ich fertig war und hinaufgehen wollte, rief sie mir nach: „Ich komme gleich zu Euch. Macht nur alles zurecht; bei mir fehlen nur noch die Rosen."

Nach fünf Minuten stand sie, geschmückt wie gestern, vor mir.

„Die Mutter weiß, daß ich heute hier bin und Ihr mich malt," begann Maria, „und er weiß es auch. Sie werden Euch nicht mehr in der Arbeit stören; nur müßt Ihr schnell machen. Ende der Woche muß Euer Bild fertig sein; denn daß Ihr es nur wißt: die Hochzeit soll der Weinernte wegen schon früher stattfinden. Da habe ich in der andern Woche an meinem Hochzeitskleid zu nähen. Sonntag müßt Ihr fort; das hilft nun einmal nichts."

Nein, das half nun einmal nichts.

Ich malte.

Weiter wurde in dieser Sitzung nichts gesprochen. Ich schaute auf die Wand und auf Maria, meine Hand führte den Pinsel ruhig und sicher; immer mehr glich das Abbild dem Urbild; immer mehr sah mich Lucretia mit Marias Augen an.

Als es Mittag geworden und ich auf Marias Kräfte Rücksicht nehmen mußte, löste diese, wie sie es gestern gethan, ihre Rosenknospe, die wieder halbverwelkt auf den Boden fiel. Später ward sie von mir zu ihrer verdorrten Schwester gethan. Die aufgeblühte behielt Maria.

Als ich die Thür für sie öffnete, sagte ich: „Ich danke Euch, Maria.“

Sie sah mich nur an.

Den ganzen Nachmittag arbeitete ich ununterbrochen. Ein leiser Gesang unter meinem Fenster machte mich endlich aufhören. Ich trat heran. Gerade unter mir, im Gärtlein über dem Abgrund, saß Maria. Sie lehnte an einem hochstämmigen Lorbeerbaum, den Schoß ganz voller Blumen: Nelken, Granatblüten, Rosen. Sie wand einen Kranz und summte vor sich hin eine schwermütige, klagende Weise. Es war zum erstenmal, daß ich sie singen hörte. Ihre tiefe, herbe Stimme, wie sie sich mühsam an Melodien versuchte, ging mir ans Herz. Gott weiß, welcher tolle Einfall mich dazu brachte, an den Schwan zu denken, der auch erst singt, wenn er stirbt.

Nachdem ich sie eine Weile angesehen und ihr zugehört, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, an dem schönen Ort mit Maria zu plaudern. Die Mutter war noch nicht heimgekehrt und Signor Luigi hatte ich den ganzen Tag nicht erblickt. Das sollte mir das Fest vollkommen machen. Ich ging also hinunter.

Als Maria jemand kommen hörte, beugte sie sich, ohne empor zu sehen, tiefer auf ihre Blumen herab, fuhr fort zu winden und zu singen. Ich stand dicht vor ihr und mußte sie beim Namen rufen, ehe sie aufblickte.

„Ihr seid's,“ meinte sie; mir war's, als schrecke sie zusammen.

„Erwartet Ihr einen andern?“

„Ich erwarte niemand.“

„Für wen windet Ihr diesen schönen Kranz?“

„Für eine Geſtorbene, deren Todestag morgen iſt.“

„Habt Ihr auch ſchon Tote, um die Ihr trauert?“

„Die arme Virginia war meine Kameradin. Sie war nur um zwei Jahre älter als ich. Nun iſt ſie ſchon vier Jahre tot. Die Aermſte! So jung ſterben zu müſſen.“

„Erzählt mir doch von ihr.“

Maria heftete ihre großen Augen auf mich.

„Habt Ihr nichts von Virginia Mancini gehört?“

„Nein, kein Wort.“

„Sie wurde ermordet.“

„Das iſt ja furchtbar! Von wem?“

„Von ihrem Mann. Ihr müßt nämlich wiſſen, daß Virginia ſchon vor ihrer Ehe einen Liebhaber hatte. Dafür ward ſie erſtochen.“

„Und der Liebhaber?“

„Der lebt heute noch. Der Beppo — das iſt ihres Mannes Name, iſt ein Feigling. Da konnte er es natürlich nur an einem Weibe thun, der verächtliche Lump!“

„Was iſt ihm geſchehen?“

„Ihm? Was ſoll ihm geſchehen ſein? Er hat längſt wieder ein Weib und iſt ein angeſehener Mann. Die Marietta, ſo heißt die zweite, nimmt ſich mit ihrem Liebſten beſſer in acht: der Dolch, der der armen Virginetta ins Herz traf, iſt noch nicht verroſtet. An die Tote denkt keiner mehr, auch mir fiel ſie erſt dieſes Jahr wieder ein. Da dachte ich mir, daß die arme Seele, die ohne Beichte und letzte Oelung ins Fegfeuer mußte, ſich freuen würde, wenn ſie auf ihrem Grab den Kranz liegen ſieht.“

„Und was denkt Ihr von dem Beppo?"

„Je nun, er mußt' es wohl thun."

„Meint Ihr? — — Und die arme Virginia?"

„Sie hat es mit ihrem Carlo eigentlich recht gut gehabt. Er kann sie noch immer nicht vergessen. Ist das nicht schön?"

„Was?"

„Nun, daß der Carlo seine Virginia noch im Grabe so herzlich lieb hat. Die beiden, die waren ein Paar gewesen!"

„Warum wurden sie es nicht?"

„Wie Ihr redet. Virginia war eben von den Eltern mit dem andern verlobt. Das arme Ding, was sollte sie machen?"

Nun war ich es, der sein Gegenüber groß ansah. Maria hielt meinen Blick völlig gleichmütig aus. Es war ersichtlich, daß sie gar nicht ahnte, was in meiner Seele vorging. Mit einem tiefen Seufzer gab ich es auf, mich ihr begreiflich zu machen. „Das arme Ding, was sollte sie machen?" Damit war alles gesagt. Wäre statt von der toten Virginia von der lebendigen Maria die Rede gewesen, ich hätte auch nichts andres zu hören bekommen, als: „Das arme Ding, was soll sie machen?" Nun, sich verheiraten und sich dann vielleicht erstechen lassen.

Ein seltsames Frauengeschlecht!

Wir redeten noch dies und das. Maria freute sich auf den 8. September. Es war die Feier von Mariä Geburt, in Genzano fast mit derselben Pracht begangen, wie im Juni daselbst das berühmte Blumenfest. Am 15. fing die Weinlese an, zwei Tage nach Mariä Geburt

sollte die Hochzeit stattfinden. Am 2. September würde ich Rocca verlassen.

Als ich mich von Maria trennte, nahm ich mir im stillen vor, morgen das Grab der armen Virginia aufzusuchen. Aber — „sie hat es eigentlich gut gehabt".

Kaum in mein Zimmer zurückgekehrt, hörte ich drunten leise und leidenschaftlich sprechen. Gleich nach meinem Fortgange mußte Luigi in den Garten gekommen sein. Jetzt machte er ihr heftige Vorwürfe, aber mit so unterdrückter Stimme, daß ich nichts verstehen konnte. Ich sah, wie Maria ihm in ihrer gelassenen, stolzen Weise erwiderte, ruhig an ihrem Kranz fortwindend, mit absichtlicher Sorgfalt die Blumen wählend. Das brachte jenen natürlich noch mehr auf. Wie er so vor ihr stand, über sie gebeugt und jetzt ihren Arm packte — Gott im Himmel! da fiel mir der Beppo ein und fast hätte ich hinuntergeschrieen: „Mörder!"

Maria war aufgestanden. Sie hatte sich mit einer Bewegung von ihm losgemacht, daß er nicht wagte, sie zum zweitenmal zu berühren. Er war wirklich feige, der erbärmliche Lump! Er schien von ihr Blumen zu begehren, sie ihm diese kalt zu verweigern. Er drang ungestümer. Da trat sie zum Rand des Abgrundes und schüttete sämtliche Blumen hinein.

„So," dachte ich, „die Blumen, die er begehrt, wirfst du in den Abgrund; aber er will auch dich — warum wirfst du dich nicht lieber deinen Blumen nach, als ihm in die Arme? Lucretia hätt' es gethan."

Dann blickte ich wieder hinaus. Wie nah sie am Abgrund stand.

„Maria!“ Sie mußte mich unten gehört haben, grüßte hinauf, trat zurück — Gott sei gedankt!

Ich atmete auf und wischte mir den Angstschweiß von der Stirn. Sie lebte! Kaum, daß ich beachtete, wie der da drunten jetzt ihren Kranz haben wollte. Sie hielt ihn über ihren Kopf und rief dem Wütenden pathetisch zu: „Für die Toten!“ Da ließ er den frechen Arm sinken.

Die Mutter war zurückgekommen. Ihre Stimme durchgellte das Haus: „Maria! Maria! Marietta!“

Sie wandte Luigi den Rücken und ging hinein. Nun trat ich vom Fenster zurück. Daß er ihr mit erhobenem Arm und geballter Faust nachgedroht, darauf besann ich mich erst viel später. Ich war in jenem Augenblick so voller Dankbarkeit, so voller Glück: Sie lebte!

II.

Unterdessen hatte Frau Lisa zu einem Gewaltmittel gegriffen, um mich aus Rocca hinauszubringen: Seit ungefähr acht Tagen bekam ich regelmäßig die Suppe versalzen, die Frittata verbrannt, den Schinken verräuchert und den Wein gewässert. Daß ich bei dieser Kost sichtlich abmagerte, war kein Wunder, wurde auch von Frau Lisa durchaus nicht als Wunder aufgefaßt. Sie wußte, diese Wirkung hatte eine ganz natürliche Ursache. Aber weit davon entfernt, daß der elende Zustand meines Leibes ihr Mitleid erweckt hätte, schien sie gar nicht zu bemerken, wie ich täglich schattenhafter ward, sondern sah jedesmal so gleichgültig über mich hinweg,

als wär' ich bereits das geworden, zu was sie mich augenscheinlich zu machen wünschte: nämlich Luft.

Als ich jedoch diese Rache mit einer wahrhaft rührenden Ergebung stillschweigend ertrug, täglich zu meinem Versalzenen, Verbrannten, Verräucherten und Gewässerten kam, ohne Vorwurf, ohne Klage und ohne — Sättigung vom Tische wieder aufstand, sogar mit allerfreundlichstem Gruß Madonna Lisas düsteres Reich verließ — ich sage, als alles das geschah, that sie, Madonna Lisa, ihr Aeußerstes. Mit einem augenscheinlich so verstockten Menschen mußte man ohne jede Schonung verfahren. So erhielt ich denn die feierliche Erklärung, daß man mir nur noch bis zum Sonntag Speise verabreichen werde. Mir auch den Trunk zu verweigern, war selbst die Mächtige machtlos. Meinen Wein — in doppelter rächender Verdünnung — konnte ich mir also wie jeder andre schlechte Lump von Madonna Lisa vorsetzen lassen. Sie mochte indessen auf einen Funken von Ehrgefühl hoffen.

Da die „Sonne" das einzige Gasthaus in Rocca war — selbst dort hatte man mir nur aus Gnade und Barmherzigkeit so lange Nahrung gereicht — hätte mein Zustand gar nicht unbedenklich werden können, wäre jener allerletzte Termin, den mir Madonna Lisa gestellt, nicht zugleich der allerletzte Termin für das Ende meines Glücks gewesen.

Ja wohl, lieber Freund, meines Glücks! Wenn ich Ihnen die Katastrophe mit der besten aller Wirtinnen gewissermaßen übermütig berichte, so drückt das ganz die Stimmung aus, in der ich mich damals befand. Frau Lisas heldenmütige Versuche, mich aus ihrem Gasthause

und so aus Rocca selbst hinauszuschlagen, waren in der That kaum von mir bemerkt worden. Die auffallend salzigen Suppen, braunen Eierkuchen und Foglietten, mit einem undefinierbaren herben Etwas gefüllt, erregten wohl mein dumpfes Erstaunen über die wunderbare Veränderlichkeit aller Dinge, tiefer grübelte ich jedoch nicht nach. Mochte ich hager werden, wie es der göttliche Cäsar selber gewesen — meine Seele war die von Lucull und Sallust zugleich. Wie es meinem armen Leib nach jenem Sonntag ergehen würde, war mir durchaus gleichgültig; dachte ich doch kaum daran, was aus meiner seligen Seele werden sollte, wenn ich Maria Botti Ade gesagt.

Es waren wundersame Tage.

Die Mutter hatte mit den Vorbereitungen für die Hochzeit zu thun, der Bräutigam war in Rom, um mit Weinhändlern abzuschließen und manches Stück Wirtschaft zu kaufen. Für uns zwei gab es weder eine keifende Mutter, noch einen verhaßten Bräutigam. Auch von einer baldigen abscheulichen Hochzeit wußten wir nichts. Für uns gab es nur die Gegenwart. Jeden frühen Vormittag kam Maria zu mir in die Kammer, jedesmal mit einer aufgeblühten Rose auf der Brust und einer frischen Knospe im Haar. Ich malte. Aber statt meine stolze Republikanerin für Bauern auf die Wand zu pinseln, abkonterfeite ich sie jetzt auf Leinwand, für mich. Das Bild auf der Wand war auch unvollendet das Meisterwerk in der Maria Botti-Galerie. Mit jedem Tage fühlte ich meine Kunst und mein Können wachsen; jeder Tag gab mir mehr und mehr das volle Bewußtsein meines menschlichen und künstlerischen Ichs. Es geschah

zum erſtenmal, daß ich mich ſelber empfand. In jenen Tagen vollzog ſich an mir das Wunder der Wandlung: ich ward durch die Liebe geſchaffen!

Ihr Stunden, ach, ihr dahinraſenden, vorübertaumelnden Stunden! Daß man ſich der jagenden Zeit nicht entgegen werfen kann, um ſie aufzuhalten und zugleich ſich von ihr zermalmen zu laſſen.

Glauben Sie nicht, daß wir viel ſprachen. Selten fiel zwiſchen uns ein Wort und dann war es entweder eines, das zur Sache gehörte oder ſonſt ein ſehr gleichgültiges. Dennoch war es immer ein bedeutender Moment, ſobald einer von uns die Lippen aufthat. Zuweilen zauderte ich, meinen Blick von ihr ab auf die Leinwand zu wenden. Er blieb an ihr haften, an Antlitz, Mund, Augen, Hals, Arm und wollte nicht fort von ihr. Dann winkte ſie mir wohl zu oder lächelte gar. Manchmal auch mußte ich ſie berühren, ein wenig ihren Kopf wenden, etwas an ihrem Gewande ordnen. Ich that es ganz leiſe, ganz ſchüchtern, mit zitternden Händen, ohne zu wagen, ſie anzurühren. Die ſüße Glut durchdrang mich ganz und ich fühlte, wie es in mein zuckendes Herz geſchleudert ward: elektriſche Funken. Ach Gott, ſie ſelber, meine ſchöne Statue, ſchien ganz ruhig zu ſein, ganz bewegungslos. Es war ja eben Lucretia.

Der Riegel ward nicht wieder vorgeſchoben; manchmal ſogar ſtand die Thür offen.

Mein Bild war bis auf die Draperie und die Todeswunde vollendet. Da kam der Sonntag, der letzte Tag. Keines von uns hatte daran gedacht, bis der Tag da war. Auch dann ward es nicht ausgeſprochen: es iſt der letzte!

Eine Mantille aus scharlachroter Seide über die Schulter und dicht darin eingehüllt, trat Maria zu mir herein. Es war ein Stück von ihrem Hochzeitsstaat; rings umschimmerten Goldborten den schönen Stoff. Wie sah meine Republikanerin königlich aus!

„Ihr sagtet gestern, daß Ihr für Euer Bild dergleichen gebrauchtet. Ist Euch das recht?"

„Herrlich, Maria, herrlich!"

„Heute könnt Ihr die Thür zuschließen!"

Ich that es; aber meine Hand bebte und mein Atem ging schwer. Ich glaube, meine Kniee wankten, als ich zur Staffelei zurückschritt.

Ich hatte alles zurecht gerückt und gelegt — mühsam genug, auch Palette und Pinsel ergriffen. Maria stand, Sonnenschein wie ein Diadem um ihre Stirne, an ihrem gewöhnlichen Platz vor mir. Sie hob ihre Arme — unter dem blutigen Rot des Mantels leuchtete es mir entgegen: ihre jungfräuliche Brust.

Daß ich mich damals überwinden konnte, nicht zu ihr hinzustürzen und — — Aber sie stand so ruhig da, sah mich so ruhig an, als verstünde das, was sie gethan, sich ganz von selbst. Ich hielt mich am Stuhl fest und neigte mich tief auf mein Bild herab, das ich wohl genau prüfte, denn es dauerte lange, bis ich mich wieder aufrichtete. Dann war auch ich ruhig.

„Ich danke Euch, Maria. Das werde ich Euch niemals vergessen."

Ich sprach sehr laut und fest.

Sie erwiderte nichts; dann nach einer Weile: „Ihr müßt es Euch legen, wie Ihr es haben wollt; ich weiß es nicht."

Ich ging zu ihr und legte ihr die Seide um die Schulter, wie einen Mantel, der eben herabsinkt. Mit der Linken drückte sie sich den Stoff unterhalb der linken Brust fest gegen den Leib. Der ganze rechte Arm, mit dem der Stoß geführt wurde, war entblößt, ebenso ein Teil der rechten Schulter und der ganze Hals.

Auch meine Hand war fest gewesen: nicht ein einziges Mal hatte sie die mir enthüllte, heilige Herrlichkeit Marias berührt. Ich habe niemals eine so vollkommene Frauenschönheit wiedergesehen.

Ununterbrochen malte ich den ganzen Vormittag, den ganzen Nachmittag. Als ich endlich aufhörte, war es noch lange nicht genug. Ich hätte noch viele Tage dasitzen müssen, für meine Lucretia Marias geheime Schönheit abzulauschen. Es war aber der letzte Tag.

Mit einem tiefen Seufzer legte ich den Pinsel nieder; ich konnte mich gar nicht losreißen. Auch Maria schien noch immer nicht ermüdet zu sein und sie hatte stundenlang regungslos dagestanden. Ja, sie war stark, mein kraftvolles, mein großartiges Weib!

Als sie hinausgegangen war und die letzte Rosenblüte verwelkend vor mir am Boden lag, mußte ich bitterlich weinen: mein Glück war verwelkt.

Rocca besitzt eine berühmte Wallfahrtskapelle zur Madonna del Tuffo. Der schöne Weg dahin ist zugleich die Promenade. In dem Urwald hochstämmiger Edelkastanien, der sich unterhalb der Stadt rings um dieselbe hinzieht, ist eine breite, ebene Straße ausgeschlagen. In mählicher Biegung führt der Weg an dem jähen Bergrücken entlang, darüber das Hannibalsfeld mit dem aufragenden Gipfel des Cavo. Aus düsterem Schatten der

Laubgrotten erblickt der Wandelnde von Zeit zu Zeit durch natürlichen Rahmen die ſonnigſtrahlenden Bilder des Albanerſees mit Caſtel St. Gandolfo, der Campagna mit Rom und der lateiniſchen Küſte mit dem weithin glänzenden Meer. In tiefer Waldeinſamkeit, von den Wipfeln überrauſcht und den Chören der Vögel umſungen, liegt das Kirchlein. Es iſt an die Tuffſteinwand angebaut, die hier eine natürliche Grotte bildet. In dem phantaſtiſchen Geſtein erſchien einſt einer luſtigen, vornehmen Jagdgeſellſchaft die Himmelskönigin. Ihr zu Ehren ward die Kapelle errichtet. Die Frauen und Jungfrauen der Stadt pflegen allabendlich an dieſem ſchönen Ort ihre Andachten zu halten. Auch Maria kam oft hin.

Als die Sonne dem Meer zuſank, ging ich den traumhaften Waldweg. Ueber mir wölbten ſich Zweige und Aeſte in Goldglanz getaucht. Der ganze abendliche Himmel ſchwamm in Glorie; purpurn lag das Land da. Den Wald durchflötete der ſchwermütig-ſüße Geſang der Amſeln, die Blätter bewegten ſich leiſe.

Der Weg war bereits völlig einſam. Auf der Piazza begann die ſonntägliche Muſik ihr Spiel, das verſäumte in Rocca kein weibliches Weſen. Eben hüſtelte eine verſpätete Beterin an mir vorüber. Das alte Weib hatte es ſo eilig, noch rechtzeitig zu dem Konzert zu kommen, daß es nicht einmal zum Betteln Zeit fand.

Dann ſah ich nur den von Abendſonnengluten verklärten Wald, dann hörte ich nur Vogellied mit den fernen Klängen des Orcheſters ſich miſchen.

Ich war ſterbenstraurig.

Abſchied, Abſchied. Wie es in mir wühlte!

Da befand ich mich vor der Kapelle, deren Pförtlein

weit offen ſtand. Ich ſchaute in den dämmerungsvollen Raum hinein. Das rote Lampenlicht vor dem Marienbilde füllte den Hintergrund der Grotte mit magiſchem Schein. Das zog mich an, näher zu treten.

Ich ging hinein, lehnte mich an einen Pfeiler und ſchloß die Augen. Er war ſo friedlich! Natürlich war ich allein. Oder doch nicht? Auf den Stufen, wo es zur Grotte hinabging, regte es ſich — dann ein tiefer Seufzer. Auch murmeln hörte ich. Mühſam zog ich die Augenlider in die Höhe, blinzelte müde hinüber und ſah: vom Purpurſchein der Lampe beleuchtet, Marias Geſicht in inbrünſtiglichem Flehen zur Mutter Gottes erhoben. Und wieder ſeufzte ſie, ſo tief, ſo ſchmerzlich!

Sie hatte ihr ſchwarzes Schleiertuch über den Kopf geworfen. Wie Bahrtuch, ſo düſtern lag es über den Schultern, die ſie mir heute enthüllt, in ihrer königlichen Schöne gezeigt hatte. War ihr Gebet die Buße dafür? Fühlte ſie ſich ſchuldig? Bereute ſie? Ich wagte nicht, darüber nachzudenken. In ihrer knieenden Haltung lag ſo viel Hilfloſigkeit. Maria hilflos, meine Heldin, meine Lucretia hilflos! Nun, ſie beſprach ſich ja mit ihrer Gottheit; da muß auch der Starke ſich beugen.

Wären nur dieſe bangen Seufzer nicht geweſen! Sie entrangen ſich einer Bruſt, die immer ſo wunderſam verſchloſſen war, Lippen, von denen ich glaubte, daß ſie trotzig ſchweigen würden, wenn auch das Herz ein Dolchſtoß getroffen; und jetzt ſeufzten ſie.

Ich hatte kein Recht, die Andacht dieſer Jungfrau zu belauſchen. Nur das blaſſe Marienbild, zu der ſie aufgemurmelt wurde, durfte hören, was vielleicht eine

Beichte war. Immerhin beſſer, als einem Pfaffen, dachte ich. Dann ſchlich ich hinaus.

„Um was du auch bitten und ſeufzen magſt — möge dir der Himmel helfen, Maria.“

Wie ich langſam wieder der Stadt zuging, mußte ich darüber nachdenken, daß Maria fromm ſei. Bei dem Morde der armen Virginia hatte ſie am ſchrecklichſten empfunden, daß dieſe ohne letzte Beichte, alſo ohne Abſolution, geſtorben war. Nun mußte jene Tote ewige Höllenqualen erleiden. Der Aberglaube hat doch etwas Grauſiges!

Ich nahm mir vor, einmal mit Maria darüber zu ſprechen — einmal! Ich hatte Maria vielleicht ſoeben zum letztenmal geſehen.

Als ich auf der Piazza ankam, ging gerade die Sonne unter. Rauſchende Muſik begleitete das erhabene Schauſpiel. Auf der kleinen Terraſſe über dem Abgrund ſtand dicht gedrängt das ſchwatzende Sonntagspublikum. Das Muſikcorps, der Stolz der Stadt, mehr als dreißig in glänzende Uniformen geſteckte ſchmucke Bürgersſöhne, bildete den großen Mittelpunkt, um den ſich alles ſcharte. Neben dem Nobile ſtand der Maultiertreiber, neben der ſich fächelnden Signora im ſeidenen Schleppkleide die Krämerin und das Weib des Vignarolen. Der zerlumpten Geſtalten waren die meiſten. Das uniformierte Muſikcorps, in deſſen Mitte ein Kapellmeiſter gravitätiſch den Taktſtock ſchwang, ſchien für Bauern, Bettler, Banditen und deren Weiber, Töchter und halbnackte Kinder zu ſpielen.

Den einen Teil des Platzes nahmen die Männer, den andern die Frauen ein; dieſe wiederum teilten ſich

in Mädchen und Weiber. Ein Bräutigam würde es kaum wagen, hier zu seiner Verlobten zu treten.

Alle Fenster und Altane, die auf den Platz führten, waren dicht besetzt. In der Loggia der „Sonne" machte sich die stattliche Gestalt Frau Lisas bemerkbar; auf dem breiten Dach der Casa Botti standen die Mutter und Signor Luigi.

Dieser mußte eben erst aus Rom zurückgekommen sein.

Ich ward sofort von allen bemerkt. Frau Lisa drehte mir ihren breiten Rücken zu; sie war also noch immer unversöhnt. Die gute Frau Lisa! Auch von der Casa Botti sah man feindselig genug zu mir herüber.

Unbekümmert um die gaffenden Blicke trat ich an die Brüstung. Dort standen die Männer. Mancher war darunter, den ich gut kannte. Auch diese sahen mich finster an; kaum dankten sie meinem Gruße.

Der Zustand ward mir lästig. Was gingen mich diese Menschen an, was würde mich von morgen an die ganze Welt angehen?

Ich wollte fort. Ich brauchte mir nicht mühsam durch das Gewühl einen Weg zu bahnen: man wich mir aus. Da kam eine von der andern Seite gegangen, der man auch auswich: Maria! Wie es sich traf, daß wir uns plötzlich mitten in einem freien Raum allein gegenüberstanden, weiß ich nicht mehr. Genug, es geschah und Hunderte von Augenpaaren waren auf uns gerichtet. Ich trat zurück, um Maria an mir vorüberzulassen; sie aber blieb vor mir stehen.

„Guten Abend, Signor Enrico."

„Guten Abend, Maria."

„Ihr geht morgen fort?“

„Ich gehe noch heute fort.“

„Gewiß nach Nemi? — — Hört, am nächſten Sonntag iſt in Genzano das Marienfeſt. Die Mutter meinte, ich ſoll zur Beichte. Das hat aber Zeit. Ich möchte noch einmal als Mädchen den Saltarello tanzen — mit Euch. — Ihr werdet am Sonntag in Genzano ſein?“

„Maria, ich werde dort ſein.“

„Alſo, auf Wiederſehen?“

„Auf Wiederſehen!“

12.

Hier machte der Erzähler eine lange Pauſe. Er ſtand auf und ging auf der Terraſſe mit ſchweren Schritten langſam hin und her. Zuweilen blieb er an der Brüſtung von mir abgewendet ſtehen und ſchaute in die Landſchaft hinaus.

Mitternacht war längſt vorüber, ſchon brach der frühe Sommermorgen herein. Tief unten lichtete ſich der Horizont, über das Meer legte ſich längs des Strandes ein zitternder Streifen weißen Glanzes.

„Es iſt kalt; gehen wir hinunter. Ich möchte Ihnen den Schluß unter freiem Himmel erzählen.“

Am Palaſt der Orſini vorüber, gingen wir durch das Thor, immer am Rand des Kraters entlang.

Dann erzählte mein Freund weiter.

„Dort drüben, uns gerade gegenüber, liegt Genzano, wo ich Maria wiederſehen ſollte. Während der Woche, die ich in Nemi verbrachte, kam ich nicht zur

Besinnung. Das Leben hatte für mich nur einen einzigen Tag: das Madonnen-, das Marienfest! Diesen einen einzigen Tag wollte ich erleben, darüber hinaus dachte ich nicht. Maria wiedersehen, den Saltarello mit ihr tanzen und dann — nun dann war der Tanz eben aus.

Daß ich zwei Tage später den Tanz mit ihr von neuem würde beginnen können: auf ihrer Hochzeit, daran dachte ich nicht.

Wenn ich hier mit irgend einem Menschen sprach, geschah es nur, um über das Marienfest von Genzano zu reden. Wenn die Weiber sich darauf freuten, strahlte auch mein Gesicht. Aber, trotzdem die Feier ein Ereignis im Lande war, machten sie mir alle viel zu wenig daraus: es sollte auf der ganzen Welt nichts Herrlicheres geben, als den Tag von Genzano.

In unsrer wackeren Locanda ereignete sich über mein wunderliches Wesen ein eifriges Schütteln der Köpfe. Sie müssen nämlich wissen, daß Maria und ich das Gespräch der ganzen Gegend geworden waren. In Nemi wußte man alles, was in Rocca vorgegangen; ja, man wußte hier wahrscheinlich noch viel mehr. Die öffentliche Teilnahme, die der Familie de Santis ausgenommen, war übrigens ganz auf der Seite von Marias Verlobtem.

Alles das hätte mich zur Besinnung bringen müssen, aber nichts entriß mich dem Taumel. Dabei befand ich mich unausgesetzt in einem Zustand höchster Erwartung von etwas Großem und Ungeheurem. Nennen konnte ich's nicht; aber es war wohl mächtigstes Glück und mächtigstes Unglück.

Der Sonntag kam — endlich, endlich! Aber erſt am Mittag begann das Feſt.

Natürlich war ich ſchon am Morgen dort. Als Feſtſchmuck, ihn geheim auf dem Herzen tragend, hatte ich Marias verwelkte Roſen. Es waren ſechs Blüten — ſechs glückliche Tage. Aber voll entfalten ſollte ſich die Blume meines Lebens erſt heute, unter Klängen, im Tanz, an der Bruſt der Geliebten.

Um Mittag — endlich, endlich! begannen die Böllerſchüſſe zu dröhnen, die Glocken zu läuten, das geputzte Volk durch die Straßen zu wogen. Die ganze Gegend ſchien ihre Bewohner zum Feſt der göttlichen Jungfrau — zum Feſte Marias nach Genzano geſandt zu haben. In langen Reihen wandelten Frauen in den verſchiedenſten Trachten. Von Albano, Nettuno, Tivoli; ſelbſt von Subiacco und Sora waren ſie herbeigeſtrömt: ſtolze Geſtalten, ſchöne Geſichter. Aber keine einzige darunter eine Maria!

Die Häuſer waren bekränzt. Von Wand zu Wand zogen ſich maſſige Guirlanden von Epheu, Eichen und Lorbeer mit Roſen durchwunden. Aus den Fenſtern hingen Teppiche nieder; Fahnen flatterten.

Den Platz vor dem Dom ſchloſſen Carabinieri von der Menge ab; hier war heute das berühmte Junifeſt nachgeahmt worden.

Den ganzen, mählich anſteigenden Hügel, auf deſſen Höhe ſich der Dom erhebt, hatten ſie dicht mit Zweigen beſtreut. Das große, grüne Beet umfaßten lange, farbige Blumenſtreifen, die über die Blätter geſchüttet: weiße Aſtern, rote Levkoyen, gelbe Georginen. In dieſem ſchönen Rahmen zog ſich in mächtigen Lettern aus Roſen

und feuerfarbenen Verbenen auf schillerndem Grunde von Stiefmütterchen der Name der Königin des Festes — der göttliche Name: Maria!

Die prächtige Blumenmosaik endete an den Stufen der Domtreppe. Alle Thüren des Heiligtums standen weit geöffnet; durch die zurückgeschlagenen Vorhänge blickte man tief in das Innere hinein. Es strahlte im Festschmuck von Brokat und Goldflitter und Hunderten von Kerzen. Chorgesang und Kirchenmusik schallten heraus; fortwährend donnerten Schüsse, läuteten Glocken, wogten neue Volksmengen hinzu.

Jetzt kam die Prozession.

Sie trat aus der mittelsten Domthür hervor: ein Kardinal, Bischöfe, Scharen von Prälaten, Priestern, Mönchen, Küstern, Chorknaben. Hohe Leuchter wurden getragen, Kreuze, Fahnen, Heiligenbilder. Die Knaben schwenkten die silbernen Weihrauchpfannen, der Gesang in der Kirche verstummte, die Musik spielte lauter.

Sie zogen die Treppe hinunter, über die Blumen dahin.

Sie zertraten alles, auch den göttlichen Namen, auch den Namen: Maria!

Ihr Bild trugen Bischöfe. Auf einem vergoldeten Thronsessel, unter einem Baldachin, in seidenen Gewändern, juwelenschimmernd, gekrönt, blumenumwunden. Das Volk warf sich auf die Kniee.

Länger hielt ich's nicht aus. Ich wandte mich ab, meine Göttin zu suchen.

Für sie war ja alles geschehen, für sie, deren schönen Namen sie mit Blumen auf die Erde geschrieben. Wo war sie, wo war die Königin?

Ich ſuchte lange, endlich fand ich ſie.

Sie war natürlich nicht allein gekommen; die Magd war bei ihr und — jener Menſch. Der ſtrahlende Tag hatte plötzlich tiefe Schatten bekommen.

Aber nur einen Augenblick, dann ſah ich Maria wieder an.

Ich ſtand ihr in dem Gewühl, das ſie königlich überragte, ganz nahe. Sie mußte zu gleicher Zeit mich geſucht und gefunden haben; unſre Blicke begegneten ſich. Wenn der meine ſo ſtrahlend war, wie der ihre, ſo muß ich in jenem Augenblick ein Menſch geweſen ſein, den das Glück verklärt und verſchönt hatte. Wir ſahen uns an, als würden wir nicht von einer Volksmenge getrennt, ſondern ſtünden dicht nebeneinander. Zuletzt lächelten wir beide.

Ich ſtaunte ſie übrigens an, als erblickte ich ſie zum erſtenmal. Sie ſchien mir in der Woche, wo ich ſie nicht geſehen, eine ganz andre geworden zu ſein; ſo war ſie verändert und verwandelt.

Viel mochte dazu ihr Anzug beitragen. Zum erſtenmal, ſeitdem ich ſie kannte, trug ſie Nationaltracht.

Der faltenreiche Rock war von ſcharlachfarbenem Tuch, desgleichen das Mieder, in den Haaren hatte ſie rote Bänder und der düſtere Flechtenknoten war durchſteckt mit einem Strauß ſilberner Blumen, die bei jeder Bewegung zitterten und ſchwankten. Auch ſonſt trug ſie reichen Schmuck.

Sie ſah in dem prächtigen Koſtüm ſo herrlich aus, daß ich gar nicht begriff, wie nicht alles auf ſie hinſtarrte.

Das wunderſamſte war aber der Ausdruck in dieſem

ſchönen Geſicht. Was war aus der kalten Hoheit ihrer Züge geworden? Abgelegt, wie das düſtere Gewand! Es war, als habe der Hauch eines Schöpfers erſt jetzt das Meiſterwerk ſeiner Schöpfung berührt, erſt jetzt ihm die Seele gegeben, Seele und Leben. Als ſanfte, purpurne Glut ſtieg es in die bräunlichen Wangen, ſchlug es aus den düſteren Augen heraus, lag es als verzücktes Lächeln auf ihren ſchwellenden Lippen. Zugleich ſah ſie ſo feſtlich aus, ſo feierlich, wie ein Menſch, der den höchſten Gipfel des Lebens erſtiegen und von dort über der tief unter ihm in Nebel und Dämmerung liegenden Erde die Sonne aufgehen ſieht. Das Wunderbare, darauf ich gewartet, war geſchehen; dort ſtand es erfüllt vor mir.

Da bemerkte mich jener Menſch: ſie ſah mich ja immer an! Da riß er ſie mit ſich fort, ins Gewühl hinein.

— — — — — — — — — — — — — —

An einem einſamen Platz am Ufer wartete ich den Abend und den Anbruch der Nacht ab. Zu meinen Füßen rauſchten die Wellen, über mir die tief niederhängenden Zweige. Im See ſah ich uraltes Trümmerwerk. Es mochte von dem Tempel Dianens ſein, deren Bild Oreſt von Tauris in ihr Heiligtum an den Römerſee brachte. Damals hatten an dieſem elyſeiſchen Strand der jungfräulichen Göttin Menſchenopfer geblutet.

An ein Menſchenopfer, dem Wahne dargebracht, mußte ich denken; allerdings an ein unblutiges — ſo wenigſtens glaubte ich damals. Und ich konnte es nicht hindern?!

Mein Kopf glühte. Hätte ich mich doch — und wär'

es auch nur geweſen, meinen heißen Kopf zu kühlen — in die Fluten geworfen! Vielleicht, daß mich Seepflanzen umſchlungen und feſtgehalten, oder die Geiſter von Dianens Nymphen hinuntergezogen. Dann wäre jenes Opfer nicht dargebracht worden.

Endlich war es Abend geworden; ich ſtieg nach Genzano hinauf.

Das fromme Prunkfeſt war in ein wildes Gelage ausgeartet. Die Stadt glich einem wüſten Feſtſaal, darin das Volk Saturnalien beging. Die Thüren des Doms ſtanden noch offen, aber drinnen war aller Glanz erloſchen. Ein Mönch pſalmierte mit heiſerer Stimme, einige alte Weiber ſchlurften hinein. Auf dem Platz und in allen Gaſſen bedeckten zertretene Blumen das Pflaſter. Ich griff an meine Bruſt: was ich verwelkt auf dem Herzen trug, waren edlere Blüten.

Ich entwich aus dieſem großen Auerbachskeller.

Gaſtlich hatte der Fürſt dem Volk für den Abend ſeinen Park geöffnet: dort herrſchte beſſere Sitte, dort, wußte ich, würd' ich ſie finden.

Alle, denen in den Höhlen der Weinſchenken und den engen Gaſſen nicht wohl war, ſtrömten durch die düſtern Ulmengänge in die fürſtlichen Gärten hinein; aber trotz der Maſſe von Menſchen gab es in der großen Waldung noch der einſamen Wege und Plätze genug. Ach, daß zwei Liebende ſich hier begegneten und fänden!

Gerade begannen Beleuchtung und Feuerwerk.

Wieder leiteten Böllerſchüſſe und Kanonenſchläge die Feſtlichkeit ein. Es blitzte und glühte, krachte und knatterte. Auf der Terraſſe leuchteten Fackeln und Pechpfannen, Raketen ſtiegen, Sonnenräder drehten ſich, feurige Fon-

tänen ziſchten auf, Flammenbündel zerſtoben hoch in der Luft. Auf jener Terraſſe war's auch, wo das Muſikcorps ſpielte und das Volk tanzte.

Tief und dunkel that ſich gleich unterhalb der Mauerbrüſtung der Krater auf. Dem Abgrund entſtiegen die Cypreſſen und Cedern geiſterhaften Schatten gleich. Die ganze Natur ringsum tauchte einen Augenblick taghell auf. In bengaliſchen Lichtern erglühend ward ſie der Schwärze entriſſen, um ſofort wieder darin zu verſinken — ganz ſo, wie in der Nacht des Menſchenlebens die ſchöne Flamme des Glücks.

In großen Feuerbuchſtaben flammte es vom Dom herüber. Es war derſelbe Name, der heute vor ſeinen Treppen in friſchen Blumenlettern geſchrieben ſtand: Maria.

Es war eben doch ihr Feſt!

Längs der Schloßſeite waren auf der Terraſſe lange Reihen von Tiſchen aufgeſtellt, vor denen man eiligſt Bänke gezimmert. Hier wurde Wein geſchenkt, und hier ſaß mit der Magd und dem andern Maria. Der Sextus war bereits halb berauſcht: ſie ſollte mit ihm tanzen und wollte nicht. Da ſprang er auf, vielleicht um ſie niederzuſchlagen; aber ſeine Kameraden fielen ihm in den Arm. Sie ſchenkten ihm auch das Glas wieder von neuem voll. Er trank und ſchien bald alles andre auf der Welt vergeſſen zu haben.

Da ſtand ſie auf, winkte der Magd, ihr zu folgen, und verließ die Terraſſe. An dem erſten dunklen Platz fand ſie mich. Sie ſagte zur Magd: „Du kannſt jetzt zur Gevatterin gehen, Philomela. Wenn Luigi kommt, um mit uns nach Haus zu reiten, ſo ſage ihm, daß ich bereits zu Fuß voraus ſei. Signor Enrico hätte mich

begleitet. Du kannſt ihm auch erzählen, daß ich hier mit Signor Enrico getanzt habe. Grüße die Gevatterin von mir, ſie will ja wohl zur Hochzeit kommen. Gute Nacht."

Die Magd wollte Einwendungen machen; aber Maria befahl ſo gebieteriſch, daß ſie wortlos gehorchte. Einmal ſchielte ſie noch nach Luigi zurück; doch der war bei der Foglietta wohl aufgehoben. Dann ging ſie.

Ich ſtammelte: „Aber Maria!"

„Sei ohne Sorge. Dir thut er nichts. Und jetzt wollen wir tanzen. Komm."

Sie hängte ſich an meinen Arm und wir gingen beide auf die Terraſſe. Eine ganze Weile ſtanden wir und ſahen zu. Als dann die Muſik den Saltarello ſpielte, ſtellten wir uns zum Tanz auf.

Daß wir es kaum wußten, wie außer uns noch andre Paare tanzten, kannſt du mir glauben. Vollends ich ſah nichts andres, als ſie. Ob ſie nach der Muſik tanzte, den Klängen ihre Bewegungen anpaßte, oder ob alle Inſtrumente eigens für ſie ſpielten, nach ihrem Tanze ſich richtend, ihre Bewegungen begleitend, in Tönen ausdrückend, was ſie gerade tanzte, was zu tanzen ihr gerade beliebte — ich wußte es nicht! Marias Tanz war ſtumme Muſik, genau dieſelbe, die das Orcheſter ſpielte; nur edler, vornehmer, in der göttlichen Geſtalt vollkommener, menſchlicher Schönheit zum Ausdruck gebracht.

Das war Rhythmus!

Man hatte einen Kreis um uns gebildet und ſah uns unter ſtürmiſchem Beifall zu. Aber, wie geſagt, wir wußten von nichts.

Das war ein langes Suchen, bis wir uns endlich

fanden! Wir ſtrebten zu einander hin und wichen vor-einander zurück, wir näherten uns und wir flohen uns, wir ſtreckten die Arme nacheinander aus und ließen ſie, nachdem wir uns gefaßt, wieder ſinken.

So dauerte es eine gute Weile. Die Muſik ward rauſchender, leidenſchaftlicher, wilder. Maria warf mänadiſch, wie eine griechiſche Bacchantin, Kopf und Arme in die Höhe. Dann, unter dem Jubel aller Inſtrumente, ſtürzte ſie ſich mächtig an meine Bruſt.

— — — — — — — — — — — — — —

„Und nun komm fort.“

Sie ſtrich ſich die aufgelöſten Flechten zurück und atmete tief auf. Dann hing ſie ſich, mich mit ſich fort-ziehend, ſchwer an meinen Arm.

Wir bahnten uns durch die Menge einen Weg und befanden uns nach wenigen Augenblicken in tiefer Ein-ſamkeit, mitten in dem dunklen Park.

Durch die Bäume erblickten wir die erleuchtete Palaſt-terraſſe mit dem hin und her wogenden Volke. Noch immer ſauſten Raketen in die Luft, einen Regen far-biger Kugeln herabrieſeln laſſend, noch immer ertönte die Muſik.

Auch der Name Maria in glühender Flammenſchrift wie in die Nacht hineingeſchrieben, leuchtete noch über die Gipfel zu uns herüber.

„Willſt du nicht noch einmal tanzen?“ fragte ich ſie.

„Nein. Dies eine Mal war's ſchön, jetzt würde es mir nicht mehr gefallen. Denke dir, die Hochzeit ſollte ſchon geſtern ſein. Natürlich ging's nicht. Nun iſt's vorbei.“

„Nun iſt alles gut!“

„Freilich, nun iſt alles gut," ſprach ſie mir nach. „Und der Luigi — —"

Ich unterbrach ſie: „Ach, Maria, davon reden wir jetzt nicht, jetzt wollen wir glücklich ſein. Gott im Himmel! Du liebſt mich?"

„Ich weiß jetzt den Tag nicht mehr, an dem ich dich nicht geliebt haben ſollte. Aber was konnt' ich machen? Ich war ja nun einmal ſeine Verlobte."

„Jetzt biſt du mein!"

„Ach ja. — — Doch nun wollen wir in die Stadt."

„In die Stadt? Wollen wir nicht bleiben, Maria?"

Ich konnte kaum die Worte hervorſtammeln. Dabei wagte ich nicht, ſie in der Dunkelheit anzuſehen. Ließ ich doch ſogar ihre Hand los.

Sie war mutiger.

„Enrico!"

Da mußte ich zu ihr hinſehen. Wie blaß ſie war!

„Mein Enrico!"

Mehr ſagte ſie nicht. Ich glaube, ich wollte einen lauten Jubelſchrei ausſtoßen; aber ich blieb ſtumm: ſie hatte mir den Mund mit den Lippen geſchloſſen. Gleich darauf ließ ich mich widerſtandslos, willenlos von ihr fortführen.

Die Stadt war illuminiert. Burſchen und Mädchen durchzogen die Straßen. Sie ſpielten die Mandoline und ſangen dazu.

Wir gingen auf den Domplatz. Dort an der Kirchenfaſſade flammte der Name der Himmelskönigin. Maria las ihn laut ab.

„Damit biſt du gemeint. Du weißt wohl gar

nicht, daß das ganze Fest lediglich dir zu Ehren gefeiert wird?"

Maria sah mich groß an und schüttelte mit ernstem Mißbilligen ihr schönes Haupt.

„So mußt du nicht reden," tadelte sie. „Was muß die Madonna denken, wenn sie das hört! Es ist ihr Fest ganz allein. Sag', ist's denn wirklich wahr, daß du ein Ketzer und Antichrist bist?"

„Ein Antichrist? Aber Liebchen!"

„Sie haben es alle gesagt."

„Wer?"

„Die Mutter, der Luigi, Philomela und alle. Selbst die gute Lisa; auch der geistliche Herr," schloß sie zaudernd.

„Auch der Pfaffe; natürlich!"

„Ach, Liebster!"

„Was, Maria?"

„Es ist doch eigentlich recht schlimm für uns beide: auf Erden kommen wir nicht zusammen und im Himmel auch nicht."

„Daß wir nicht im Himmel zusammenkommen, darein werden wir uns wohl ergeben müssen. Aber was meinst du damit, nicht auf Erden zusammenzukommen? Wir sind ja zusammen und ich möchte sehen, wer oder was uns auf Erden wieder trennen sollte?"

Wieder traf mich jener große, verwunderte Blick, der mir so deutlich sagte, daß ich nicht verstanden worden war.

„Und Luigi?"

„Der! An den zu denken, dafür ist morgen noch immer Zeit genug."

„Morgen — —"

Sie ſprach das Wort ganz ſeltſam aus, wollte noch mehr reden, verſtummte plötzlich, um nach einer Weile gleichmütig zu ſagen: „Jetzt will ich noch einmal ein Glas Wein trinken, dann wollen wir nach Hauſe gehen.“

Ich trat mit ihr in eine Schenke; wir ſetzten uns. Eine Foglietta purpurroten Genzanoweins ward uns gebracht. Maria trank mit ſichtlichem Genuß.

„Das iſt guter Wein! Solcher wächſt nicht in Rocca.“

Trotzdem konnte ich ſie nicht bewegen, mehr als ein Glas zu trinken. Ich war weniger genügſam.

Dann gingen wir.

Maria wollte durchaus an dem Hauſe der Gevatterin vorüber: ſie würde gewiß im Fenſter liegen.

„Sie ſoll uns zwei ſehen.“

Ich wußte nichts dagegen einzuwenden und richtig, die Gevatterin ſah mit der Magd aus dem Fenſter. Maria rief hinauf.

„Das iſt ein ſchönes Feſt. Philomela, ſage der Mutter, wie gut ich's heute gehabt.“

Die Gevatterin fing an zu ſchelten, aber Maria zog mich ſchnell fort. Nach einer Weile ſah ſie ſich um.

„Nun laufen ſie hin und ſagen es dem Luigi. Meinetwegen.“

Wir gingen eine Strecke ſchweigend, dann begann ich: „Höre, Maria, du haſt deine Mutter grüßen laſſen, als wollteſt du gar nicht mehr nach Hauſe zurück. Vielleicht wäre es wirklich am beſten, du kämeſt gleich — —“

Sie unterbrach mich.

„Was redeſt du? Freilich muß ich zurück. Das mit

dem Gruß war nur so ein Einfall von mir. Morgen werden wir ja sehen. Weißt du, wir wollen durch die Macchien über Palazzuola gehen. Auf diesem Wege findet der Luigi uns nicht."

Natürlich war ich gleichfalls der Meinung, daß morgen eine bessere Zeit, mit jenem Burschen fertig zu werden. Ich kam noch immer nicht zur Besinnung.

13.

Wenn du von Marino aus, immer dem Kraterrand des Albanersees entlang, der Stätte zugehst, wo einstmals Albalonga gestanden, triffst du, wo der Klosterfrieden von Palazzuolo beginnt, inmitten tiefster Macchienwildnis hochaufgerichtet ein Kreuz. Der Pfad verläuft dort in einen Hohlweg; zu beiden Seiten steigt es jäh auf.

Dem Kreuz gegenüber wächst eine verkrüppelte Steineiche, an deren Stamm wiederum ein Kreuz angeschlagen ist: klein und schwarz, mit einem blutroten Zeichen darauf. Das bedeutet, daß an dieser Stelle ein Mensch von Mörderhand starb.

Der Morgen dämmerte, als ich mit Maria unter jenem Baum stand. An dem Ort, wo wir glücklich gewesen, war einer ermordet worden.

Mir graute es.

Schnell ging ich mit Maria hinweg, damit sie es nicht sehen sollte. Doch diese meinte ganz gelassen: „Ich kenne den Platz. Laß es gut sein, unser Glück kann uns der Tote nicht nehmen. Nun ist der Ort doppelt geweiht.

Wir könnten dort auch ein Kreuz aufrichten lassen, mit deinem und meinem Namen darauf."

Mir fiel die arme Virginia ein; ich wurde ganz verstört.

Maria mußte mir's ansehen. Sie fragte: „Was hast du?"

„Ich wollte schon längst einmal mit dir darüber sprechen. Um Gottes willen, Maria, wie bist du damals auf den unheimlichen Gedanken gekommen, daß die arme Virginia, weil sie ohne Beichte und Absolution gestorben, in alle Ewigkeit verdammt sein müsse? Solch Aberglaube ist furchtbar!"

Ein Schauer überlief meine liebe Gefährtin. Sie sagte: „Es ist aber doch wahr. Wie kann eine arme Seele selig werden, wenn sie nicht im Tode Vergebung ihrer Sünden erhält; noch dazu, wenn es ein so jäher, blutiger, unchristlicher Tod ist! Man könnte die arme Virginia freilich aus dem Fegfeuer losbitten; aber wer thut es für sie? Das ist ein schweres Stück Arbeit. Weder ihre Mutter, noch ihr Liebster, wenn es auch sonst brave Menschen sind, werden es fertig bekommen. Das bißchen Messelesen thut's auch nicht. Solch ein Werk erfordert eine ganz andre Liebe, und Tote sind eben doch leicht vergessen. Freilich du, du bist ein guter, herzlieber Mann; aber wenn du der Liebste der armen Virginia wärst, so könntest auch du ihr nicht helfen, da du ja nicht ihren Glauben hast. Ach ja, es ist ein rechter Jammer und die arme Seele im Fegfeuer könnt' einen dauern. Maria mög' für sie bitten, Amen."

Ganz entsetzt über diesen Wahn entgegnete ich: „Das braucht Maria gar nicht. Was denkst du denn eigentlich

von Gott und seinem Sohn Jesus Christus, der für unsre Sünden am Kreuz gestorben ist? Der allmächtige Gott ist auch ein allgütiger Gott, und Christus wird gewiß ein milder Richter sein. Wenn dann die arme Virginia zu ihm kommt und ihm ihre grausame Todeswunde im Herzen zeigt, die sie für ihre Liebe empfangen, werden ihr gewiß alle Wonnen des Paradieses zu teil werden, sie wird mit ihrem Liebsten selig sein, und Christus selbst freut sich über die beiden."

Ich fuhr noch fort zu reden und als ich merkte, wie sehr Maria die Sache ans Herz griff, wurde ich ganz warm dabei. Sie hörte mir mit tiefster Aufmerksamkeit zu. Ihre Augen hingen an meinen Lippen. Wunderſames schien in ihr vorzugehen: zuletzt schwieg ich, da ich sie ganz erschüttert sah. Sie sagte und in ihrer Stimme klang es wie innerer Jubel: „So schön habe ich in der Kirche nicht reden hören. Ach, wie das meiner Seele wohl gethan hat! Ja, und ich glaube dir. Jetzt weiß ich auch, daß du ein Christ bist, so gut wie ich eine Christin. Heilige Mutter Gottes, ich danke dir."

„Du bist ein wunderliches Geschöpf," versuchte ich zu scherzen; im Innern jedoch jubelte ich auf: wie verstand sie mich, wie würde ich mein Weib mir erziehen können! Zugleich gelobte ich mir, daß ich an dieser schönen, starken Seele nur mit vorsichtiger, leichter, liebevollster Hand den Meißel anlegen wolle, um an diesem Meisterstück der Natur nichts zu verderben.

Rocca stieg mit dem grauen Fels in den grauen Morgenhimmel vor uns auf. Da sagte mir Maria mit leuchtenden Augen lebewohl.

„Weiter darfst du nicht mit mir gehen. Du mußt

müde ſein, ich bin es auch. Willſt du mir etwas recht Großes zuliebe thun?“

„Wenn ich's kann, gewiß. Was iſt es?“

„Daß du heut nicht zu uns kommſt, auch morgen nicht. Am liebſten wär' mir's, wenn du nach Rom gingſt. Ich muß erſt ruhig geworden ſein. Dein Weib kann ich ja doch nicht werden. Aber ich bin glücklich und du biſt es auch, nicht wahr? Du mußt mir dein heiliges Verſprechen geben, dich mit dem Luigi nicht einzulaſſen. Gibſt du's mir? Das iſt gut von dir, bitte, geh nach Rom, heute noch, gleich.“

„Wie, ich ſoll des Luigi wegen ohne Sorgen ſein; er thäte dir nichts?“

„Das weiß ich wohl, es iſt auch nicht deshalb. Er iſt ja feig! Wenn du zurückkommſt — bleibe nur recht lange weg, eine Woche und noch länger, beſprechen wir alles. Das beſte iſt, du warteſt, bis ich dir ſchreibe; wo du in Rom wohnſt, weiß ich ja. Die Mutter wird ſich darein finden müſſen. Ich kann ihr nicht helfen. Ich weiß ſchon: ſie tröſtet ſich bald. Alte Menſchen tröſten ſich über alles. Der Liebſte der armen Virginia denkt freilich noch immer an ſie und das wird die arme Seele freuen. Aber es dauert gewiß auch nicht mehr lange; dann herzt und küßt er eine andre, und daran thut er ganz recht. Tote ſind eben tot. Aber ich ſchwatze. Ade, du Guter, Beſter, Herzallerliebſter! Ade! Und wenn du deine Lucretia anſiehſt, dann denk' an mich. Dich hat es auch gefreut, daß ſie ſich nicht Gewalt anthun ließ. Sie iſt ſo ſchön geſtorben. Das hätt' ich niemals begriffen, wenn ich dich nicht ſo lieb bekommen hätte. Madonna! Ich wollte, die arme Virginia hätte gewußt, daß es ihrer

Seele nichts schadet, so ohne letzte Absolution und Oelung in den Tod zu gehen; da wär' ihr das Sterben gewiß leichter geworden! Ach, ich komme gar nicht von dir los. Ade! Ade! Ade!"

Sie warf sich mir um den Hals und küßte mich.

„Und habe ich dir auch schon gesagt, daß ich meine welken Rosenknospen bei mir trage: hier liegen sie, grade auf dem Herzen. — — Wie, du hast deine Blumen auch mit dir? Wir haben uns eben doch sehr lieb. Aber nun jage mich fort. Die Lerchen singen schon. Ich muß wirklich schnell heim und im Haus sein, ehe die Mutter erwacht ist."

„Noch einen Kuß, den letzten! Und nun — —"

„Geh fort, geh fort! Sieh dich nicht um, ich bitte dich, sonst komme ich nicht von der Stelle."

So trieb sie mich fort.

Ehe mein Weg in den dichten Wald hineinführte, konnte ich doch nicht widerstehen. Ich blickte mich um. Sie stand noch immer, wie ich sie verlassen und schaute mir nach. Eben ging über dem Monte Cavo die Sonne auf. Ich wollte zu ihr zurückstürzen, aber sie erhob warnend den Arm. Noch einen letzten langen Blick — ich wandte mich und lief in den Wald hinein.

14.

Ueber dem Monte Cavo ging die Sonne auf — gerade wie jetzt.

Ich streifte im Walde umher, pfadlos, ziellos. Kaum wissend, was ich that, kletterte ich die jähen Tufffelsen in die Höhe, mich dabei an Mastix und Myrte anklam-

mernd, deren Dornen mich blutig ritzten. Hatte ich einen Vorſprung erreicht, der frei aus den Dickichten aufragte und ſchaute ich von dort um mich, ſo hing der Gipfel ſtets über mir, ſo lag ſtets unter mir der Albanerſee mit Palazzuola, ſo gewahrte ich ſtets jenes hochaufragende Kreuz.

Endlich war ich zur Beſinnung gekommen. Und endlich wieder bei Sinnen, wie glückſelig war mir zu Mut!

Maria wurde mein Weib!

Ich war ein armer Kerl, aber ich konnte arbeiten, und für ſein Weib zu arbeiten — ein edleres Handwerk gibt es ja nicht. Ich würde mir Beſtellungen geben laſſen. Meine Kunſt ſollte nach Brot gehen, ſollte dienen, Magd ſein, und alles das für meine Königin von Weib.

Sie ſchien mich gar nicht verſtanden zu haben und war ſelbſt ſo unverſtändlich. So oft ich davon zu reden verſuchte — ich war freilich noch immer zu berauſcht geweſen, um viel daran zu denken — hatte ſie mich mit ihrem großen, erſtaunten Blick angeſehen und über ganz andres geſprochen. Nun, ich kannte ja die Anſchauungen meines Mädchens. Drei Tage vor der Hochzeit einen andern heiraten, das war in Rocca ja wohl noch nie dageweſen.

Aber hatte ſie mir nicht ſelbſt geſagt, daß jetzt aus der Hochzeit mit dem andern nichts mehr werden könne?

Ich hatte ihr verſprochen, nach Rom zu gehen. Nein, ich hatte es ihr nicht verſprochen; ich hatte nur nicht widerſprochen.

Einen schweren Kampf würde es zu Hause geben. Ganz allein wollte sie ihn ausfechten. Wie, und ich gab das zu? Wo ich Gelegenheit hatte, mir mein Weib zu erkämpfen, ließ ich sie feige im Stich? Und wenn ich ihr auch zugeschworen hätte, nach Rom zu gehen — —. Ich befand mich längst auf dem Wege nach Rocca. Wenn ich recht eilte, konnte ich dasein, noch ehe die bösen Auftritte in der Casa Botti begannen.

Mein Entschluß hatte mich völlig von der rätselhaften Angst befreit, die mich vorhin plötzlich überfallen. Jetzt war ich sie los und jetzt konnte ich außer meinem Glück auch die Schönheit des jungen Tages empfinden: Land und Meer im Sonnenglanz, den strahlenden Himmel, die im Morgentau leuchtende, grüne, blütenreiche Erde, die frische Luft, den Lerchengesang.

„Welt, o Welt, wie bist du so wunderschön!"

Ich jubelte es laut hinaus, auch ihren Namen rief ich: Maria!

Ungefähr um acht Uhr stand ich wieder an demselben Fleck, wo ich mich von ihr getrennt hatte. Jener Abschiedsschmerz war also ganz unnütz gewesen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich denselben ihr und mir nicht erspart. Ich hätte mich nicht von ihr zurückweisen, mir nicht von ihr imponieren lassen, sondern gleich mit ihr gehen sollen.

So eilte ich denn, was ich nur eilen konnte. Dabei ließ ich mir aber doch so viel Zeit, um auf dem sandigen Weg ihre Fußspuren zu suchen. Da sie ganz frisch und noch nicht von andern übertreten waren, fand ich sie auch: ihre Spuren waren mir fast wie ein Teil ihrer selbst. Obgleich es steil in die Höhe führte, mußte sie

sehr schnell ausgeschritten sein, trotz ihrer vorgeschützten Müdigkeit sehr kräftig. Nirgends fand ich eine Stelle, wo sie ausgeruht hätte.

Von ihren Spuren wie von ihrer Gegenwart beglückt, stieg ich aufwärts. Als ich das Haus sah, schlug mir das Herz: dort das Zimmer, dessen Fenster im Morgensonnenschein auf das Gärtlein herunterblitzte, war das meine gewesen. Seitdem ich ausgezogen, hatte es mein Liebchen bewohnt: konnte sie da doch immer an der Wand die Lucretia ansehen.

Ich grüßte hinauf, wo sie vielleicht noch in sanftem Schlummer lag.

„Gott behüt' dich, Maria! Wenn du erwachst, siehst du das Gesicht des glücklichsten Mannes. Gott behüt' dich in deinem Schlummer, Maria!"

Jetzt kam ich in die Stadt. Irgend etwas Ungewöhnliches mußte vorgefallen sein. Auf den Straßen standen die Leute in dichten Gruppen zusammen, aus den Fenstern lehnten sie heraus. Sie schrieen, kreischten wild.

Ich war zu tief in meine seligen Träume und in die Erwartung des Wiedersehens versunken, um mich viel daran zu kehren. Mochte geschehen sein, was da wollte, was kümmerte es mich? Aber auffallen mußte mir doch, daß mein Anblick sichtlich alle in neue, heftige Aufregung versetzte. Mir war's sogar, als drohten sie mir; deutlich sah ich, wie einige die geballten Fäuste erhoben und sie gegen mich schüttelten. Drei Mädchen begegneten mir. Es waren Bekannte Marias, daher konnte ich nicht unterlassen, ihnen zuzuwinken, obgleich ich wußte, daß sie durchaus nicht freundlich gegen mich gesinnt waren. Aber kaum hatten die Mädchen mich erkannt, als alle drei einen

Schrei ausstießen und — wunderliche Geschöpfe! an mir vorbeirannten. Ein altes Weib stellte sich mir sogar mitten in den Weg und heulte mich an. Ich verstand sie nicht.

So sehr hatte ich mich also verhaßt gemacht! Welch einen Aufruhr würde es erst geben, wenn ich dem Luigi die Braut sozusagen vor der Kirchenthür fortnahm!

Je mehr ich mich dem Platz näherte, desto mehr wuchs der Menschenandrang. Der Strom nahm dieselbe Richtung wie ich. Ich wollte fragen, was denn eigentlich von alle dem die Ursache sei; es fing an, mir ganz unheimlich zu werden. Doch hatte ich wirklich keine Zeit dazu: je näher meinem Ziel, desto schneller trieb es mich hin.

Meine Eile, die fast zum Laufen geworden, ließ mich das seltsame Gebaren der Leute vollends übersehen. Es war eben ein närrisches Volk!

Ich stand auf dem Platz. Was war das? Vor der Casa Botti ein Haufe Volks und das Haus mit Polizisten besetzt. Und wie sie mich sahen, gellte aus hundert Kehlen ein wilder, wütender Schrei.

Um Gottes willen — —

Ehe ich einen Gedanken fassen konnte, war ich mitten ins Gewühl gedrungen. Sie stürzten auf mich zu, sie hätten mich zerrissen. Ich schlug wie ein Wahnsinniger um mich. Da warfen sich mit gezogenen Klingen die Polizisten unter die Rasenden, entrangen mich ihnen, faßten mich, zogen mich mit sich fort, ins Haus hinein. Hinter mir tobte die entfesselte Volksfurie.

Ich hatte meine Besinnung behalten — viel zu sehr! Ich erkannte die Küche. Sie war mit Weibern ange-

füllt. Marias Mutter war da und Frau Lisa. Die eine brach bei meinem Anblick in wilde Verwünschungen aus, die andre in Thränen. Die Frauen stimmten in das Geheul der Mutter ein. Die Männer, die mich gerettet, mußten sich wieder ins Mittel legen.

Ich wollte sie fragen: „Dort oben?" Aber ich konnte nicht reden. Sie verstanden mein Zeichen und nickten, wollten mich aber nicht hinauflassen. Da schrie ich ihnen irgend etwas zu, da ließen sie mich gehen, folgten mir aber.

Ich taumelte die Treppe hinauf. Vor der Thür wieder Polizisten und wieder wollten sie mich nicht hineinlassen. Ich lachte ihnen ins Gesicht, da mochte ihnen vor dem Wahnwitzigen grauen. Ich hatte sie auch bereits zurückgestoßen und die Thür aufgerissen.

Sie lehnte an der Wand, halb hingesunken, gerade unter der Lucretia, die sie angesehen haben mochte, als sie den Stoß empfangen: auf der Brust, über dem Herzen, dort, wo sie ihre welken Rosenblüten verwahrte. Den Dolch hatten sie herausgezerrt und die blassen Knospen waren unter ihrem heißen Herzblut noch einmal purpurrot aufgeblüht.

Sie konnte sich nicht gewehrt haben, mit keiner Bewegung. Als sie in das Zimmer getreten, mußte ihr Mörder schon drinnen gewesen sein, was sie vielleicht gewußt hatte. Sie wandte sich nach der Wand, der Lucretia zu; da traf sie der Stahl. Ihr schönes, blasses Antlitz war gar nicht entstellt, die Augen waren geschlossen, die Lippen ein wenig geöffnet, als hätten sie noch sterbend ein Wort geflüstert, vielleicht einen Namen. Ganz friedlich sah sie aus; nur die blutige Lache rings

um sie her war schrecklich. Ihr rotes Kleid und ihr rotes Blut — das hätte eine schöne Farbenstudie gegeben.

Ich wollte nicht fort von ihr, sie mußten mich mit Gewalt hinausbringen.

Dann sah ich sie noch einmal wieder, als sie im Sarg lag.

Die Gerichtsherren, die aus Frascati heraufgekommen waren, wollten mich zwingen, des wütenden Volkes wegen mit ihnen hinabzugehen, bis alles vorüber. Von dem Mörder hätte ich nichts zu fürchten gehabt — zu fürchten?! Er war, wie es bei solchen Gelegenheiten Brauch ist, in die Macchien entflohen.

Sie begruben sie. Du willst ja ihr Grab aufsuchen — grüß es von mir, und sprich ihren lieben Namen dabei: Maria Botti!

Und wenn du wieder in Rom bist, zeige ich dir ihr Bild, du weißt, die Lucretia. — — Vielleicht, wenn noch einmal zwanzig Jahre vergangen, male ich ein Gemälde danach, mein Meisterwerk, weißt du.

Jawohl, Maria Botti ist tot. Sie ließ sich erstechen, das arme, thörichte Geschöpf, weil sie dieses tolle Leben nicht besser verstand und das Wunder ihrer Liebe auch nicht. Eine andre hätte es vielleicht selbst gethan — Lucretia hatte es selbst gethan. Sie ist aber wohl gar nicht darauf gekommen: der armen Virginia war es ebenso geschehen und auch sonst noch mancher. Aber nie hat ein Mensch besser gepredigt, als ich an dem Morgengrauen jenes Tages, wo ich ihr sagte, daß die arme Virginia auch ohne letzte Beichte und Oelung in den Himmel gekommen, wo sie ihr Liebster einst finden würde.

Sie hat mir geglaubt; da mag es denn freilich faſt ein ſchönes Sterben geweſen ſein, zu dem ſie ſich mit der Todeswunde auf der Bruſt ſchmücken ließ, wie mit einer Roſenknoſpe.

Ja, geh jetzt fort. Es iſt ſolch ein ſtrahlender Tag, ſieh dich recht um, wie ſchön die Welt iſt. Das bleibt ſie: eine wunderſchöne Welt, wenn auch die Menſchen in ihr elend ſind, verzweifeln und ſterben.

Die Ikariden.

I.

Zwiſchen Oſtia und Gaëta, dem Kap der Circe gerade gegenüber, liegt im Tyrrheniſchen Meer eine Gruppe kleiner, öder Felſeneilande. Es ſind die Ponzainſeln.

Es waren ſchon ebenſo troſtloſe Klippen zu der Zeit, da der Städtegründer Aeneas in der Tibermündung an die laurentiniſche Küſte anfuhr, auf dem ſchönen Vorgebirge das Heiligtum der männerumſtrickenden Zauberin über Land und Meer leuchtete und die Pontiniſchen Sümpfe einem elyſäiſchen Gefilde glichen, bedeckt mit Städten und Tempeln.

Sehr früh galten die Ponzaeilande als Verbannungsort Roms.

Bereits die Republik ſandte ihre Verſchwörer, ihre gefährlichen Köpfe, Opfer ihrer gewaltſamen Politik, auf die ſchrecklichen Riffe. Noch eifriger wurden von den Kaiſern die Inſeln als Staatsgefängnis gebraucht: unter den erſten Imperatoren dienten ſie ſogar als Familienkerker. Eine der Ponzainſeln war es, wohin Auguſtus ſeine geliebte laſterhafte Tochter, die ſchöne und geiſtvolle Julia, ſandte, Witwe des Marcellus und Agrippa, Weib ſeines Stiefſohnes Tiberius. Ihre Mutter, die edle verſtoßene Scribonia, begleitete ſie. Viele Jahre verbrachte

die üppige Kaisertochter an dem grauenvollen Ort, immerfort hoffend und harrend. Als jedoch der Cäsar unversöhnlich blieb, zwei ihrer Söhne durch Gift starben, der dritte und liebste gleich der Mutter verbannt wurde, auch verbannt wurde ihre Tochter, die zweite Julia, und Tiberius auf den Thron kam, da tötete sich die Hoffnungslose durch Hunger.

Dergleichen Tragödien haben sich auf den Ponzainseln zahllose abgespielt. Mancher Römer und manche Römerin, die in der wahnsinnigen Zeit des Caligula, Nero und Domitian schwelgten und genossen, erwachten von ihrem tollen Rausch erst auf dieser fürchterlichen Felsengaleere.

Zu dem Verbannten, der damals von den Klippen aus auf den römischen Strand blickte, den er übersah von Ostia bis Auxur, leuchtete die Küste seines Vaterlandes herüber, eingefaßt mit einem Saume von Marmorbauten.

Er sah das uralte heilige Laurentum und Ardea, die Stadt des unglücklichen Turnus; er sah Lavinium, auch das stolze Antium und den Hain der Pamona. Herrlich ragte von der Höhe des Kaps der Tempel der Circe auf, und an klaren Abenden stieg inmitten der lateinischen Ebene der schön gegipfelte Mons Albanus empor, des Landes höchstes Heiligtum zu den Göttern erhebend.

Der Fischer, der heute auf den Ponzainseln in freiwilliger Verbannung lebt, sieht den römischen Strand als Wildnis. An öde Küste und schwarzen Macchienurwald rauscht die heitere Woge, vom Circekap glänzt nur fahles Gestein herüber, und wenn der Mann den Monte Cavo erspäht, denkt er bei dessen Anblick nicht mehr: Dort liegt über Alba longa und dem Hain der Ferentina der Tempel

unſres Jupiter Latiales. In den letzten lateiniſchen Ferien bin ich auch drüben geweſen!

Von dem Tempel des Jupiter Latiales liegen nur noch die Trümmer unter Ulmen- und Buchenwipfeln, die ſchwermütig darüber hinrauſchen; aber auch von dem Kloſter der Paſſioniſten, das jetzt an der Stelle des Heiligtums ſteht, weiß der Mann nichts.

Doch unverändert, nicht erſt in den Jahrtauſenden verwandelt und verödet, ſtarren die Felſen der Ponzainſeln aus dem Ozean auf, umbrüllt von ewiger Brandung. Nur wilde Myrte wächſt dort und ſilbergrauer Rosmarin; nur Möwen niſten darauf. Im Sonnenbrand des Sommers verdorren Gras und Halm. Das Geſtein glüht und der Fiſcher verkriecht ſich in ſeiner Höhle, wie ein wildes Tier, dem er faſt gleicht.

2.

Palmarola iſt eines der kleinſten Eilande von der Gruppe der Ponzainſeln. Ein einziger kahler Felſen, entſteigt es der Meeresflut. Sein bitteres Myrtenlaub ernährt eine Herde halbwilder Schafe und Ziegen; er ſteckt voller geheimnisvoller Höhlen und Grotten und hat ſchreckliche Riffe und Abgründe. Um nach Terracina oder San Felice zu ſchiffen, gebraucht man bei günſtigem Wind einen Tag; nach Porto d'Anzio iſt es noch weiter.

Im Anfange dieſes Jahrhunderts wurde Palmarola nur von einer einzigen Familie bewohnt. Remo Rodari war ein alter Korallenfiſcher, deſſen Weib längſt geſtorben. Seine beiden Söhne wuchſen zu wilden Burſchen auf, die ſchon als Knaben einander haßten. Der Alte war übrigens kaum beſſer als ſeine Brut.

Es kam vor, daß die beiden unter den Augen des Vaters mit Meſſern aufeinander losgingen; Blut war in dieſer Familie ſchon öfter gefloſſen.

Ercole war der Aeltere, Stärkere und Wildere; ſein Bruder Mino war ſchön, wie es die Mutter geweſen, dabei verſchlagen und feig, wie der Vater. Dieſer liebte daher ſeinen Jüngſtgeborenen am meiſten.

Mino fürchtete den Bruder, gegen deſſen trotzigen Stolz und großartiges Weſen er ſich nicht behaupten konnte. Auch Remo Rodari ſcheute ſeinen älteſten Sohn.

Ebenſo feindlich, wie ſich die Brüder untereinander verhielten, ſtellten ſie ſich auch zu den Fiſchern der andern Inſeln. Da jedoch die nächſten Eilande viele Miglien von Palmarola entfernt lagen, kamen ſie ſelten mit den dortigen Bewohnern zuſammen. An der Küſte wurden die Rodari wegen ihres finſteren Weſens gemieden.

Die Familie beſaß auf Palmarola zwei Hütten, von welchen jede auf einer andern Seite der Inſel lag. Die eine wurde des Winters, die zweite, auf der Nordſeite der Inſel, des Sommers bewohnt.

Beide Wohnſtätten waren nicht viel mehr als aus Geſtein aufgebaute Höhlen, mit kleinen Löchern ſtatt der Fenſter, den nackten Felſen zum Boden. In der Winterhütte, die etwas beſſer war, ſtand noch von der Mutter her ein Webſtuhl.

Remo Rodari hatte zwei Nachen. Den einen überließ er Ercole, auf dem andern ſchifften er und ſein Jüngſter. So kam es, daß dieſe beiden ſich meiſtens zuſammen befanden, Ercole faſt immer allein war.

Dieſe Einſamkeit in der Einſamkeit machte ihn noch verſchloſſener und ſchwermütiger, als er es bereits von

Natur war. Es schien, als ob von dem ungeheuren Schweigen rings um ihn her etwas in sein Gemüt übergegangen sei. Nur Felsen und Wellen zu Gefährten, wurde er selbst starr wie die einen und zugleich wild wie die andern. Aber auch auf die Felsen von Palmarola schüttete der südliche Lenz seine Blüten, und an vielen schönen Tagen rauschten die blauen Wellen fast lieblich an den Strand.

Bruder und Vater sah er oft wochenlang nicht.

In jenem Teile des Mittelländischen Meeres kommt nur eine sehr geringe, wenig geschätzte Korallenart vor und selbst diese nur selten. Die Fischerei derselben ist also mühsam und der Verdienst klein. Die Rodaris waren sehr arm.

Nachdem sie viele Monate die Klippen und Riffe umfahren — oft trieben sie bis Sicilien —, kehrten sie zur bestimmten Zeit auf ihre Insel zurück, wo nun das Ergebnis der Fahrt gemustert und geordnet ward. Gemeinschaftlich segelten sie dann zum großen Markt nach Terracina hinüber. Dort erwarteten sie bereits die römischen und neapolitanischen Händler, betrügerische Schufte, die den unerfahrenen, halbwilden Menschen ihre Ware zu Spottpreisen ablisteten. Für den geringen Erlös handelten diese in der Stadt ein, was sie am nötigsten gebrauchten: Oel und Salz, Maismehl und Fett, Garn für ihre Netze, irgend ein Stück Bekleidung oder grobes Hausgerät. Wenn diese wichtigen Geschäfte erledigt waren, begaben sie sich in eine Osteria, tranken zwei Liter Wein, die hinreichten, die mächtigen Männer trunken zu machen. Am nächsten Morgen traten sie in eine Kirche, wo sie sich mit Weihwasser besprengten, das Kreuz schlugen, hinknieten, etwas

murmelten, scheu auf die ungewohnte Pracht und den bunten Flitter starrten und beim Herausgehen einem Priester die schmutzige Hand küßten.

Dann schifften sie zufrieden wieder nach Palmarola zurück.

Verkehr mit Menschen, Einhandeln, Rausch und Kirchenbesuch geschahen jährlich zweimal.

Als Remo Rodaris Weib noch lebte und ihren Mann alljährlich jene beiden Male begleitete, brachte sie außer den Korallen ihre schimmernden Linnen- und Seidengewebe nach Terracina auf den Markt; und wenn sie heimfuhren, war der Nachen mit Strängen feinen Garnes und schöner gelblicher Seide beladen. Dann sauste den ganzen Winter über in der Hütte das fröhliche Webergeschifflein, von Salvinas gellendem Gesang, mit eintöniger Melodie und endlosem Text, begleitet. Aber Weben und Singen hörten bald auf. Am Webstuhl webten die Spinnen, und die Gesänge, die jetzt wie das Lied von Gefangenen dann und wann vom Felsen über das rauschende Meer hinschallten, stimmten die beiden Söhne an, die einander in trotzigen Rispetti ihren Haß zuhöhnten.

So schlichen an dem einsamen Eilande die Jahre vorbei, langsamer und öder, als an einem andern Orte der Erde. Ercole war bereits dreißig Jahre alt und Mino kaum jünger, als sie eines Tages beim Morgengrauen den grimmigen Remo Rodari als stillen Mann weit hinausruderten und ihn im letzten Linnentuch der Mutter ins Meer senkten.

Die Felsen der Ponzaeilande geben für ihre Toten kein Grab her.

3.

Auf einer der andern Inseln hauste zu gleicher Zeit der Fischer Bastiano Leste mit seinen beiden Töchtern Silvia und Marja. Silvia, die ältere, war ein wildes Geschöpf, Marja ein stilles Mädchen, das die große Einsamkeit ihres Felsenlebens fast stumm gemacht hatte. Während die starke Schwester sich auf dem Fischfang befand, saß sie in der Hütte am Webstuhl oder kauerte am Strand auf irgend einer Klippe, wo sie aus kleinen, schimmernden Perlen und schlechten Korallenstücklein zierliche Ketten und allerlei phantastischen Frauenschmuck verfertigte. Träumerisch, wie sie war, liebte sie es, über das Meer nach der fernen Küste zu spähen, am Horizont die Schiffe auftauchen und verschwinden zu sehen, mit denen sie dann wohl voll dumpfer Sehnsucht einen Seufzer nach jenen fernen, fremden Ländern schickte, die irgendwo sein sollten.

Ihre Gefährten in der Einsamkeit waren die Möwen, die, auf den Felsen nistend, sie bald lautlos, bald kreischend in dichten Schwärmen umflatterten. Sie wußte auch allerlei Geheimnisvolles von den Wellen und Wolken und pflegte wie verzückt in die Sonne zu starren, wenn diese auf- und unterging. Solange ihre Mutter lebte, vernahm sie zuweilen von dieser freundliche Worte; später bekam sie nur rauhe zu hören, dachte aber kaum darüber nach: es war gewiß recht so.

Außer ihren Eltern und der Schwester hatte sie ihr ganzes Leben hindurch nicht zehn Menschen gesehen. Denn nach Zannone, das noch kleiner war, als Palmarola, kamen niemals Leute, und die Nachbarinsel blieb unbewohnt. Ans Land war sie nur als ganz kleines Kind

gekommen. Solange nämlich die Kinder noch zu jung waren, um allein zurückgelassen zu werden, mußten die Eltern beide mitnehmen, wenn sie mit dem Vorrat des in Oel gelegten Thunfisches nach der Küste schifften. Mit der schweren Fracht dauerte die Fahrt, wenn nicht gerade ein besonders günstiger Wind wehte, wohl zwei bis drei Tage. Ebenso lange wurde auf dem Lande gehandelt und ausgeruht. Die Heimfahrt ging kaum schneller von statten, da dann der Nachen von neuem mit vollen Oelfässern beladen war.

Als Silvia heranwuchs, mußte sie mit der kleinen Marja auf der Insel zurückbleiben. Weil nun das Mädchen sehr gerne mitgefahren wäre, ließ es seinen Zorn über sein Daheimbleiben die ganze Zeit an der kleinen Schwester aus, die sich aber nie darüber beklagte, sondern nur jedesmal, wenn Silvia recht wild gegen sie war, mit ihren großen, stillen Augen sie verwundert ansah.

Dann starb die Mutter.

Als da die achtjährige Marja zum erstenmal weinte, erfuhr sie von ihrem Vater zum erstenmal eine Art von Liebkosung. Aber Silvia schalt sie aus und warf auch das Korallenkettchen fort, welches das Kind der Mutter zu schenken versprach, wenn sie wieder aufwachen wolle. Doch die Mutter wachte nicht wieder auf, sondern wurde von dem Vater und Silvia im Meere begraben. Marja merkte sich die Stelle genau, und da sie die Möwen immer ganz nahe darüber hinwegflattern sah, ward es ihr sehnlichster Wunsch, Flügel zu haben, um zu jeder Zeit über das Grab ihrer Mutter fliegen zu können.

Fortan blieb sie oft mutterseelenallein auf der Insel, und das nicht nur, wenn der Fischer und seine Tochter

in Terracina waren, sondern auch sonst viele Tage, während welcher die beiden Muscheln suchten oder fischten. Sie mußte dann nach den Ziegen sehen, trockenes Reisig suchen, auch sehr bald die Maiskuchen backen und die Polenta kochen. Mit ihrem zwölften Jahre konnte sie schon weben.

Als der Vater ihr erstes Stück Linnen zum Verkauf nach Terracina brachte, erhandelte er für sie ein buntes Marienbild, und Silvia, die Strenge und Anmutlose, hatte sogar ein Nelkenstöcklein für die Daheimgebliebene erworben.

Um ihre Dankbarkeit zu zeigen, war Marja womöglich noch sanfter, so daß Silvia sie immer mehr mißachtete. Von der Mutter her wußte die Kleine einige Gebete und Lieder; fortan sprach sie die ersteren, anstatt bei Sonnenauf- und -untergang am Strande, in ihrer Kammer, wo über ihrem Lager von getrocknetem Seegras das Madonnenbild hing und in der Fensterhöhlung mit vielen Blüten die rote Nelke sich rankte.

Leidenschaftlich gern hörte sie zu, wenn zuweilen des Abends Vater und Schwester von Terracina und San Felice sprachen: von dem großen Markt, den vielen Leuten, den schönen Kirchen. Damit Silvia sich ja nicht über sie ärgere und sie fortschicke, kauerte sie regungslos in einem Winkel, traurig fortschleichend, wenn es mit der Herrlichkeit des Erzählens zu Ende war.

Während Marja in unsäglicher Einförmigkeit ihr junges Leben dahindämmerte, brachte Silvia das ihre größtenteils mit dem Vater auf dem Meere zu. Noch ärmer wie die Rodaris auf Palmarola, begnügten sich die Lestes einen großen Teil des Jahres über mit dem allergeringsten Muschelfang; außerdem nur dafür besorgt,

ſo viel zu fiſchen, als ſie zu ihrem Lebensunterhalt notwendig hatten.

Lebhafter betrieben ſie ihr Geſchäft, wenn im Frühſommer von Sicilien herüber der Thun gezogen kam. Dann brachten der Fiſcher und ſeine Tochter ganze Nächte auf dem Meere zu. Im Bug des Nachens loderte das wilde Pechfeuer. Mit erhobener Harpune beugte ſich Baſtiano Leſte tief herüber, wo die Glut roten Glanz auf die ſchwarze Flut warf und den großen Fiſch zu dem Dreizack ſeines Jägers hinlockte. Lautlos trieb Silvia das Fahrzeug langſam, langſam vorwärts. Oft ſtieß der Alte ſeinen Speer hinab und felten, daß er nicht traf. Dann kam der Kampf. Wenn es Vater und Tochter nicht gelang, das mächtige Tier in den Nachen zu ziehen und zu töten, ſprang der Fiſcher über Bord und verſuchte dem Thun mit ſeinem langen Meſſer in den Wellen den Garaus zu machen. Das war jedoch nicht immer möglich. Manches Mal entrann die Beute, auf ihrem Rücken den Spieß des Fiſchers mit fortnehmend und eine lange blutige Fährte zurücklaſſend.

Das glücklich erjagte Meerwild ward zur Inſel geſchafft, gereinigt, geſotten, in Stücke zerlegt, in kleine Fäſſer verpackt und mit Oel übergoſſen. Erſt am großen Markttag gelangte der Fiſch zum Verkauf nach Terracina oder dem näher gelegenen San Felice.

4.

Marja war ſechzehn Jahre alt, als ſie einmal noch länger als gewöhnlich in völliger Einſamkeit das Haus hüten mußte. Bereits kam der zehnte Tag, daß Vater und Schweſter fort nach Terracina waren.

Marja ſaß, ſtündlich ihrer Heimkehr harrend, am

Strande. Hinausspähend, gewahrte sie am Nachmittag einen Nachen, der auf die Insel zufuhr, aber nicht von Terracina her zu kommen schien.

Zuerst dachte sie daran, sich in den Klippen zu verstecken, dann besann sie sich jedoch eines andern. Sie betete ihren Spruch, worin sie die Madonna um ihren Schutz bat, und setzte sich dann ruhig abwartend in der offenen Thür auf die Schwelle.

In dem Nachen befand sich nur ein einziger Mann. Er steuerte das Fahrzeug in die kleine Bucht, fuhr an, sprang heraus, befestigte die Kette am Pflock und schritt dann langsam der Hütte zu.

Nicht lange, so stand er vor Marja.

Diese rührte sich nicht, sagte auch kein Wort; aber sie sah ihn an. Er gefiel ihr sehr.

„Wie geht dir's, Marja?" begann der Fremde seine Anrede.

„Nicht schlecht. Wie geht dir's?"

„Nicht schlecht. Bist du ganz allein?"

„Freilich. Der Vater und die Schwester sind noch in Terracina drüben."

„In Terracina drüben — nun freilich."

„Mich nehmen sie nie mit," vertraute sie ihm an. „Aber ich habe ein Madonnenbild und eine Nelke von drüben. Kommst du auch von daher?"

Sie machte mit dem Kopfe eine Bewegung nach der Küste hinüber.

„Kennst du mich denn nicht?"

Sie sah ihn noch immer an; er gefiel ihr immer besser. Aber sie schüttelte den Kopf und versicherte: „Ganz gewiß nicht."

„Ich bin ja der Ercole Rodari von Palmarola drüben!“

„So, du biſt der Ercole Rodari von Palmarola drüben!“

„Freilich!“

„Dann kenn' ich dich!“

Sie lachte vergnügt.

„Sie nehmen dich alſo nie mit?“ begann Ercole das Geſpräch von neuem. „Und du möchteſt auch gerne einmal hinüber?“

Ganz verloren in den einen Gedanken, hörte ſie gar nicht, was er ſagte. Ihn ohne Unterlaß anſtarrend, anſtaunend, wiederholte ſie: „Jawohl kenn' ich dich. Deine Mutter Salvina hat meine Mutter zweimal beſucht.“

„Freilich!“

„Und du kamſt mit deiner Mutter. Dann haſt du mich auf deinen Schoß genommen, und ich habe dir die Möwen gezeigt. Ich kenne dich recht gut. Jetzt iſt meine Mutter geſtorben.“

Und ſie ſah ihn ſo traurig an, daß der Mann ſelbſt ganz traurig ward.

„Meine Mutter iſt ja auch tot,“ tröſtete er ſie. „Alſo, ſie laſſen dich immer allein? Alſo, du möchteſt auch gern einmal hinüber?“

„Dort drüben liegt ſie im Meer,“ ſagte Marja, die in ihrem ganzen Leben noch nicht ſo viel auf einmal geſprochen hatte. „Du ſollteſt mich hinfahren.“

Ercole war gleich bereit dazu. Aber als ſie vor ihm ſtand, mußte er ihr erſt ſagen: „Wie groß du geworden biſt!“ Dabei reichte die kleine, ſchmächtige Geſtalt ihm gerade bis zur Schulter.

„Silvia ruft mich noch immer: He, du Kleine!“

„Nein, nein, prächtig groß biſt du,“ verſicherte er

ihr. Er sah sie mit seinen dunklen, sprühenden Augen an, daß ihr ganz heiß ward.

„Komm zuerst in die Hütte," sprach sie ihm zu. „Du wirst gewiß müde sein und hungrig auch. So, setz dich, oder willst du dir derweil mein Madonnenbild und meinen Nelkenstock ansehen? Ich bringe dir Ziegenmilch und Thunfisch, Brot ist auch noch etwas da. Oder magst du Polenta?"

Ercole stand vor dem Madonnenbild und vor den Nelken und glaubte in seinem Leben nichts Schöneres gesehen zu haben.

„Wunderschön!" lobte er mit aufrichtigem Entzücken.

Sie trat zu ihm, vor Freude rot wie eine ihrer Blüten. Dann ging sie geschäftig in der Kammer umher.

Ercole sah ihr still zu. Als sie alles aufgetragen, setzte er sich, wobei er immer zu ihr hinüberschaute. Marja hatte sich auf einen Steinblock gekauert, auf welchem die Maiskuchen bereitet wurden.

„So, webst du auch?" sagte er einmal und nickte dem Webstuhl zu. „Das ist mir doch sehr recht."

Sie schleppte ihm alle ihre Stücke Linnen herbei. Er bewunderte das Gewebe höchlichst, ebenso die Korallenketten und ihr Muschelwerk, das sie ihm auch zeigte.

Es war gegen Abend, als er sie fragte: „Wann kommen sie denn heim?"

„Wer weiß das!"

Dann gingen sie zu seinem Nachen, und er fuhr nach der Stelle hin, die sie ihm als das Grab ihrer Mutter bezeichnete. Auch während des Ruderns verwandte er kein Auge von ihr. Sie saß still da, und doch war ihr's, als wenn sie nur aufzustehen brauche, um mit den Möwen über das Meer zu fliegen.

Als sich der Nachen über dem Grab der Mutter befand, sahen beide ernsthaft in den dunklen Grund hinab. Marja sagte laut ihr Gebet her, zu dem Ercole in tiefer Andacht das Amen sprach. Danach schlugen beide das Kreuz.

So langsam er konnte, ruderte er wieder heim. Nach einem glühendheißen Tage zog ein Gewitter auf. Schwarz lagerte es über der schwarzen See.

„Also du meinst, dein Vater kommt heute nicht mehr zurück?" erkundigte er sich noch einmal, nachdem er Marja ans Land gesetzt.

„Wenn du etwas mit dem Vater zu sprechen hast, mußt du über Nacht dableiben."

„Ich komme ein andermal wieder," versetzte Ercole kurz und wandte sich von ihr ab, seinem Nachen zu.

„Du willst schon wieder fort?"

Statt der Antwort beobachtete er die Wolkenmasse, die schwerfällig am Himmel dahinzog, alles Licht aufzehrend.

„Wenn dein Vater noch nicht abgesegelt ist, wird er drüben bleiben müssen. Wir bekommen Sturm, und das noch in der Nacht."

„Du solltest doch lieber dableiben," redete sie ihm zu. „In der Kammer ist Platz genug. Ich kann dir Maiskuchen backen, wenn du willst."

Doch er wollte ihre Maiskuchen nicht.

„Zwischen Zannone und Palmarola ist starke Brandung, weißt du," versuchte sie es noch einmal.

Sie war ganz ängstlich geworden, Ercole mußte sie beruhigen.

„Mir thut die Brandung nichts."

Marja seufzte und gab ihm traurig die Hand zum Abschied.

„Lebewohl, Ercole!"

„Lebewohl, Marja!"

„Soll ich dem Vater sagen, daß du wiederkämst? Komm nur ja recht bald! Was willst du eigentlich von ihm?"

„Laß nur, ich sag' es ihm selber."

„Glückliche Fahrt, Ercole!"

Sie nickte ihm noch einmal zu; er stieß ab. Noch lange sah er sie am Strande stehen, bis die kleine Gestalt ganz von Dunkel umbraut war.

Traurig kehrte Marja zum Hause zurück. Sie kramte das Geschirr fort, zündete ihre Leuchte an, trug sie vor das Marienbild, kniete nieder und betete.

Als das Gewitter mit großer Gewalt losbrach, begab sie sich wieder zum Strand hinunter. Alles war schwarz. Die Blitze zuckten, der Donner rollte, die hochgehende See brandete brüllend an den Felsen, mit blassem Gischt gekrönt, wälzten sich in langen Ketten die düsteren Wellen gegen den Strand. In fahlem Schein leuchteten sie auf, Sturmvögel flatterten darüber.

Marja blieb die halbe Nacht über am Ufer.

5.

Am andern Tage kamen der Alte und Silvia. Sie hatten in der Nacht geglaubt, an den Riffen scheitern zu müssen. Marja fragte, ob sie keinen gestrandeten Nachen gesehen, auch keinem auf den Wellen treibenden Toten begegnet wären. Ihre Schwester meinte, sie sei toll geworden und gab keine Antwort.

Erst am nächsten Abend sagte Marja plötzlich: „Vater, er ist auch hier gewesen."

„Sie iſt verrückt!“ murmelte Silvia und ſah böſe zu ihr herüber.

„Eh, Marja, wer iſt hier geweſen?“ frug der Alte und ſtarrte ſie an.

„Ei, er: Ercole Rodari von Palmarola drüben.“

Nun fuhr Silvia auf: was der Ercole Rodari von Palmarola drüben auf Zannone zu ſuchen habe, wenn ſie und der Vater an der Küſte ſeien.

Marja traten Thränen in die Augen. Aber auch Baſtiano Leſte wunderte ſich.

„So, ſo, der Ercole Rodari von Palmarola drüben. — Eh, Marja, weißt du nicht, was er gewollt hat?“

Marja ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Sie iſt verrückt!“ ſchrie Silvia wieder. Der Alte ward nachdenklich.

„Drüben in Terracina waren der alte Rodari und der Mino. Wir haben zuſammen Wein getrunken; jeder Mann einen Liter und einen halben, und der Mino —“

Silvia warf ihrem Vater einen wütenden Blick zu; dann ſchalt ſie die Schweſter, daß dieſe während ihrer Abweſenheit müßig geweſen und geſchwatzt habe, anſtatt am Webſtuhl zu ſitzen.

Am Abend hatte ſie einen Wortwechſel mit dem Alten.

Marja ſpähte jeden Morgen nach Palmarola hinüber und ſtand jeden Abend eine Zeitlang am Strande; aber es kam kein Nachen und kein Ercole Rodari.

Silvia verfuhr womöglich noch rauher und ſtrenger mit ihr, als ſonſt; wohl nicht ganz mit Unrecht, denn Marja war eine läſſige Weberin geworden: der Faden riß alle Augenblicke, fortwährend machte ſie Knoten, brachte

die Spulen in Unordnung, saß und träumte, lächelte vor sich hin, seufzte — —

Als der Alte mit seiner Tochter das nächste Mal hinüberfuhr, erwartete sie ihn ganz sicher.

Die ganze Woche, während welcher Bastiano und Silvia ausblieben, hielt sie die Hütte sauber und sorgte jeden Tag für frische Maiskuchen. Ihre größte Freude war, daß ihr Nelkentopf gerade in voller Blüte stand. Statt zu weben, saß sie aber den ganzen Tag vor der Hütte oder am Strand; kaum, daß sie auf die Felsen klettern mochte, um die Ziegen zu melken.

Als ein Tag nach dem andern verstrich und auch dieses Mal kein Ercole Rodari erschien, ward ihr so angst und weh, daß sie sich ganz krank fühlte. Sie wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie immer wieder ihr einziges Gebet zur Madonna sprach und ihre sehnsüchtigsten Lieder sang. In den letzten Tagen versagten ihr auch diese Hilfsmittel.

Nun kehrten die beiden zurück, und nun kamen für Marja schlimme Zeiten. Silvia fand den Webstuhl nicht angerührt und ihre Schwester noch toller, als vorher. Einmal hörte Marja, daß der alte Remo Rodari gestorben sei. Sie ging hinaus, um für die arme Seele zu beten, und war ganz erschrocken, als sie plötzlich zu weinen begann.

Da, eines Nachmittags, kam sie mit glühendem Gesicht ganz atemlos zur Schwester gelaufen: der Ercole Rodari von Palmarola drüben käme.

Silvia warf ihr einen bösen Blick zu und befahl ihr, den Vater zu rufen, der den Schafen Salz auf die Felsen hinauf brachte. Traurig gehorchte Marja. Eine

Stunde und länger konnte vergehen, bis ſie ihn gefunden hatte. Silvia machte ſich gleichmütig im Hauſe zu ſchaffen.

Als der alte Leſte endlich mit ſeiner Tochter eintraf, fand er ſtatt des Ercole Rodari den Mino Rodari in der Hütte. Marja ging ſtill hinaus, Mino ſtarrte ihr nach, worüber Silvia vor Wut ganz dunkelrot im Geſicht ward.

Der junge Korallenfiſcher ſagte dem Alten, daß er eigentlich gekommen ſei, um die Sache mit Silvia in Ordnung zu bringen. Aber da dieſe ihn nicht zu wollen ſcheine, werbe er um Marja.

Silvias Züge verzerrten ſich.

„In Marja iſt Euer Bruder vernarrt. Recht, nehmt ſie ihm fort!“

Der Alte machte ein bedenkliches Geſicht, aber Mino drang nun förmlich in ihn, wobei Silvia ihm half. Nicht allein, daß er keinen Skudo Erbgut begehrte; er machte ſich ſogar anheiſchig, dem Fiſcher zum Erſatz für die Tochter jährlich ein Pfund Korallen zu zahlen.

„Gebt ſie ihm, Vater!“ redete Silvia dem Schwankenden zu. „Das zimperliche Ding iſt doch zu nichts nütze. Seht Euch ihr Gewebe an; das kauft Euch dieſes Jahr in Terracina und in Antium kein Jude.“

„Hm,“ brummte der Alte, „ein Pfund Korallen, ſagt Ihr?“

„Ein Pfund Korallen ſag' ich. Nun, iſt's Euch recht?“

Silvia blinzelte ihren Vater an: „Macht ſchnell, daß es ihm nicht wieder leid wird. Ihr bekommt mehr, als Ihr gebt.“

Mino lachte laut auf.

„Ich weiß ſchon, was ſie mir wert iſt. Der Andere ſoll ſie nicht haben, oder —“

Er sah so tückisch aus, daß Silvia ihre Freude daran hatte.

Sie machte dem Alten noch einmal ein nachdrückliches Zeichen; da sagte dieser: „Mir ist's recht!"

Der Handel war abgemacht.

Als Marja spät abends zurückkam, teilte ihr die Schwester mit, daß sie am andern Tag mit dem Vater nach San Felice hinüberfahren werde, um sich mit Mino Rodari trauen zu lassen. Darauf gab Mino ihr den Verlobungskuß. Die Braut sagte kein Wort.

Am nächsten Morgen legte Marja ihr Sonntagsgewand an, that ihr Korallengeschnür um, nahm ihr Muttergottesbild und ihren Nelkentopf, stieg in das Boot.

Ihre Schwester warf ein Bündel Kleider und etwas Linnen hinein, der Vater und der Bräutigam rollten ein Faß Thunfisch herbei, Silvia wünschte höhnisch: „Glückliche Reise!" und das Brautpaar schiffte fort.

Marja kauerte bei ihren Sachen und meinte immer, daß sie werde weinen müssen; aber es kam nicht dazu.

Ihr Verlobter saß ihr gegenüber und starrte sie in einem fort lüstern an. Der Alte hatte ein böses Gewissen und war daher noch mürrischer, als gewöhnlich.

Langsam ging unter dem heißen Himmel die Brautfahrt vor sich; Marja sah den Möwen zu und wünschte sich wieder, Flügel zu haben.

Silvia war zur Hütte zurückgekehrt und hatte sich mit ihren Netzen vor die Thür gesetzt. Während der Arbeit begann sie einen wilden Gesang abzuschreien.

Der Nachen war kaum ein paar Miglien weit von Zannone entfernt, als sich von Palmarola her ein andrer der Insel näherte; Marja mußte ihn noch sehen können.

Silvia brach bei seinem Anblick in ein gellendes Gelächter aus, blieb aber ruhig sitzen, mit Gesang und Arbeit fortfahrend, auch dann nicht innehaltend, als das Boot landete und der Schiffer auf den Felsen sprang.

Er erkannte das Mädchen vor dem Hause nicht, rief ihr jedoch schon von weitem zu: „Marja! Marja!“

Silvia rührte sich nicht.

Langsam stieg Ercole den steilen Pfad zur Hütte empor. Silvia strickte fort, sang fort. In des Mannes Stirn stieg es blutrot auf; dann erst sah er, daß es Marja nicht war. Er trat vor das Mädchen hin, das jetzt jäh seinen Gesang abbrach.

„Guten Tag, Silvia!“

„Ercole Rodari, guten Tag!“

„Bastiano Leste ist auf dem Meer?“

„Ihr saht doch den Nachen?“

„Ja. Wohl auf dem Fischfang?“

„Nach San Felice hinüber.“

Eine Pause entstand; Silvia fing wieder an zu schreien. Ercole stand und spähte umher, was das Mädchen wohl bemerkte. Um nicht auflachen zu müssen, sang sie lauter. Nach einer Weile sagte sie: „Wollt Ihr nicht ins Haus treten? Ich bring' Euch etwas zu essen.“

„Hab' keinen Hunger.“

In die Hütte ging er aber doch, Silvia warf ihre Netze fort und folgte ihm. Auch in dem engen Raume sah er sich um. Von der Zurüstung zur Brautfahrt her sah es noch wüst darin aus.

„Eure Schwester treibt wohl die Ziegen zusammen?“ bemerkte Ercole beklommen.

„Die ist fort.“

„Mit nach San Felice hinüber?“

„Freilich!“

„Dann wird sie morgen wiederkommen?“

„Sie kommt gar nicht mehr wieder.“

Der Mann starrte sie an; ihr Gesicht war ganz gelassen, auch sie sah auf ihn.

„Wenn Ihr sie sprechen wollt, so könnt Ihr das auf Palmarola thun.“

„Auf Palmarola?“

„Heiratet sie doch Euren Bruder. — Sie sind schon zu weit fort!“

Nur einen einzigen Laut stieß er aus. Sein gelbes Gesicht war ganz fahl geworden, Blut trat in seine Augen. Einen Augenblick war's, als habe die mächtige Gestalt einen Schlag empfangen; dann sprang er zur Thür.

„Ihr holt sie nicht mehr ein,“ bemerkte Silvia gleichmütig.

Er zauderte; plötzlich mußte er sich an die Wand lehnen.

„Was habt Ihr? Ihr wolltet doch nicht etwa auch meine Schwester heiraten? Die hat Euren Bruder genommen.“

Ercole hob seine Hand auf, als stehe Marja vor ihm und er wolle sie niederschlagen. Mit seinen stieren Zügen und blutunterlaufenen Augen sah er fürchterlich aus. Selbst Silvia entsetzte sich.

„Ihr solltet —“

„Schweigt,“ sagte er ruhig, ließ jedoch dabei die Faust auf den Webstuhl niederschmettern, daß das Holz krachte.

„Also sie hat den Andern genommen?“

„Warum hätte sie ihn nicht nehmen sollen?“ entgegnete das Mädchen trotzig. „Er wird ihr gefallen haben, er gefällt vielen.“

Er warf ihr einen Blick zu, daß sie verstummte. Sie verließ die Stube; draußen hörte er sie wieder singen.

Er ging in die Kammer; dort befand sich noch ihr Lager, aber der Nelkenstock und das Madonnenbild waren fort. Lange stand er auf der Schwelle und starrte auf den Fleck, wo auf dem trockenen Seegras noch die Umrisse ihrer Gestalt abgedrückt waren. Dann wandte er sich langsam ab und setzte sich auf ihren Schemel vor dem Webstuhl. Wilde Gedanken kamen über ihn.

Silvia war damit beschäftigt, am Strande die großen Netze auszuspannen, als sie hinter sich hastige Schritte hörte. Diesmal wandte sie sich um. Gleich darauf trat Ercole zu ihr.

„Hört,“ begann er mit heiserer Stimme, „ich habe mir vorgenommen, nicht ohne ein Weib nach Palmarola zurückzukommen. Wollt Ihr es sein, gut; wollt Ihr es nicht sein, so such' ich mir eine andre; irgend eine wird mich ja wohl nehmen wollen. Aber Ihr dürft Euch nicht lange bedenken.“

„Warum soll ich Euch nicht nehmen wollen, Ercole Rodari?“

„Nun, ich bin kein solcher Mann wie mein Bruder.“

„Mir seid Ihr lieber.“

„Also —“

„Mir ist es recht. Mit dem Vater braucht Ihr nicht erst zu reden; ich will Euch nehmen, damit basta.“

„So macht Euch fertig, wir müssen sogleich fort.“

„Sogleich?“

„So hab' ich gesagt. Wenn es Euch zu bald ist, mögt Ihr bleiben."

„Geht nur einstweilen zum Boot, ich komme augenblicklich nach."

Sie ging fort, vor Erregung kaum wissend, wo die Hütte lag. Dennoch wandte sie sich noch einmal um.

„Der Marja gab der Vater ein Faß Thunfisch mit; für mich würde er Euch gewiß zwei geben. Ihr könnt sie Euch selbst aussuchen."

„Für Euch will ich gar keins. Geht und seid schnell."

Zehn Minuten darauf saß das Brautpaar bereits im Nachen, Silvia hatte nicht einmal ihr Kleid gewechselt.

„Du mußt rudern helfen!" gebot der Bräutigam.

Schweigend gehorchte das Mädchen.

In ungewöhnlicher Schnelle glitt das Schiff über die unbewegte Flut dahin. Am Kiele rauschte und rauschte es, sonst war es lautlos ringsumher.

Einmal sagte Silvia: „Euer Bruder gibt meinem Vater für Marja jedes Jahr ein Pfund Korallen."

„Für dich werde ich deinem Vater jedes Jahr zwei Pfund geben. Hilf die Segel aufziehen!"

Ein kräftiger Wind hatte sich erhoben. Trotzdem mußte Silvia mit aller Kraft rudern; für ihn schien es keine Ermüdung zu geben. Stund' auf Stunde verstrich, die beiden redeten kein Wort miteinander; zuweilen schielte Silvia scheu zu ihrem Verlobten hinüber.

Als sie sich dem Strand von San Felice näherten, gewahrten sie den andern Nachen, der nur die Segel aufgespannt hatte. Ercole verdoppelte seine Anstrengungen. Er sah so wild aus, daß Silvia sich vor ihm fürchtete.

Fast zu gleicher Zeit stießen die beiden Fahrzeuge

ans Land, faſt zu gleicher Zeit traten die beiden Paare in die Kirche.

Während ſie auf den Prieſter warteten, ſchloß Ercole das Geſchäft mit dem Vater ab. Nachdem das geſchehen, warf er vor den Augen Marjas ſeiner Braut das Brautgeſchenk in den Schoß, eine Kette koſtbarer blaßroter Korallen.

Vor den Augen Marjas legte Silvia ſich das Geſchmeide um. Marja ſaß auf einem Bänkchen unter einem Muttergottesbild. In ihren gefalteten Händen hielt ſie krampfhaft eine ihrer roten Nelken und wagte nicht aufzublicken. Ercole beachtete ſie gar nicht.

Die Brüder hatten ſich bei ihrem Begegnen nur ſtumm und finſter angeſehen; erſt nachdem Ercole ſich abgewandt, hatte Mino den Mut zu einem tückiſchen Lächeln gehabt.

Mit kurzem Zeremoniell wurden die beiden Paare eingeſegnet. Jeder Bräutigam hatte zwei Ringe mitgebracht; neben Ercole kam Marja zu ſtehen. Als beide Paare zu gleicher Zeit ihre Hände ausſtreckten, um ſich von dem Prieſter die Ringe anſtecken zu laſſen, berührten ſich die Hände von Ercole und Marja. Er fühlte, wie die ihren eiskalt waren.

Nach der Trauung begaben ſich beide Paare in eine Oſteria. Die jungen Ehemänner ließen reichlich auftragen, beſonders Wein.

Mino und der Vater waren bald berauſcht, dem Ercole jedoch vermochte man nichts anzumerken. Als Mino ſein Weib küßte, drängte ſich auch Silvia an ihren Mann; der aber machte ſich von ihr los und taumelte, als ſei er trunken, gegen die Wand. Silvia lachte auf, war aber ganz bleich geworden. Gleich nachher gebot Ercole ſeiner

Frau, aufzubrechen. Sein Bruder wollte die Brautnacht auf dem Lande feiern.

In tiefem Dunkel schifften die beiden nach Palmarola. Wieder war alles still um sie her, nur am Kiele rauschte es, schluchzte es. Als sie sich der Insel näherten, lag diese im trüben Morgengrauen da wie ein auf den schwarzen Fluten schwimmender riesiger Sarg.

6.

Ercole überließ Mino und dessen Weib die Winterhütte. Sie war der bessere Bau, hatte eine mit behauenen Steinfließen belegte Kammer, die sogar die Seltenheit einer Balkendecke besaß, einen Feuerherd und einen Webstuhl. Als der Aeltere hätte Ercole an diesem Besitze alles Recht gehabt. Vor seiner Heirat schien er auch gar nicht daran gedacht zu haben, die Hütte aufzugeben.

Nun bezog er zum Zorn seiner Frau das schlechte Sommerhaus, wo im Winter der Regen stromweise eindrang. So gut es ging, besserte Ercole den schadhaften Bau aus; aber die stolze Silvia konnte es nicht verwinden, daß ihre Schwester in der guten Hütte hause. Auch den Webstuhl mißgönnte sie ihr, trotzdem sie damit nichts hätte anfangen können. Einmal versuchte sie ihren Mann zu bewegen, wenigstens diesen zurückzufordern, that es jedoch kein zweites Mal.

Bei den Brüdern war der alte Haß von neuem ausgebrochen. Begegneten sie sich in ihren Boten, so wichen sie einander nicht aus, maßen sich aber mit feindseligen Blicken.

Wilder Streit drohte der Ziegen und Schafe wegen zu entstehen, die in gemeinsamer Herde zwischen den Myr-

ten und Rosmarinſträuchern weideten. Schon hatte Ercole eines ſeiner beſten Milchtiere auf den unteren Klippen zerſchellt gefunden. Es war nicht gut anzunehmen, daß das Schaf von ſelbſt herabgeſtürzt ſei. Ercole ſchwieg dazu; aber er befahl ſeinem Weibe, ſofort auf die Felſen zu ſteigen, dort die Tiere, die ihm gehörten, zu ſammeln und ſie hinunter vor die Hütte zu treiben.

„Ich bin Silvia Leſte und keine Ziegenhirtin," weigerte ſich dieſe mit funkelnden Augen. „Zu deiner Marja hätte das beſſer gepaßt."

Ercole, der überhaupt nur redete, wenn es durchaus notwendig war, erwiderte kein Wort. Er ſah ſie nur mit dem Blick an, den ſie ſchon kannte und mit dem er ſie zähmte. Obgleich ſie vor Wut und Schmerz zitterte, gehorchte ſie auch jetzt augenblicklich, ging fort, ſtieg die Felſen hinauf und trieb das Melkvieh zuſammen.

Droben ſah ſie Marja, die gleichfalls der Herde willen hinaufgekommen war. Silvia brach bei dem Anblick der Schwachen und Blaſſen in ein lautes Hohngelächter aus. Sie ſtellte ſich Marja, die zagend unter dem blauen Rosmarin ſtand, gegenüber und begann ſie zu ſchmähen.

„Du haſt zwar ein beſſeres Haus, aber ich habe den beſſeren Mann. He du, dich mein' ich. Auf Zannone wärſt du die Felſen auf deinen Knieen hinaufgerutſcht, hätteſt du dafür den Ercole bekommen. Solch verliebtes Ding! Wenn du meinem Mann auf dem Schoß ſitzen könnteſt, wäre dir die ſchlechteſte Hütte gut genug! Heilige Muttergottes, was ſie für Augen macht! Ha, ha! Hat dir doch nichts geholfen. Du Schändliche! Wollte er dich wohl? Nein, er wollte dich nicht. Solch eine wie du wollte er freilich nicht!"

Marja regte sich nicht. Nicht minder ruhig stand Silvia da, immer den einen Arm ausgestreckt. Jetzt erhob auch Marja den ihren. Aber Silvia hatte nur Atem geholt und fuhr gleich wieder fort: „Grüß den Mino Rodari von mir. Silvia Rodari lasse ihn fragen, wie ihm Bastiano Lestes Thunfische schmeckten? Wir hätten keine zu essen. Zwei Fässer wollte der Vater dem Ercole geben, doch keines mochte er. Aber zwei Pfund Korallen gibt er für mich dem Vater. Eh du, komm einmal zu uns herüber und sieh zu, wie dein Liebster mich küßt!"

„Jawohl, wie an deinem Hochzeitstag," erwiderte Marja.

Mit einem Schrei stürzte Silvia auf sie zu; aber Marja wich nicht zurück. Da zauderte die andre, schlug eine gellende Lache auf, wandte sich und trieb ihre Herde vom Gipfel, wobei sie sang:

Myrthen und Rosmarin —
Weil ich einen andern zum Mann bekommen,
Hat gleich mein Schatz sich die andere genommen!

Marja streute ihren Tieren Salz, dann stieg auch sie herab. Am Abend sagte sie zu ihrem Manne: „Oben traf ich Silvia. Sie lud mich ein, sie zu besuchen. Wenn es dir recht ist, geh' ich morgen hinüber."

„Damit du mit dem andern lüstern thun kannst!"

Er stieß eine Verwünschung gegen Ercole und sie aus. Als Marja ganz gelassen dabei blieb, schlug er sie mit der Faust, daß sie taumelte. Sie sank gegen die Wand, raffte sich aber sofort wieder auf, ging hinaus und wusch sich das Blut ab.

Zu Ercole sagte sein Weib, als sie mit der Herde zu Hause ankam: „Oben traf ich das Ding, die Marja.

Sie hat mich gehöhnt, daß ich im ſchlechten Hauſe wohne und dich zum Manne habe. Wenn du noch einmal dich und mich durch deines Bruders Weib beſchimpfen läſſeſt, ſollſt du alle die Namen verdienen, die ſie dir gegeben hat, du — Unmann, du!"

Sie war auf einen Schlag gefaßt geweſen, aber Ercole, aſchfahl im Geſicht, ging, ohne ſie eines Blickes zu würdigen, an ihr vorüber zum Strand hinab, beſtieg ſein Boot und fuhr auf den Muſchelfang. Erſt nach drei Tagen kam er wieder.

Einmal als Ercole, der ſein Weib niemals mitnahm, die Inſel umruderte, die an den Klippen hängenden Schaltiere einzuſammeln, ſtieß er, um einen Vorſprung biegend, plötzlich auf Marja. Sie ſaß, ihm ganz nahe, auf einem Felſen, der ſich weit in das Meer hinausſchob, und reihte kleine Korallen zu Schnüren zuſammen.

Gern hätte Ercole ſein Boot zurückgetrieben, aber Marja hatte ihn bereits geſehen. Die Hände ſanken ihr in den Schoß, ſtarr blickte ſie zu ihm hinüber, dem alles Blut aus dem Geſichte gewichen war. Ein Schwindel überkam den gewaltigen Mann, er mußte die Ruder einlegen.

Langſam, wie emporgezogen, erhob ſich Marja. Sämtliche Korallen entglitten ihr und rollten die Felſen hinab ins Meer. So verharrten beide einige Augenblicke ſtumm und regungslos, nur mit ihren traurigen Blicken ſich grüßend. Dann tief aufſeufzend griff Ercole wieder zu ſeinem Ruder: dicht an den Felſen vorbei, daß der Nachen knirſchend an dem Geſtein auffuhr, fuhr er an ihr vorüber.

Ein neuer Vorſprung verbarg ſie ihm bald; er ſah nicht mehr, wie ſie auf den Boden hinſank gleich einer zu Tod verwundeten Möwe.

7.

Ercole bereitete sich vor, auf die jährliche Korallenfischerei zu gehen. Eine ganze Woche vorher hatte Silvia Tag für Tag Maiskuchen gebacken und davon einen großen Vorrat in das Boot geschafft. Als sie am letzten Tage bei der Polenta saßen, meinte sie: „Die Marja ist ein gutmütiges Ding. Sie wird schon auf die Herde acht geben. Salz habe ich gestern hinaufgetragen, die große Lecke ist ganz voll."

„Warum soll sie auf die Herde acht geben?" fragte Ercole und legte seinen Löffel hin.

„Wir sind ja fort."

„Du bleibst da."

Silvia saß wie betäubt; dann erhob sie sich stumm, ging hinaus, hinunter zum Nachen, nahm ihre Sachen, die sie bereits hineingelegt hatte, und trug sie ins Haus zurück.

Beim Abfahren half sie Ercole das Fahrzeug vom Ufersand ins Wasser schieben und rief ihm laut das „Glückliche Fahrt!" nach. Als aber das Boot um die Klippen bog, warf sie sich hin und gebärdete sich wie eine Unsinnige.

Ueber ihrem Rasen hörte sie nicht, wie von der andern Seite her jemand über die Felsen zu ihr geschritten kam, bis sie plötzlich, dicht neben sich, sich anrufen hörte.

Silvia sprang empor wie ein wildes aufgestörtes Tier.

„Hat er dich zu Haus gelassen, und ist er allein hinweg?! Er mag dich nicht! Er hat dich doch nur genommen, weil er die Marja nicht bekam."!

Silvia konnte nicht reden.

Mino fuhr fort: „Hätte nicht von dir gedacht, daß

du dich daran kehrteſt. Biſt eine ganz andre wie deine Schweſter. Wenn ich ſie ihm nicht hätte fortnehmen wollen, wärſt du mir lieber geweſen. Sollteſt geſcheit ſein.“

Er trat ihr näher. Schon wollte er ſeinen Arm ausſtrecken, als Silvia ihm verächtlich den Rücken zukehrte und ſtolz davonging.

„Sie iſt verrückt!“ murmelte der ſo ſchmählich Zurückgewieſene zwiſchen den Zähnen, wagte aber nicht, ihr zu folgen. Noch lange umſchlich er das Haus.

Ercole blieb mehrere Monate aus. Während des letzten Monats erwartete Silvia ihn jeden Tag. Wenn ſie nicht Netze ſtrickte, ſtieg ſie auf den Felſen umher, Meermoos und trockenes Myrtenreiſig ſuchend. Sie ſah nach den Schafen und Ziegen, melkte ſie und bereitete Käſe. Traf ſie droben Marja, ſo ſang ſie, daß es gellte.

Einmal beſuchte ſie ihr Vater. Als er ſie ohne Boot fand, nannte er Ercole einen Schurken und wollte bis zu deſſen Rückkehr ſeine Tochter mit nach Zannone hinübernehmen. Silvia mochte nicht, geriet ſogar wegen der harten Worte, die der Alte für Ercole hatte, mit ihrem Vater in Streit.

Von ſeiner älteren Tochter begab ſich Baſtiano Leſte zu ſeiner jüngeren, die eigentlich ſein Liebling war. Marja freute ſich in ihrer ſtillen Weiſe herzlich und machte ein heiteres Geſichtchen. Aber ihr Vater merkte trotzdem, wie blaß und matt ſie war.

Mino gebärdete ſich gerade nicht als liebenswürdiger Eidam. Er ſchalt heftig auf ſein Weib, daß es ein weichliches, zimperliches Ding ſei, das nichts ſchaffen könne, und beklagte, nicht Silvia genommen zu haben. Mit Marja ſei er angeführt worden.

Als der Alte ihn an den Tribut mahnte, wollte er von keinem pflichtſchuldigen Pfund Korallen wiſſen, ſondern meinte, daß es im Gegenteil nichts ſchaden könne, wenn der Alte jährlich ihm ein Faß Thunfiſch gebe, damit ſeine Tochter, die er ohne Ehegeld genommen, ihm doch wenigſtens etwas zubringe, und er ſie nicht für gar nichts ernähren müſſe.

Den Fiſcher, der ſich ſonſt nicht ſo leicht rühren ließ, dauerte ſein ſtummes Kind. Er fluchte und ſchimpfte weiblich, machte ſich aber zuletzt doch anheiſchig, nächſtens ein Faß Thunfiſch zu bringen.

Marja begleitete ihn zum Nachen hinunter. Befragt, wie Mino ſich gegen ſie verhalte, wußte ſie über nichts Klage zu führen.

Als ſie ihrem Vater lebewohl ſagte, umſchlang und küßte ſie ihn. Dem Alten, dem dergleichen nie geſchehen war, ward ganz beklommen zu Sinn. Aber Marja nickte und lächelte, und ſo fuhr er ab.

Nach dieſem Beſuche begab er ſich noch einmal zu Silvia zurück, bei der er ſich über den Spitzbuben von Mino nach Herzensluſt austobte. Silvia hörte mit wilder Freude zu und konnte kaum erwarten, bis der Vater wieder fort war. Am andern Tage ſtieg ſie auf den Gipfel, um Marja aufzulauern und ihr zuzuhöhnen, was ſie vom Vater über ihren Mann vernommen hatte.

„Grüße deinen Mann!“ ſchloß ſie ihre Schimpfrede; „und wenn er wieder einmal Luſt nach dem Weibe des Ercole Rodari verſpüre, möge er nur kommen. Die Thür ſoll er offen finden!“

Dennoch kam einige Zeit nachher Marja über die Felſen zu ihrer Schweſter herübergeſtiegen. Sie war hoch-

ſchwanger und wollte ſich mit Silvia verſöhnen. Dieſe ließ ſie gar nicht ins Haus hinein.

Am Abend desſelben Tages kehrte Ercole zurück. Sein Weib empfing ihn mit einer Freude, die ſie nicht verbergen konnte. Als er aber kalt wie immer gegen ſie war, ſagte ſie ihm, daß ſein Bruder während ſeiner Abweſenheit verſucht habe, ihr Gewalt anzuthun. Er müſſe ſie rächen.

Ercole ging in die Kammer und ſchloß die Thür hinter ſich zu. Als Silvia lauſchte, war es ihr, als hörte ſie ihn einen Dolch ſchärfen. Doch blieb er die Nacht zu Hauſe.

Am andern Morgen übergab er Silvia zwei Pfund Korallen mit dem Bedeuten, dieſelben ihrem Vater zu bringen und das ſogleich. Da gerade der Thunfang anfange, erlaube er ihr, auf Zannone zu bleiben, um Baſtiano Leſte bei der Fiſcherei zu helfen. Traurig gehorchte ſie.

Am Nachmittag begab ſich Ercole über die Felſen zum Winterhaus hinüber. Er hatte den Dolch bei ſich. Vor der Thür in der Abendſonne ſaß Marja und ſchaute den Möwen zu, die über die leuchtende Flut hinflatterten. Sie ſah ihn nicht. Als er ihren Zuſtand bemerkte, trat er hinter einen Felſen, von wo aus er ſie betrachtete, bis ſie bei Einbruch der Nacht ins Haus ging.

Bereits nach einigen Tagen kam Silvia von Zannone wieder zurück, finſter und trotzig; aber ſie wurde wie verwandelt, als Ercole ſich über ihre Rückkehr zu freuen ſchien. Sie ſah ſeinen Dolch liegen, wagte jedoch nicht, zu fragen, was er damit gethan habe.

Am andern Morgen gebot Ercole ſeinem von neuem

düſter dreinſchauenden Weibe: „Nimm das Boot und ſieh zu, wie es deiner Schweſter geht.“

„Sieh ſelber zu!“

Ercole that es.

Erſt am Abend kam er zurück; er ſah ganz verſtört aus.

„Deine Schweſter hat einen Knaben geboren; ſie iſt ſchwer krank, ſie wird wohl ſterben. Nimm die Medizinkräuter und die Foglietta mit Wein und komm!“

„Ich will nicht.“

Er faßte ſie heftig beim Arm und ſchüttelte ſie. „Komm!“ wiederholte er drohend.

Sie riß ſich los und ging in die Kammer. Nach einer Weile kam ſie wieder heraus, beladen mit allem, was er ihr geboten. Sie gingen ſogleich.

Er fuhr ſie um die Inſel zum Winterhaus, faſt ſo ſchnell wie damals, auf der Fahrt von Zannone nach San Felice. Dann hieß er Silvia ausſteigen und hinaufgehen; er ſelbſt ſtieß ſofort wieder ab, kam aber dieſe Nacht nicht in ſeine Hütte zurück.

Am ſiebenten Tage ſtarb Marja, ſtumm und klaglos, wie ſie gelebt. Gern hätte ſie Ercole noch einen letzten Gruß geſandt; aber ſelbſt im Todeskampf wagte ſie nicht, die Lippen zu öffnen.

Während dieſer ſieben Tage war jede Nacht ein Nachen angefahren, ein Mann ausgeſtiegen, der ſich zur Hütte geſchlichen, lange am Fenſter und Thür gelauſcht hatte und dann wieder fortgeſchifft war.

In der erſten Nacht, in welcher Marjas Leiche in der Kammer lag, ſchien hell der Mond. Himmel und Meer leuchteten, der ſchimmernden Flut entſtieg das wilde

Felseneiland wie der Thron der Göttin Venus Anadyomene selbst. Gleich einem Silberstreifen zog sich die sanfte Linie der Küste durch die dunstausatmende Nacht. Vom Circekap strahlte es herüber, blaß wie Marmorglanz.

An das Gestein von Palmarola rauschte unaufhörlich die seufzende Welle, aber in dieser Nacht klang es fast wie todtrauriges Liebesgeflüster.

Ercole fuhr gegen den Strand.

Als er beim Haus ankam und an die Kammerwand trat, wußte er es sofort: zum erstenmal war drinnen vor dem scheibenlosen Fensterloch die Decke nicht zugezogen. Der Nachtwind wehte hinein, der Mond schien hinein.

Er sah sie.

Sie hatten sie mitten in der Kammer auf den Boden gelegt, ein Linnen unter sie und eines über sie gebreitet. Aber ihr Gesicht war frei. Sie lag da, umflossen von Mondglanz.

Auf ihrer Brust, gerade über ihrem Herzen, hatte sie einen dunklen Fleck. Ercole starrte darauf hin — es sah aus wie Blut. Doch es war nur eine von ihren roten Nelken.

Sie hatten das Kind bei der toten Mutter in der Kammer gelassen; es wimmerte leise. Gar zu gern hätte Ercole es aufgenommen und beruhigt.

Erst nach einer langen Weile gewahrte er, daß die Thür, die in das andre Gemach führte, offen stand. Ein Geräusch machte ihn endlich darauf aufmerksam. Er sah hinein, so starr und stier, als erblicke er dort eine zweite Tote.

Dann verließ er das Haus; er schwankte.

Als die Morgenröte das Meer bestrahlte, senkten

sie Marja in die tiefe See. Vom Ufer aus, hinter einer Klippe verborgen, sah Ercole dem Begräbnis zu. Nachdem die beiden zurückgerudert waren, fuhr er hinaus. Als er über Marjas Grab schiffte, ging eben die Sonne auf.

8.

Ercole wartete den ganzen Tag und die ganze Nacht auf sein Weib. Als Silvia auch am nächsten Morgen nicht zurückkam, rüstete er seinen Nachen für eine lange Fahrt aus. Gegen Abend fuhr er ab.

Er segelte nach Capri und schloß sich den Korallenfischern an, die nach der Küste von Afrika schifften. Seinem Weibe ließ er es durch einen Antiaten melden, der auf seiner Heimfahrt an den Ponzainseln vorüber mußte.

Ein volles Jahr blieb er aus. Als er mit reicher Meeresbeute zurückkam, fand er Silvia zwar in der Hütte, aber diese selbst arg verwahrlost, als sei sie während der ganzen Zeit unbewohnt gewesen. Das Weib empfing ihn stumpf und gleichgültig. Sie saß vor dem Hause und reichte gerade ihrem Kinde die Brust; kaum daß sie aufblickte. Sie hatte fahle Wangen und tiefliegende Augen.

Ercole war in das Haus gegangen, Silvia draußen geblieben. Als sie am Abend hineinkam, fand sie ihn schlafend. Sie legte das Kind fort, machte Feuer und bereitete die Polenta. Da er nach einigen Stunden noch immer schlief, kauerte sie sich ihm gegenüber hin und starrte den Schlafenden an. Das Kind fing an zu schreien, aber sie kümmerte sich nicht darum. Erst am andern Mittag erwachte Ercole. Er stand auf, suchte das Weib, fand es am Strand, das Kind im Schoß.

„Packe deine Sachen zuſammen," redete er ſie an. Sie ſtierte ſtumpf vor ſich hin, erhob ſich jedoch, riß das Kind auf, ging in die Hütte. Als Ercole nach ihr eintrat, ſah er, wie ſie das Kind ſo heftig auf das Heulager warf, daß es zu weinen begann.

„Trag alles in das Boot," gebot Ercole. Sie gehorchte und blieb lange fort.

Als ſie zurückkam, fand ſie das Kind ſorgfältig in ihres Mannes Mantel gewickelt. Es war eingeſchlafen.

„Haſt du nichts vergeſſen? Du kommſt nicht wieder zurück."

Sie ſtand vor ihm; plötzlich warf ſie ſich vor ihm nieder.

„Schlag mich halbtot, aber laß mich bei dir bleiben."

„Steh auf und komm."

Sie hing ſich an ſeine Kniee, er ſtieß ſie nicht fort, aber er befahl ihr von neuem: „Steh auf und komm."

Da taumelte ſie in die Höhe, der Thür zu.

„Haſt du nichts vergeſſen? Nimm das Kind."

„Ich haſſe es," murmelte ſie zwiſchen den Zähnen.

„So geh' ohne das Kind."

Sie ſchien einen Augenblick unentſchloſſen; dann ging ſie.

Ercole ſah noch einmal nach dem Kinde, füllte einen Lappen mit etwas wildem Honig, den er in die kleinen Hände drückte, ſchloß dann das Haus und begab ſich zum Strand hinab.

Silvia ſaß bereits im Boot. Er brachte ſie zu ihrem Vater zurück, dem er zugleich die verſprochenen zwei Pfund Korallen gab. Silvia, die während der ganzen Zeit regungslos im Nachen gekauert, ließ ihn ruhig abfahren.

Bei Tagesanbruch war er wieder in Palmarola. Er fand die Hütte verschlossen, das Kind schlafend. Ohne Zögern begab er sich nach den Ziegen und melkte sie. Als das Kind erwachte, nahm er es auf den Schoß und flößte ihm sorgfältig die frische Milch ein.

Das kleine Mädchen trank sich satt. Als Ercole es wieder hinlegte, streckte es seine Aermchen nach ihm aus und lachte ihn an.

9.

Silvia bekümmerte sich nicht mehr um ihr Kind.

Einmal schickte sie ihren Vater, der mit Ercole über ihre Rückkehr verhandeln sollte. Der Alte machte sich anheischig, seiner Tochter hundert Skudi als Ehegeld zu geben, außerdem jährlich ein großes Faß Thunfisch. Die zwei Pfund Korallen setzte er zuerst auf ein Pfund herunter, dann gab er auch dieses auf.

Aber Ercole wollte sich auf nichts einlassen.

Als alle Vermittelung vergebens, kam das Weib zu Mino herüber. Der jedoch schickte es aus Furcht vor seinem Bruder gleich wieder zurück, fuhr nach Terracina und verheiratete sich in aller Eile mit einem ältlichen Mädchen, das sehr wohlhabend war.

Eine Zeitlang ließ Silvia nichts von sich hören. Später ward Ercole sie zuweilen gewahr, wie sie im Boot die Insel umfuhr. Eines Abends fand er sie vor der Thür kauernd. Er fragte sie sanft, ob sie zum Kinde wolle. Sie antwortete: nein, sie wolle zu ihm. Dabei zitterte sie am ganzen Leibe, so daß sie ihn dauerte und er es vielleicht zugegeben hätte. Er schwankte noch, als sie sich ihm an den Hals warf und ihn so gierig

küßte, daß ſein Widerwillen ſtärker ward, als ſein Mitleid.

Er ſtieß ſie fort, verbot ihr das Wiederkommen, erlaubte ihr jedoch, die Nacht in der Hütte zu bleiben; denn die See ging hoch und ein heftiger Sturm drohte auszubrechen. Trotzdem begab er ſelbſt ſich noch einmal auf das Meer hinaus.

Der Orkan zwang ihn jedoch, ſchon vor Mitternacht wieder umzukehren; kaum, daß er zu landen vermochte. Weil ihn um das Kind bangte, ging er in die Hütte. Er fand es in friſche Tücher gelegt und ruhig ſchlummernd; in ſeinen Händchen hielt es eine rote Schnur: Silvias Korallenſchmuck, der ſein Hochzeitsgeſchenk geweſen war. Da rührte ſie ihn wieder. Als er ſich jedoch nach ihr umſah, war ſie nicht mehr im Hauſe.

Beſtürzt eilte er in die wilde Nacht hinaus und zum Strand hinab. Die Finſternis war ſo groß, daß er nach den Booten taſten mußte; er fand nur ſeinen eigenen Nachen. Da er vor einer halben Stunde angelegt hatte, war der ihre noch dort geweſen. Als ſie ihn gehört, mußte ſie entflohen ſein; er hatte ſie hinausgetrieben.

Sie wird zu Mino gefahren ſein. Sie iſt ſtark wie ein Mann, ſuchte er ſich zu beruhigen, was ihm jedoch nicht gelang. Noch vor Morgengrauen ſtach er, trotzdem das Meer brüllte und raſte, wieder in See.

Er kämpfte ſich um die Inſel herum, kam zum Winterhaus, ſah aber nur den Nachen ſeines Bruders aufgezogen am Strande.

Nun ſuchte er ſie.

Am Abend fand er ſie denn auch.

Die Wellen hatten ſie auf eine Klippe geworfen,

das sonst so wilde Antlitz war friedlich und fast sanft, um den trotzigen Mund lag ein ganz seltsamer Zug; schrecklich waren ihre stieren, offenen Augen. Ercole drückte sie zu.

Er legte die Leiche in seinen Nachen und brachte sie ihrem Vater. Der Alte heulte auf. Er hatte seine Tochter in den letzten Jahren ordentlich lieb gewonnen; sie sei ganz anders gewesen, fast freundlich, fast sanft.

Ercole machte sich anheischig, Bastiano Leste die zwei Pfund Korallen wieder zu zahlen; das tröstete diesen etwas.

Als das geschah, war die kleine Cirrah drei Jahre alt. Sie plauderte viel von der guten Frau, die zu ihr gekommen, mit ihr gespielt, sie geküßt und geweint und ihr dann die schöne Kette geschenkt habe. Ercole sagte ihr, daß die Frau ihre Mutter gewesen sei, und lehrte sie für die Mutter beten.

10.

Ercole hatte die Korallenfischerei völlig aufgegeben und las nur noch Muscheln. Ein Weib hätte nicht zärtlicher und sorgsamer mit dem Kinde umgehen können. In seinen Armen und in seinem Nachen wuchs Cirrah auf. Solange sie noch ganz klein war, lag sie bei allen seinen Fahrten, weich in einem Korbe gebettet, im Boot, entweder schlafend oder mit großen, verwunderten Augen zum Himmel aufstarrend. Wenn die Wellen das Fahrzeug recht schaukelten, lachte sie und griff nach den Sonnenstrahlen, die um sie her funkelten.

Sie war ein überaus zierliches und zartes Kind, sanft und still, als hätte sie ein andrer, milderer Schoß getragen und geboren. Gern saß sie im Sand der win-

zigen Marina und ſpielte unverdroſſen ſtundenlang mit dem feinen Schimmer. Bei hohem Seegang nahm Ercole ſie auf den Arm und zeigte ihr die ſchönen Wellen, nach denen ſie verlangend die Händchen ausſtreckte.

Eines Morgens hatte Ercole ſie mit Meerwaſſer getauft und dabei geſagt: „Du ſollſt Cirrah heißen.“

Er hatte den klangvollen Namen irgend einmal an der afrikaniſchen Küſte gehört.

Die rauhe Hand des gewaltigen Mannes war ſanft in ihrer Berührung, ſobald ſie das Kind anfaßte. Er brachte ihr bunte Muſcheln und Korallen und ſing einmal eine junge Möwe ein, die er für ſie zähmte. Die Möwe, die er Lucica, die Leuchtende, nannte, ward des einſamen Kindes zweiter Gefährte.

Später erzählte er ihr wunderſame Waſſer- und Wolkengeſchichten, die er eigens für ſie erfand. Er ließ ſie immer lange und weite Hemdchen von Linnen tragen, die er auf die kunſtloſeſte Art ſelber verfertigte. Cirrah ſah darin aus wie eine kleine Römerin.

Auf ſeinen Fahrten nach Antium, San Felice und Terracina mußte er das Kind mitnehmen. Ueberall ward er dadurch bekannt. Es gab genug Mädchen, die ihm die Sorge dafür mit Freuden abgenommen hätten; er aber wollte Cirrah allein behalten.

Mit ſeinem Bruder ſtand er ſich nicht beſſer. Mino fürchtete ihn, für Ercole ſchien er jedoch gar nicht auf der Welt zu ſein.

Als Cirrah größer ward, konnte Ercole ſie ſchon auf dem einſamen Eilande auf kurze Zeit allein laſſen; hatte er ſie nicht bei ſich, ſo kehrte er gewöhnlich ſehr bald zurück. Es war ihm, als ſei es Marjas Kind.

Damit er nicht in Sorge zu sein brauche, daß sie die Klippen hinunterstürze, lehrte er sie frühzeitig, sicher an den Abgründen entlang zu gehen. Er lehrte sie auch, Kränze aus Myrtenblüten und Frühlingsanemonien zu winden, aus Korallen und Muscheln Ketten zu machen, und hatte besonders an dieser Arbeit der Kleinen große Freude. Die erste Korallenschnur, die aus Cirrahs Händen hervorging, verwahrte er sich. Bald konnte sie auf den Felsen unter den Myrten umherklettern und die Ziegen und Schafe zu sich locken. Ueberall hin begleitete sie Lucica, ihre treue Möwe.

Einmal kam Ercole nach Hause. Da er Cirrah weder in der Hütte noch vor derselben fand, suchte er sie. Ihren Namen rufend, durchstreifte er die Klippen und Dickichte. Dabei gelangte er auf den Gipfel.

Hier kauerte Cirrah unter einem hohen Strauch von blühendem Rosmarin; neben ihr saß ein Knabe. Die beiden Kinder hatten ihre Aermchen ineinander geschlungen und sahen ernsthaft auf das Meer hinaus. Ein jedes trug einen ungeschickten Kranz blaßblauer Rosmarinblüten um die Stirn; ehrbar hockte die Möwe daneben.

Als die kleine Cirrah Ercole sah, nickte sie ihm glückselig zu; der Knabe starrte den fremden Mann scheu an.

Ercole kniete neben den Kindern nieder, küßte erst das Mädchen und hob dann auch den heftig widerstrebenden Knaben auf. Sanft setzte er ihn wieder hin, wobei er ihn unverwandt ansah. Als er bemerkte, daß das Kind ihn nicht leiden mochte, wurde er ganz niedergeschlagen.

Er kauerte sich trotzdem zu ihm auf den Boden und wollte mit ihm spielen; doch der Knabe blieb trotzig. Da

fing er den großen, zottigen Ziegenbock ein, ſetzte den Kleinen auf den wolligen Rücken und ließ das Tier traben. Jetzt jubelte der Knabe laut auf. Cirrah ſtand daneben und fing bitterlich zu weinen an; denn ſie glaubte, daß ihrem Geſpielen etwas zuleide geſchehen ſolle. Ercole, um ſie zu beruhigen, hob ſie gleichfalls empor; nun umfaßten ſich beide, nun jubelten beide.

Da kam Mino herauf, ſeinen Jungen ſuchend. Zornig riß er ihn von Cirrah los und ſchlug ihn. Aber der kleine Hämo that keinen Laut, ſondern blickte lächelnd zu ſeiner lieben Spielgefährtin hinüber, die von neuem zu weinen begann. Ercole nahm ſie auf ſeinen Arm und ging ſchnell mit ihr hinweg. Sie ſchluchzte an ſeinem Halſe, bis ſie einſchlief.

II.

Mino konnte nicht verhindern, daß die Kinder fortan öfters zuſammenkamen, kümmerte ſich auch nicht ſonderlich darum. Traf er ſie bei einander, ſo trieb er den Knaben von dem Mädchen fort, ſchlug ihn aber nicht mehr. Cirrah beachtete er nicht.

Jedoch Hämo ließ ſich von keinen finſteren Blicken ſeines Vaters, von keinen Schlägen ſeiner Stiefmutter abſchrecken, täglich die hohen Felſen hinauf zum Gipfel zu klettern und dort nach ſeiner Gefährtin zu ſuchen. Da er, ſobald er etwas zu tragen vermochte, den Schafen Salz in die Lecken ſchütten mußte, bekam er in kurzer Zeit noch mehr Gelegenheit, mit dem Mädchen zuſammenzukommen. Wiederum etwas größer und ſtärker geworden, ward es ſein Geſchäft, abends die Herde zum Melken zur Hütte hinunterzutreiben; auch ward er früh

von der Stiefmutter angestellt, trockenes Myrtenreisig zu sammeln.

So trieb er sich den ganzen Tag auf der Insel umher, gewöhnlich erst am Abend mit der Herde nach Hause kommend.

Auf dem Gipfel hatten die Kinder ihren Zusammenkunftsort. Es war eine weit über das Meer hinausragende Klippe, so klein an Raum, daß sie gerade nur für die beiden Platz bot. Dort saßen sie wie auf einem hoch über das Meer in die Lüfte gehobenen Thron. Sie aber ahnten nicht, daß es gefährlich sei, und sprangen am Rande des Abgrundes dahin, als sei die Luft neben ihnen festes Erdreich. Von Stürzen und Zerschmettern wußten sie nichts. Sahen sie doch ihre Schafe und Ziegen die Riffe hinauf- und hinabklettern, kletterten diesen selbst überallhin nach und hätten es am liebsten auch den Möwen nachgemacht.

Oft standen sie Hand in Hand droben. Tief unter ihnen schäumte an den Felsen die brüllende Brandung; über ihnen zogen die Wolken, um sie her flatterten die Möwen. Die beiden kleinen Gestalten ragten wie zwei Bildsäulen in den schimmernden Aether hinein, zu dem sie emporzustreben schienen. Der strahlende Tag umleuchtete sie, daß sie Verklärten glichen; der Sonnenuntergang überschüttete sie mit purpurfarbener Glut.

Oder sie saßen dicht aneinander gedrängt, hielten sich eng umschlungen, herzten und küßten sich.

Die kleine Cirrah erzählte ihrem Gefährten alle Geschichten, die sie von Ercole zu hören bekam. Hämo aber, dem Vater und Mutter nichts erzählten, und der doch auch etwas berichten wollte, that es dem Ercole nach

und wußte von den schimmernden Sternen, den ziehenden Wolken, den wogenden Wellen allerlei seltsame, geheimnisvolle Dinge zu raunen. Aber nichts dünkte ihm so schön wie die Sonne, von der er wußte, daß es ein großes, goldiges Licht sei, „weit, weit fort“. Die Vögel fliegen hin, — ach dort ist es schön!

Daß er nicht fliegen konnte, war das große Unglück seines kleinen Lebens.

Wenn ein Schmetterling über den Abgrund taumelte, zeigte er ihn seiner Kameradin.

„Siehst du, der hat Flügel, damit fliegt er!“

„Solche schöne, bunte!“ bewunderte Cirrah.

Die Blumen, die sie hinunterwarf, verachtete der Knabe. Sie sanken gleich in die Tiefe.

Auch der fernen Küste galt seine ungestüme Sehnsucht. Cirrah kam bisweilen hinüber, Hämo niemals. Da mußte sie ihm denn davon erzählen, immer wieder und wieder. Zitternd vor Verlangen, Thränen im Auge hörte Hämo zu. Aber seine größte Sehnsucht blieb doch die Sonne.

Er hörte gar nicht auf, zu klagen, daß er keine Flügel habe.

„Weißt du, was ich dann thäte? Wenn die vielen, vielen Vögel angeflogen kommen, dann flög' ich mit, dann flögen wir alle nach der Sonne! Aber weil es so weit ist, würde es freilich lange dauern, bis wir wiederkämen.“

Obgleich Cirrah sich schrecklich vor dem Fliegen fürchtete, wollte sie mit und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte, bis Hämo es ihr endlich gnädigst gestattete.

„Nun ja, du darfst auch mit!“

Im Sommer war es auf den Felsen so heiß, daß es die Kinder droben nicht auszuhalten vermochten, selbst dann nicht, wenn sie sich tief unter die Myrten verkrochen. Aber der grüblerische Hämo schaffte Rat.

Auf der Insel befanden sich in den Felsen viele längliche, niedrige Löcher. Es waren in das Gestein eingehauene Gräber aus der alten Römerzeit her, in welcher auch Palmarola als Verbannungsort gedient. Einige waren noch mit Platten verschlossen, die meisten dieser aber längst geöffnet und ausgeraubt. Manche Gräber glichen kleinen Grotten.

Eine solche Höhlung entdeckte Hämo auf der Schattenseite der Insel, trotzdem der Eingang ganz mit Myrten verwachsen war. Mühsam bahnte er durch das dornige, dichte Gezweig eine kleine Oeffnung, gerade groß genug, daß sie hindurchschlüpfen konnten. In diesem seltsamen Aufenthalt verbrachten die Kinder die heißen Tage, oft erst wieder hervorkriechend, wenn die Sonne bereits untergegangen.

So heimlich das Versteck lag, wurde es doch von dem suchenden Ercole, durch Cirrahs Plaudereien geleitet, aufgefunden. Er freute sich darüber. Manchen Nachmittag, an dem die Gluthitze im Hause nicht zu ertragen war, kroch er in das Grab und gesellte sich zu den Kindern, denen er Maiskuchen und frische Milch brachte. Hämo hatte sich völlig an ihn gewöhnt; ja, seine feindselige Scheu war einer leidenschaftlichen Liebe gewichen. Das Gesicht des finsteren Mannes strahlte, wenn der Knabe zutraulich auf seinem Schoß saß und, die Aermchen um seinen Hals geschlungen, sich von ihm erzählen

ließ: von dem fernen, wundersamen Afrika und dem schönen Neapel.

Wenn er doch nur Flügel hätte!

12.

Hämo war neun, Cirrah acht Jahre alt. Noch immer ward der Knabe nicht mitgenommen, wenn Mino und sein Weib hinüberfuhren.

Zuweilen traf es sich, daß sich die Brüder zu gleicher Zeit auf dem Festland befanden. Dann waren die Kinder Herren der Insel. Der Knabe führte Cirrah über den Gipfel zum Winterhaus hinunter, wo er ihr die Herrlichkeit der Kammer zeigte, das bunte Muttergottesbild und das Wunder des Webstuhles. Das waren dann, bis die Eltern zurückkamen, glückselige Tage! Cirrah spielte schon ganz sorglich die kleine Hausfrau, der Knabe den Beschützer und wohl auch den Tyrannen.

Gar zu gern hätte Hämo das Mädchen nach der Küste entführt. Aber es befanden sich nach wie vor nur zwei Nachen auf Palmarola, und auf denen waren die Brüder fort. Doch der Knabe wußte sie und sich selber zu trösten.

„Laß nur, ich mache uns Flügel, ich weiß auch schon wie, und dann fliegen wir hinüber!" Ein Plan, mit dem Cirrah ganz einverstanden war.

Ein andres Mal hoffte Hämo auf ein andres Mittel zum Entkommen. Er hatte sich mit Cirrah in Ercoles Nachen geschlichen und triumphierte schon.

„Wir ziehen die Segel auf, dann haben wir auch Flügel und fliegen über die Wellen dahin."

Das ging aber nicht so leicht. Ercole, der hinzukam, lachte und meinte: „Wart, bis du groß geworden!“

Das dünkte jedoch dem Knaben viel, viel zu lange, zu Tode betrübt schlich er fort. Als sie ihn nicht mehr sehen konnten, setzte er sich hin und brach in Thränen aus.

Wenn im November die Vögel vom Festlande her an Palmarola vorüberflogen, war seine schmerzlichste und sehnsüchtigste Zeit; seine kleine Freundin entdeckte ihn dann oft, wie er auf einem Riffe saß und mit Thränen in den Augen den Zügen nachstarrte. Sie kauerte sich still neben ihn hin, geduldig wartend, bis er sich um sie bekümmern würde. That er das endlich, so lachte sie ihn an und schwatzte ihm so lange vor, bis er nicht mehr traurig war.

Sehr aufgeregt ward er, wenn im Frühling die Schwärme wieder zurückkamen. Besonders waren es die wilden Schwäne, die seine Leidenschaft erweckten.

Im Winter seines neunten Jahres brachte ihm Ercole von Antium ein wunderschönes Bild mit. Cirrah war dieses Mal mit am Lande gewesen, hatte dort das Bild gesehen und von Ercole für ihren Spielgefährten erbettelt.

Es stellte zwei weißgekleidete Kinder dar mit blauen Kränzen auf den Köpfen und großen, schimmernden Flügeln an den Schultern; sie hielten sich bei der Hand gefaßt und flogen miteinander in lauter Licht und Glanz hinein.

Hämo war bei dem Anblick des Bildes wie verzückt.

„Sie haben Flügel, und sie fliegen in die Sonne!“ jubelte er auf.

Den ganzen Tag saßen sie zusammen und staunten das Bild an. Hämo ward ganz krank vor Freude und

Erregung. Als er Ercole das nächſte Mal ſah, flehte er dieſen an, ihm von den beiden Kindern mit den Flügeln zu erzählen.

„Das werden wohl ſolche Luftkinder ſein," meinte der Schiffer gedankenvoll. „Sie ſind bei der Madonna und — ja, und ſie heißen Engel!" ſchloß er triumphierend ſeine Weisheit.

Fortan ſpielten Hämo und Cirrah immer „Engel".

Viele Tage ſah das Mädchen ihren Gefährten nicht; als er ſie wieder traf, kam er glückſelig auf ſie zugeſprungen.

„Was iſt das wohl?" ließ er ſie raten und ſchwang etwas in den Händen, das er ſich aus Lederſtreifen zuſammengeknotet.

Cirrah wußte es nicht.

„Gib einmal acht!" gebot Hämo.

Er bückte ſich, hob einen Stein auf, legte ihn in das Riemenwerk und ſchleuderte ihn weit fort.

Cirrah lachte und ſchlug in die Händchen.

Mit glühendem Geſicht erklärte ihr Hämo: „Damit kann ich Möwen totwerfen. Den ganzen Winter übe ich mich, bis ich ſie treffen kann, und wenn dann im Frühling die großen, ſchönen, weißen Vögel von der Sonne zurückkommen, werf' ich ſie tot — und dann — ja, und dann bekommen wir auch Flügel. Ei, ſo freu dich doch, Cirrah, dann können wir auch fliegen!"

„Freilich, dann können wir auch fliegen!" Und ſie verſuchte ein luſtiges Geſichtchen zu machen.

„Wir dürfen zu Haus nichts davon ſagen, ſonſt laſſen ſie uns nicht fort. Aber wir fliegen ja nur in die Sonne und kommen wieder zurück!"

Dem kleinen Ding traten vor Angst die Thränen in die Augen; aber sie nickte ihrem zukünftigen Entführer tapfer zu: „Freilich, in die Sonne fliegen wir und kommen wieder zurück.“

Fortan hatte Hämo durchaus keine Zeit mehr, mit Cirrah zu spielen. Den ganzen Tag durchstreifte er mit seiner Schleuder die Klippen und lauerte Möwen auf. Den ersten Vogel, den er traf, brachte er, stolz wie ein junger Held, seiner kleinen Freundin.

„Ich kann's schon!“

Mitleidig legte Cirrah das verwundete Tier an ihre Brust, nahm es mit sich und heilte ihm den zerschmetterten Flügel. Hämo schalt darüber.

13.

Schweren und matten Fluges strichen im Frühling die ermüdeten Schwäne über Palmarola dahin; manche konnten nicht weiter und ruhten auf den Felsen aus.

Hämo hatte unter den Nachzüglern ein Schwanenpaar getroffen und getötet. Er war vom tagelangen Warten völlig ermattet, fühlte sich jedoch plötzlich wieder ganz frisch und kräftig, als er die schönen toten Vögel an ihren prächtigen Fittichen über die Felsen schleifte, um sie unter den Myrten zu verstecken.

Das gethan, stürzte er fort, um Cirrah zu suchen; sie mußte sogleich mit ihm heraufkommen. Auch freute sie sich sehr; als sie aber auf dem weißen Gefieder das dunkle Blut sah, konnte sie sich nicht helfen, sie schluchzte laut auf.

Ganz blaß vor Schmerz und Zorn stand Hämo daneben.

„Wenn du ſo — ſo ſchlecht biſt, dann flieg' ich allein in die Sonne!“ rief er trotzig.

„Nein, nein!“ flehte Cirrah in wahrer Todesangſt und hörte ſofort zu weinen auf.

Mit ſeinem Meſſer ſchnitt der Knabe jetzt den Schwänen die Flügel ab; Cirrah mußte ihm dabei helfen. Die Leiber warfen ſie ins Meer hinab.

„Wir müſſen warten, bis ſie wiederkommen, wir wiſſen ja den Weg nicht,“ entſchied Hämo.

Cirrah war ſeit der Drohung, daß er ohne ſie davonfliegen wolle, alles recht.

Der Sommer verging dem Knaben in fortwährender leidenſchaftlicher Sehnſucht nach ſeinem Ende, langſam, langſam. Sein heißes Verlangen, das ihm wie Fieber aus den Augen glühte, zehrte ihn auf. Sie hielten ihn für krank, und Ercole war tief traurig darüber. Nur Cirrah wußte es beſſer und ſtand in der letzten Zeit immer auf dem Gipfel, um nach den erſten Vogelzügen auszuſpähen; denn mit den erſten, den allererſten wollten ſie fliegen.

Hämo hatte es folgendermaßen beſtimmt: ſie mußten weiße Kleider anziehen und Kränze aufſetzen, ganz ſo, wie die beiden Engel auf dem Bilde. Die Schwanenfittiche wurden mit ſchmalen Bandriemen an den Schultern befeſtigt.

Nie war Cirrah ſo zärtlich gegen Ercole geweſen, wie in dieſem Sommer. Stundenlang ſaß ſie bei ihm, glückſelig, wenn ſie ſich an ihn ſchmiegen konnte. Als die Zeit näher herankam und bereits die erſten Vogelzüge geſehen wurden, konnte ſie es trotz Hämos ſtrengen Verbotes nicht über ihr Herz bringen, gegen Ercole zu

schweigen. So vertraute sie ihm denn geheimnisvoll an: sie hätten jetzt auch Flügel und würden nun bald auch fliegen; aber nur in die Sonne hinein, dann kämen sie wieder zurück — ganz gewiß!

Ercole lachte herzlich: das sei recht! Da ward es ihr denn auch etwas leichter ums Herz, und sie begann sich nun ebenfalls auf den Sonnenflug zu freuen.

Ercole und Mino befanden sich beide auf ihrer Herbstfahrt nach der Küste, als die ausspähenden Kinder die ersten großen Vögelzüge gewahrten. Unverzüglich wurde ans Werk gegangen. Cirrah brachte eines ihrer Linnengewänder für Hämo auf den Gipfel und flocht die Kränze. Unterdessen rüstete der Knabe den Flug. Darüber brach der Abend ein, so daß sie es bis zum nächsten Tag aufschieben mußten.

Sie stiegen zum Winterhaus hinunter, aßen, sprachen vor Marjas Madonnenbild ihr Gebet, legten sich nieder, umfaßten sich, schliefen ein. Hämo träumte von Sonnenglanz und Engeln.

Als die Sonne aufging, standen sie bereits wieder auf dem Gipfel. Sie hatten ihre lichten Kleider an, die Kränze auf und eines befestigte dem andern die großen, schimmernden Fittiche.

Hand in Hand traten sie auf den äußeren Rand der Klippe hinaus.

„Hast du auch keine Furcht, Cirrah?"

„Wir kommen ja wieder zurück."

„Im Frühling mit den Schwänen."

„Also, dann wollen wir fliegen!"

„In die Sonne! In die Sonne!" jauchzte der Knabe.

Sie ſprangen hinunter. Wie Blumen ſanken ſie hinab. Angſtvoll flatterte Cirrahs Möwe über ihnen. Als ſie fielen, ſchwang ſie ſich auf: zur Sonne, zur Sonne!

— — — — — — — — — — — — — —

Auf den blauen Wellen treibend fand Ercole die Geſchwiſter. Sie hielten ſich feſt umklammert, beide hatten noch ihre Kränze auf, beide hatten noch ihre Flügel an. Sie hielten die Toten über den Wogen.

Cirrah ſah heiter und hoffnungsvoll aus und hatte die Augen feſt geſchloſſen; aber die des Knaben ſtarrten weit offen, und ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Schreck und Entſetzen lag auf dem jungen, ſchönen Geſicht.

Ercole ſagte es dem Vater und bat, daß er ſie begraben dürfe. Mino erlaubte es ihm.

So trug er ſie denn auf die Inſel und legte ſie mit ihren Kleidern, mit ihren Kränzen und Flügeln in das alte Römergrab, bedeckte ſie ganz mit Myrtenlaub und verſchloß die Oeffnung mit einer Felſenplatte. Zum Zeichen, daß es ein Grab ſei, ritzte er mit einfältiger Kunſt in das Geſtein zwei geflügelte Kindergeſtalten, die Hand in Hand der Sonne zuſchwebten.

Der Mönch von Palazzuola.

I.

Auf der sagenvollen Stätte, wo einst Albalonga gestanden haben soll, liegt seit geraumer Zeit ein Franziskanerkloster. An den steilen Abhängen des Monte Cavo erbaut, hängt das düstere Gebäude hoch über dem Kraterrund des Albanersees. Ringsum herrscht Einsamkeit und das erhabene Schweigen der Wildnis.

Von Grottaferrata und Marino her führt der Weg zum Kloster bald durch üppige Weinpflanzungen, bald durch wüste Felsenlandschaft oder wilden Buschwald.

Es läßt sich nichts Schwermütigeres denken, als, immer dicht am Kraterrand entlang gehend, diese klassische Verlassenheit zu übersehen. Dann und wann unter Epheu und wildem Myrtengesträuch ein graues Stück Römergemäuer: hier errichtete Rom über dem Grabe seiner Mutterstadt die Zwingherrschaft, die eine Welt unterjochte. Dann und wann liegt ein schlankes korinthisches Kapitäl oder ein zertrümmerter Marmorleib am Wege: hier war in leuchtenden Hallen die Blüte hellenischer Kunst aufgestellt. Dann und wann ein schwarzes, verfallenes Kreuz mit roter, halb verlöschter Inschrift: hier geschah ein Mord.

Im Bereich des Kloſterfriedens herrſcht die Ruhe eines Kirchhofs.

Von der andern Seite führt der Weg über Caſtel Gandolfo und Albano nach Palazzuola, dem einſtmaligen Palatium des lateiniſchen Urſtamms.

Hier umgibt den Wanderer immergrüner Urwald. Kaum, daß es dem Sonnenlicht gelingt, durch die hohen Baumkronen zu brechen und glühendes Geflimmer auf die ſchwarzen Rieſenſtämme und den düſteren Boden zu werfen. Große funkelnde Lacerten gleiten raſchelnd durch das Lorbeer- und Maſtixgeſträuch, über fremdartigen Blumen gaukeln Schmetterlinge; aber kein Vogel ſingt.

Zuweilen wird im Rahmen grauer Steineichenwipfel, die ſich tief über den Abgrund des Kraters neigen, der ſchwärzliche See ſichtbar und die weite Virgiliſche Landſchaft mit dem im Abendſonnenſchein aufleuchtenden Meer. Man ſieht den feierlichen Gipfel des Monte Cavo und mit ihrem grenzenloſen Horizont die ſchimmernde Campagna, darin, wie verloren in der Unermeßlichkeit, eine lichte Linie: Rom! ein bläulicher Punkt: die Peterskuppel!

Der Pfad zieht ſich ſteil an den Felſen empor; mit jedem Schritt wird es wilder und wunderſamer. Der Seeſpiegel liegt dicht unter dem Kletternden. Wer hier, auf einer der weit vorgerückten Klippen ſtehend, von Schwindel gefaßt, hinunterſtürzt, den begraben die Fluten.

Hier ſoll es geweſen ſein, wo der Sohn des Aeneas, unmittelbar unter dem Heiligtum ſeines zum Gott erhobenen Vaters ſeine Stadt gründete. Noch durchziehen tiefe, geheimnisvolle Grotten das vulkaniſche Geſtein, die Totenſtätten eines uralten Volkes, das von ſeinem Daſein

keine andern Spuren zurückgelassen, als seine unzerstörbaren Gräber.

Eine hohe Felsenwand versperrt den Weg. Auf einmal Geläute einer Kirchenglocke, so nahe, daß es aus dem Felsen zu klingen scheint. Immer enger wird der Pfad. Eine Grotte thut sich auf, deren feuchte Wände dicht mit den zarten Blättern des Nymphenfarnkrautes bekleidet sind. Am Eingang steht, als Brunnenbecken für eine silberhelle Quelle benutzt, ein antiker Sarkophag mit den wildschönen Gestalten eines Bacchuszuges.

Hier badet gewiß in hellen Mondnächten die Nymphe des Orts; oder treibt gar noch andrer antiker Geisterspuk sein mänadisches Spiel?

Noch einige Schritte weiter und eine mächtige Mauer schiebt sich vor, aus den Riesenquadern eines römischen Tempels errichtet. Wo sie am Rande des Abgrunds endet, ist der Pfad, der um sie herumführt, so schmal, daß man acht haben mag, nicht hinabzustürzen.

Diese Mauer trägt einen Garten, unter dessen Lorbeerlaub und Granatblüten soeben eine braune Mönchskutte erscheint. Ein hageres, asketisches Gesicht, von dunklem Bart umwirrt, taucht über der Brüstung auf, um sich sogleich wieder abzuwenden, als wäre in dieser Wildnis der Anblick eines Menschen gegen das Klostergesetz. Die Augen auf das Brevier geheftet, verschwindet die unheimliche Gestalt in dem Cypressengang. Die Glocke verklingt.

2.

Die Mönche von Palazzuola lebten ganz ihrer zeitlichen und ewigen Seligkeit. Ringsum trug einstmals

und trägt noch heute das Land reichen Segen an Heiligtümern. Der Boden, der die süßesten und feurigsten Weine Latiums reifen läßt, erzeugt zugleich in wunderbarer Fruchtbarkeit die frömmsten und gottesfürchtigsten Klöster. Der ehrwürdigen Väter, die in stiller Beschaulichkeit ihre friedlichen Tage unter Weinreben und Rosen dahindämmerten, waren noch bis vor kurzem so viele, daß es für die einzelnen wenig mehr zu thun gab, als die Trauben für sich reifen und ernten und die Rosen für die Schönheit der Erde erblühen zu lassen.

Einige Vorsorge für das Heil der unsterblichen Seele unterbrach angenehm die glückselige Einförmigkeit eines Lebens, das ein goldenes Zeitalter der Menschheit zu sein schien, wo nicht allein die Lilien auf den Feldern nichts thaten, um dennoch von dem Himmel genähret zu werden.

In den Gärten der Gottessöhne, die diese überall dort besaßen, wo das Land am schönsten und außerdem am fruchtbarsten war, bestellten sich die Broccoli- und Artischockenfelder schier von selbst. Auch Mandeln, Pfirsich und Feigen forderten, um die volle Freude des Genusses zu spenden, kaum mehr als die Mühe des Abnehmens. Nur die Olive und der Weinstock verursachten den in Gottesvertrauen und Nächstenliebe leuchtenden Stirnen einige geistliche Schweißtropfen. Dagegen war es freundlich vom Himmel eingerichtet, daß er das Keltern und Pressen um so freudenreicher geschaffen: war doch dieses, wie das ganze irdische Leben, nur eine Zeit der Hoffnung auf zukünftige Wonnen! Wenn es dann mit dem frischen Oel ans Braten und Backen ging und mit dem neuen Wein ans Prüfen und Proben, so waren die kurzen Tage der Arbeit herrlich belohnt.

Weniger leicht machte sich der Bruder Ignatius die Vorbereitung aufs Himmelreich.

Er war ein ernsthafter, trübsinniger, schweigsamer Mann, der die Welt, getreu nach empfangener Unterweisung, als einen einzigen ungeheuren Sündenpfuhl betrachtete, in dessen Schlamm sich die menschliche Seele bereits im Mutterleib badet. Um sich zu reinigen von der Schuld, die den Menschen schon von Geburt an der ewigen Verdammnis überliefert, war es unerläßlich, das irdische Leben so jammervoll, als irgend möglich, hinzubringen: je reuiger, bußfertiger und zerknirschter, um so christlicher.

Bruder Ignatius that nur dann nicht die Pönitenz, die er dem Himmel für sein bloßes, sündhaftes Dasein schuldig zu sein glaubte, wenn er gerade einer andern notwendigen Aeußerung seiner Gottesfurcht oblag. In jungen Jahren war ihm das so gelehrt worden, also war es so. Darüber nachgedacht hatte er niemals. Wozu auch? Der Tradition zufolge fühlte er sich einer schweren Schuld bewußt, und da er es mit seinem Mönchsberuf ehrlich meinte, so war er jeden Augenblick bereit, sich an die Brust zu schlagen: Der Herr sei mir Sünder gnädig!

Auch hatte er, genau nach Vorschrift, niemals in Untersuchung gezogen, worin eigentlich seine schreckliche Sündhaftigkeit bestand. Von seiner Seele, für deren Heil er ununterbrochen eifrig beschäftigt war, wußte er nicht viel mehr, als daß sie jedenfalls einmal im Fegefeuer brennen würde. Es handelte sich nur darum, wie lange.

Dabei hatte dieser fromme Mann mit der unbe-

wußten chriſtlichen Seele einen Körper von wahrhaft gigantiſchem Gliederbau. Dank ſeinem gottesfürchtigen Lebenswandel war es ihm gelungen, in dieſer mächtigen Geſtalt ſo gänzlich alle Kraft zu zerſtören, daß es den rieſigen Armen Mühe koſtete, den Geißelſtrang über den Rücken zu ſchwingen, und die Hände, mit denen er einen jungen Baum hätte ausreißen können, nur zitternd Roſenkranz und Brevier zu halten vermochten.

Wenn Bruder Ignatius einmal des Jahres ſeine Sandalen und Kutte flickte, ſo that er dies nur zaudernd und ungern: leuchteten doch dann ſeine Demut und Gottesfurcht weniger ſichtbar durch ſein Kleid zum Himmel empor. Ein Fleiſchgericht oder ſonſt eine beſonders kräftige Nahrung hätte ihn ſicher krank gemacht. Aber das größte Unglück ſeines Lebens wäre geweſen, des Tags eine Stunde weniger beten und büßen zu müſſen.

So hatte er es getrieben von ſeinem ſechzehnten bis zu ſeinem dreißigſten Jahr.

Bruder Ignatius war eines Steinmetzen Sohn aus Aricia.

In dieſer ſchönen Stadt des keuſchen Sohnes des Theſeus ward in ſeiner Jugend alte koſtbare Römer- oder Griechenarbeit gleich gemeinem Feldſtein geſchätzt. Die blaſſen Marmortrümmer bedeckten die Vignen und Oliveten, wo der Landmann ſie zornig mit der Haue zerſchlug; oder ſie lagen in den Gärten zu Haufen unter Rosmarin und Roſen begraben.

Mit den heiligen Leibern des griechiſchen Göttergeſchlechtes und den Trümmern ihrer Tempel wurden die Straßen gepflaſtert und die Felder ummauert; die prachtvollſten Reliefs verbaute man in die Kirchen und

Häuser, und nicht wenig thaten sich die Bürger von Aricia auf ihre Schlauheit zu gute, als sie entdeckten, daß sich die Sarkophage prächtig zu Brunnen- und Waschtrögen verwenden ließen. Auch daß man aus unnützem Marmor nützlichen Kalk brennen konnte, war in der Welt gut eingerichtet.

Der Vater des Ignatius war noch weiser. Er sammelte sich ein ganzes Museum zerbrochener Marmorbilder, schlug in einer uralten Tempelcella sein Atelier auf, und wenn er nicht gerade vor seiner Werkstatt in der Sonne liegen oder sonst nichts thun mußte, flickte er die armen zertrümmerten Leiber so gut zusammen, als sie sich eben flicken lassen wollten. Hatte er dann durch die Zuthat eines Flügelpaares ein leichtsinniges Nymphlein in einen christlichen Engel verwandelt, oder einen lustigen Satyr durch Aufsetzung eines römischen Senatorenhauptes in einen würdevollen Cherubim, so lag er wieder im Sonnenschein, geduldig wartend, bis er für seine Arbeit einen Käufer finden würde. Es dauerte denn auch nicht lange, so bewohnte den Kirchhof von Aricia ein ganzes Volk schönen Heidengesindels, das hier eine christliche Maskerade aufzuführen schien.

Einmal bekam unser Bildhauer vornehmen Besuch. Es war dies die hübsche, leichtsinnige Frau des reichsten Bürgers von Aricia, eines alten Ehrenmannes, der sich nicht entschließen wollte, dieses irdische Jammerthal mit einem besseren Aufenthalt zu vertauschen.

Frau Marietta hatte eine abergläubische Seele. Die Folge davon war, daß sie sich nach einem Grabdenkmal für ihren lieben Hausherrn umsah, noch ehe derselbe eines solchen Monumentes bedurfte.

Das Mittel half. Der Biedermann hatte jedoch noch kein Jahr vor ſeiner jungen, hübſchen, munteren Ehehälfte die ewige Ruhe gefunden, als die traurige Witwe eines Knäbleins genas, welches, ſobald es das Licht der Welt erblickt, ſchleunigſt nach Grottaferrata einer Wärterin übergeben wurde.

Von dieſer mütterlichen Freundin war unter den obwaltenden Verhältniſſen der Weg ins Kloſter nicht weit.

Ueber ſeine Eltern erfuhr Bruder Ignatius nichts weiter, als daß auch ſie große Sünder geweſen. Er hatte aber mit dem Abbüßen ſeiner eigenen Schuld ſo viel zu thun, daß er für die ſeiner Erzeuger keine Zeit übrig behielt. Da ſollte ihm etwas Seltſames begegnen.

3.

In einem ſeiner zornvollſten Bußpſalmen, darin der unbußfertige Chriſt bis in die ſiebente Hölle hinein verdammt wurde, hieß es mit etwas dunklem Sinn, aber ſicher voll tiefer Weisheit: der Teufel allerärgſter ſei die Schönheit. Bruder Ignatius entſetzte ſich gebührendermaßen nicht wenig über dieſen greulichen Unhold. Ja, die Furcht vor demſelben bemächtigte ſich ſeiner zerknirſchten Seele ſo ausſchließlich, daß er in ſeiner Herzensangſt zuletzt ſogar auf das Denken verfiel.

Was war Schönheit, wie war Schönheit?

Bereits hier nahm der Anfang ſein Ende.

Um ſich vor dieſem Erzfeind jedes gottesfürchtigen Chriſten zu wahren und gegen ſeine Anfechtungen ſicherzuſtellen, war es jedoch unerläßlich, zu wiſſen: welche

Gestalt der Versucher anzunehmen beliebte, wenn er sich als Satanas Schönheit Seelen einfing.

Wie aber sollte sich der Mönch die Schönheit vorstellen, wie sich ein Bild von derselben machen?

Er zergrübelte sein armes, dumpfes geistliches Gehirn nach allen Richtungen, ließ seine gemarterte mönchische Phantasie unter allen ihr bekannten, christlich-katholisch erlaubten Gestalten nachspüren. Doch nichts von den Satansgrimassen und dem Höllenspuk schien ihm des ärgsten aller Teufel würdig zu sein.

Die Folge davon war, daß er sich fortan in seinem Gemüte höchlichst beunruhigt fühlte und von seinen Gedanken oft wie von einem Schwindel befallen ward. Gern hätte er sich bei seinen Brüdern erkundigt, hatte indessen allen Grund, anzunehmen, daß diese nicht besser unterrichtet waren wie er selbst.

Da besuchte der hochwürdige Vater Nuntius des Ordens das Kloster. Zu dessen Kenntnis von Erde, Himmel und Hölle faßte der gute Ignatius nach langem Zögern und Zagen endlich Zutrauen: in der Beichte gestand er dem Hochgelehrten seine gänzliche Unwissenheit. Doch was er von diesem großen Kirchenlicht zur Antwort erhielt, erleuchtete seine dunkle Seele auch nicht besonders. Es lautete: „Schönheit ist Versuchung. Ehe du dich dem Versucher mit einem Gliede deines Leibes überlässest, lieber stürze dich in einen Abgrund, wo solcher sich vor dir aufthut."

Fortan lag der tödlich Erschrockene den Himmel und allen Heiligen unablässig mit Flehen an: ihn um seiner Seelen Seligkeit willen nicht in Versuchung zu führen! Ueber dem Entsetzen, das ihn packte, hatte er

ganz vergeſſen, den Hochehrwürdigen nach der Geſtalt der Schönheit zu fragen. Er wußte alſo noch immer nicht, wie ſie ausſah, lebte daher in Angſt und Zweifel fort.

Eines Herbſttages wandelte Bruder Ignatius im Garten. Sämtliche Brüder waren gen Rocca di Papa in den Kloſterwald zur Kaſtanienleſe gezogen. Ihn hatten ſie zurückgelaſſen, weil er ihnen zu ihrer fröhlichen, feſtlichen Arbeit ſicher mönchiſchen Sauerteig gethan hätte. Dem alſo Verſchmähten war das ganz recht: bei ſolcher weltlichen Verrichtung konnte man nicht einmal einen Pſalm vor ſich hin ſagen, an Leſen im Brevier gar nicht zu denken. Ueberdies: je einſamer, deſto chriſtlicher! Nun, von dieſem Chriſtentum hatte er in Palazzuola genug.

Bruder Ignatius, nachdem er ſeine Arbeit verrichtet und alle ſeine Gebete gethan, überließ ſich etwas erſchöpft dem ſeltenen Genuſſe des Ausruhens, was er ſich jedoch mit einem heimlichen Seufzer ſogleich wieder als eine neue Sünde anrechnete.

Rings um den wandelnden Mönch ließ der Himmel einen Garten wachſen, zu deſſen Herrlichkeit ſeine demütigen Knechte kaum die Hände rührten.

In allen Farben leuchtete es im Sonnenſchein auf. Ueber die Kloſtermauern hing es wie dunkelrote und goldgewirkte Teppiche herab, daß von dem düſteren Gemäuer darunter nichts zu erblicken war. Und Roſen wanden ſich an den grauen Cypreſſenſtämmen hinauf, ihre Beute unentreißbar mit zahlloſen roſigen Schlingen umſpannend. Die Sitzplätze der guten Väter, zu denen antike Kapitäle und Architravbalken dienten, lagen in tiefſten Blumendickichten verſteckt. Wer dort ſaß, ſah über

sich nichts als die schwankenden Blütenzweige und den strahlenden Himmel.

Gleichsam wie in Sehnsucht, dem Klosterbann zu entfliehen, in die weite, freie Welt hinaus, drängte sich ein bunter Wirrwarr von Knospen über die niedrige Brüstung und warf sich von hoch oben kopfüber die Wände hinunter.

Von solcher irdischen Poesie merkte der Mönch natürlich nichts. Und wenn er seine schwermütigen Augen einmal dumpf und stumpf über die Mauern seines Kerkers hinweg in die Ferne schweifen ließ, über See und Land bis zum Meeresstrand, und über diesen hinaus in die leuchtende Unendlichkeit hinein, so hätte er niemals begriffen, daß dies Schönheit sei. Der Dämon, der ihm vom Gipfel des Monte Cavo aus die Herrlichkeit der Erde gewiesen, wäre für ihn kein Geist der Hölle gewesen. Das größte Wunder seines Glaubens hätte ihm nicht so orakelhaft gedünkt, wie z. B. das Wunder der Schönheit einer einzigen Rosenblüte. Wußte er doch kaum, daß Rosen duften.

Doch da hätte eine Ranke den ganzen Mann fast zu Fall gebracht.

Die Unverschämte war, weil sie an der Klostermauer zu hoch hinaufbegehrt hatte, gebührendermaßen herabgefallen und lag nun mitten im Wege. Wie die geistlichen Füße achtlos über sie hinwegschreiten wollten, hatten die boshaften Dornen nichts Eiligeres zu thun, als den guten Bruder an seiner ehrwürdigen Kutte festzuhalten und inbrünstiglich — die Heuchler! die priesterlichen Beine zu umklammern.

Endlich von der leidenschaftlichen Umschlingung er-

löſt, wäre Bruder Ignatius, einen in ihm aufſteigenden ſündhaften Zorn bekämpfend, gelaſſen weiter gewandelt, hätte er nicht den Einfall gehabt, daß dies erſte Mal leicht nicht das letzte Mal ſein könnte.

Alſo bekümmerte er ſich ſo viel um das Heil ſeiner Perſon, daß er ſich mühſelig bückte, die Ranke aufnahm, ſich von ihr ſtechen ließ und die Verlorene ſodann in Zucht und Ordnung zu ihren ſittſameren Geſchwiſtern zurückführte. Dabei ſchoben ſich Laub und Blüten weit auseinander. Erſchrocken fuhr der Mönch zurück. Aus der Wand, als entreiße er ſich ſoeben dem Stein, ſchien ihm, von Roſen umkränzt, ein gelblicher Körper entgegenzutreten: der junge Leib eines reizenden Weibes.

Das Kreuz zu ſchlagen und ein „Satanas apage!“ zu ſtammeln, war das Werk eines Augenblicks. Aber die Erſcheinung blieb regungslos. Schon fühlte er ſein Haar ſich ſträuben, als er entdeckte, daß das Geſpenſt nur aus Stein ſei.

Dies beruhigte ihn etwas, doch blieb er mißtrauiſch. Wer bürgte ihm dafür, daß in dem alten Heidenwerk (alſo Teufelswerk) kein unheiliger Zauber ſteckte? Schleunigſt wollte er den dornigen Blütenvorhang wieder über die leuchtende Geſtalt zurückſinken laſſen; indeſſen ſeine menſchliche Neugier war ſchließlich ſtärker als ſeine chriſtliche Furcht. Mit ſeinem beſten gottesfürchtigen Grauen ſah er ſich das römiſche Götzenbild noch einmal an.

Seltſam! Auch die Heiden hatten ihre Götter ganz menſchlich gebildet, menſchlich am ganzen Leibe. Er mußte das erkennen, denn kein Faltenwurf verhüllte den ſchlanken, zarten Körper. Es war der erſte Menſchenleib, den der Mönch ſah, und er konnte kein Auge davon abwenden.

Was für eine römische Heilige mochte das nackte Weib vorstellen? Es schien noch jung, beinahe noch ein Kind; aber was war's für ein wildes Geschöpf!

In den langen, gelösten Haaren hingen Trauben, und sie schwang unter leidenschaftlichen Gebärden eine Schale. Den kleinen, feinen Kopf hatte sie hoch empor, nach hintenüber geworfen, und dieser wilden Bewegung folgten die Arme, folgte der ganze Oberkörper.

Wie zart dieser war und — — „Wie weich er sein muß!" dachte der Mönch. Unwillkürlich streckte er seine Hand danach aus, aber schnell zuckte er mit derselben wieder zurück: wie leicht könnte der Teufel selbst in dem Götzenbild stecken! Schleunigst zog er jetzt die Rosendecke wieder davor und schritt eilends davon. Boshafte Zungen hätten sogar, ohne allzusehr zu verleumden, von Laufen reden können.

Auf dem Wege zur Kirche nahm er sich vor, den Brüdern, sobald sie zurückgekehrt wären, den römischen Spuk zu zeigen. Derselbe mußte gleich morgen unter den stärksten Beschwörungen aus der Mauer genommen und in den See versenkt werden; die Stätte selbst konnte man nachher durch Gebet und Weihwasser reinigen und von neuem einweihen. Freilich würde es immer ein Ort bleiben, an dem der Versucher Macht über die Seelen behielt.

4.

Aber als die Brüder spät abends, mit der braunen, süß schmeckenden Herbstfrucht reich beladen, in ihr einsames Gotteshaus zurückkehrten, schloß ihm eine unerklärliche Scheu den Mund.

Am nächsten Morgen, lang vor dem ersten Gebet, stand er wieder bei der Rosenwand, schob die Ranken auseinander und schaute hin, mit einer Gewissensangst, als ob er das enthüllte Geheimnis eines verbotenen Mysteriums sähe. Zufällig kam der Bruder Gärtner des Weges. Der Betroffene konnte sein Geheimnis nur durch eine Lüge retten: er habe in den Rosen nach dem Nest einer Amsel gesucht.

Der Bruder Gärtner schüttelte seinen Kopf: Seit wann nisten die Amseln im Spätherbst? Und seit wann suchen Mönche im Morgengrauen nach Nestern?

Mit dem höllischen Zauber, der in dem Marmorleib steckte, hatte es übrigens seine Richtigkeit. Bruder Ignatius fühlte mit Grausen, wie der Böse immer mehr Gewalt über ihn erhielt. In den wenigen Stunden Schlafs, den er sich jetzt spärlicher als je gönnte, hatte er wilde Träume, die ihm den Teufel in Gestalt des gelben Götzenbildes bis auf sein hartes, frommes Lager brachten. Aber auch tags über wurde er von allerlei Anfechtungen verfolgt. Wollte er dann die Unholde kraft seiner Gottesfurcht vertreiben, so schlugen die stärksten Mittel nicht an; ja, als er in seiner Seelenangst einmal drei Tage gefastet und sich nach besten Kräften die Geißel gegeben, fiel er in der Kirche vor dem Altar der Gottesmutter in Zuckungen nieder und hatte Gesichter, bei deren Beschreibung und Schilderung den herbeigelaufenen Mönchen die Kniee schlotterten. Ein ganzes Heer von Satansleibern, so schrie der Besessene, wälze sich über ihn her.

Seit diesem Ereignis wurde Bruder Ignatius von seinen Mitbrüdern mit geheimer Scheu betrachtet, wie einer, der seinem Verhängnis verfallen. Der Superior

ließ alle für seine arme Seele beten und berichtete über das Vorgefallene nach Rom. Vom Vatikan kam die Weisung: Bruder Ignatius solle eifrig fortfahren, mit der ganzen Macht der Askese den Teufel zu bekämpfen, der sicher dabei im Spiele wäre.

Das untrüglichste Zeichen, daß der Mönch unter dem Bann einer unheiligen Gewalt stand, war: noch immer vermochte er kein Wort über die Gestalt in der Klostermauer zu verraten. Selbst in der Beichte blieb ihm der Mund verschlossen, ein Verbrechen, dessen Bewußtsein ihn völlig zermalmte. Um nicht in die Nähe der Unglücksstätte zu kommen, verließ er das Kloster tags über nicht mehr; aber nachts, namentlich wenn der Mond schien, gewann der Böse Gewalt über ihn. Er stand von seinem harten Lager auf, gürtete seine Kutte, verließ seine Zelle und schlich durch Kapitelsaal und Refektorium zum Kloster hinaus, als trüge er das Allerheiligste mit sich fort. Dann stand er stundenlang vor dem Steinbild, das bei dem blassen Schimmer der Sterne oder dem leuchtenden Mond gespenstisches Leben gewann. Im Traum trat das wilde Weib aus dem Gemäuer heraus, schmetterte die Schale zu Boden, riß Rosenranken ab, mit denen es auf seinen nackten Leib schlug, bis dieser in den tollen Windungen eines höllischen Tanzes raste. Zuletzt stürzte es sich auf den wehrlosen Mönch, den es wie eine Schlange umringelte und nicht eher wieder losließ, bis derselbe eine Gotteslästerung gestammelt, worauf der Spuk in lautes Hohngelächter ausbrach, bei welchem dem Mönche die Sinne vergingen. Wenn er erwachte, lag er mit blutig gegeißeltem Rücken am Boden.

Wieder war der Bruder Ignatius ganz allein im Kloster. Dieses Mal verhinderte ihn seine körperliche

Schwäche, die Brüder in den Oelwald zu begleiten, die ſchwarze, koſtbare Winterfrucht einzuernten.

Es war um die Faſchingszeit, aber im Kloſtergarten blühten die Roſen in voller Sommerpracht. Dennoch verbrachte der Mönch die langen, einſamen Stunden in der dämmerigen Kirche vor dem Bilde des Heiligen. Da wurde draußen heftig die Kloſterglocke geläutet; doch völlig unbekümmert um den irdiſchen Ton ſetzte Bruder Ignatius ſeine Andacht fort. Eine ganze Weile hörte er geduldig zu, wie an dem Glockenſtrang geriſſen ward. Da er indeſſen in der Betrachtung ſeiner zum Himmel ſchreienden Sündhaftigkeit doch einmal geſtört war, ſo raffte er ſich endlich mühſam auf, ſchlurfte durch die Sakriſtei ins Kloſter und von hier aus durch einige Gänge und Hallen nach der Thür, die er auch nicht mit allzu großer Eile öffnete.

Auf den Stufen kauerte ein Mädchen, das den Mönch gellend anſchrie: im Walde läge einer erſchlagen.

Was ging das den guten Bruder an? Für Tote war das Kloſter nicht da, für einen Toten würde er keine Hand rühren, und nun gar für einen, der mit dem Sterben nicht einmal gewartet hatte, bis ihm ſeine Sünden vergeben waren. Uebrigens geſchah dergleichen in den Waldungen des Monte Cavo jede Woche — als ob man jede Woche ſolche unnütze Wege machen könne. Wenn der Mann ſchon tot war, ſo ging er den Mönch gar nichts an. Deſto ſchlimmer für ihn — für den Toten.

Bruder Ignatius wollte daher die Thür gleich wieder ſchließen; herzlich froh, nach ſo kurzer Störung wieder in ſeinen Betwinkel zurückkriechen zu können. Allein das junge braune Geſchöpf that ſo wild und toll, daß er diesmal nicht ſo leichten Kaufes davonkam.

Nach einigen Verhandlungen, von seiten des Mädchens mit großer Leidenschaft, von seiten des Mönches mit größter Gelassenheit geführt, mußte sich derselbe seufzend entschließen, seine fromme Arbeit für diesen Nachmittag aufzugeben und die braune Hexe zu dem Gemordeten zu begleiten. Damit die Sache nicht so gänzlich unnötig erschien, nahm er sich die Stola um; ja er versorgte sich sogar zum Ueberfluß mit Balsam und Wein. Unterwegs erfuhr er, wie das Unglück geschehen war.

„Erst tranken sie beide, dann stritten sie beide und dann zog der verd .... Teufel sein Messer und stach ihm in den Leib hinein."

Bruder Ignatius bekreuzte sich.

„War's dein Bruder?"

„Was Bruder! Mein Liebster war's! Der andre hätte mich auch gerne gehabt, das wollte aber der meine nicht leiden. Dafür hat ihn der verd .... Teufel umgebracht."

Sie begann wieder mit ihrem Geheul. Ihr rabenschwarzes Haar hatte sich bei dem wilden Gebaren aufgelöst und hing ihr in langen wirren Strähnen um das braune Gesichtchen. Ueber die Backen liefen langsam große Thränen herunter. Der kleine, rote Mund zuckte jämmerlich, wobei jedesmal die weißen Zähne hervorschimmerten. Wenn ihr der Atem ausging, ruhte sie eine Weile aus, schluchzte jedoch dann und wann heftig auf und schielte mit ihren großen, brennenden Augen zu dem Priester hinüber. Dabei hielt sie ihre Hände keinen Augenblick ruhig; bald fuhr sie sich damit ins Haar, das sie sich noch mehr ins Gesicht zerrte, bald warf sie jammernd beide Arme hoch über den Kopf.

Den Mönch überlief ein Schauer. Sein ſteinerner Unhold unter den Roſen fiel ihm ein.

Etwas beruhigte es ihn, daß ſie wie alle andern Mädchen der Gegend gekleidet ging; nur waren in den Sandalen ihre Füße nackt. Wie klein die waren!

Plötzlich bemerkte er, daß ihr purpurfarbenes Bruſttuch ganz zerriſſen war. Voller Scham wandte er ſich ab, ſich zum Ueberfluß noch bekreuzend.

Um etwas zu ſagen, fragte er ſie nach einer Weile, jedoch ohne ſie anzuſehen: „Wo iſt der Mörder hin?“

„In die Macchie. Den findet kein Hund und kein Teufel. Der iſt geſcheit! Das iſt einer!“

Sie lachte plötzlich laut auf. Darauf vertraute ſie dem Mönch: „Ich ſoll nachkommen, weiß auch wohin; aber ich verrat's nicht. Ihr hetzt ſonſt die Karabinieri hinter ihm drein — die verd .... Teufel! Das iſt ein Kerl! Mit einem Stoß hat er meinen armen Giannuccio in den Leib geſtochen und gleich mauſetot. Solch eine Beſtie!“

Sie war voller Bewunderung. Dann fiel ihr ihr toter Liebſter wieder ein. Sie warf den Kopf in den Nacken und ſchrie: „Mein armer Giannuccio! Nicht einmal das letzte Oel hat er bekommen. Nun muß er im Fegefeuer ſitzen. Das brennt! Oh! Oh! Oh!“

Sie warf ſich mitten in den Weg nieder, biß in ihr Haar hinein und fluchte die ganze Hölle auf den „verdammten Teufel“ herab. Der Mönch ſtand daneben und ſah ſcheu auf ſie.

Als ſie von neuem nebeneinander her gingen — ſie wieder ganz ruhig! — fragte er ſie, wie ſie hieße.

„Santine. Iſt's kein hübſcher Name?“

„Ein wunderhübſcher Name! Welche Heilige heißt ſo?“

„Wer kann das wissen?"

Dagegen ließ sich nichts einwenden.

„Von wo bist du denn eigentlich her?" begann er gesprächig, wie niemals in seinem Leben, von neuem.

„Wißt Ihr das nicht? Aus Cività Lavigna."

„Ist das weit?"

„Dahinten liegt's." Sie machte eine Bewegung mit dem Kopfe nach dem Nemisee zu. Dann berichtete sie aus freien Stücken.

„Wir wollten nach Rom."

„Was wolltet ihr in Rom?"

Sie sah ihn groß an.

„Was sollten wir wohl in Rom wollen? Den heiligen Vater sehen, die vielen Kirchen und — ja, und für mich ein neues Kopftuch kaufen. Mein Giannuccio wollte mir eins schenken, schöner, als das von der fetten Marietta. O du verd .... Teufel, du sollst mir's bezahlen!"

Der Mönch verstand nicht, ob sie den Totschlag ihres Geliebten oder den Verlust des verheißenen Kopftuchs meinte. Ein Gefühl ganz sonderbarer Art überkam ihn: zum erstenmal in seinem langen geistlichen Leben, darin er's bis zum Priester gebracht hatte, empfand er eine Regung von Mitleid. Er war selbst ganz erschrocken darüber.

Um nicht über die Sache nachdenken zu müssen, fragte er: „Wer ist dein Vater?"

„Wer kann das wissen?"

„Deine Mutter?"

„Ist tot — am Fieber."

„Zu wem gehörst du denn?"

„Zu keinem."

„Betest du fleißig?"

„Was sollt' ich wohl beten?"

„Aber du gehst doch in die Messe?"

„Wenn mir's gerad einfällt."

Der Mönch wollte aus Entsetzen über solche Sündhaftigkeit schleunigst ein Kreuz schlagen, kam aber diesmal mit den Fingern nur bis zur Stirn, so heftig erschrak er.

Denn Santine stellte sich plötzlich dicht vor ihn, ihn dadurch zwingend, gleichfalls stehen zu bleiben. Ihr Gesicht nahm einen beinahe wilden Ausdruck an, ihren schlanken Körper durchlief ein Schauer. Sie zuckte wie in Qualen zusammen.

Ehe der Mönch sie fragen konnte, was ihr sei, riß sie sich das Busentuch herab und zeigte ihm völlig entblößt Nacken und Brust. Sie war ganz blutig geschlagen.

„Die Sonne brennt darauf. Gebt mir von Eurem Balsam. Es thut weh."

„Wer hat das gethan?" brachte der Mönch mühsam hervor und starrte totenblaß auf den jungen wunden Körper. „Wer hat dir das gethan?" wiederholte er mechanisch und schloß die Augen, vor denen blutige Funken tanzten.

„Mein Liebster! Was kümmert's Euch? Nun ist er tot! Ich wollte," rief sie mit plötzlich auflodernder Leidenschaft, „er könnte mich halb zu Schanden schlagen."

Sie warf den Kopf zurück, drückte beide Augen zu, öffnete die Lippen, seufzte so tief auf, daß es wie Stöhnen klang. Der Mönch sah sie wieder an und begann heftig zu zittern.

Sie gelangten zu dem Platz, wo der Mord geschehen war. Es war ungefähr eine halbe Stunde vom Kloster

entfernt, auf der Straße, die gewöhnlich die Pilger von Nemi gezogen kommen. Santine lief voran, sich wie eine junge Katze durch die dichten Ginster- und Kastanienbüsche windend. Langsam stolperte der Mönch nach. Er war so erschöpft, als wäre er stundenlang durch die Wildnis gewandert.

Der Tote lag im hohen Grase lang hingestreckt auf dem Rücken. Das braune wilde Gesicht war im Todeskampfe verzerrt, die Augen standen weit offen, die Hände hatte er tief in den Boden gewühlt. Das Blut bildete eine dunkle Lache um ihn und hatte ringsum das Gras bespritzt. Er war bereits kalt und steif.

Bruder Ignatius stellte sich zu Häupten des Leichnams auf und begann ein langes Gebet zu murmeln; Santine hatte sich zu Füßen ihres erschlagenen Geliebten niedergekauert und glich mehr als je einem schönen wilden Tiere. Während der Mönch mechanisch mit singender Stimme eintönig seinen Text absagte, sah er fortwährend zu dem Mädchen hinüber.

Als die religiöse Zeremonie beendet war, erhob sich Santine und schickte sich an, ihre und des Toten Sachen zusammenzupacken, die zerstreut umherlagen. Sie untersuchte die Leiche ihres Liebsten sorgfältig und zog einige Kupferstücke und etwas blutgetränktes Papiergeld heraus, das sie mit sichtlicher Freude in ihr Mieder verbarg, dabei mißtrauisch auf den Mönch schielend.

Dieser zog unterdessen den mitgebrachten Wein und den Balsam hervor. Mit dem Wein wollte er des Mädchens Wunden auswaschen; aber Santine riß ihm die Flasche fort und trank so gierig, daß ihr der rote Wein auf die nackte Brust niederrann. Danach ließ sie sich ge-

duldig den Balsam auf die Wunden legen, worauf sie sich das Tuch wieder umband und ihren Anzug und ihr Haar ordnete.

Des Mönches Augen verfolgten jede ihrer Bewegungen. Nachdem sie fertig war, bat er sie, den Rest in der Flasche zu trinken. Als dieselbe geleert und Santine nicht mehr durstig war, empfand er etwas wie Freude. Gar zu gern hätte er ihr auch zu essen gegeben. Er fühlte es beinahe an sich selbst, wie hungrig sie sein mußte.

Beide standen neben dem Toten, Santine jetzt ganz zufrieden und ruhig.

„Was willst du thun?"

„Warten, bis Pilger kommen. Könntet Ihr nicht noch was beten? Aber Geld kann ich Euch nicht geben," setzte sie hastig hinzu.

Der Mönch konnte „noch was" beten, ohne Geld, aus reiner Hoffnung auf einstigen Himmelslohn.

Santine setzte sich dabei hin und raufte aus Langeweile Gras und Blumen aus, die sie über den Toten warf. Als ihr genug gebetet zu sein schien, stand sie auf und sagte: „Basta! Meint Ihr nicht, daß er nun etwas schneller aus dem Fegefeuer herauskommt?"

Bruder Ignatius meinte es natürlich. Er versprach ihr sogar, für die Seele des Erschlagenen eine Messe zu lesen, was sie indessen sehr gleichgültig aufnahm. Beide setzten sich sodann auf einen Stein in die Nähe des Toten und warteten, wobei der Mönch immer ganz ängstlich auf den Weg sah, fürchtend, daß sie zu bald kommen könnten. Santine schwatzte ihm allerlei vor, zuletzt bettelte sie ihn um Almosen an. Zum erstenmal in seinem Leben bedauerte Bruder Ignatius, daß er arm sei. Er gab ihr

seinen Rosenkranz, nach dessen Preis sie fragte und den sie dann ohne Dank einsteckte.

Die Sonne neigte sich bereits über Porto d'Anzio tief dem Meere zu, als im Wald ein Zug Pilger sichtbar ward. Santine sprang auf, brach in ein Jammergeschrei aus und lief den Ankommenden entgegen. Der Mönch sah, wie sie von Männern und Weibern umringt ward und hörte ihre gellende Stimme. Plötzlich ward ihm todtraurig zu Mut: er war so allein auf der Welt!

Als habe er an dem Ort nichts mehr zu suchen, schlich er beiseite, konnte sich jedoch nicht entschließen, fortzugehen.

Von Santine angeführt, kamen die Pilger herbei. Das Geschrei begann von neuem, die Geliebte des Gemordeten raste wie eine junge Megäre. Unter den Lamentationen der Frauen hoben die Männer den Leichnam auf und trugen ihn fort. Die älteste der Pilgerinnen, eine Greisin, die an hohem Stabe gebeugt daherwankte, schritt voran und stimmte die Totenklage an, in welche Männer und Frauen in dumpfen Tönen einstimmten. Santine lief hinterdrein. Um den Mönch hatte sie sich nicht mehr gekümmert.

Die Sonne war untergegangen. Der Bergweg und die Kastanienwaldungen leuchteten im tiefen Violett. Langsam entschwand der wilde Zug den Blicken des nachstarrenden Mönches. Als er längst nicht mehr sichtbar war, tönten noch die schauerlichen Melodien des Klagegesanges zu dem Einsamen herüber. Als dieser nichts mehr zu hören vermochte, suchte er in der Dämmerung nach zwei starken trockenen Aesten, die er mit einem seiner Sandalenriemen zusammenband, worauf er das Kreuz über dem Blute des Erschlagenen aufrichtete.

Erst spät in der Nacht kam er in sein Kloster zurück.

Als er einige Tage darauf das römische Idol suchen wollte, konnte er es trotz allen Suchens nicht finden. Ueberall blühten die Rosen in gleicher Pracht.

5.

Bruder Ignatius war mit Leib und Leben dem Bösen verfallen, und nicht einmal, daß er's wußte. Jede Nacht kam der Versucher. In Gestalt eines kleinen gelben Geschöpfes kauerte er vor der Klosterpforte, seiner Beute harrend. Jede Nacht kam es aus dem Heiligtum geschlichen und brachte der Hölle seine Opfer: Brot, Wein, gebratene Fische, in Oel gebackene Maiskuchen.

In der ersten Zeit kargte sich Bruder Ignatius so viel ab, wie er entbehren konnte, um nicht geradezu zu verhungern; aber das junge gierige Geschöpf war unersättlich. Dann stahl er den Brüdern die Speisen von den Tischen fort, darauf nahm er es von den Armen, denen er Almosen austeilen sollte.

Auch Geld sollte er bringen.

Zuerst wollte er nicht, zuletzt erbrach er vor der Kirchthür die Almosenbüchse und war glückselig, als er dem Mädchen einen Haufen braunen Metalls in den Schoß schütten konnte. Wenn sie von ihm das Gewand der Madonna begehrt oder den Fuß des heiligen Franziskus, oder vom Altar das Allerheiligste selbst, sie hätte, um alles zu erhalten, nur zu drohen brauchen, nicht mehr wiederzukommen. Jedesmal küßte sie dem Mönch demütig die Hand und ließ sich von ihm segnen. Dieser schlug mechanisch das Kreuz über sie.

In einer Mondscheinnacht des Hochsommers fand Bruder Ignatius Santine nicht vor dem Kloster. Es war indes noch nicht die Stunde, wo er sie erwarten durfte. Er ging ihr auf dem Weg, den sie kommen mußte, entgegen: um den Klostergarten herum, nach Albano zu, wo die Macchie von Nemi begann. Sie hatte ihm gesagt, daß sie dort in der verlassenen Hütte eines Kohlenbrenners hause — ganz allein. Er hätte sein Leben und seine ewige Seligkeit dafür gegeben, hätte er den Pfad weiter und weiter gehen dürfen, immer tiefer in die Wildnis hinein, bis er sie gefunden in der einsamen Rohrhütte, über der immergrüne Eichengipfel rauschten. Wahrscheinlich wäre er von ihr herausgejagt worden. Aber was that das?

Mühselig schleppte er sich den steilen Pfad die Felsen hinauf. Der Mond schien so hell, daß es ihm unheimlich ward und er sich ängstlich in den Schatten drückte, den die hohen Bäume auf die lichten Klippen warfen. Dicht neben ihm, tief im Abgrund, lag der See dunkel und feierlich da. Kreisrund stiegen um ihn die nackten Felsen auf. Er glich im Mondschein einer ungeheuren Schale aus Silber und Krystall mit einer schwarzen, geheimnisvollen Flut auf dem Grund.

Wie Drachen mit leuchtenden Schuppenpanzern hingen die Eichenstämme über den Rand, als wollten sie die glanzvollen Wände hinabkriechen. Ueber den See hinaus zerfloß alles in Schimmer, und im Meere schienen Himmel und Erde als Strahlenwellen zusammenzuströmen.

Mit keuchendem Atem lehnte der Mönch am Gestein.

Vor ihm lag die Grotte mit dem Brunnen. Im Hintergrund war die Höhle mit Schwärze gefüllt; doch

das Marmorbecken, welches die Quelle umfaßte, beſchien der Mond.

Das Waſſer rieſelte und rauſchte, eine lichte Geſtalt bewegte ſich darin, tauchte auf, tauchte unter, warf die Arme hoch in die Luft, kicherte, lachte.

Es war Santine.

Nein, es war das Götzenbild! Aus der Kloſtermauer war es verſchwunden und als Fleiſch und Blut zu dem Mönch gekommen: der ärgſte aller Teufel, die Schönheit.

„Ehe du dich dem Verſucher mit einem Gliede deines Körpers ergibſt, lieber ſtürze dich in den Abgrund, wo ſolcher ſich vor dir aufthut.“ Und er hatte ſeine ganze Seele dem Böſen gegeben.

— — — — — — — — — — — — — —

Santine wartete bis nach Mitternacht auf den Mönch und kehrte, als dieſer nicht kam, in ihre einſame Hütte in der Macchie zurück. Weil ſie weder Eſſen noch Geld mitbrachte, bekam ſie den Rücken blutig geſchlagen. Sie ließ es ruhig geſchehen.

Die Sibylle von Tivoli.

Eine Geſchichte aus dem Sabinergebirge.

I.

Damals, als dieſe wilde und phantaſtiſche Geſchichte ſich zutrug, hatte Tivoli eine andre Brigantaccia als die heutige: Gaſtwirte mit Banditengelüſten und ein Geſindel wegelagernder Schufte, die ſich mit Selbſtgefühl Cicerone nennen. Wenn man damals in der Säulenhalle des Sibyllentempels Raſt machte, mußte man noch nicht wohl oder übel der Gefangene jener modernen Räuberhöhle werden, die, den argloſen Wanderer unter dem harmloſen Pſeudonym albergo della Sibilla anlockend, ihn rettungslos den Rechnungen eines echten Sohnes ſeines Landes und ſeiner Zeit überliefert. Sicher vor den Ueberfällen eines römiſchen Kellners, der ſich jeden Atemzug ſibylliniſcher Luft mit einem Café nero, einem Vermouth di Torino oder einer Foglietta herben „Vino di Paeſe“ bezahlen läßt, konnte man im Sonnenſchein zwiſchen den ſchlanken goldbraunen Travertinſäulen des Tempels lang ausgeſtreckt auf den ehrwürdigen Marmorplatten liegen. Ueber ſich die gebräunte Kaſſettendecke und das leuchtende Himmelsgewölbe, unter ſich, ſo dicht unter ſich, daß ein Sprung ſichern Tod koſten kann, die Schlucht des toſenden Anio, deſſen Fälle dumpfen Donnerhall heraufdröhnen laſſen und Italiens herrlichſten und zugleich

ſchauervollſten Abgrund mit brauenden Dünſten erfüllen. Hinabblickend in die Tiefe, auf die Gipfel eines Urwaldes altersgrauer Korkeichen, deren Rieſenwurzeln die jähen, bald wild zerklüfteten, bald phantaſtiſch gezackten Felswände umklammern, oft den ſchneeweißen Möwen zuſchauend, die, im Sonnenſchein aufblinkend, ruhelos über den Fällen flattern, bald blitzſchnell in den furchtbaren Abgrund hinabtauchen, bald glanzvoll wieder emporſchweben — läßt ſich hier gar weltvergeſſen träumen und fabulieren. Die Jahrhunderte ſchwinden zurück, die Zeit untergegangener ſchöner Götter kehrt wieder; aber der Blick hinab in die Anioſchlucht iſt unverändert geblieben. Immer war's dasſelbe düſtere, erhabene Bild, immer dasſelbe grollende, majeſtätiſche Brauſen, immer dieſelben grauen, myſtiſchen Dämpfe aus den Spalten und Klüften des Geſteins aufwallend und wirbelnd. — Horch! über den ſanftbewegten Gipfeln des heiligen Haines geheimnisvolles feierliches Raunen und Rauſchen des Nachtwinds wie Flüſtern offenbarender Geiſterſtimmen; und zwiſchen den Säulen, die im matten Sternenſchimmer erglänzen, erſcheint jetzt eine hohle, in weiße Schleier gehüllte Geſtalt. Die Augen mit dem zukunftſehenden tottraurigen Blick in die Tiefe geſenkt, ſteht die Prieſterin da. Was mag ſie ſchauen? Daß die Welt dieſelbe bleibt, wenn auch Tempel zerfallen, Völkerſchaften vergehen und ſelbſt die „ewigen Götter" ſterben müſſen?

Arme Seherin!

* * *

In der Zeit, als dann und wann ein deutſcher Maler mit ſeiner Wandermappe oder ein engliſcher Lord mit ſeiner Reiſekutſche das ganze Fremdenpublikum Tivolis

ausmachten, bewohnte den Sibyllentempel nebst einem daranstoßenden, auf uralten Mauern aufgeführten Hause die Familie Cesana, bestehend aus Mann, Frau und zwei Kindern: ein Knabe und ein Mädchen. Die ehemalige Cella des kleinen zierlichen Rundtempels war das fensterlose Wohngemach, während die Kammern im Nebenhause lagen, durch eine in die Wand gebrochene Thüre mit dem Tempel verbunden.

Don Cesana besaß einen kleinen Weinberg und eine winzige Oliveta, so dicht am jenseitigen Ufer der Anioschlucht gelegen, daß sie vom Staubregen der Fälle ohne Unterlaß genäßt wurden und der Boden von steter Feuchtigkeit schlüpfrig war; deshalb gediehen die Oelbäume schlecht und der Wein galt für einen der sauersten der Gegend. Wegen dieses Weinberges und des Oelwaldes hatte der Mann seine Base Cesana aus dem Tempelhause geheiratet. Sie war halb schwachsinnig, starrte und murmelte stundenlang vor sich hin, wollte nicht in die Kirche gehen, weil sie dort fortwährend angestarrt wurde und hatte vor jedem Geistlichen Scheu. Im Hause beschäftigte sie sich mit der Zucht von Seidenraupen, die sie mehr liebte als ihre Kinder: jene brachten Brot ein, diese verzehrten es.

So wuchsen denn die Geschwister auf, wie es dem Himmel gut dünkte. Das Mädchen war zwei Jahre älter als der Bruder und keiner der Nachbarinnen schien es mit natürlichen Dingen zuzugehen, daß es bei seiner apathischen kindischen Mutter nicht jämmerlich umkam; denn diese that kaum etwas andres, als daß sie das kleine Geschöpf auf ihrem Schoß hielt und ununterbrochen darüber hinsprach, ein Gebaren, über welches sämtliche

kluge Frauen ihre ſibylliniſchen Auslegungen machten. Nach wenigen Jahren bereits fing das Mädchen an, ſo unerhört, ſo unnatürlich verſtändig zu werden, daß ſie ihren völlig vernachläſſigten Bruder warten und pflegen konnte. Wenn ſie mit ihm auf den Tempelſtufen hockte und ihn mit den Sprüchen, die ſie der Mutter abgelauſcht, in Schlaf ſang, ſahen ſich die Nachbarinnen mit einem verſtändnis- und bedeutungsvollen Blick an, und keine einzige war darunter, die nicht im ſtande geweſen wäre, dem Kinde ſeine ganze Zukunft zu prophezeien.

Mit jedem Jahre wurde der hübſche wilde Knabe mehr und mehr der Abgott und Tyrann ſeiner kleinen ſchweſterlichen Erzieherin, die ihn mit einer Zärtlichkeit, einer Sorgſamkeit hütete, welche die mangelnde mütterliche Liebe beinahe erſetzte. Der träge, ſelbſtſüchtige Junge nahm alle Not und Mühe, die ſeine Schweſter mit ihm hatte, als etwas Selbſtverſtändliches hin, und ebenfalls als etwas durchaus Selbſtverſtändliches betrachtete das Mädchen dieſes geſchwiſterliche Verhältnis, ſowohl was ihre Wärterinnendienſte, als was ihres Bruders Undank betraf. Die Mutter dagegen blieb ihr unheimlich; auch von ihrem Vater wußte ſie kaum mehr, als daß er ſeinen Wein ſelbſt trank und jeden Abend die Mutter ſchlug, was dieſe ruhig geſchehen ließ. Trotzdem war ihr der Vater der Liebere.

Mit der Zeit war es in der Familie Ceſana, die ſchon ſeit vielen Generationen den Tempel inne hatte, Brauch geworden, immer eine Tochter Sibylla taufen zu laſſen; denn wie vor Jahrtauſenden, ſo lebte auch heute noch der Sibyllentempel in aller Leute Mund. Uebrigens ſtand der Name im Kalender.

Die jetzigen Bewohnerinnen des Tempels, Mutter und Tochter, hießen beide Sibylla.

Wunderlich und schier unheimlich war es, wie das Volk ein Stück der alten, am Lokal haftenden mystischen Tradition auf dessen Insassen übertragen hatte. Die Leute behaupteten, daß alle Frauen der Familie Cesana, besonders die, welche Sibylla hießen, allerlei seltsame Eigenschaften und dunkle Kräfte besäßen. Die Weiber ließen sich von ihnen ihre Träume deuten und die Zahlen nennen, auf die sie in der Lotterie und der Tombola gewinnen würden; ja, sie brachten ihnen wohl gar die Eingeweide frischgeschlachteter junger Hühner und Lämmer, um sich durchaus die Zukunft prophezeien zu lassen. Desgleichen sollten die Cesana im Besitz allerlei mächtig wirkender Sympathiemittel und wunderthätiger Salben sein, das Blut besprechen und gegen Kugeln feien können. Die Cesana hatten den unantastbaren Ruf und die Leute den unerschütterlichen Glauben, so daß den Sibyllentempel nach wie vor, außer den Schauern der Stätte selbst, die des Aberglaubens und eines geheimnisvollen Zauberdienstes umschwebten.

Einige der Sibyllen Cesana sollten, wie die Sage ging, große Streghe, das heißt Hexen, gewesen sein. Von den Männern dagegen, die wie die Frauen ihres Hauses ein ungewöhnlich schönes, aber düsteres und zügelloses Geschlecht waren, errang sich mancher den Ruhm eines kühnen Briganten. Auf dem Kopf eines Cesana hatte sogar ein Preis gestanden; dieser war der Stolz der Familie.

Die ältere der beiden jetzt lebenden Sibyllen Tivolis hatte dem Ort eine schwere Enttäuschung bereitet; um so

mehr fühlte man ſich berechtigt, etwas ganz beſonders Schauerliches von der jüngeren zu erwarten.

Sibylla ſchien denn auch allen Hoffnungen, die man auf ſie ſetzte, entſprechen zu wollen. Das Leben mit der ſtumpfſinnigen Mutter, der beſtändige Aufenthalt am Rande des Abgrundes, die Scheu, mit welcher bereits dem Kinde begegnet wurde, machten dasſelbe frühzeitig verſchloſſen und düſter. Dieſes abſonderlichen Weſens wegen und weil ſie dazu beſtimmt war, die zukünftige Sibylle Tivolis zu werden, bekam ſie auch keine Spielgefährten. Denn alle Mütter waren eifrig beſchäftigt, ihren jungen Nachkömmlingen von dem Sibyllentempel Schauergeſchichten zu erzählen und vor der kleinen Unholdin Grauen einzuflößen. Sogar von den älteren Kindern wurde das arme einſame Geſchöpf ſcheu angeſtarrt und gemieden. Das Gerechtigkeitsgefühl der Kleinen geriet über ſolche Ausſtoßung in helle Empörung; aber ihr fiel nicht ein, jemanden um den Grund ſolcher Feindſeligkeit gegen ſie zu befragen, ſondern ſie brütete unabläſſig darüber nach, bis ſie älter wurde und es endlich begriff: ſie konnte nichts dafür! Ein dumpfes Gefühl von Groll und Haß bemächtigte ſich der jungen Seele und erfüllte ſie, je älter ſie wurde, mehr und mehr. In ihren Gebeten warf ſie es den Heiligen leidenſchaftlich vor, daß ſie Sibylla Ceſana hieß.

Da ihr Bruder von dem Unrecht, das man ihr anthat, nichts zu bemerken ſchien, ihre Mutter apathiſch und ſtumpf blieb, ſo kam über den Schmerz ihres jungen Lebens nie ein Wort über ihre Lippen. Als kleines Kind freilich hatte ſie oft, während ihre Händchen ſich zornig ballten und heiße Thränen die braunen Wangen hinunter-

liefen, unter irgend einem Gebüsch ihren Kummer über die Verbannung von allen Kinderfreuden lautlos ausgeschluchzt, indessen das fröhliche Getümmel der spielenden Jugend zu ihr hinüberschallte. Aber sehr bald kam es nie mehr zu einem solchen Ausbruch ihres kindischen Wehes.

Unter den braunen halbwilden Söhnen Tiburs galt Carlo Cesana, wenn „Brigant und Sbirren" gespielt wurde, als der kühnste aller Banditenhäuptlinge. Dieses Spiel war in Tivoli weit beliebter, als die Morra oder das Werfen mit dem hölzernen Diskus.

Während Sibylla sich oft den halben Tag über mutterseelenallein in der grausigen Anioschlucht aufhielt, die sie kannte, wie den Säulenrundgang ihres elterlichen Tempelhauses, furchtlos in die verrufenen Grüfte und in die von bösen Geistern bewohnten Grotten eindrang, durchstreiften die Banden der jugendlichen Häscher und Räuber die schönen Wildnisse des nahen Catillus. Sie legten sich in den Schluchten, den Dickichten und Ruinen altrömischer Landhäuser in Hinterhalt, brachen hervor, stürzten aufeinander los, Schlachten liefernd, in denen Heldenthaten begangen wurden. Oft hörte Sibylla den wilden Jubel bis in ihre Tiefe hinunter, dann ganz mit ihrer Einsamkeit zufrieden; wußte sie doch, daß ihr lieber Carlo dabei war.

Dann und wann mußten die Kinder, die nichts von einer Schule wußten, mit den Eltern arbeiten, Carlo mit dem Vater in der Oliveta und in der Vigne, Sibylla zu Hause mit der Mutter bei den Seidenraupen. Zu des Mädchens großer Freude dauerte des Vaters Arbeit niemals lange; dazu waren die Felder zu winzig. Während Don Cesana im Berge zu „thun" hatte oder den ganzen

Tag auf dem Domplatz herumlungern mußte, sollten beide Kinder in der Schlucht oder auf dem Catillus trockenes Reisig sammeln, wohl auch Pilze und Beeren suchen. Aber Carlo scheute sich vor der Schlucht und auf dem Berge jagte er lieber Falken und wilde Tauben; seine Schwester bestärkte ihn zum Ueberfluß in dieser Liebhaberei und arbeitete dann für sie beide. Erst auf dem Rückweg trafen sie wieder zusammen; der Knabe müde und mürrisch, daß er nichts erbeutet, das Mädchen bemüht, ihn durch Geschichten aufzuheitern, die es selbst erfand.

Am meisten bekam sie zu thun, wenn im Frühling die Maulbeerbäume anfingen, sich zu belauben. In wollene Läppchen eingenäht, trug sie dann an ihrer Brust die Eier der Seidenraupe, bis diese ausgebrütet waren. Darauf mußte sie die gefräßige junge Brut ernähren helfen, wozu es vieler Körbe Maulbeerblätter bedurfte, die weit draußen in der Ebene, bei den Ruinen der Hadriansvilla, gepflückt wurden.

Erst wenn auf den Hürden die Raupe sich einzuspinnen begonnen, gab es für sie freiere Zeit. Doch dann mußte sie gleich wieder für ihren Liebling sorgen, der inzwischen recht verwildert war. Sicher hatte seine grünsametne Sonntagsjacke in einem blutigen Kampf mit den Sbirren wieder einmal klaffende Wunden erhalten und sie mußte sich der blessierten annehmen; das ging nicht leicht, denn die Kunst des Nähens war ihr so ziemlich ein Mysterium geblieben. Ueberdies ward ihr der schwere Samariterdienst von dem jungen Helden, der sich gern seiner Thaten vor aller Augen rühmte, sehr verargt.

Da man auch in Tivoli lieber die Beine mit Lappen umwickelte, als Strümpfe trug, und Sandalen jedem

andern Schuhwerk vorzog, sorgte Sibylla dafür, daß ihres Bruders braune Füße wenigstens des Sonntags in reinlichen Linnen steckten; ein Luxus, der dem jungen Elegant das Staunen und den Spott aller tapferen Briganten und Sbirren Tivolis eintrug. Daher gab es denn auch jeden Sonntagmorgen zwischen Bruder und Schwester eine leidenschaftliche Scene. Aber so sehr das Mädchen auch sonst dem verzogenen, trotzigen Knaben zu willen war, was die Reinlichkeit und die Pflege seiner hübschen kleinen Person anbetraf, blieb sie unerbittlich. Auch ruhte sie nicht eher, bis der Vater ihrem Bruder eine lange rotwollene Schärpe gekauft. Als sie ihm am Marientag, strahlend vor Glück, dieses Prachtstück um den Leib wickelte, erhielt sie von Carlo die erste brüderliche Liebkosung. Diese erste blieb auch die letzte.

2.

Einer der Spielgefährten Carlos verursachte Sibylla frühzeitig leidenschaftliches Leid.

Alessandro Sebastiano war von allen Knaben Tivolis, Sibylla nahm selbstverständlich ihren Bruder aus, nicht nur der stärkste, wildeste und schönste, sondern auch der stolzeste. Obgleich seine Eltern zu den ärmsten Bewohnern der Stadt gehörten, trug sich Sandro, so wurde sein Name abgekürzt, zu Sibyllas geheimem Leid und Neid am stattlichsten von allen. Auch that er sich nicht wenig darauf zu gute, namentlich Carlo Cesana gegenüber, welcher die Eitelkeit und die saubere Kleidung seines Kameraden von Herzen verachtete. Statt seiner fühlte sich die Schwester in tiefster Seele beleidigt.

Sandro und Carlo waren sich indessen leidenschaft-

lich zugethan. Diese Empfindung jedoch wurde durch ihre gemeinschaftlichen Spiele scheinbar mehr und mehr in ihnen erstickt. Denn wenn Carlo der Anführer aller tapferen Briganten war, so stand Sandro an der Spitze der Sbirren, deren schimpfliches Handwerk er durch seine stattliche Person und seine heldenhafte Kühnheit zu großem Ansehen erhob.

Als Banditenhauptmann und Anführer der Häscher mußten die beiden Knaben sich notwendigerweise hassen. Denn wer hätte je gehört, daß Briganten und Sbirren nicht grimmige Todfeinde gewesen!

Wenn Sandro fortfuhr, Carlo in geheimster Seele lieb zu behalten — wie dieser ihn — so konnte er doch dessen Schwester nicht ausstehen, und seinem heftigen Temperamente gemäß zeigte er das, wo er nur vermochte. Er mied sie nicht, wie die andern thaten, sondern er suchte sie auf. Mit spöttischem Lächeln und überlegenem Blick schlenderte er an dem Mädchen vorbei, sie mit einem höhnischen Ritornell herausfordernd. Oder er stellte sich dicht vor sie hin, streckte seine Hand aus und verlangte von ihr die Zukunft geweissagt zu haben. Auch forderte er ihr einmal einen Trank ab, der ihn in sie verliebt machen sollte. Stumm und regungslos hörte Sibylla zu, ihn mit ihren finsteren Augen unverwandt anblickend, bis dem Knaben unheimlich zu Mute ward und er mit einem gezwungenen Auflachen langsam davonging. Einmal drohte er ihr: „Warte nur, bis ich päpstlicher Gendarm geworden, dann lasse ich dich als Hexe einsperren."

Als er gegangen war und sie nicht mehr sehen konnte, warf sich Sibylla auf den Boden nieder, schluchzend, als ob ihr das Herz brechen wolle.

Eines Abends kam Carlo mit einer tiefen Wunde

an der Stirn nach Hause. Während die Mutter ihm nur einen stumpfen Blick zuwarf, schrie Sibylla bei seinem Anblick laut auf. Doch faßte sie sich sogleich, holte Wasser herbei und wusch die Wunde sorgsam aus.

Während der Knabe sich von ihr verbinden ließ, raunte er ihr zu: „Das bekam ich um dich."

„Um mich?!"

Sie erschrak so, daß ihre Hände zu zittern begannen und sie den Verband wieder verschob.

„Er bekam aber auch sein Loch in den Kopf. Ich glaube, ich schlug ihn halbtot."

„Wen?"

„Wen anders als den Sbirren Sandro. Sei nicht ungeschickt!"

„Was that er dir?"

„Er schimpfte dich eine Strega."

„O Carlo — —"

„Das kommt davon, daß du solch seltsames Ding bist, ganz anders als andre, und daß wir in dem verdammten Heidenhause wohnen und du den dummen Namen hast, du — du Sibylle!"

Schweigend, mit leichten sanften Händen beendete die Gescholtene ihr Werk. Als die Wunde sogleich aufhörte, zu bluten, begann auch der Bruder an ihre übernatürlichen Kräfte zu glauben und sagte es ihr in seiner kränkenden Weise. Sie warf ihm einen so schmerzlichen, einen so entsetzten Blick zu, daß er sich schämte.

Die Wunde auf der Stirn und die Narbe, die er davon behielt, verzieh Carlo seiner Schwester niemals, indessen diese nie aufhörte, ihm in einer scheuen, fast demütigen Weise dafür dankbar zu sein.

Uebrigens war Sandro noch übler zugerichtet worden. Trotzdem er ſich vorher ſorgfältig vom Blut gereinigt hatte, heldenmütig ſeinen Schmerz verbiß und behauptete, von einem Felſen geſtürzt zu ſein, befand er ſich in einem ſolchen Zuſtande, daß ſeine Mutter, als ſie durch einen andern Knaben die Wahrheit erfuhr, mit einem Gefolge von Nachbarinnen heulend zum Tempel gelaufen kam und die ganze Familie Ceſana bis ins ſiebente Glied gräßlich verwünſchte. Donna Ceſana, die mit jedem Jahre dem Leben mehr abſtarb, haſpelte gerade ihre Cocons ab, die einzige, weil ganz mechaniſche Beſchäftigung, der ſie obliegen konnte. Als ſie das Geſchrei vernahm, die vielen Weiber auf ſich eindringen ſah, ſchauderte ſie zuſammen, erhob ſich, blickte wild um ſich und begann mit lauter, gellender Stimme eintönig eine alte ſibylliniſche Beſchwörung abzuſingen, die zu den geheimnisvollſten Familientraditionen der Ceſana gehörte. Die Weiber verſtummten, hörten eine Weile zu und ergriffen dann die Flucht. Während des ganzen Vorganges lehnte Sibylla mit geſchloſſenen Augen an der Wand, totenblaß, unfähig, ein Wort zu ſtammeln oder eine Bewegung zu machen. Erſt als die Mutter ſchwieg, ſich wieder ſetzte und mit dem Abhaſpeln der Seidenfäden fortfuhr, als ſei ſie nie darin unterbrochen worden, belebte ſie ſich allmählich, mit einem tiefen ſchmerzlichen Seufzer die Augen aufſchlagend. Dann ging ſie zur Mutter, ſetzte ſich zu ihren Füßen auf einen Schemel und ſah ihr in das fahle, welke Geſicht, bis ihren Blick Thränen verdunkelten. Als ſie die Irrſinnige umfaſſen und an ſich ziehen wollte, ſtieß dieſe ſie heftig zurück.

Am nächſten Tage kam Carlo blaß und verſtört zu

seiner Schwester, Sandro habe das Wundfieber, sie müsse ihm durch eine verschwiegene Nachbarin Heilsalbe schicken, die Mutter bewahre davon eine Büchse in der Truhe. Ueberdies wisse ja auch sie Salben und Tränke zu bereiten.

Ohne ein Wort zu erwidern, ging Sibylla, holte die Büchse und gab sie der dienstfertigen Frau. Aber das Weib brachte das Medikament wieder zurück: Sandro habe gleich gemerkt, daß es von Sibyllen käme, und wolle lieber sterben, als sich davon auflegen lassen. Ruhig nahm Sibylla das wunderthätige Mittel und warf es in den Abgrund.

Unterdessen hörten die weisen Weiber nicht auf, der Familie Sebastiano wegen der Verwünschungen, die Sandros Mutter gegen die beiden Sibyllen geschleudert, das gräßlichste Unglück zu prophezeien. Ein unheilvoller Zufall wollte, daß kurze Zeit nach jenem Ereignis Sandros Vater beim Forellenfang in der Anioschlucht verunglückte und starb, ehe er das Sakrament empfangen.

Bei der Beerdigung' gebärdete sich die Witwe, als begrüben sie einen Erschlagenen, und ihr junger Sohn ging umher, als habe er einen solchen zu rächen.

Für die Familie Cesana schienen die Tage ihrer großen Urahne, der „Hexe" wiederzukommen.

3.

Sibylla war achtzehn Jahre alt, als sich im Frühling ihr Vater in den sumpfigen Anioniederungen den Typhus holte. Er lag auf dem Tode. Donna Cesana erwachte plötzlich aus ihrem Stumpfsinn, warf das Chinin

des Apothekers, dieses Universalmittel gegen das Fieber, in die Schlucht hinab und braute unter allerlei mystischen Anstalten und Vorbereitungen ihre Tränke. Bevor sie jedoch fertig gekocht und gemischt hatte, ward sie selber von dem tödlichen Uebel ergriffen, schleppte sich indessen noch zur Hadriansvilla hinunter, um dort ein besonders kräftiges Heilkraut zu suchen. Als sie zurückkam, war sie kränker als ihr Mann, der den Trank mit einer Verwünschung aus ihren zitternden Händen stieß, mechanisch, aus alter Gewohnheit nach ihr schlug und dann wie ein Römer aus der Zeit der Republik sich zum Sterben zurechtlegte.

Gleich am ersten Tage der Erkrankung ihres Vaters hatte Sibylla ihren Bruder zu den Ziegenhirten auf dem Monte Genaro geschickt und ihm streng befohlen, nicht eher wieder zurückzukommen, bis sie ihn würde rufen lassen.

Als die Nachbarinnen, die unter gellender Absingung von Sterbeliedern das ganze Tempelgemach erfüllten — denn hierher hatte man die beiden Todkranken dicht nebeneinander auf den Boden gelegt, Don Cesanas Gleichgültigkeit gegen die Erdendinge gewahrten, lief eine von ihnen schleunigst nach dem Geistlichen. Von Küster und Knaben begleitet, erschien derselbe. Doch bevor er den alten Heidentempel betrat, umschritt er vorsichtig das verdächtige Gebäude unter Gebetmurmeln und reichlicher Besprengung mit Weihwasser.

Mit großer Gelassenheit empfing Don Cesana die Zusicherung: nach möglichst kurzem Aufenthalt im Fegefeuer — was durch eifriges Bestellen von Totenmessen und Opferung frommer Spenden wohl durchzusetzen sein

würde, in das Himmelreich einzugehen. Trotzdem er nicht viel von Beichte und Buße wissen wollte, erhielt er doch, in Anbetracht seines Zustandes, das Sakrament.

Mitten in der heiligen Handlung, der sämtliche Nachbarinnen mit großer Genugthuung beiwohnten, richtete der Sterbende sich auf, warf einen wilden Blick auf sein still neben ihm liegendes Weib, bedeutete dem Priester leidenschaftlich, von ihm abzulassen und sich seiner Frau zuzuwenden, hob, als dieser es nicht that, die geballte Faust gegen ihn und sank röchelnd zurück.

Gleichmütig beendete der Geistliche seine Funktion an dem einen Lager und schickte sich darauf an, das Haus zu verlassen, ohne zu der Sterbenden getreten zu sein. Die Weiber kreischten vor wohlthuendem Schreck laut auf, worauf der Mann Gottes erklärte: Donna Cesana sei der göttlichen Gnade nicht würdig; denn, obgleich stumpfsinnig, hätte sie sehr wohl eine fromme Christin sein können, da gerade solche zum Glauben verpflichtet seien.

Seit wann in Tivoli einer Frau dieses verrufenen Namens die Sterbesakramente gereicht worden seien? Seit wann Hexen in den Himmel kämen? Seit wann?

Ein herzzerreißender Schrei unterbrach die Rede des hochwürdigen Mannes, zu dessen Füßen Sibylla sich warf, mit aufgehobenen Händen für die Mutter bittend.

Da geschah etwas Wunderbares. Als ob sie im Sterben ihre gesunden Sinne erhalten, gebot Donna Cesana mit klarer, ruhiger Stimme ihrer Tochter, aufzustehen und vor Gott zu knieen, anstatt vor diesem falschen Priester.

Von Entsetzen gefaßt, drängten sämtliche Weiber der

Thüre zu; aber der Priester befahl ihnen, zu bleiben, wandte sich zum Sterbelager und rief über dasselbe die Verkündigung ewiger Verdammnis aus. Darauf entfernte er sich, gefolgt von den zitternden Frauen.

Mutter und Tochter waren allein. „Glaube ihm nicht," sprach die Verdammte feierlich mit dem verklärten Blick einer Seherin. „Ich sehe nichts als Glanz und Licht."

Sie schwieg, lag still da, murmelte vor sich hin; plötzlich veränderten sich ihre Züge, eine namenlose Angst drückte sich in ihnen aus, sie schrie auf: „Mein Kind, mein armes, unseliges Kind!"

Dann begann sie schauervolle Dinge, hellseherische Phantasien zu raunen, die Visionen einer Sterbenden. In halber Entgeisterung hörte Sibylle zu.

Unterdessen war der Tempel von Weibern umlagert, darunter auch die, welche vorhin mit dem Priester entwichen. Sie harrten auf allerlei schauervolle Ereignisse; aber vor allem wollten sie den Tod der beiden Cesana abwarten, um bei der nächsten Lotterie die Zahl dieser Stunde zu setzen. Denn die Todesstunde eines Menschen gehörte zu den allerglücklichsten Nummern; bei jedem Sterbefall wurde genau auf dieselbe geachtet, sowohl von Bekannten und Verwandten, als auch von den Angehörigen selbst. Je höher der Sterbende im Leben gestanden, oder je Ungeheuerlicheres man sich von ihm zu erzählen wußte, je schauerlicher sein Tod gewesen, um so glückverheißender waren die Ziffern. Ein Todesfall bei den Cesana hatte in Tivoli von jeher als ein Ereignis gegolten, und diesmal starben gar zwei dieser berühmten Familie, darunter eine in aller Form verdammte Sibylle.

Bei der nächsten Lotterie würde sicher ganz Tivoli gewinnen.

Je länger die wißbegierigen Frauen warten mußten, umsomehr wuchs die Aufregung. Als die Nacht einbrach und aus dem Tempelhause noch immer keine Nachricht kam, faßten einige der Beherztesten den Mut, in das Sterbezimmer zu dringen. Sie fanden Mann und Weib bereits tot und Sibylla über die Leiche der Mutter hingesunken. Fast hätten die Frauen einen Tumult erhoben vor Entrüstung, daß man ihnen die Anzeige vorenthalten, sie also um ihr Glück gebracht. Sie bestürmten Sibylla, ihnen die Todesstunde der Eltern genau bis auf die Minute anzugeben, sowie alles, was sich dabei zugetragen. Das Mädchen erhob sich langsam, erwiderte kein Wort, wies mit einer drohenden Gebärde zur Thür. Sie sah dabei so wild aus, ihre Augen waren so stier, daß die abergläubischen Weiber eiligst ein Kreuz schlugen und zum Ausgang zurückwichen. Hinter ihnen wurde der große eiserne Riegel vorgeschoben. Noch am selben Abend verbreitete sich durch ganz Tivoli das Gerücht, Sibylla Cesana sei eine Strega.

Da keine der Nachbarinnen erschien, um die Leichen unter Absingung von Lamentationen in Linnen zu hüllen, Sibylla diesen letzten Liebesdienst wohl auch von niemandem geduldet hätte, schickte sie sich an, die Nacht hindurch allein Totenwache zu halten. Sie legte zu diesem feierlichen Zweck ihr bestes Gewand an, entzündete die geweihten Kerzen, von denen sie zwei zu Häupten und eine zu Füßen der Toten aufstellte, deckte diese mit Tüchern zu, riß draußen von den Rosen, die den Tempel bis zum Dache, um alle Säulen sich schlingend, be-

rankten, lange Blütenzweige ab, mit denen ſie die Bahre vollends zudeckte. Da es indeſſen längſt Nacht geworden, die Stadt dunkel und grabesſtill dalag, ließ ſie die Thür weit offen und kauerte ſich auf der Schwelle hin. Es war ihr immer, als ob die beiden ſtillen, ſtarren Menſchen aufſtehen, hinter ſie treten und röcheln müßten: „Mein Kind, mein armes, unſeliges Kind!“ Von Grauſen überwältigt, ſprang ſie auf und eilte durch den Säulengang des Rundtempels, bis ſie an die Stelle kam, von wo aus ſie noch den ſchwachen Kerzenſchein gewahren konnte, der durch die offene Thür auf den Marmorboden fiel. Hier kauerte ſie ſich wieder hin, das Geſicht zur Schlucht hinabgewendet, und faltete mechaniſch die Hände. Aber ſie betete nicht.

Durch das erhabene Schweigen der Nacht tönte der Donner der Fälle in doppelter Stärke empor. Eine dichte Dunſtſchicht füllte die Tiefe, welche dem ſchwarzen Felſenbett eines unterweltlichen Nebelſees glich, auf deſſen Grund die Hölle toſte.

Feurig ging über dem Catillus der Mond auf, gerade hinter dem Kreuz, das triumphierend auf dem Gipfel ſtand. Es ſah aus, als ſei es von Glorie umſtrahlt.

Während ringsum die grauen Felſenrücken aufſtrahlten, blieb die Schlucht im Dunkel, bis endlich auch ſie ſich erhellte. Als der Glanz die Nebelfläche berührte, ſchien dieſe zu wogen und aufzuwallen. Heller und heller wuchſen die Felſen aus der Dämmerung empor, bis es die Wände und Klippen umſchimmerte, als flöſſen Ströme Silbers darüber hin, als entſprühte ihnen Strahlengerieſel.

Die Dunſtwellen der Tiefe zerrannen, glanzvolle

Wipfel tauchten auf — wie ein Zaubergarten lag es in dem Abgrund verſenkt.

Leuchtende Nebelgeſtalten erhoben ſich und ſchwebten langſam, langſam, gleich befreiten und erlöſten Geiſtern der Tiefe hinauf in die himmliſche Bläue. Lichtumfloſſen ſtand der Tempel da, als ſei er eben für die Göttin geſchaffen.

Regungslos ſtarrte Sibylla hinab. Als es ſich drunten mehr und mehr verklärte, mußte ſie tief aufſeufzen. In ihr war tiefe Nacht.

Da hörte ſie jemanden über den kleinen Platz ſchleichen, der den Felſenvorſprung, auf dem der Tempel ſtand, von der Stadt ſchied. Vielleicht hatte ſie gerade an ihn gedacht, denn ſie wußte ſofort, daß er es ſei. Es überlief ſie heiß und kalt. Sie ſchauerte zuſammen, und ihr war's, als habe ſie plötzlich die erſten Regungen jener dunklen Kraft in ſich empfunden, welche bei ihrer Mutter erſt im Tode erwacht war, aber in der Seele einer jeden ihrer Familie ſchlummern ſollte, ſie alle im Diesſeits und im Jenſeits der Qual überliefernd. Sie ſank mit dem Kopf gegen die Säule und drückte ihr Geſicht in die Roſen, ohne der Dornen zu achten.

Sandro gewahrte ſie nicht. An der unterſten Stufe des Tempelaufgangs blieb er ſtehen, ſcheu hinaufſpähend, wo die beiden unheimlichen Toten lagen, ſpärlich beleuchtet von dem flackernden Licht der Kerzen. Als auf dem Tempeldach ein Kauz jammervoll aufwimmerte, bekreuzte ſich der Burſche. Darauf rief er leiſe: „Sibylla! Sibylla!“

Da er ſie nirgends ſah und ſie nicht antwortete, begann ihm zu grauſen. Er neſtelte an ſeinem Halſe,

löſte eine Schnur, ging haſtig die Stufen hinauf und legte einen kleinen Gegenſtand auf die Schwelle, worauf er ſich eilig davonmachen wollte. Doch da regte ſie ſich, da erblickte er ſie.

Er ging unten um den Rundtempel herum, bis er zu ihr hinkam. Der Raum war dort ſo enge, daß er, dicht neben dem hohen Unterbau des Heiligtums ſtehend, in der Tiefe die Wirbel des Fluſſes und den Giſcht der Fälle leuchtend aufſchäumen ſah.

„Deine Eltern ſind beide tot," begann er, zwiſchen Grauſen und Mitleid kämpfend, „und alle laſſen dich allein."

„Sie liegen beide drinnen," erwiderte das Mädchen mit tonloſer Stimme. „Willſt du auch ihre Todesſtunde für die Tombola wiſſen? Dir will ich ſie ſagen, damit du durch meinen Jammer gewinnſt. Wie viele Skudi wünſcheſt du dir?"

Sie ſagte das letzte mit ſolchem zermalmendem Hohn, daß der Jüngling fühlte, wie ihm alles Blut zum Herzen drang.

„Ich bin gekommen," ſtieß er hervor, „um mit dir —"

Sibylla fiel ihm ins Wort.

„Als ob ich nicht wüßte, weshalb du gekommen wärſt, Sandro Sebaſtiano.

Meine Mutter ſoll ja wohl deinen Vater ins Grab gejagt haben aus Rache für die Verwünſchungen deiner Mutter und für die Wunde, die du meinem Bruder um meinetwillen, um der Strega willen, geſchlagen. Vielleicht haben die Leute recht: es geſchieht ſo vieles, was wir nicht begreifen können. Jeder kann es an ſich ſelbſt erleben jeden Tag."

Sie versank in Brüten. Währenddessen tobten in Sandros Brust die leidenschaftlichsten Empfindungen. Er wollte fort, stand aber wie gebannt und blickte zu ihr hinauf.

„Weil meine Mutter Sibylla Cesana hieß," klagte die Verwaiste, als ob sie zu sich selbst spräche, „und über dem Gemurmel und den Blicken der Leute zuerst tiefsinnig, dann schwachsinnig wurde, und erst im Sterben ihre Vernunft wieder bekam, hat sie der Priester verdammt. Als ob sie es mit diesem Fluch auf ihr nicht schon im Leben gewesen. Wenn sie morgen meinen Vater und meine Mutter eingraben, bekommt nur mein Vater den Segen, mein Vater, der meine Mutter, seitdem sie mich unter dem Herzen trug, mißhandelt hat, der sterbend noch seine Hand gegen sie aufhob. Wie meine Mutter gelebt, werde ich leben, und wie sie gestorben ist, werde ich sterben. Hier ein jammervolles Dasein und dort ewige Qualen. Und wofür?"

Sie erhob wie zur Anklage beide Arme gegen den Himmel.

„Wenn du zum Priester gehen wolltest," riet Sandro, von neuem von Erbarmen ergriffen.

„Zum Priester!"

Sie lachte auf, so wild und gellend, daß davon das Echo der Schlucht geweckt wurde.

„Den kenn' ich jetzt," schloß sie, plötzlich wieder ganz ruhig.

„Ich will dir geweihtes Wasser holen. Bespreng' damit das Haus und dich selbst," bat der entsetzte Jüngling.

Sie deutete in die Tiefe hinab.

„Dort fließt geweihtes Wasser genug. Wenn ich mich

dort hinein würfe, brauchte ich kein andres mehr. Aber ich darf noch nicht; erſt muß ſich alles erfüllt haben — meine Mutter hat mir's geſagt."

Sie verſtummte; nach einer langen Weile ſchreckte ſie auf.

„Stehſt du noch immer da?"

„Dein Bruder iſt fort?"

„Auf dem Monte Genaro. Wenn ſie begraben ſind, hol' ich ihn. Er braucht nicht zu ſehen, wie ſie ſeine Mutter noch im Tode beſchimpfen."

Ihre Stimme brach. Sie vermochte nicht an den Bruder zu denken, ohne die Thränen gewaltſam zurückhalten zu müſſen.

Um ihre Schwäche abzuſchütteln, rief ſie: „Wenn mein Bruder wüßte, daß der Prieſter die Mutter in die ewige Verdammnis geſchickt, er müßte den Mann niederſtoßen, und wenn er am Altare ſtünde, das Allerheiligſte in der Hand —"

Sandro hielt es nicht länger aus an dem ſchauerlichen Ort mit der Unheimlichen ſo allein. Mit ſtockender Stimme nahm er Abſchied.

„Ich geh' morgen fort — nach Rom."

„Glückliche Reiſe!"

Er ging aber noch immer nicht. Sie hörte, wie er ſchwer Atem holte.

„Damit du es nicht von den Leuten erfährſt, wollte ich es dir ſelbſt ſagen. Ich werde päpſtlicher Gendarm."

„Sbirre!"

Sie ſprach das ſchimpfliche Wort langſam und mit einem ſolchen Ausdruck von Verachtung, daß Sandro aſchfahl im Geſicht wurde. Mit heiſerer Stimme rief er

zu ihr hinauf: „Sag deinem Bruder, dem Briganten: er solle sich vor dem Sbirren in acht nehmen, denn der käme nach Tivoli. Und du selbst, mit deinen Zaubersprüchen und Hexenkünsten — hüte dich vor ihm!"

Er stürzte davon.

Als sei sie von einer Schlange gestochen worden, schnellte Sibylla in die Höhe. Der Ausruf, den sie schon auf den Lippen hatte, erstarb in einem Stöhnen. Während sie wie entgeistert, mit weit aufgerissenen Augen hinstarrte, wo in der dunklen Gasse der Jüngling verschwunden, wußte sie, wie alles kommen würde, wußte sie plötzlich wie durch innere Eingebung die ganze Zukunft. Sie sah ihren Bruder, den „Briganten", sie sah den Geliebten, den Gehaßten: den „Sbirren", sie sah sich selbst, die Rächerin. Und alle drei waren sie blaß und bluteten aus Todeswunden.

Mit einem gräßlichen Schrei sank sie hin. Sie konnte in die Zukunft sehen, sie war eine Sibylle.

Als sie beim Morgengrauen in den Tempel zurückwankte, fand sie auf der Schwelle ein kleines, kupfernes Heiligenbild, wie man sie zum Schutz gegen böse Gewalten auf der Brust trug. An der bunten Schnur erkannte sie, wer es hier verloren habe. Ihre erste Bewegung war, den Talisman von sich in den Abgrund zu schleudern. Dann jedoch barg sie das Bild hastig an ihrer Brust.

4.

An demselben Tag fand das Begräbnis statt.

Die Totenbrüderschaft, teils in rote, teils in schwarze Kapuzröcke vermummt, schleppte zwei lange, schmale, nied-

rige Kisten herbei: die Särge. Uebrigens war der eine Sarg besser: aus stärkerem Holz, grellbunt angestrichen, während der andre aus ungehobelten Brettern zusammengezimmert war.

Als die Männer dem besseren Sarg seinen Toten gegeben, den Deckel zugeschlagen und eine alte, goldgestickte Decke darüber gelegt, eine Umhüllung, welche sonst nur Signori erhielten, schickten sie sich an, auch die Frau in den Sarg zu legen, für den nur ein schwarzes großes Tuch bestimmt war. Da öffnete sich die Thüre, die in das an den Tempel anstoßende Haus führte, und Sibylla trat ein.

Sie hatte den roten Seidenrock ihrer Mutter angezogen, ein Prachtgewand, mit dem bereits mehrere Generationen der Familie Cesana geprunkt und das immer eine Sibylle von der andern erbte. Faltenreich umschloß der schwere Seidenstoff den schlanken Leib des Mädchens, das darin wie eine Königin aussah. Um die Schulter trug sie eine Mantille von purpurfarbenem Samt und auf dem Kopf über dem silbernen Blumenkranz einen langen schwarzen Schleier, der bis auf die Füße herabfiel und vor das Gesicht geschlagen die ganze Gestalt einhüllte.

Als wäre sie über Nacht zum Weibe geworden, so düster und hoheitsvoll stand die Tochter der beiden Toten unter den Männern, die sie aus ihren Kapuzen hervor betroffen ansahen.

„Meine Mutter rühre keiner an!“ gebot das Mädchen mit tiefer ruhiger Stimme. Und als sie unentschlossen dastanden: „Geht hinaus und wartet draußen, bis ich euch rufe.“

Schweigend wurde ihr gehorcht; sie schloß hinter ihnen die Thür.

Nach einer Weile hörten die Harrenden Hammerschläge; sie wagten sich jedoch nicht hinein. Unterdessen lief das Volk zusammen, bis der ganze Platz vor dem Tempel Kopf an Kopf gedrängt vollstand.

Endlich wurde die Thür wieder geöffnet. Das Gesicht hinter dem Schleier verborgen, trat Sibylla auf die Schwelle und deutete stumm hinein. Darauf zog sie sich wieder zurück.

Die Männer fanden die Tote in den Sarg gelegt, diesen bereits geschlossen und mit der roten Samtmantilla bedeckt, so daß er neben dem andern aussah, wie der Sarkophag einer Fürstin. Gerade kam mit einem großen Gefolge von Diakonen, Mönchen und Chorknaben der Geistliche durch das ausweichende Volk geschritten. Der Priester wollte ein Beispiel geben.

Die Totenbrüderschaft flüsterte untereinander; dann traten zuerst die in den roten Kutten an den Sarg des Mannes und trugen ihn hinaus. Als die Schwarzen mit der andern Leiche folgen wollten, winkte Sibylla ihnen gebieterisch, zurückzubleiben, und stellte sich neben dem Sarge auf.

Auch der Priester hatte es nicht anders gewollt: es sollten zwei völlig voneinander getrennte Begräbnisse werden, das eines Christen und das einer Verdammten.

Unter dem Geläut aller Glocken ordnete sich vor dem Tempel der Zug. Die Geistlichkeit trat an die Spitze, voraus wurde ein großes, florumwundenes Kreuz getragen — von der halben Einwohnerschaft geleitet, setzte sich der Konduk in Bewegung.

Unter feierlichen und pomphaften Ceremonien wurde der Sarg auf dem Kirchhof in das Grab geſenkt; daneben war kein andres geſchaufelt.

Erſt als die Glocken verklungen, hieß Sibylla die Männer den Sarg ihrer Mutter aufheben. Sie ſchritt dicht dahinter, die einzige Leidtragende. Den Schleier behielt ſie vor dem Geſicht; aber ſie trug den Kopf ſtolz aufrecht, ſo daß ſie eher einer Triumphierenden als einer Trauernden glich. So wenigſtens wurde ihre Haltung vom Volk aufgefaßt, das ſich vor dem Kirchhofsthore zuſammengerottet. In der vorderſten Reihe ſtanden alle Freunde und Verwandte des Hauſes Sebaſtiano, darunter die Mutter Sandros in vollem Putz, von vielen Frauen umringt.

Niemand grüßte den Sarg. Nur die Angſt vor der „Strega" erſtickte einen Ausbruch der leidenſchaftlich erregten Empfindung.

Das Mädchen ſchien es zu wiſſen. Ein düſteres Feuer flammte in ihren Augen auf; ſie ſchlug den Schleier zurück und warf einen feindſeligen, herausfordernden Blick auf die Menge. Als die Träger, denen es unheimlich zu werden begann, eilen wollten, herrſchte ſie ihnen zu, langſam zu gehen. Sie gehorchten ſofort.

An einem abgeſonderten Platz wurde der Sarg in eine niedrige Grube geſtellt, welche die Männer haſtig zuwarfen.

Sibylla blieb am Grabe bis die Nacht einbrach.

Eine faſt fanatiſche Liebe zu ihrer toten Mutter bemächtigte ſich ihrer; den Vater, den ſie trotz ſeiner Rohheit und ſeines Weſens lieb gehabt, begann ſie zu haſſen.

Viel dachte ſie auch ihres Bruders.

Wie konnte sie ihn seinem Schicksal entreißen?

Und wie den andern dem seinen?

An sich selbst dachte sie nicht.

Der eine Sbirre, der andre Bandit!

Denn davor würde ihn keine Schwesterliebe bewahren können. Der Bandit war ihm voraus bestimmt, wie ihr die Seherin: sie und er waren beide echte Cesana.

Da würde es wohl nichts helfen.

Aber versuchen wollte sie es doch.

Mit diesem Entschluß erhob sie sich von dem Boden; jedoch wie sie ihn ausführen sollte, das wußte das arme, unwissende Geschöpf nur undeutlich und schattenhaft. Es würde ihr gewiß zur rechten Zeit einfallen — ihr eingegeben werden. So unerschütterlich glaubte sie bereits an ihr Wundertum, und daß sie willenlos unter einer geheimnisvollen, furchtbaren Macht stehe.

Mühsam schritt sie davon. Auf ihrem Kopfe lag ein schwerer brennender Druck, wie über einen solchen die Mutter immer geklagt. Sie begab sich nach Hause, kleidete sich um, wartete, bis der Mond aufging, und stieg dann heherzt in die Schlucht hinunter. Gleich heute Nacht mußte das erste gethan werden; sie durfte nicht zaudern.

Unmittelbar neben dem Tempel führte ein Pfad steil hinab. Doch nicht viele hatten den Mut, ihn zu betreten, weniger seiner Gefahr wegen als aus Furcht vor den Dämonen, die in der Schlucht hausten. So viele feierliche Umzüge die Geistlichkeit Tivolis auch bereits unternommen, so kräftig man mit Weihwasser, Rauchwerk und Beschwörung vorgegangen, so zahlreiche Kreuze man in den Schluchten und Grotten eingehauen, so viele Bilder

der ſchützenden Gottesmutter man darin aufgehangen und den Unholden entgegengehalten — ſie wollten von der Stätte nicht weichen.

Obgleich Sibylla ſeit ihrer Kindheit mit den Schauern des Ortes vertraut war, hatte ſie doch noch niemals gewagt, des Abends die Schlucht zu betreten. Seitdem ſie jedoch wußte, daß ſie ſelber eine Art Unholdin ſei, kannte ſie kein andres Grauſen mehr, als das Grauſen vor ſich ſelbſt.

Es ſollte an ihrer Vernunft nicht ungeſtraft bleiben, daß die Verſtorbene ſie unter dem Herzen getragen.

Ohne beſondere Vorſicht taſtete ſie ſich die Felſen entlang, in die damals noch kein Weg eingeſprengt, keine Galerien eingehauen waren. Die Zweige des wilden Oelbaums und Arbutus oder des ſtachlichten Maſtyx mußten ihr Halt geben. Zuweilen ſchien ſie wie über dem Abgrund zu ſchweben. Da ſie jedoch den grauſigen Pfad kannte, wie den Rundgang des elterlichen Tempelhauſes und ſich überdies ihrer ſibylliniſchen Kräfte bewußt war, that ſie ſelbſt bei dem täuſchenden Schimmer des Mondes keinen Fehltritt. An Stellen, wo die Zweige über ihr zuſammenſchlugen oder wohin das Mondlicht noch nicht gedrungen war, wartete ſie, bevor ſie weiterſchritt, bis ſich ihre Augen an die Finſternis gewöhnt hatten. In dem ſchwarzen Grund ſah ſie den blaſſen Giſcht ſich dahinwälzen und fühlte ihr Geſicht genäßt von dem Sprühregen der Fälle, die von allen Seiten hinabrauſchten.

Endlich näherte ſie ſich ihrem Ziel.

Mehr und mehr verengte ſich die Schlucht, die Felſen rückten zuſammen, ſchloſſen ſich faſt. In ungeheuerlichen

phantastischen Bildungen stieg es rings um die Nachtwandlerin auf, ein Gewirr mondscheinbeschienener Klippen und Zacken. Ein Brausen über ihr, ein Brausen unter ihr, daß der Boden zu schwanken schien. Ueber niedrigem, schier undurchdringlichem Gesträuch, einer Wildnis von Schlingpflanzen und Röhricht, hohem Blattwerk und riesenhaften Farren, ward der finstere Eingang zu einer Grotte sichtbar, die in die Unterwelt selbst zu führen schien. Betäubend war der Lärm, der aus der Oeffnung heraufdrang: ein Zischen und Tosen, ein Brodeln und Brüllen, daß es einen Donnerschlag übertönt hätte. Dichte Wolken Wasserdampfes quollen hervor.

Sibylla wartete, bis sie ihr Herz weniger stark schlagen fühlte; dann drang sie mutvoll vorwärts, in die finstere, schlüpfrige Tiefe hinab.

Sie befand sich in einer hohen Grotte, einem gewaltigen Felsenspalt. So viel in der Dunkelheit zu erkennen, schien in der Ferne eine mächtige Säule aufzusteigen, über die sich ein matter Schein ergoß. Von dort kam der Donner her. Es war der Anio, dessen Hauptmasse sich von oben herabstürzte. Wenige Schritte von dem kühnen Mädchen entfernt wirbelte der Strom in wilden Strudeln einem unterirdischen Abfluß zu. Es war die Neptunsgrotte.

Sibylla kauerte auf dem Felsboden, den von Zeit zu Zeit eine Welle überspülte, halb betäubt von dem höllischen Lärm. So verharrte sie lange. Als der Mond durch den Felsenspalt herabschien und Wasserfall und Grotte plötzlich wie durch Zauberschlag in bläulichem Glanze erstrahlten, ein Mondregenbogen über dem Abgrund sich wölbte, stand sie auf, trat bis zum Rand der

Klippe vor, erhob Antlitz und Arme und sprach langsam und feierlich den sibyllinischen Spruch, den sie seit der Kindheit aus der Erinnerung verloren und der ihr gestern nacht plötzlich wieder eingefallen war. Das vollbracht, bückte sie sich, pflückte eine blasse Blume, die auf der Klippe blühte, zog den Dolch ihres Vaters aus dem Mieder, stach sich damit in den Arm und ließ drei Blutstropfen in den Kelch der Blume fallen; darauf warf sie den Dolch in den Strom.

Als der wundersame Glanz um sie her erblaßte, der Farbenschimmer über dem Sturze erlosch, ging sie.

Das Leben ihres Bruders war gefeit. Nur eine Kugel konnte ihn treffen — über diese eine hatte sie keine Gewalt.

5.

Schon vor Sonnenaufgang saß Sibylla und nähte aus dem Fell einer Wildkatze, die ihr Vater in einer Adventnacht auf „Blutgrund" geschossen, einen kleinen Beutel und barg darin die blasse, von den drei Tropfen gerötete Blume. Die Schnur, an welcher der Beutel getragen wurde, drehte sie aus ihrem Haar. Dann packte sie in einen Korb zusammen, was sie an Eßwaren im Hause hatte: einen Sack Maismehl, eine Flasche mit Oel, ein Bündel gedörrter Anioforellen. Auch von ihres Vaters Kleidern that sie hinzu und füllte einen Schlauch von Ziegenleder, darin im Herbst Most aufbewahrt wurde, mit Wein. Nun legte sie sich ihre weißen Schleiertücher auf, hob den Korb auf den Kopf und schickte sich an, das Haus zu verlassen. An der Thür zauderte sie, wandte sich noch einmal zurück.

„Es hilft ja doch nichts.“

Das murmelnd nahm sie die Büchse des Vaters von der Wand herab, hing sie über die Schulter, packte auch noch auf, was sie an Pulver und Blei vorrätig fand. Jetzt begab sie sich ohne weiteres fort, schloß hinter sich zu und legte den Schlüssel unter ein antikes Kapitäl, das vor der Thüre als Sitz diente.

Es war eine mühselige Wanderung durch die Steinwüsten des Gebirges, die Last auf dem Haupte. Aber ihre Seele war so beschwert, daß sie für die Anstrengung ihres Körpers keine Empfindung hatte. Mit gleichmäßigem Schritt, beide Arme übereinander geschlagen, stieg sie über Geröll und durch die trockenen Rinnsale der Bäche steil aufwärts. Nicht mit dem Blick zu umspannen, lag unter ihr das schimmernde römische Land; am Horizont rannen Meer und Himmel leuchtend ineinander.

An den grauen Felsenlehnen erspähte sie dann und wann die Steinhütte eines Hirten und diesen selbst, in Felle gekleidet, an seinen langen Stab gelehnt, die Herden weidend.

Er sah die einsame Bergwandlerin und sang ihr ein schwermütiges Ritornell hinüber, erhielt aber keine Antwort.

Scharen brauner Felsenhühner liefen über ihren Weg; im Grase raschelten unaufhörlich die Lacerten; sie funkelten, als glitten Regenbogenstrahlen durch die Blumen und das duftende Kraut. Aus dem wilden Buschwerk tauchten schwarze halbwilde Bergschafe auf. Ueber der erhabenen Oede kreiste einsam ein Adler.

Zuweilen kam sie an einem Steinhaufen vorüber, darauf ein rohes Holzkreuz errichtet war, vom Winter-

sturm halb niedergerissen: hier ward einer erschlagen. Bei jedem dieser Zeichen dachte sie der beiden andern Kreuze, die einmal für zwei Erschlagene errichtet werden würden. Wo aber war das dritte Grab? Das dritte konnte sie nicht sehen, so sehr sie auch in sich schaute.

Die silberfarbene Pyramide des Genaro immer vor Augen, wanderte sie weiter ohne auszuruhen. Als die Mittagssonne heiß herabzubrennen begann, gewahrte sie das Felsenplateau, auf dem die Hirten von Monticelli ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Carlo empfing seine Schwester, als ob er auf sie, oder vielmehr auf ihren Korb lange hätte warten müssen. Er begrüßte sie, ohne sich vom Boden zu erheben, wo er unter Lavendel und Menthe einen guten Teil des Tages Siesta hielt. Sogar er mußte wahrnehmen, welche Veränderung mit ihr vorgegangen.

„Der Vater ist tot."

„Gestern begraben, auch die Mutter."

Carlo heulte laut auf. Nach einer halben Stunde verlangte er ungeduldig, daß Sibylla „endlich" Feuer anmache, um einige von den gedörrten Forellen, seiner Lieblingsspeise, in Oel zu braten.

Sie hatte zu diesem Zweck bereits trockenes Reisig gesammelt.

Während sie die Mahlzeit bereitete, begann Carlo von neuem zu schluchzen und sich auf dem Boden zu wälzen. Seine Schwester bat ihn flehentlich, doch nicht zu weinen, wobei ihr selbst lautlos die Thränen herunterrannen; von der Feuerstelle aus sprach sie ihm Trost zu.

„Beide haben sie bald das Fegefeuer überstanden und gehen dann in die ewige Seligkeit ein — der ewigen

Seligkeit teilhaftig werden sie auch ohne Priester und ohne Totenmessen. Die Cesana brauchen die Priester nicht. Das ist ein starkes Geschlecht! Die Mutter ging nie in die Kirche, beichtete und kommunizierte niemals und war doch eine gute Frau, gar nicht so einfältig, wie die Leute uns glauben machen wollten. Pfui, die Leute! Auf deren Geschwätz darfst du nie hören. Nichts als Verleumdung und Lügen. Die Mutter starb wie eine Heilige. Und was sie mir alles gesagt hat!"

„Was?" forschte Carlo. „Hat sie heimlich Geld aufbewahrt? Ist es viel? Wie viel ist es?"

Er war so aufgeregt, daß er in die Höhe sprang.

„Pah, Geld! Wenn du Geld haben willst, davon kann ich dir genug verschaffen."

„Du, halt mich nicht zum Narren, hörst du."

Er warf sich wütend und enttäuscht wieder hin, ohne weiter zu fragen, was die Mutter in ihrer Sterbestunde seiner Schwester gesagt. Vielleicht hatte sie ihm ihren Segen hinterlassen, aber für den echten Italiener ist Geld der einzige Segen.

Sibylla hielt ihres Bruders Schweigsamkeit für einen neuen Ausbruch seines Grams. Um ihn auf andre Gedanken zu bringen, trug sie ihm das köstlich duftende Fischgericht auf, wobei sie scheinbar gleichgültig hinwarf: „Wäre ich du, so wüßte ich, was ich thäte."

Carlo hatte Hunger wie ein Wolf und wußte daher sehr wohl, was er zu thun hatte, that es auch. Sibylla schenkte ihm aus dem Schlauch seine Kürbisflasche voll, setzte sich ihm gegenüber auf ein Felsstück und schaute mit herzlichem Anteil seinen Thaten zu, welche bald die ganze Pfanne leerten.

Für ſich hatte ſie nur ein Stück Brot abgeſchnitten, worüber Carlo ſehr erfreut war.

„Ja, wenn ich du wäre,“ begann ſie von neuem, kein Auge von ihm wendend. „Ein Burſch biſt du, wie kein zweiter im ganzen Kirchenſtaat. Ich bliebe gewiß nicht in Tivoli. Was ſollſt du dort wohl anfangen?“

Er wußte es ſehr wohl: ſich von ſeiner Schweſter alle Tage Forellen braten laſſen. Daher begnügte er ſich, ihre Worte zu wiederholen.

„Was ſollte ich wohl anfangen — freilich.“

„Ich an deiner Stelle ginge nach Aquila, wo auch Ceſana ſind.“ Sie wartete angſtvoll, was er zu Aquila und den Ceſana ſagen würde. Da er jedoch völlig ſtumm blieb, er wußte wohl warum, fuhr ſie mit einem tiefen Seufzer fort: „Oder wenn du durchaus nicht nach Aquila willſt, ſo gehe in Gottes Namen in die Abruzzen. Dort iſt ein Mann wie du, der eine gute Büchſe führt, mehr als ein Principe.“

Carlo vergaß vor Erſtaunen, den Biſſen in den Mund zu ſtecken. Er brummte: „In dich iſt wohl der Teufel gefahren!“

Da ſie ihn in einer ſolchen Verfaſſung fand — er ging alſo ungern von ihr fort, die Madonna ſegne ihn dafür! und er den Teufel beſchworen, mußte ſie ihm die Hölle etwas heiß machen.

„Oder willſt du das ganze Jahr über in den Olivéten arbeiten?“ drohte ſie; „denn arbeiten mußt du in Tivoli.“

Das wirkte. Er wurde ſichtlich beunruhigt; denn er kannte ihren eiſernen Willen.

„Die Seidenwürmer müſſen wir aufgeben,“ ſchmie-

dete Sibylla das heiße Eisen. „Dafür könnten wir des Nachbars Vigne pachten. Sie liegt zwar entfernt und hat mehr Steine, als Blätter darauf wachsen; aber du — —"

Sie erkannte seinen Schreck, ließ das Gespräch plötzlich fallen, that ihren Meisterschlag.

„Ich habe dir auch des Vaters Büchse mitgebracht. Du kannst dich hier üben."

Gleich war er Feuer und Flamme, ließ sogar das Essen stehen, sprang auf, lief nach dem Fels, dahinter Sibylla bei ihrer Ankunft die Büchse gestellt, kam damit zurück, sie sofort einer sorgfältigen Prüfung unterziehend.

„Es gibt hier Wölfe genug. Die dummen Hirten verjagen sie nachts durch Feuer, anstatt sie anzulocken und niederzuschießen." Seine Augen leuchteten. Es war zum erstenmal in seinem Leben, daß er mit einer Büchse schießen sollte, deren einstiger Besitz seit den Kinderjahren das höchste Ziel seiner Hoffnungen gewesen.

Das Gewehr ladend, rühmte er seine Schwester: „Du denkst doch an alles."

„Also du versprichst mir, den Sommer über hier oben zu bleiben?"

„Ich muß Wölfe schießen. Zum Winter komme ich dann hinunter."

„Wozu?" Sie machte sich am Feuer zu schaffen. „Denk dir, Sandro Sebastiano —"

Carlo ließ die Büchse, die er eben zum Probeschuß auf einen Falken angelegt, wieder sinken.

„Was ist's mit dem?"

„Der ist in Rom."

„Meinethalb!“ Er beobachtete den Vogel, der über einem Felsen kreiste.

„Zum Winter kommt er wieder nach Tivoli.“

„So?“

„Als Sbirre.“

„Das lügst du!“ schrie Carlo auf und ward totenblaß. Aber er kannte seine Schwester; er warf die Büchse hin, drückte sein Gesicht auf den Boden und begann bitterlich zu weinen. Die Schande seines Gespielen traf ihn tiefer ins Herz als der Tod der Eltern.

Sibylla stand mit zuckenden Lippen neben ihm und mußte sich Gewalt anthun, nicht hinzuknieen und seinen Kopf an ihr Herz zu drücken, aufschluchzend: Ich habe ihn ja auch lieb gehabt!

Da fiel ein Schuß. Als ob ein Mensch getroffen sei, schrie Sibylla auf. Sie sah Carlo mit der rauchenden Büchse in der Hand: er hatte den kreisenden Falken getroffen. Dann trat er dicht vor sie hin, erhob seine geballte Hand und drohte: „Wenn du mir noch weiter an den Menschen denkst, töte ich dich. Starr' mich nicht an wie eine Tolle! Als ob ich nicht wüßte, daß du in ihn vergafft bist.“

Vor Sibyllas Augen ward es dunkel. Die Scham erstickte ihre Stimme; sie konnte nur eine abwehrende, beschwörende Bewegung machen.

„Willst du leugnen, daß du schon als ganz junges Ding auf der Gasse nach ihm ausgeschaut hast, du — du Dirne!“ schrie er sie außer sich an.

Da bäumte sich ihr tödlich getroffener Mädchenstolz wie ein getretener Wurm in ihr auf, daß der wütende Jüngling vor ihren flammenden Blicken zurückwich.

„Wärst du nicht mein Bruder, ich würde dir mit der Faust ins Gesicht schlagen. Weißt du nicht, du thörichter Knabe, daß er und ich Todfeinde sind und es in den Sternen geschrieben steht, daß unser beider Blut vergossen werden muß? Hüte dich, daß deines nicht auch fließt."

Sie stand vor ihm wie eine Sabinerin aus der alten großen Zeit, der ein Römer Schmach angethan, sah ihm voll ins verblichene Gesicht, wandte sich von ihm ab und ging in die Wildnis hinein. Er wagte nicht, ihr zu folgen.

Erst bei Sonnenuntergang kam sie zurück. Da die Hirten bereits ihre Herden dem Lagerplatz zutrieben, hielt sie in einiger Entfernung an und winkte dem Bruder, der die ganze Zeit über nach ihr ausgespäht hatte. Als er bei ihr war, bedeutete sie ihn stumm, auf einem Felsen Platz zu nehmen, während sie vor ihm stehen blieb.

„Es bleibt dabei, daß du den Sommer hier oben zubringst. Ich werde dir jede Woche durch einen Knaben Wein und Brot heraufschicken, dir auch Pulver und Kugeln besorgen. Die Leute in Tivoli sind uns feindlich gesinnt; es würde zwischen ihnen und dir zu Streit und Zank kommen, und das dulde ich nicht. Zum Winter gehst du nach Rom und wirst Soldat. Das ist ein braver Stand! Damit du in der Stadt bald zu Ansehen gelangst, geb' ich dir Geld. Du sollst leben können wie ein Signore. So will ich's und so geschieht's."

In stummem Trotz hörte Carlo zu; als sie des Geldes Erwähnung that, sah er flüchtig auf.

„Wie willst du wohl zu Geld kommen?" murrte er ungläubig. „Das alte Heidenhaus kauft dir kein Mensch

ab und für die Vigna ſamt der Oliveta zahlen ſie dir nicht hundert Skudi."

„Ich bringe dir zum Herbſt tauſend Skudi herauf und mehr," beſtimmte Sibylla mit ſolcher Sicherheit, daß ihr Bruder nicht wußte, was er davon denken ſollte.

Ob ſie wohl nach der Mutter artete? überlegte er, einen ſcheuen Blick zu ihr hinüberwerfend. Da ſie aber ſo ruhig daſtand, ſo ſtolz und ſtreng ausſah, fiel ihm ein, daß ſie ſchließlich alles könne, was ſie wolle. Möglicherweiſe war ſie auch wirklich eine Zauberin.

Tauſend Skudi hatte ſie ihm verheißen, tauſend Skudi und mehr; vielleicht würden es zwei, vielleicht gar dreitauſend! Seine Augen funkelten, als ſähe er das viele Geld vor ſich.

Er erteilte alſo ſeine Einwilligung: wenn das Geld da ſei, wolle er nach Rom gehen; ſonſt müſſe ſie für ihn ſorgen.

Sibylla fühlte ſich beruhigt, denn wegen des Geldes war ſie gewiß. Sie gab ihm jetzt das Säckchen, das ſie für ihn genäht hatte.

„Es ſteckt ein Zauber darin," ſagte ſie mit düſterer Feierlichkeit und legte ihm ſelbſt die Schnur um den Hals.

Sie verſteht ſich auf ſolche Dinge, dachte ihr Bruder mit ehrlichem Entſetzen. Da er annahm, daß ſie alle ſeine Gedanken wiſſe, ſtammelte er: „Ich dachte nur, ob du wohl ſelbſt den Zauber gemacht haſt. Vor dem Tode der Mutter konnteſt du das noch nicht."

„Nein, vor dem Tode der Mutter konnte ich das noch nicht." Sie ſeufzte auf; es klang wie ein Stöhnen.

„Und jetzt kannſt du's?"

Sie nickte ernſthaft.

„Jetzt kann ich's."

„So bist du auch eine —" Ihm wollte das schreckliche Wort nicht über die Lippen.

„Gewiß bin ich auch so eine. Was hilft's? Wir müssen werden, was wir werden sollen, und müssen erfüllen, wofür wir bestimmt sind." Leiser setzte sie hinzu: „Man kann freilich seinen Verstand dabei verlieren."

Sie dachte an ihre Mutter.

Schaudernd wich der Jüngling vor seiner Schwester zurück. Sie wußte: jetzt kommt er sicher nicht nach Tivoli, auch wenn ich ihm das Geld nicht bringen würde. Ihm graut's vor mir.

Carlo wollte nicht dulden, daß Sibylla die Nacht im Lager zubringe, da ihre Anwesenheit den Herden seiner Gastfreunde Schaden zufügen könne. In größter Ermattung machte sich daher das Mädchen auf den Heimweg. In einiger Entfernung vom Lager legte sie sich unter einer Korkeiche nieder. Von ihrem Platz aus konnte sie das Feuer sehen, das die Hirten zum Verscheuchen der Wölfe entzündet hatten. Dort lag auch ihr Bruder in tiefem glücklichem Schlaf.

Vielleicht vermochte sie ihn doch zu retten.

6.

Nur durch eine breite und tiefe Kluft vom Sibyllentempel geschieden, war die Stelle, wo die Hauptmasse des Anio unterirdisch in die Neptunsgrotte niederstürzt. Vor geraumer Zeit hatte ein Erdbeben hier den Fels derartig erschüttert, daß er klaffende Sprünge und Risse erhalten. Die Bewohner Tivolis schwebten seit Jahren in Angst, der Fels werde einstürzen und das Bett des wilden Stro-

mes, der dann ſeine Fluten durch die Stadt ergoſſen hätte, verſchütten.

Um den bedrohten Ort unter beſonderen Schirm und Schutz des Himmels zu ſtellen, hatte Tivolis fromme Bürgerſchaft dicht an der gähnenden Oeffnung, durch die ſich der Anio in die Tiefe warf, der fürbittenden Gottesmutter ein Kapellchen errichtet, in welche ſich der drohenden Gefahr wegen nur ſelten einige Andächtige hineinwagten. Auch war das kleine Heiligtum durch verſchiedene Erdſtöße und Erſchütterungen mehrfach eingeſtürzt und nie wieder völlig aufgebaut worden. Bei jedem beſonders heftigen Gewitter geriet ganz Tivoli in Furcht und Zittern, daß die gefürchtete und längſt erwartete Kataſtrophe eintreten könne. Alle Bewohner waren dann auf dem Platz vor der Schlucht verſammelt, die Geiſtlichkeit mitten darunter, die Weiber auf den Knieen wehklagend, die Heiligen anrufend, die Männer ebenſo hilflos. Alle Glocken läuteten, des Nachts brannten Pechpfannen. Auch zur Zeit der ſtarken Regengüſſe, oder wenn Erdbeben zu befürchten ſtanden, wurde in den Kirchen inbrünſtig für die gefährdete Stadt gebetet. Unter Voranführung des wunderthätigen Marienbildes umzogen Prozeſſionen die ſchauervolle Stätte, und dem wütenden Element wurde der Gekreuzigte entgegengehalten. Bis jetzt hatte das auch immer geholfen.

Seitdem Sibylla ihrem Bruder die Büchſe ſeines Vaters gebracht, hatte die gewaltige Erregung ihres ganzen Weſens nachgelaſſen, ſo daß es wie eine Abſpannung aller ihrer Kräfte — auch ihrer phyſiſchen — über ſie kam. Ihre geſchäftige Regſamkeit war einem düſteren Grübeln gewichen, einer geiſtigen und körperlichen Stumpfheit, die

zu Zeiten dem Stumpfsinn glich. Kaum daß sie sich etwas Essen bereiten und ihres Bruders Sachen in stand halten mochte; die Cocons, von denen sie noch großen Vorrat hatte, rührte sie nicht an. Da ihr das öde Haus unheimlich geworden, wie von dem irrenden Geist ihrer Mutter bewohnt, hielt sie sich wieder viel in der Schlucht und an den Fällen auf, wo sie stundenlang in die Strudel starren konnte, alle die mütterlichen Sprüche, die ihr aus ihren Kinderjahren mit jedem Tage mehr und mehr wieder einfielen, eintönig vor sich hin singend. Ihr Lieblingsplatz für ihre schwermütigen Träumereien und sibyllinischen Stimmungen war jene halbzerfallene Marienkapelle geworden. Hier brachte sie einen großen Teil des Tages zu und zwar, da sie schlaflose, fieberhaft erregte Nächte hatte, in denen sie in wilde Phantasien verfiel, schon vom Morgengrauen an. Auf den Stufen kauernd, neben sich den Eingang in die Unterwelt, in welche hinab pfeilschnell die tosenden Wasser schossen, wurde ihre Vernunft von den Wirbeln einer tollen Einbildung ergriffen.

Rings um sie her war der Boden zerklüftet und geborsten, oft spürte sie ihn unter sich erbeben, und oft hörte sie durch den Donner des Falles, wie sich in der Tiefe große Felsstücke ablösten und mit schrecklichem Getös niederschlugen.

Das gute Volk von Tivoli, welches das Mädchen fortwährend dort sitzen sah, fühlte sich dadurch höchlich beunruhigt: sie verhexte den gefährdeten Ort. Gern hätte man ihr durch den Geistlichen den Aufenthalt an jener Stelle verbieten lassen, fand jedoch nicht den Mut dazu.

Die Traubenlese hatte bereits begonnen, als Sibylla

eines Abends zu den Ruinen der Hadriansvilla hinunterstieg, dort gewisse Kräuter zu sammeln, aus denen sie für ihren Bruder eine Salbe bereiten wollte. Carlo hatte ihr durch den Knaben, der ihn jede Woche mit Proviant versorgte, das Fell des ersten, selbst erlegten Wolfes geschickt und der Bote dem Mädchen verraten, daß der Jäger im Kampfe mit dem Raubtiere eine tiefe Schramme im Schenkel davongetragen habe. Die Salbe sollte das Wundfieber stillen.

Ohne für die Wunder ihrer Umgebung einen Blick zu haben, durchwandelte sie suchend die Wildnis. Wie die Trümmer einer zerstörten Stadt, einer untergegangenen Welt von Pracht und Schönheit, lag es in den Waldungen, den Feldern, Wiesen und Morästen zerstreut; bald halb versunken, bald gewaltig aufragend. Blumige Prairien, auf denen Pferde- und Ochsenherden weideten, königliche Pinienwälder, düstere Cypressen- und Eichenhaine begruben die vernichtete Herrlichkeit. Ueber diesem großen Grabe standen trauernd gebrochene und geborstene Säulen.

Weinberge und Oelwälder füllten die Thermen, die Gymnasien und Akademien. In den Prachtgemächern des kaiserlichen Palastes wurde das Wildschwein gejagt, in den Sümpfen des Canapus brüllte der Büffel und in den Labyrinthen der „Unterwelt" verbarg sich der verfolgte Bandit. Sibylla schritt über Stellen, wo im Sande bunte, musivische Bilder aufglänzten, durch Säulenhallen, deren Nischen sich in Rosen hüllten, an Tiefen vorüber, darin unter Menthe und Ginster ein umgestürzter Obelisk lag, oder der Torso einer Riesenbildsäule. Statuen, Reliefs, Inschriftplatten und Stücke von Prachtgebälken

waren, zu kleinen Hügeln aufgeworfen, für den Kalkofen bestimmt.

Ohne Staunen und ohne Gedanken blickte die Sabinerin zu den felsenähnlichen Wänden und Riesenwölbungen empor, die ein schönerer Wahnsinn, als der Neros gewesen, einst für die „Ewigkeit" bestimmt, hier aufsteigen ließ.

Sie befand sich in dichtem Gebüsch, einer Pinienwiese gegenüber, als sie plötzlich stehen blieb, lauschte, die Zweige behutsam auseinanderbog, hindurchspähte und unentschlossen schien, ob sie weitergehen oder umkehren sollte. Unter einer Pinie hatten sich zwei junge Mönche gelagert, die laut und eifrig im Dialekt der Sabiner miteinander sprachen. Gerade wo sie lagen, hatte Sibylla ein Kraut zu finden gehofft, das seine Wirkung verlor, sobald sie es pflückte, wenn jemand sie dabei sehen konnte. Und gar Mönche.

Sie entschloß sich also, zu warten, bis die beiden aufstehen und fortgehen würden; denn bald ging die Sonne unter, und es war dann in den Ruinen der Fieberdünste und Unholde wegen ein gefährliches Bleiben. Auch fühlte sie sich durch die ungewohnte Anstrengung des weiten Weges völlig erschöpft. Sie setzte sich also nieder, schloß die Augen und hörte teilnamlos auf das Mönchgeschwätz.

Sie sprachen von „Roma antica". Der Aeltere erzählte seinem Genossen die Geschichte der Trümmerwelt, darin sie sich aufhielten. Er sprach von Hadrian, von Antinous. Sibylla verstand nichts davon, es kümmerte sie auch nicht.

Sie wollte an ihren Bruder und dessen Verwundung

durch die Wolfstatze denken: es war doch ein mutiger Junge! Und wie stattlich er geworden! Sie kannte keinen so schönen und unbändigen!

Kannte sie wirklich keinen? Sie hätte erst darüber nachsinnen müssen, und dabei schmerzte ihr Kopf immer so mörderisch! Sie wollte es lieber nicht thun: ohne das Denken war das Leben weit schöner.

Und am schönsten war's, mit geschlossenen Augen im Sonnenschein zu liegen und die Wipfel über sich rauschen zu hören.

Auf einmal wurden ihre starren Züge seltsam belebt; sie öffnete die Augen, sah erstaunt um sich, horchte, lauschte — — dann erhob sie sich halb, mit angehaltenem Atem zuhörend, alle Sinne anstrengend, um das Gehörte zu verstehen und zu fassen.

„Leben für Leben! Wer sein Leben für das eines andern hingibt, dessen Opfer wird von der sühnenden Gottheit angenommen."

So begriff sie das Unbegreifliche.

Die beiden Mönche hatten ihre Rast längst beendet und ihren Weg fortgesetzt, als Sibylla noch immer auf den Knieen lag, in einer Versunkenheit, die sie nicht gewahren ließ, daß die Sonne untergegangen, die Nebel und Fieberdünste aufbrauten. Erst das kalte Wehen des Nachtwindes brachte sie zur Besinnung. Sie schauerte zusammen, erhob sich mit schweren Knieen und schmerzendem Haupt, schritt schwankenden Schrittes zur Pinie, pflückte beim letzten Dämmerlichte die Kräuter und trat ihren Rückweg an.

Noch viele Tage nach diesem Vorfall ging sie wie im Traume umher. Am Rand des Anio sitzend, gedachte

sie jenes Jünglings, der im fernen Aegypterland sich für seinen Kaiser in den Strom gestürzt. Und der Kaiser blieb leben!

Wie aber, wenn es zwei waren, die durch des einen Tod am Leben bleiben sollten?

Vergebens suchte sie auf diese Frage die Antwort.

7.

Sandro befand sich wieder in Tivoli als Sbirre.

Um seine innere Scham zu betäuben und den Haß seiner Landsleute mit Haß zu vergelten, hatte er durchgesetzt, nach seiner Vaterstadt berufen zu werden. Uebrigens stand die bunte Uniform dem schmucken, schwarzlockigen Burschen vortrefflich, und mit seinem kühnen, stolzen Gesicht glich er darin eher einem Befehlshaber als einem Untergebenen. Seine Mutter, die auf der Welt kein höheres Glück kannte, als ihren Sandrino stattlich gekleidet zu sehen und ihn schon als Kind am liebsten zu einer Puppe gemacht hätte, war glückselig. Nur daß sie es ganz im geheimen sein mußte, war ihr leidenschaftlicher Kummer. Seit einem Jahre war es die Lebensbeschäftigung dieser Mutter gewesen, vor den Leuten über ihren ungeratenen Bengel, den verd ... Sbirren, zu lamentieren und nur im stillen über ihren lieben Jungen, den Signor Carabiniere, zu jubilieren. Das war sehr weise von dieser vortrefflichen Frau. Ihre Lamentationen gewannen ihr sämtliches weibliches Mitgefühl, das in Tivoli vorhanden, während Jubel ihr den ganzen Vorrat von Haß zugezogen hätte. Und es waren Sabinerinnen!

Um jedoch auch ihrem armen Sohne zu helfen und für sich womöglich noch mehr öffentliches Beileid zu ge-

winnen, erſann ſie etwas, durch deſſen Erfindung ſie ſich ſelbſt übertraf:

Sibylla Ceſana, um die Familie Sebaſtiano noch tiefer in Jammer und Unglück zu ſtürzen, habe ihrem Sandrino den verdammten Sbirren angehext. Auch, daß er nach Tivoli gekommen, ſei ihr Werk, denn nur in Tivoli habe ſie Gewalt über ihn.

Gerade zu rechter Zeit erinnerten ſich ſämtliche Weiber an das Begräbnis der Donna Ceſana und an den Blick, den die Tochter auf Donna Sebaſtiano geworfen, und bald gab es in Tivoli kein Kind, das nicht die Schauergeſchichte wußte: wie Sandro Sebaſtiano Sbirre geworden. Selbſt den Männern kam die Sache verdächtig vor; daß ein Bürgerſohn Tivolis freiwillig Häſcher ward, konnte kaum mit rechten Dingen zugehen. Wer aber ſchließlich am unerſchütterlichſten daran glaubte, das war Donna Sebaſtiano ſelbſt, die plötzlich ihre ausſchweifendſten Phantaſien erfüllt ſah; ſie war in Tivoli zu einer Art von Mater Doloroſa geworden.

Es konnte nicht fehlen, daß auch Sandro von dem Gerücht zu hören bekam; hielt man ihn doch auf einmal ſtatt für einen verächtlichen, haſſenswerten Menſchen für ein Opfer hölliſcher Künſte. Zuerſt ward er wild und wütend über die „Tollheit“, darauf nachdenklich; er entſann ſich aus ſeinen Kinderjahren jener Straßenſcene, wo er ihr, gereizt durch ihre ſtolze Schweigſamkeit, in knabenhaftem Uebermut gedroht: „Wenn ich erſt groß und ein wirklicher Sbirre geworden, laſſe ich dich als Hexe einſperren.“

Nachdem dieſer Vorfall wieder in ſeine Erinnerung gekommen, verarbeitete und verwandelte er denſelben in

seinem Gemüte, bis er sich gar nicht mehr vorzustellen vermochte, aus welchem Grunde er einen Beruf ergriffen haben konnte, der ihm den Haß aller eintrug. Was früher Lust am kindischen Spiele gewesen, war allmählich Lust am Ernst geworden. Aber niemals hätte er sich eingestanden, daß der bunte Rock, der Federhut, der blanke Degen und das gebietende kühne Ansehen der stattlichen Männer schon als Knabe sein Staunen und seine höchste Bewunderung erregt hatten. Auch Trotz mochte hinzugekommen sein. Warum sollte ein Sbirre nicht gleichfalls als ehrlicher Mann gelten? Selbst der allgemeine Haß, der diesen traf, war ihm zwar fürchterlich, aber doch nicht unbegehrenswert erschienen.

So kam es denn auch ihm, dem in düsterem Aberglauben Aufgewachsenen, immer wahrscheinlicher vor, daß eine geheimnisvolle dunkle Macht über ihn bestimmt habe und nicht aufhöre, eine unheilvolle Gewalt auf ihn auszuüben, eine Gewalt, die er am Klopfen seines Herzens, am Strömen seines Blutes empfand und der er nicht zu widerstehen vermochte.

Denn wenn er recht darüber nachsann, darüber brütete: Was scherten ihn die Leute in Tivoli und deren Haß? Um ihretwillen war er wahrhaftig nicht wiedergekommen, wo er hätte in Rom bleiben können, der großen, prächtigen, heiligen Stadt. Da lag der Zauber! Hatte er nicht oft bis vor die Porta von San Lorenzo laufen müssen, nur um den Weg zu sehen, der nach Tivoli — der zum Sibyllentempel führte? Wenn er am Abend fortgegangen wäre, hätte er am Morgen wieder zurück sein und doch über eine Stunde in der Säulenhalle stehen können, wo er ihr damals gesagt, daß er

nach Rom wolle. Wenn er von einem der römiſchen Hügel einmal zufällig aufgeſehen und den Berg erblickte mit dem ſchimmernden Häuſerſtreifen, hatte ihn da nicht jedesmal Sehnſucht und Heimweh gepackt, daß ihm das Waſſer in die Augen getreten?! Aber nicht Heimweh nach Tivoli, nicht Sehnſucht nach ſeiner Mutter — wahrhaftig nicht! Und das alles ſollte kein Zauberwerk ſein? Hatte er nicht ſchon als Knabe ſtehen bleiben müſſen, auf ihre Stimme lauſchend und ſie anſtarrend? Schon als Knabe war ſie ihm lieb geweſen, mehr als Vater und Mutter, und er hatte ihr doch immer Groll und Haß zeigen müſſen, wo er am liebſten gleich für ſie geſtorben wäre. War auch das keine Zauberei?!

Er knirſchte mit den Zähnen, ſtöhnte laut, ſich ſelbſt entſetzend über den Haß, den er jetzt gegen ſie empfand, gegen dieſe Zauberin, dieſe Hexe, dieſe Sibylle!

Aber er wollte ſich rächen!

Tag und Nacht bewachte er ſie; er ſpürte jeden ihrer Wege auf, ging ihr nach auf Schritt und Tritt, lauerte ihr überall auf, verfolgte ſie wie ein Jäger ſein Wild. Als einer ſeiner älteren Kameraden dieſen Dienſt, weil er ſich einmal lohnen konnte, für ſich verlangte, wäre deswegen faſt Blut gefloſſen: kein andrer, dem ſein Leben lieb ſei, ſolle wagen, das Mädchen dem Sindaco von Tivoli zu überliefern. Sie ſei ſein — ſchon von früherer Zeit her.

Auch hatte er bereits allerlei Verdächtiges bemerkt: ihr ſtundenlanges Verweilen an jenem gefährdeten Ort; ihr Kräuterſammeln nachts in der Schlucht, wenn der Mond ſchien und der Totenvogel ſchrie. Und daß ſie niemals die Kirche betrat, niemals ein Heiligenbild grüßte,

jedem Prieſter auswich. Das Grauſigſte indeſſen, was der Sbirre entdeckte, war: ſie hatte den böſen Blick! Um ſich davor zu ſchützen, trug Sandro an ſeiner Uhrkette das kleine Büffelhorn, dieſen mächtigen Talisman gegen den Malocchio; aber mit Entſetzen empfand er, wie ihr finſterer, ſtarrer Blick trotzdem mehr und mehr Macht über ſeine Seele gewann. Dabei ſah ſie ihn, wenn er ihr drohend in den Weg trat, kaum an. Für einen vollen heißen Blick — des Haſſes natürlich! aus dieſen dunklen unergründlichen Augen hätte er ein Verbrechen begehen können; in ſolchem Maße war er bereits durch ſie dem Böſen verfallen.

Alle dieſe untrüglichen Beweiſe für ihre Zauberkraft ſammelte er mit leidenſchaftlicher Sorgfalt, um, ſobald ſie vollzählig waren, die Anzeige zu machen, wie ſeine Pflicht ihm gebot.

Zum Oktoberfeſte wurden in Tivoli eine Lotterie und Tombola, dieſe beiden offiziellen Mauſefallen, angeſagt. Der Speck für die dummen Mäuſe war diesmal ganz beſonders lecker: allein für die Tombola ein Hauptgewinn von zweitauſend Skudi. So kam denn auch das angelockte Volk aus allen vier Himmelsgegenden herzugeſtrömt, durch die ungewöhnliche Größe des Gewinnſtes in eine Aufregung verſetzt, wie vor dem Ausbruch einer Revolution.

Lotterie und Tombola!

Die Faulen arbeiten, die Gottloſen beten, die Armen hungern, die Wohlhabenden darben ihretwillen. Um ein Lotterielos ziehen und in der Tombola ſpielen zu können, verkauft ein Mädchen ſeine Tugend, hintergeht die Frau ihren Mann, betrügt der Bruder den Bruder; ehrliche

Männer werden für ſie zu Dieben, und ein Bandit kann darum einen Mord begehen. Zu keiner Zeit ſind die Kirchen ſo voller Andächtigen, wird die Madonna ſo inbrünſtig um Fürbitte angefleht, erhalten die Heiligen ſo reichliche Gelübde, als an dem Tage vor dem Herauskommen einer Lotterie und dem Ausrufen einer Tombola. Schon Wochen vorher, ehe man die Nummern zieht, bemächtigt ſich der Gemüter eine fieberhafte Erregung. Jeder Traum wird ausgelegt, jedes Ereignis, jeder Zufall gedeutet. Die Weiber laufen zu den Mönchen, den Wöchnerinnen, den Sterbenden, um ſich Zahlen nennen zu laſſen. Sie werden zu Auguren und beobachten den Flug der Vögel. Das zerleſene „Glück in der Lotterie" und das vergriffene Tombolabüchlein werden zu heiligen Schriften, deren Verkündigungen die alleinſeligmachenden ſind. Rückt der große Tag endlich heran, ſo iſt es wie bei einem Gericht, das über Seligkeit und Verdammnis entſcheidet: der Seligen werden zwanzig, der Verdammten tauſende ſein.

Wieder einmal ward der Sibyllentempel förmlich von Weibern belagert; denn das Verlangen nach glückbringenden Zahlen war heftiger, als die Scheu vor der Strega und die Furcht vor dem böſen Blick. Die meiſten kamen mit allerlei Opferſpenden: Hühnern, Eiern, gedörrten Forellen, Früchten, Oel und Gemüſe. Aber die weisſagende Prieſterin wollte nicht aus ihrem Heiligtum treten: der Tempel war verſchloſſen.

Unter Schimpfen und Lamentationen warteten die Frauen bis zum Einbruch der Nacht. Endlich kam Sibylla. Sie wurde mit Geſchrei empfangen: alle drängten ſich zu ihr, alle wollten Zahlen haben.

Mit rauher Stimme gebot das Mädchen, ihr aus dem Wege zu gehen, schritt, ohne sich aufhalten zu lassen, die Stufen hinauf, öffnete, schloß wieder hinter sich zu. Die wütenden Weiber hätten das Haus am liebsten gestürmt.

Am nächsten Tage war das Fest, natürlich ein Kirchenfest!

Feierliches Hochamt, Prozession, Böllerschießen, Musik. Die Straßen mit Blumen bestreut und mit grünen Zweigen bepflanzt, die Häuser bekränzt und mit Teppichen behangen, die Stadt durchwogt von einer bunten Menge im Festschmuck.

Nachdem das Volk Gott gedient, begann die Kirche dem Volke Freude zu machen.

Auf dem Platze an der Anioschlucht waren drei Tribünen erbaut, mit grellfarbigen Stoffen verhüllt, mit Guirlanden geschmückt. Ueber der mittleren erhob sich das verhängnisvolle schwarze Brett, auf welchem der Ausrufer die Nummern befestigte. Auf der einen der beiden Seitentribünen nahm in feierlichem Ornat der Sindaco von Tivoli Platz, auf der andern stellte sich, gleichfalls in Uniform, das Tombolakomitee auf, Beamte des Kirchenstaates.

Auch die zwei unschuldigen Waisenknaben, welche die Nummern zogen, waren da.

Unterhalb der Tribünen befand sich das Musikcorps, den ganzen Platz umgaben Gendarmen.

Dicht gedrängt stand das Volk, jeder hielt seine Karte fest in der Hand. Trompetenstöße verkündeten den Beginn.

Eine Nummer nach der andern wurde ausgerufen

und erſchien auf dem ſchwarzen Brett. Dieſer und jener gewann — kleine Summen. Die Tombola, das iſt das Eintreffen aller Nummern einer Karte, ſchien auch diesmal, wie ſo viele Male, nicht herauskommen zu wollen; den Hauptgewinn heimſte wohl auch diesmal die Regierung ſelbſt ein.

Plötzlich entſtand unter der Menge eine unruhige Bewegung, die das Spiel kurz vor ſeinem Ende unterbrach. Vom Sibyllentempel her näherte ſich dem Feſtplatz ruhigen Schrittes eine hohe Frauengeſtalt, von roter Seide umleuchtet.

Auch ſie hatte eine Karte.

Man murmelte, raunte, wich ihr aus, ſo daß ſie dicht vor der Tribüne auf einen freien Raum zu ſtehen kam, vollkommen achtlos gegen das Aufſehen und die Unruhe, die ſie erregte. Aber ihr Blick hatte etwas unheimlich Geſpanntes.

Ihr gerade gegenüber ſtand Sandro.

Das Spiel nahm ſeinen Fortgang, doch ſahen die meiſten, anſtatt auf das Brett, auf die Sibylle. Jeder wußte, wie es kommen würde.

Wer fern vom Feſtplatz ſtand, hörte zuweilen Geräuſch wie von einem ausbrechenden Sturm. Gleich darauf wieder tiefe Lautloſigkeit, nur die gellende Stimme des Ausrufers, eintönig, geſchäftsmäßig, und im Abgrund den dumpfen Donner der Fälle.

Der laute Ruf einer Frauenſtimme gebot dem Spiele Einhalt. Eine Hand ſtreckte ſich auf und hielt eine Karte empor. Darauf ein Schrei der Empörung, ein Tumult, ein allgemeiner Aufſtand: die Sibylle hatte die Tombola gewonnen!

Manche gedachten ihr zu wehren, das Geld zu empfangen. Auf einen Ruf des Sindaco drängten die Sbirren vor, umringten Sibylla, führten sie zur Tribüne. Hier wurde die Karte des Mädchens untersucht, Nummer auf Nummer für richtig befunden und das Geld der Gewinnerin ausbezahlt, eine Last Silbers, die sie mit einer Miene in ihre Schürze that, als habe sie Kastanien gewonnen.

Das Volk wollte der Räuberin ihre Beute entreißen. Mit gezogener Klinge mußten die Sbirren die Bedrohte schützen und nach ihrem Hause geleiten. Sibylla schritt in ihrer Mitte dahin, so gelassen wie sie gekommen. Nur einmal zuckte sie zusammen: das war, als sich unter Verwünschungen ein Weib zu ihr hindrängte. Einer der Sbirren stieß sie zurück — der Sohn seine Mutter.

8.

In der Cella brannte die dreiarmige Oellampe. Flackernd fiel der rötliche Glanz auf die grauen Wände des hohen Rundgemaches. An einem antiken Opferstein, über den eine Marmorplatte gelegt war, saß Sibylla, vor sich das Licht und einen Haufen Silbergeldes. Sie war noch in ihrem Festschmuck; nur den schweren silbernen Pfeil hatte sie aus den Flechten gezogen, so daß diese in langen Strähnen über ihre Schultern herabfielen. Abwesenden Geistes griff sie in das lose Haar und preßte es sich gegen die Stirn, daß es ihr Gesicht halb bedeckte. Ihr Haupt war auf die Brust niedergesunken.

Mit klangloser Stimme klagte sie vor sich hin: „Als ich ein kleines, hilfloses Kind war, hätte ich gern

alle geliebt. Warum hätte ich ſie haſſen ſollen? Sie aber haßten mich. Ich hätte auch meine Mutter gern lieb gehabt und meinen Vater. Doch auch ſie ließen mich einſam, thaten mir weder wohl noch weh. Nur mein Bruder ſtreckte ſeine Händchen nach mir aus, und wenn er auch ſpäter zuweilen nach mir ſchlug und mir böſe Worte gab, ſtatt mich anzulachen, ſo war ich doch für ihn auf der Welt, und ich wußte, daß er mich vermiſſen würde, wenn ich ihm morgens nicht Ziegenmilch gebracht oder abends nicht Maiskuchen gebacken hätte.

Als ich gern mit ihnen geſpielt, liefen ſie fort von mir und ſchimpften mich Hexe.

Mein Name war ein Schimpfwort.

Ich wußte gar nicht, was die Worte bedeuteten, aber ſie brannten in meinem Herzen, als hätten ſie Feuer hineingeworfen.

Auch er haßte mich — er am allermeiſten!

So oft ich die Madonna für meine Eltern und meinen Bruder bat, nannte ich ihr immer ſeinen Namen — ſeinen Namen am allermeiſten.

Auch er ſchalt mich Hexe. Ich glaubte, daran ſterben zu müſſen.

Aber er hatte recht: ich war, was er mich ſchalt. Nur, daß ich es ſelber nicht wußte, auch nichts dafür konnte. Wenn ich Maria getauft worden wäre, anſtatt Sibylla, könnte ich jetzt auch ſein wie andre Mädchen.

Es würde mich gewiß einer lieb haben.

Und ich könnte lachen. Wie das ſein mag?

Heute hätten ſie mich, weil ich für meinen Bruder das Geld gewonnen, am liebſten in den Anio geworfen. Als ob ich es hätte nicht gewinnen können? War doch

die Todesstunde meiner Mutter dabei und alle die Zahlen, welche mein Leiden bedeuten!"

Sie fuhr mit dem Kopf jäh in die Höhe, schüttelte sich das Haar aus dem Antlitz.

„Sie haben mich gejagt und gehetzt wie ein wildes Tier; nun ich geworden bin, was sie mich schimpften, möchten sie mich zerreißen. Fluch über sie!

Als sie mich heute anheulten, sah ich Sandro an — selbst ihm schien ich leid zu thun. Er mußte seine Mutter von mir zurücktreiben; die Frau schwankte und schrie auf. Das stach mir ins Herz — nein, in den Kopf, daß ich hätte aufschreien mögen."

Mit einem gebrochenen Laut glitt sie von ihrem Sitz herab und fiel mit dem Kopf auf die Steinplatte, daß es hart aufschlug.

So lag sie lange und hörte nicht die Schüsse, die in der Stadt fielen.

Auf einmal wurde an die verschlossene Thüre gepocht, zuerst leise und heimlich, dann lauter und lauter. Auch rief einer ihren Namen, angstvoll, wie flehend.

Die Stimme brachte sie zum Bewußtsein zurück. Sie schnellte auf, blickte wild um sich, versuchte sich zu besinnen.

Wieder hörte sie ihren Namen rufen.

Sie schwankte zur Thür, schob mit bebenden Händen den Riegel zurück — Sandro drängte sich herein, schloß wieder hinter sich zu. Er sah ganz entstellt aus vor Angst, Seelenqual und Leidenschaft. Er mußte gekämpft haben, denn er war verwundet, an seinem Haar klebte Blut.

Sibylla war langsam zurückgewichen bis zur Wand,

an die sie sich lehnte. Ihre Glieder waren schwer und starr geworden. Mit diesem Blick, den sie nicht von Sandro abwandte, glich sie ihrer irrsinnigen Mutter.

Auch er ließ die Augen nicht von ihr.

„Sie sind sinnlos trunken! Sie wollen dich in die Schlucht werfen, die Gendarmerie liegt noch mit ihnen im Kampf! Wir sind aber unser zu wenig! Ich habe mich losgerissen. Die Weiber führen sie an."

Er glaubte, daß sie aufschreien würde, sie blieb aber stumm. Er hörte die Schüsse, schon ganz nahe.

„Du mußt auf der Stelle fliehen. Ich gehe mit dir."

Sie verstand ihn nicht; er sah es an ihrem Blick. Da schrie er ihr fast zu: „Ich gehe mit dir. Ich kann nicht von dir lassen. Gott sei meiner Seele gnädig!"

Er taumelte auf sie zu, stürzte vor ihr nieder, umschlang mit beiden Armen ihren Leib, drückte sein Gesicht dagegen und schluchzte, daß der ganze Mann zitterte.

Sie blieb stumm und starr.

Plötzlich sah sie, daß er blutete. Sie faßte nach seinem Kopf und stieß einen gellenden Schrei aus: sie hatte ihn getötet!

„Komm fort! Sie werden gleich da sein — horch!"

Das Getümmel drang näher und näher, die Schüsse hatten aufgehört.

Ihr fiel ein, daß die Heiligen vielleicht doch noch helfen könnten. Sie riß sich die Schnur vom Halse und hielt ihm seinen Talisman hin: er sollte leben!

„Sibylla! Sibylla!" rief er sie an.

Sie stand da und lauschte mit verzücktem Lächeln auf den Klang ihres Namens.

Als Sandro ihre Entgeisterung gewahrte, umschlang

er sie, hob sie auf, wollte sie forttragen. Sie ließ es willenlos geschehen. Schon hatte er den Riegel zurückgeschoben.

Es war zu spät. Der kleine Platz wimmelte von rasenden Menschen, jeder Ausgang schien von ihnen versperrt. Er konnte sie nur dadurch noch retten, indem er sie zu seiner Gefangenen machte und sie als solche dem Volk zeigte.

Da schien Sibylla zu begreifen, was mit ihr geschehen solle, was Sandro ihr gethan. Sie riß sich von ihm los, eilte auf dem Rundgang hin, schwang sich hinab. Bevor Sandro den Ort erreichte, war sie in der dunklen Tiefe verschwunden; seiner entwichenen Gefangenen nach, sprang der Mann in den Abgrund.

Das wild bis zum Rand nachdringende Volk hörte nur das Gepolter des abstürzenden Gerölles, sonst nichts.

Sandro suchte die ganze Nacht hindurch, immerfort ihren Namen rufend, den das Gebraus der Fälle verschlang.

9.

Aber sie lebte. Was hätte es ihr auch genützt, zu sterben, solange noch über ihnen das Unheil schwebte? Keine Fluten, kein Abgrund hätte sie aufgenommen, ehe sich das nicht vollzogen. Lange bevor in jenem verzückten Lächeln der ganze Jammer ihres Daseins verrann, war ihr Wahn zum Glauben geworden.

In einer der Ruinen der Hadrianvilla hauste sie wie ein Tier mit anderen Tieren, sich wie diese vor dem Jäger verkriechend; denn sie wußte, daß ihr von einem, der sie fangen wollte, nachgesetzt wurde.

Zum Glück war der Winter überaus mild, sie überdies in ihrem halb unterirdischen Labyrinthe vor Entdeckung so sicher, daß sie Feuer anzünden konnte.

Nur ein hexenhaftes altes Weib aus der Solfatara, das den verrufenen Ort nach Schlangen durchkroch, deren Köpfe sie für Liebestränke gebrauchte, entdeckte ihren Aufenthalt. Doch kannte sie Sibylla nicht und hielt sie für eine entlaufene Sabinerin, die in den Ruinen auf einen Briganten, ihren Liebhaber, lauere. Sie erzählte dem Mädchen von der Sibylle von Tivoli, auf die sie, als auf eine gefährliche Konkurrentin, einen wütenden Haß geworfen hatte, und deren echtes Hexentum sie unter heftigem Schelten über den Aberglauben der Leute leidenschaftlich bestritt. Durch sie vernahm die Geflohene, daß man in Tivoli annehme, sie sei in der Neptunsgrotte verschwunden, um eines Tages wieder zu erscheinen, den Felsen in die Tiefe zu reißen und den Anio über die Stadt tosen zu lassen. Aus dem Gelde, das sie durch ihre Zauberkunst bei der Tombola gewonnen, sollte die Marienkapelle neu aufgebaut werden, mit einem prächtigen Altarbild: die Mutter Gottes, ihr Heiligtum vor der Sibylle beschützend. Der Sbirre, der die Hexe gefangen genommen und dabei so viel Mut und Eifer bewiesen — er ward halb zerschlagen aus der Schlucht heraufgebracht — war zum Korporale ernannt worden. Das Haus der Sibylle hatte sofort der Sindaco von Tivoli an sich gezogen; ihr Bruder sollte in den Abruzzen als Brigant gesehen worden sein.

Sibyllas Seele träumte zu tief, als daß diese Mitteilungen sie hätten wecken können. Sie empfand von ihrem Leben kaum mehr als die Furcht, daß sich darin

noch etwas werde erfüllen müſſen. Unabläſſig darüber brütend, tauchten vor ihrem inneren Geſicht immer und immer wieder jene drei blutenden Geſtalten auf. Wie ſie von zweien das Blut würde abhalten können, dieſer Gedanke war nach wie vor der Inhalt ihrer Tage.

Zuweilen war ihr, als wolle etwas in ihr aufklingen; aber ſie konnte den Ton nicht mehr vernehmen. Und es war doch ihr eigener Name, von einer Stimme gerufen, die Liebe, Leidenſchaft und Verzweiflung faſt erſtickt hatten.

Nachts wagte ſie ſich aus ihrem Verſteck hervor. Ueber den Sümpfen des Canapus ſchwebten bläuliche Flämmchen, in den Ruinen jammerte der Totenvogel, ſchrie die Wildkatze und irrten die Fledermäuſe.

Durch Dickichte und über Schutthügel hinweg drang Sibylla vor, bis ſie von der römiſchen Landſtraße her das Schellengeraſſel der Fuhrwerke, die des Nachts nach Rom zogen, und beim Grab der Plautia die Wellen des Anio rauſchen hörte. War die Nacht nicht zu dunkel, ſo konnte ſie hoch über den Oelwäldern Tivoli erkennen, die Cypreſſen der Villa d'Eſte, und den Catillus mit dem Kreuz auf ſeinem Gipfel.

Gerade unter dieſem lag die Schlucht, ſtand ihr Haus.

Oft durchſchweifte ſie, ſich mit einem Spahn aus Pinienholz leuchtend, die unterirdiſche Ruinenwelt. Dann ſtrahlten ſchimmernde Wände auf, Gemälde und Bildſäulen. Einmal ſchwang ſie ihre Fackel, da ſchien aus der weißen Marmorwand ein wunderſchöner, blaſſer Jüngling zu treten, das Haupt bekränzt, Blumen in den Händen.

Es war zum erſtenmal, daß ſie ſtehen blieb und ſich ein Bildwerk betrachtete.

Tottraurig war das ſchöne Antlitz, das ſich ihr nie ganz zuwenden wollte.

Während es, von ihrer Fackel beleuchtet, rot und lebensvoll aufglühte und ſie regungslos daſtand, kam ihr eine Erinnerung zurück: ein Jüngling ſtürzte ſich für ſeinen Kaiſer in den Strom. Und ſein Kaiſer blieb leben.

Mit einem tiefen Seufzer verließ ſie das Marmorbild: es erblaßte ſo ſchrecklich, wenn ſie mit ihrer Fackel ſich entfernte, tauchte ſo ſchaurig in Finſternis, blieb in ſeinem Grabe ſo einſam.

Fortan ſuchte ſie es jeden Tag auf, und als es zur Weihnachtszeit wieder Blumen gab, pflückte ſie bei Mondlicht und Sternenſchimmer die halbe Nacht hindurch Anemonen und Narziſſen, die ſie vor das Bild ſchüttete; auch Kränze wand ſie dafür.

Ueber dem Blumenwinden fiel es ihr ein: jener Jüngling ſtarb für einen Kaiſer; wenn ſie, die Sibylle von Tivoli, für zwei ſtarb, von denen der eine nur ein Brigant, der andre nur ein Sbirre war — ſo würden gewiß beide leben bleiben: Auf das Leben eines Kaiſers mußte ja das Leben von tauſenden kommen. Endlich hatte ſie es gefunden!

Der Sirocco wollte nicht aufhören. Ein fahler Dunſt umbraute Himmel und Erde. Das Albanergebirge erſchien wie ein grauer, langhingeſtreckter Wolkenzug, der ſchwer und regungslos auf die ungeheure Weite niedergeſunken war, und der Soracte glich, in ſeine Nebel gehüllt, mehr als je einer rieſigen Sphinx, mit ihrem

Felsenleib über das unübersehbare Trümmerfeld der römischen Landschaft hingestreckt: das stolze Denkmal des gewaltigsten Schlachtfeldes der Welt, der Leichenstein eines Kirchhofs, in dessen Grüfte Völkerschaften zum ewigen Schlafe gebettet liegen.

Obgleich Frühling, war es dennoch schwül wie im Sommer. Einen vollen Monat hindurch hatte es ununterbrochen geregnet, in Strömen war es vom Himmel herniedergeflossen, so daß jedes Rinnsal zum Wasserfall geworden, jeder Bach zum Fluß und zum See jeder Sumpf. Im Gebirge waren Bergstürze geschehen, die Niederungen überflutet, in Rom herrschte Wassersnot.

Furchtbar toste der Anio.

Seitdem der Sirocco wehte, wurden öfters Erdstöße verspürt. Aus dem Neapolitanischen lief die Schreckenskunde ein, daß der Vesuv in voller Thätigkeit sei und an seiner Nordseite eine blühende Ortschaft verschüttet habe.

Den ganzen Tag über hatte Sibylla kaum Atem holen können, denn bis in die Grotten hinab drang die glühendheiße Luft und führte Wüstenstaub in die Lungen. Der Aufenthalt in dem halbdunklen Raume ward ihr zuletzt unerträglich. Sie begab sich also hinaus und hinauf, kauerte sich unter ein blühendes Laurustinusgebüsch und sah durch die schneeweißen Blumenzweige hindurch die Sonne untergehen als glanzlose, blutrote Scheibe.

Vom Meere her zog ein scharfes Gewitter auf; solches Gewölk hatte Sibylla vorher niemals gesehen! Es war wie von der Hölle ausgespieen.

Ihre Bangigkeit steigerte sich immer mehr zu einem

unerträglichen Angſtgefühl. Die totenhafte Stille, die grauenvolle Einſamkeit erfüllte ihre kranke Phantaſie mit Schreckbildern. Lebensvoll und deutlich, wie ſeit langem nicht, aber ins Ungeheuerliche verzerrt tauchten aus der Nacht ihrer Empfindung die Geſtalten empor. Sie waren ihr ſo lebendig, daß ſie vor den Erſcheinungen wie vor Weſen aus Fleiſch und Blut die Flucht ergriff. Aber ſie wurde von ihnen verfolgt.

Indem ſie, von ihren eigenen Geiſtern getrieben, durch die Ruinen eilte, bald in raſendem Lauf, bald ſchwankend und taumelnd, hörte ſie ſich gellend angerufen: „He du! He du!“

Zuerſt wollte ſie ſich in die Gebüſche ſtürzen; aber es war der Ton einer Menſchenſtimme, und wenn es die ihres Todfeindes geweſen, ſie wäre ſtehen geblieben, um auf ihren Wohllaut zu lauſchen. So wandte ſie ſich und erblickte die alte Sibylle von der Solfotara. Sie eilte auf das Weib zu.

„Wo willſt du hin, wenn die Welt untergeht? Kriech wieder in deine Höhle, du armes Ding! Hör nur das Sauſen und Brauſen! Als führ' der böſe Feind durch die Luft. Kehr um!“

„Mir thut er nichts.“

„Weil du eine Närrin biſt? Horch! In Tivoli ſchießen ſie.“

„Auf wen?“

„Weißt du's nicht? Auf Carlo Ceſana!“

„Carlo Ceſana!“

„Das iſt einer! Weil ſie ihm das Geld ſeiner Schweſter genommen, hat er heute abend den Syndaco erſchoſſen. Die Sbirren ſind ſchon hinter ihm her. He,

du, wo willst du hin? Jesus Christus! Was für ein Blitz! Bleib! Er erschlägt dich."

„Mich nicht! Ich bin die Sibylle von Tivoli und — —"

Donner übertönte die Worte.

Als das Knattern und Prasseln vorbei war, lag die Hexe von der Solfatara auf den Knieen und bekreuzte sich.

Zugleich mit dem Gewitter brach der Sturm los.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Mörder hatte sich in die Schlucht geflüchtet und wurde von seinen Verfolgern aus derselben hinauf auf den Catillus getrieben.

Dieser niedrige kahle Bergvorsprung erhebt sich dicht bei Tivoli, unmittelbar über der Schlucht. Wäre der Brigant von diesem Berge aus in das Felsengebirge entflohen, so hätte man jede Verfolgung aufgeben müssen. Deshalb war der Catillus gleich bei Beginn der Jagd von drei Seiten umzingelt worden. Sobald man den Mörder nicht mehr in der Schlucht wußte, hatte man auch die vierte Seite mit Bewaffneten besetzt.

Darüber brach die Dunkelheit herein. Die Bevölkerung trug große Reisighaufen zusammen, die, angezündet, über den ganzen Berg Helle verbreiteten. Bei dem Sturm, der sich erhoben und der mit jedem Augenblick heftiger wurde, schlugen die Flammen wild auf.

Langsam rückte der Kreis der Sbirren vom Fuß des Felsenkegels zum Gipfel vor; innerhalb des Zirkels suchten sie den Berg ab. Der Korporal Sandro Sebastiano führte sie an.

Ganz Tivoli sah der Jagd zu.

Die Leute ſchrieen, als ſei ein Heer von Syndacuſſen erſchoſſen worden. Aber bei dem Toſen der Fälle, dem Brauſen des Sturmes, dem Rollen des Donners hörte man nichts von dem Toben der Menge.

Jeder Blitz erleuchtete das wilde Bild: die Anioſchlucht mit dem Sibyllentempel, den Platz und die Brücke, beſetzt mit raſendem Volk.

Keiner dachte mehr der Neptunsgrotte und doch war während der letzten ſtürmiſchen Tage die Gefahr ihres Einſturzes mit jeder Stunde gewachſen. Schon vor Wochen mußte der Platz vor der Marienkapelle durch eine niedrige Brüſtung abgeſperrt werden.

Sie hatten ihn!

Er ſtand auf dem Gipfel, der nur wenige Fuß Raum bot und umklammerte mit einer Hand das Kreuz, da der zum Orkan gewordene Sturm ihn ſonſt hinabgeworfen hätte. In der freien Hand ſchwang er ſeine Büchſe, bereit jeden, der ſich ihm näherte, niederzuſchlagen.

Sandro war der erſte, der oben anlangte, denn er wollte, daß Carlo dort ſterben ſolle: ſein Jugendfreund, Sibyllas Bruder, ſollte nicht in Ketten in den Bagno wandern.

Deutlich erkannte man auf dem erhellten Gipfel die Geſtalten der beiden.

Die Büchſe fortwerfend, griff Sandro nach ſeinem Dolch. Da warf auch Carlo ſein Gewehr hin. Sandro warf ſich auf ihn, rang mit ihm.

Der Mörder lag überwunden am Boden, Sandro kniete auf ihm und wollte ihm den Todesſtoß geben. Da leuchtete es unter ihm auf — da ſah er ſie neben

der Kapelle stehen, sah, wie sie, zum Gipfel aufblickend, sich hinabwarf.

Bei dem Donner, der dem Blitz folgte, schwankte der Boden. Darauf ein Getöse, als ob der Berg zusammenfalle. Das that er auch: bei der Marienkapelle stürzte er in den Abgrund hinab.

Fürchterlich war der Wirrwarr: jeder suchte sich zu retten. Indessen stiegen die Fluten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dem Fremden, welcher heute an der Seite eines Führers auf künstlich gebahntem Wege in Tivoli die Neptunsgrotte besucht, werden die wilden Strudel, aus denen chaotisch die niedergestürzten Felsmassen aufsteigen, geheimnisvoll als „das Grab der Sibylle" bezeichnet. Will der Mann mehr wissen, so braucht er nur zu fragen, und ihm wird mit dem Pathos eines Cicero die in Tivoli unvergeßliche Begebenheit jener Schreckensnacht berichtet, in welcher die „Sibylle von Tivoli", um das Leben ihres Bruders zu retten, aus ihrem Grabe auferstand und den Berg in die Tiefe riß. Aber den Felsen, der die Muttergotteskapelle trug, als ihren Leichenstein über sich, ist sie nun in ihrem Grabe festgebannt; sie muß liegen bleiben. Und liegen bleiben muß sie auch am jüngsten Tage, wenn alle auferstehen dürfen.

Im Albergo della Sibilla, wenn der alte Padrone — wohlverstanden, der alte! — über einer Foglietta Traubensaftes, der aber nicht in Tivoli gewachsen sein darf, redselig wurde, konnte man die Geschichte der Sibylle von Tivoli so lebendig erzählen hören, daß es einem nachher zu Mute war, als hätte man sie selber erlebt.

„Und was wurde aus dem Bruder, Padrone?“

„Was ſollte aus dem geworden ſein? Ein Brigant! Bald darauf, nachdem er in jener Nacht den Sbirren glücklich entwiſchte, wurde er gefangen und wegen Straßenräubereien lebenslänglich auf die Galeeren geſchickt.

„Aber der Sandro?“

„Ja, der Sandro! Mit dem iſt's eine eigene Sache — —“

„So ſprecht doch! Nahm er auch ſolch ein ſchmachvolles Ende?“

„Der! Der ſetzte in der Lotterie die Todesſtunde der Sibylla und gewann darauf bare zehntauſend Scudi. — Noch ein friſches Fogliettchen, Signor Riccardo?“

Ich ging hinaus. Draußen ſtand ich im Säulengang, ſah über dem Catillus den Mond aufgehen und lauſchte den ſibylliniſchen Stimmen der Tiefe.

Es war wie wilde, zornige Klage.

Das Venusopfer.

Ein altrömiſches Idyll.

1.

Wo jetzt die Pontinischen Sümpfe die Campagna von Rom verpesten, glich diese zur Zeit der ersten römischen Republik einem ungeheuren Garten. Ueber zwanzig Städte erhoben sich inmitten wohlbebauter Aecker und vor Ueppigkeit strotzender Fruchtgefilde. In den Hainen leuchteten Tempel und Säulenhallen, Amphitheater ragten auf, und an der Via Appia, die diese gesegneten Gegenden durchzog, reihten sich prunkende Grabdenkmäler, von rosendurchrankten Cypressen umdunkelt.

Aus diesem wahrhaft elyseeischen Lande stiegen die volskischen Berge auf mit kahlen, schimmernden Häuptern, die Felsenleiber mit bacchischen Gewinden umgürtet, eine Schar steinerner Silene. Wo oberhalb der Rosengärten und Weinfelder, über den Oel- und Mandelbaumwäldern, den Steineichen- und Karubenhainen das nackte Gestein zu Tage trat, türmten sich einige altersgraue Städte auf. Sie schienen von einem Riesengeschlecht erbaut worden zu sein; ihre Mauern glichen Felsenwänden, ihre Zinnen Klippen, ihre Türme Bergkuppen. Ein rauhes, wildes, kriegerisches Volk bewohnte sie, ein Volk, das sich nannte: götterentstammt. Die Tempel der unsterblichen Ahnherren lagen, aus goldbraunem Travertin oder grauem Peperin

errichtet, teils auf dem Forum der Städte, teils außerhalb derselben auf freien Höhen. Einige dieser Heiligtümer umzogen griechische Säulengänge.

Der Volsker, der auf den Mauern seiner Stadt stand, hatte über sich starrende, unwirtliche Gipfel, hatte unter sich proserpinische Fluren und pomonische Gefilde, die sich mit ihren immergrünen Laubwogen, ihren immerblühenden Blumenfluten über unabsehbare Weiten ergossen. Und der Ausspähende sah — Thalatta! Thalatta! das ewige, das heilige Meer mit blauenden Wellen ein langhingestrecktes leuchtendes Gestade marmorner Prachtbauten bespülen, sah einen schimmernden Felsenrücken — das promontorium Circeium, dem Thron einer Göttin vergleichbar, der Brandung entsteigen. Auf der andern Seite erblickte der Schauende den schönen Gipfel, der von einem lichten Städtekranz umgeben des Landes höchstes Heiligtum trug, deinen Tempel, Jupiter Latialis.

Aber gewöhnlich spähte der Volsker von den Turmzinnen seiner Stadt finsteren Blicks, gerade vor sich hin, in die Ferne, wo er es im Sonnenschein tausendfach aufblitzen sah: Rom, das goldene; Rom, das auf Neros Wink in Asche sank, das auf Neros Wink sich aus der Asche erhob, ein Phönix der Städte. Nun strahlte es zu den Göttern empor.

Bei Norba, der Stadt des Herkules, befand sich damals in ziemlicher Entfernung vor dem römischen Thore ein kleines buntes Haus. Es lag weit ab vom Wege, auf einer von drei Seiten fast unzugänglichen Felsenhalde, tief versteckt in einem Wäldchen von Oleander und Myrten. Ein enger, wenig betretener Pfad, im Sommer kaum zu durchdringen, führte von der großen Straße

ab zu dem einsamen Häuschen, das in seiner traumhaften Weltabgeschiedenheit wie auf einem Eiland lag. Weder besaß es ein stolzes Vestibül, noch ein prunkendes Atrium, war schlecht und recht aus schlanken Lorbeerstämmen aufgezimmert und bestand aus einem größeren Gemach und zwei Kammern. Seine Wände glänzten außen und innen von roten, blauen, grünen und gelben Farben, mit denen auch Decken, Giebel und Dach angemalt waren. Der felsige Fußboden war sorgsam mit gelblichen Bastmatten belegt, darauf jeden Morgen frische Myrtenblätter, an Feiertagen sogar Blumen gestreut wurden. Bastmatten schlossen auch die Thür und die Fensteröffnungen. Die wenigen Gerätschaften waren alle von höchster Einfachheit und zeugten für die glückselige Bedürfnislosigkeit der Bewohner. In der einen Kammer stand ein Webstuhl und der Mahlstein, in der andern das eheliche Lager, bedeckt mit glänzend weißen Linnen und einem wollenen dunkelroten Teppich, in den ringsum gelbe Palmetten eingewebt waren. Sämtliche Geschirre und Gefäße, aus campanischem Thon, zeigten altertümliche griechische Formen und schmückten edle Ornamente, die mit schlichter Kunst in den schwarzen Grund eingeritzt waren. Von griechischer Bildung erwiesen sich auch der Mischkrug und die beiden rötlichen Oellampen, deren Griff eine schön geringelte Schlange vorstellte. In dem größeren Gelasse prunkten zwei Speisebetten mit verblichenen Teppichen behangen; vor jedem stand ein Marmortischchen, dessen Platte auf zwei Löwenköpfen ruhte. In der Mitte war der Hausaltar aufgestellt, während sich der nur aus einer Felsplatte bestehende Feuerherd im Hintergrund des fensterlosen Raumes be-

fand. Wenn die Bewohner des Häuschens bei Sonnen-auf- und -untergang den guten Himmlischen opferten, so blickten sie dabei durch die weite Thüröffnung in die unendliche Ferne hinaus, auf das in Morgen- und Abendgluten aufglänzende Rom. Die grob aus hartem Olivenholz geschnitzten, grell buntbemalten Larenbilder zierten und weihten zugleich den Eingang; sie wurden jeden Morgen mit Tänien oder Kränzen geschmückt. Häufig brannten Wohlgerüche davor.

Es war zweifellos ein recht armseliges Häuschen, von dem die Welt kaum etwas wußte und das nur von den Göttern geliebt zu werden schien; denn im ganzen Volskergebirge gab es kein schöneres Fleckchen Erde. Wenn Sommers Oleander und Myrten in Blüte standen, ward das kleine Haus von den roten und weißen Blumenzweigen so umzogen und eingehüllt, daß es von weitem gesehen einem Blütenhügel glich. Und waren es nicht Oleander und Myrten, die das Häuschen durchaus in ein Zauberschloß umwandeln wollten, so thaten dies Jasmin und Rosen, Kaprifolium und Glycinien, die es bis zum Dache hinauf umrankten, so daß von seinem lustigen, bunten Anstrich selten etwas zum Vorschein kam. Vor der Hütte, wie man das Häuschen füglich nennen muß, grünte eine kleine Matte, die als ein wahres Wunder von Lieblichkeit gelten konnte. Sicher war es nicht bei Enna in Sicilien gewesen, wo Proserpina mit ihren Gespielinnen den Reigen tanzte, sondern hier im Volskergebirge bei Norba. Schon vor der Zeit der Saturnalien blühten auf der Wiese Veilchen und Anemonen, Narzissen und Krokus; bis zum Knie versank man in Goldlack und Nelken, in Reseda und Lilien. Die Schmetterlinge,

Bienen und Käfer wurden schier schwindlig von Duft und schier berauscht von Honigseim; und die Lacerten funkelten mit den Sonnenstrahlen um die Wette durch Menthe, Melisse und Lavendel. Jeder Monat machte aus der Wiese ein andres Blütenfeld.

Ringsum war dieser Garten von den köstlichsten Hainen umschattet. Da wuchsen düstere Cypressen und hohe, glänzend blätterige Magnolien, schlanke Palmen und rotstämmige, breitgipflige Pinien, Erdbeerbäume, Granaten und Mispeln. Weiterhin gelangte man in einen kleinen Weinberg, an den ein winziger Oelwald stieß, dem ein Feigengärtchen, ein Erdbeerfeld, eine Anpflanzung von Liebesäpfeln folgten. Das ganze kleine Reich umgrenzte eine hohe Kaktushecke, die sich zur Blütezeit wie ein leuchtender Blumenwall erhob. Gleich dahinter fiel es nach drei Seiten jäh und tief in eine mit Rosmarin und gelbblütigem Ginster bewachsene Schlucht hinab, durch die sich ein silberheller, brausender Wildbach stürzte. An einer Stelle sammelte sich das Wasser in ein Felsbecken, das hohes Röhricht, dunkelblätteriger Akanthus und Sumpfblumen einfaßten.

Daß Nachtigallen, Amseln und Drosseln das Häuschen umflöteten, und das länger wie irgendwo anders, bedarf keiner Erwähnung. Eigentlich hätte an diesem Platz statt einer Hütte ein Tempel stehen müssen.

Aber auch so waren dort Götter.

2.

Die Hütte bewohnte ein altes würdiges Ehepaar: Milo und Sora. Haus, Weinberg, Gemüsefeld, Fruchtgarten und Oelwald gehörten ihnen. Sie waren sehr

fromm und ſehr einfältig, liebten ſich zärtlich und thaten keinem Wurm etwas zuleide. Beide ſahen ſich ähnlich. Sie waren beide gleich kurz, gleich dick, gleich ſchwarzäugig, gleich rotwangig, gleich ſchweratmig. Auch in ihrer Gemütsart zeigte ſich große Aehnlichkeit. Beide waren reinlich, bequem, friedfertig; beide aßen, ſchwatzten und ſchliefen gern viel; beide liebten es, über alles zu ſeufzen oder zu ſtaunen, wehmütig oder verwundert die Köpfe zu ſchütteln, laut zu lamentieren und: „Ihr Götter!“ oder: „Ihr Himmliſchen!“ zu rufen. Sie trugen beide die gleichen Kleidungsſtücke; eine Tunika von ſelbſtgewebtem, ungebleichtem Linnen und als Feſttracht eine bunte baumwollene Toga. Uebrigens galt Sora für eine der geſchickteſten Weberinnen. Sie buk vortreffliche Maiskuchen, hatte im ganzen Volskergebirge die größten Eier, die ſaftigſten Feigen, die zarteſten Liebesäpfel und verſtand Früchte in Honig einzulegen. Aus Norba gebürtig, war ſie in ihrem ganzen Leben nicht weiter, als bis zum Herkulestempel gekommen, wo ſie einigemal des Jahres inbrünſtig betete, nach Herzensluſt mit den Weibern ſchwatzte, ſich verwunderte, den Prieſtern die Hand küßte, ſeufzte, kopfſchüttelte, mit Emphaſe: „O Juno!“ rief und endlich ſeelenvergnügt zurück nach ihrer Hütte trabte, wohin ſich ſelten ein Menſch verirrte. An Feſttagen war ſie ſtets etwas weinerlich geſtimmt. Sie trug dann ihre vierzigjährige „neue“ gelblichbraune Toga mit dem apfelgrünen Saum, ein feuerrotes Kopftuch und eine mächtige goldene Armſpange. In ſolcher Pracht begab ſie ſich an der Seite ihres Gatten würdevoll und ſchwerfällig zur Stadt und zum Tempel, am Arm einen mit ſchneeweißem Tuche bedeckten ſelbſtverfertigten Baſtkorb, darin

die Spenden für den Gott lagen: ein Dutzend Eier, eine fette Henne, ein Krug voll Oel, ein großer Lorbeerkuchen. Während der ganzen Dauer des Gottesdienstes befand sie sich in Ungewißheit darüber, ob sie sich eine neue Buße auferlegen solle, ob wohl ein Gewitter aufziehen und sie sich auf dem Heimwege ihre neue Toga verderben werde. Endlich beruhigte sie sich damit, daß sie für ihre häuslichen Larenbilder zwei neue Tänien gelobte, und sich vornahm, im Falle es regnen sollte, den Mantel ihres Mannes umzuthun. Nun konnte sie wieder aus voller Seele andächtig sein. Am Abend gab es dann als Festschmaus in Oel gebackenen Meerfisch aus Antium und etwas weniger reichlich gemischten Wein, nach welchem Genuß Milo regelmäßig sehr lustig, Sora jedoch sehr trübselig wurde. Während der Mann von den alten guten Zeiten erzählte, saß seine Alte da, schüttelte zu allem den Kopf, seufzte jammervoll und brach zuletzt in Thränen aus; denn: sie hatten keine Kinder.

Auch Milo kam wenig über seine Kaktushecke hinaus. Das war auch gar nicht nötig. Von seiner Hütte aus konnte er mehr von der Welt erblicken, als sein etwas schwacher Kopf zu begreifen vermochte. Er sah durchaus nicht ein, weshalb die Welt so groß sein mußte, hielt es für durchaus überflüssig und unpassend, daß sie so groß war. Was für Mühe mußten die Götter dadurch haben! Wenn er solch ein Gott wäre, er wüßte, was er thäte. Den ganzen Tag würde er sich in die Wolken legen, wo diese am weichsten und am sonnigsten wären; und den ganzen Tag würde er essen und trinken; frischen, heißen Maiskuchen und Wein; denn Nektar und Ambrosia schienen ihm etwas unsichere Genüsse. Was kümmerte

ihn die Welt, in der es überdies ſchlimm ausſehen, darin allerlei geſchehen und vorgehen ſollte; und mit Vorgängen wollten weder er noch ſeine Hausfrau etwas zu ſchaffen haben, Vorgänge waren verdächtig, Vorgänge waren überflüſſig. Wenn man in Norba auf dem Forum zu ihm von ſolchen thörichten und unnötigen Vorgängen ſprechen wollte, fuhr er ganz böſe auf: ob er das auch noch wiſſen ſolle. Er wiſſe genug! Er wiſſe, daß die Götter wären, daß Norba römiſches Munizipium ſei und daß er von ſeinem winzigen Weinberg ſchrecklich hohe Abgaben zu zahlen habe. Regelmäßig pflegte er darauf von dem „göttlichen Auguſtus“ anzufangen, der, als Milo geboren wurde, gerade ſtarb. Wenn die Bürger von Norba ihm nicht andachtsvoll zuhörten, geriet er in Zorn und ſchalt auf die Welt, darin alles anders geworden und in der weder das Alter noch die Götter mehr geachtet würden. An ſolchen aufgeregten Tagen hatte Sora viel zu beſänftigen und der gute, ſelbſtgekelterte Wein wollte gar nicht recht ſchmecken. Aber nur der erſte Becher nicht, denn ſchon zum zweiten ſetzte die kluge Hausfrau ihrem zornvollen Eheherrn friſchgebackenen glühend heißen Maiskuchen auf den Tiſch, mit welcher Speiſe ſie ſicher ſelbſt einen Löwen gezähmt hätte.

Beide Gatten verbrachten das Jahr in einer überaus gemächlichen Thätigkeit. Sora waltete im Hauſe, am Webſtuhl und am Herdfeuer, Milo auf dem Felde. Im Frühjahr pflanzte er ſein Gemüſe und brachte ſeinen Weinberg in Ordnung; im Sommer erntete er ſeine Mandeln und Feigen, ſeine Liebesäpfel und Maiskolben; im Herbſt kam die Traubenleſe und die Weinbereitung an die Reihe; im Winter Olivenernte und Oelbereitung.

Für den Verkauf der letzteren Erträgnisse seines kleinen Besitztums that er keinen Schritt, sondern ließ die Käufer zu sich kommen, denen er Wein und Oel zu denselben Preisen abgab, die sein Vater und Großvater dafür erhalten.. Er war damit zufrieden und die Käufer waren es noch mehr.

Unterdessen gebot über die Welt, von der die beiden guten Leutchen durchaus nichts wissen wollten, ein Kaiser nach dem andern. Der große schreckliche Tiberius herrschte und wurde erstickt, der tolle Caligula herrschte und wurde erdolcht, der närrisch-weise Claudius herrschte und wurde vergiftet, Nero herrschte und mußte sich umbringen. Folgte Galba und wurde getötet, folgte Otho und tötete sich selbst, folgte Vitellius und wurde getötet.

Rom und ganz Latium überblickend, wußten die beiden von Rom und ganz Latium nicht mehr, als die Götter davon wissen mochten. Kaum, daß von den Lebensfluten, die unter ihnen brandeten und tosten, dann und wann eine verirrte Welle ein dumpfes Brausen zu ihrer, wie aus der Welt verlorenen Felsenhalde hinaufrauschen ließ. Wirkung davon war bewußtes, bedenkliches Kopfschütteln; damit war es abgethan.

Nur einmal gerieten sie außer Fassung; das war, als Rom in Flammen stand. Sie sahen den ungeheuren Brand sich wälzen, sahen von seinem Wiederschein den Himmel gerötet und meinten nicht anders, als daß die Götter die Welt in Flammen aufgehen ließen. Während dreier Tage und Nächte verließen sie den Tempel nicht. Milo gelobte dem helfenden Herkules den Ertrag seines stärksten Oelbaums, und Sora versprach der Juno ihr weißes Lieblingshuhn, wenn diese Gottheiten ein Einsehen

haben und die Welt noch eine Weile fortbeſtehen laſſen würden. Als das zu ihrer herzlichen Freude geſchah, wurden beide Gelöbniſſe getreulich gehalten.

In ihrem Glücke darüber, daß ſie weiterleben, weiter eſſen, trinken und ſchlafen durften, hatten beide die Götter, alle Menſchen und ſich ſelbſt einander womöglich noch lieber, als zuvor. Sie wurden ſolch zärtliches Pärchen, daß man ſie in Verdacht haben konnte, es den Turteltauben nachzumachen, die in den Oleander- und Myrtenbäumen niſteten. Aber obgleich auch ſie ſich unter Blüten ein Neſt gebaut, blieb es doch nach wie vor ſtill darin. Aus den Myrten- und Oleanderzweigen flatterten jedes Jahr Scharen junger gurrender Täublein in die Welt hinaus; nur in dem Häuschen wollte keine junge Brut flügge werden. Jahr für Jahr warteten ſie darauf. Aus dem jungen Pärlein war allmählich ein altes Paar geworden; jedoch nach wie vor wurde der großen Mutter Cybele jedes Jahr von neuem ein wollenes Gewand und ein „großer“ Korb Eier verſprochen, wenn ſie ein Einſehen haben würde. Die Stola lag ſeit länger als dreißig Jahren in der Truhe: weiße, feinſte Wolle mit breitem Purpurſaum, darin goldene Palmetten gewirkt. Das Weiß war längſt zum fahlen Gelb geworden und der amarantfarbene Purpur längſt verblaßt. Bei jedem Ei, das Sora ihren gackernden Hennen wegnahm, dachte die Gute mit einem ſchweren Seufzer an den großen Korb, den ſie ſo herzlich gern „ganz voll“ der großen Mutter hätte nach Rom hintragen laſſen. Die Zeit ſchwand, Milo fing bereits an, den Weg von dem tiefer liegenden Oelwald nach dem Häuschen hinauf etwas keuchend zurückzulegen, Sora war auch an andern Tagen als an hohen Feſten weiner-

lich gestimmt, und beiden fiel jetzt zuweilen ein, wer wohl für sie den Scheiterhaufen schichten lassen, die Gebete halten, die Asche in die Krüge thun und diese mit bunten Tänien und Kränzen umwinden würde? Wer ihrer gedenken sollte, wenn Milo und Sora eines Abends nicht mehr von ihrer Hütte dem Sonnenuntergang zuschauten?!

Da sollte des größten Vaters schönste Tochter auch zu dem Häuschen unter den Blüten hinabsteigen und in keinem Frühling sproßten auf der Wiese die Veilchen so duftig, flöteten und schluchzten die Nachtigallen so wehmütig selig, als in dem Lenz, da die Alten das Geschenk der Götter auf der Schwelle fanden.

3.

Trotzdem es nicht ihr „Eigenes" war, wollte Sora ihr Wort, das sie seit dreißig Jahren der großen Mutter gegeben, mit aller Gewalt halten. Milo mußte seinen alten getreuen Esel schirren, seine weiße Tunika anlegen und den hohen Wanderstab aus dem Winkel hervorziehen. Unterdessen packte die Alte glückselig den großen Korb „ganz voll" Eier, legte die verblichene Stola darüber und was an Rosen und Narzissen noch darauf gehen wollte. Diese Last wurde dem greisen ehrwürdigen Haustier, das längst ein Mitglied der Familie geworden, aufgebürdet, und Herr und Diener trabten friedfertig und zugleich trübselig miteinander davon: nach Rom, zum Tempel der großen Mutter.

Als Vater Milo an der Seite seines schwerbelasteten Hausgenossen durch die vom Geschrei der Cikaden er-

füllten, sommerlichen Oelwälder zog, mußte er viel und nachdrücklich den Kopf schütteln, und zwar zum ersten Mal in seinem Leben über sich selbst. Was fiel ihm in seinen alten Tagen nur ein? Leichtsinnig wie ein junger Fant lief er in die weite Welt hinaus und das mutterseelenallein, das heißt: ohne seine Sora. Er kam sich in seinem Mute, in seiner Tollkühnheit, teils ganz frevelhaft, teils wahrhaft heroisch vor. Als er sein hübsches, buntes Häuschen und seine gute, dicke Sora nicht mehr sehen konnte, wäre er am liebsten sogleich wieder umgekehrt und schnurstracks zurückgetrollt. Ihm ward angst und bang. Etwas Trost fand er in der Begleitung seines guten Freundes; leider schien diesem gerade so erbärmlich zu Mute zu sein. Denn wenn der Herr den Kopf schüttelte, so schüttelte der Diener die Ohren — was bekanntlich noch viel mehr besagen will. Und wie schüttelte er sie! Vater Milo mußte sich die seinen kratzen, so tief geriet er darüber in Staunen. Aus dem lebhaften Mienenspiel seines Gefährten schloß er, daß auch dieser am liebsten umgehend Kehrt gemacht hätte. Als beide an den letzten Weinfeldern Norbas vorüberzottelten, blieb der eine von ihnen denn auch richtig stehen, stemmte alle viere gegen den Boden, schüttelte die Ohren, hob den Kopf und stieß ein Geheul aus, so trostlos und verzweifelt, daß der andre darob zu Tode erschrak. Anstatt den Widerspenstigen mit Gewalt vorwärts zu treiben, legte sich Soras Gemahl aufs Bitten; und zwar bat er weder übermäßig laut, noch besonders flehentlich, sich im stillen der Hoffnung hingebend, daß sein Freund sich auch dieses Mal nicht würde erbitten lassen. Als derselbe endlich doch darauf hörte, seufzte

Vater Milo schmerzlich auf, wischte sich den Hoffnungsschweiß von der Stirn, schüttelte ergebungsvoll den Kopf und trabte weiter.

Doch konnte er nicht unterlassen, seine stillen Betrachtungen anzustellen. Da war sein Weib Sora, ein recht wackeres, ein recht gescheites Weib! Und da war er, Milo, auch gerade kein dummer Mann! Und da war der Esel, von allen dreien jedenfalls der Klügste, der klügste Esel von Norba, ein wahres Wunder von Esel! Aber diesmal benahmen sich die drei Gescheiten entschieden etwas unverständig. Ja, wenn das Kind ihr Kind gewesen wäre! Aber so das erste beste. Und wenn es noch ein Junge — ein Stammhalter gewesen! Seine Alte hatte wie närrisch gethan und jetzt saß sie gewiß und putzte sich das Püppchen aus. Was das Dingelchen für große schwarze Augen hatte? Und solche Fäustchen! Auch schrie es gar nicht, und als seine Alte es ihm hinreichte, griff das Dingelchen nach seinem Barte, bei Jupiter! Hielt ganz fest mit den rosigen Fäustchen, bei Jupiter! Und er hatte doch gerade in den Bart gebrummt über das Dingelchen. Nun es einmal da war, mochte es dableiben; aber das mit den Eiern, das war ein rechter Weiberunsinn: die Eier hätten sie selber essen sollen. Es mochten an hundert Stück sein, und wer weiß, ob die große Mutter sie zählte.

Unterdessen gelangten die beiden Reisenden nach Lanuvium, wo Juno als Ehegöttin einen heiligen Hain und einen prächtigen Tempel besaß. Zum Glück für die Fortsetzung ihrer Reise lag das berühmte Heiligtum nicht am Wege, sonst wären die Wandergenossen vor erstauntem Kopf- und Ohrenschütteln fürs erste sicher nicht von der

Stelle gekommen. Doch ſollten ſie zu dieſer ihrer gewöhnlichen Art von Meinungsäußerung bald genug Gelegenheit erhalten, denn bald befanden ſie ſich mitten im Getreibe der großen römiſchen Straße. Das erſte, worüber ſich beide höchlichſt wundern mußten, war der befremdliche und ungehörige Umſtand, daß niemand ſie zu kennen ſchien, daß niemand ſich um ſie kümmerte. Sie faßten denn auch mitten im Wege Poſto, ſahen ſich entrüſtet nach allen Seiten um, hoben zu ſchütteln an und ſchüttelten, bis ſie in Gefahr ſtanden, unter den vorüberziehenden Wagen Kopf und Ohren zu verlieren. Das brachte ſie endlich zur Beſinnung. Sich damit begnügend, Menſchen und Tieren durch die lebhaften Bewegungen ihrer Häupter die hohe Meinung von ſich beigebracht zu haben, daß ſie große Weiſe ſeien, zogen ſie weiter, dabei möglichſt auf Erhaltung ihres Lebens bedacht.

Als ſie in Aricia ankamen, glaubten ſie in Rom zu ſein. Vor dem erſten Tempel, der kein Herkulestempel war, machten ſie Halt; worauf der eine Anſtalten traf, dem andern abzuladen, was dieſer andre mit größter Bereitwilligkeit geſchehen ließ. Ein fetter, ſchmutziger Prieſter kam heraus und fragte den einen, was er bringe? Worauf der eine erwiderte: Nun eben die Eier! Er ſei ja der Milo aus Norba, und Sora, ſein Weib, habe ſich das mit den Eiern nun einmal in den Kopf geſetzt. Da ſeien ſie denn! Die Stola für die große Mutter liege dabei. Damit ſei die Geſchichte abgethan.

Der andre, der bekanntlich der Klügere von ihnen war, ſchüttelte zwar etwas mit den Ohren; aber der Prieſter kehrte ſich nicht daran, ſondern machte, daß er mit dem Korbe in den Tempel kam. Auch Vater Milo ging

hinein und verrichtete vor dem Götterbilde seine Gebete, wobei er nicht unterließ, der großen Mutter nachdrücklichst die Güte und Größe der Eier anzurühmen und die sichere Hoffnung auszusprechen, daß sie sich für den großen Korb voll Eier durch einen großen Korb voller Lebensspenden, als da sind: Gesundheit, Gedeihen des Geflügels, reiche Oelernte, ein gutes Weinjahr 2c. 2c., erkenntlich zeigen werde.

Nach dieser kräftigen und stärkenden Andacht begab er sich mit seinem Gefährten und dem leeren Korb in eine Herberge. Hier erhielt jeder, was jeder heimlich begehrte: der eine Wasser und duftendes Heu, der andre Wein und duftendes Oelgebäck, und alle beide erhielten Ruhe. Die von Vater Milo ward allerdings ein wenig durch die Entdeckung gestört, daß es bis Rom noch an sechzehn Miglien weit sei. Aber schließlich — so gut wie Eier Eier sind, war ein Tempel Tempel, ein Gott Gott; und mit der großen Mutter würde es ja wohl seine Richtigkeit haben. Hatte das Götterbild auch einen Bart gehabt, so war es dafür doch mächtig groß gewesen, mit dem Kleide einer Frau angethan, das es, mit Früchten gefüllt, ganz unschicklich hoch aufgenommen hielt. Die Stola fand daher gute Verwendung. Etwaige weitere Zweifel begrub unser Philosoph sophistisch in den Purpurfluten des Weins von Aricia. Wiederum gereichte es ihm zum großen Trost, daß sein langohriger Gefährte über diese tolle Welt, seinem Mienenspiel nach zu urteilen, höchst ungehalten schien. Und das Heu von Aricia war doch so süß.

In der Herberge befand sich allerlei Gesindel: Kot der Appischen Straße! Campanische Bettler, die ihr Ge-

schäft nach dem aricischen Berg verlegten, gefährliches Volk, das vorgab, nach dem Tempel der Diana zu wallfahrten, Fuhrleute, die afrikanische Bestien zu den Tierhetzen nach Rom brachten, Gladiatorenweiber aus Capua, welche ihren Männern folgten, die in Rom kämpfen sollten 2c. 2c. Vater Milo riß die Augen auf und wagte sich nicht von seinem Kameraden fort, der, auch in der Philosophie bewanderter als sein Herr, die Nachbarschaft höchst bedenklich aussehender Klepper mit größtem Gleichmut trug. Es war entschieden ein heimlicher Stoiker.

Am Morgen wurde Vater Milo durch ein feines Stimmchen über seinem Kopfe geweckt. Er lag mit offenen Augen, meinte in seinem Häuschen unter den Oleandern zu sein und brummte mit seiner Hausfrau wegen des „Dingelchens". Schließlich mußte er aber doch bemerken, daß das faulende dumpfige Stroh nicht sein Lager von getrockneten Myrtenblättern und Menthe sei, über die seine Sora das reinliche Linnen gebreitet. Er taumelte in die Höhe, rieb sich die Augen, starrte wild um sich. Da sah er denn seinen getreuen Schicksalsgenossen in aller Seelenruhe damit beschäftigt, die Krippe von den letzten Halmen zu säubern. Ueber seinem Rücken hing noch der große Korb und in dem großen Korbe kauerte ein etwa zweijähriges, halbnacktes Bübchen, das vergnügt mit den Blumen spielte, die der Priester im Korbe zurückgelassen. Vater Milo schüttelte, wie sich das gehörte, bedächtig den Kopf, trat näher an sein Eigentum heran, wollte Einwendungen erheben, stand da, blinzelte das Dingelchen mißtrauisch an, kratzte sich unsicher hinter den Ohren und schielte auf das Haupt seines Freundes,

was dieser wohl dazu sage. Aber der sagte nichts. Er war eben ein großer Philosoph und Menschenkenner.

Von seinem besten Freund und Ratgeber so schmählich im Stich gelassen, fand sich Vater Milo in einer bedenklichen Lage. Um seine Hilflosigkeit noch zu vergrößern, mußte es dem Dingelchen einfallen, ihn hell anzulachen und ihm beide Patschchen voll Blumen hinzuhalten. Vater Milo nahm gehorsam die Blumen, sah bald sie, bald das Dingelchen an und fuhr im übrigen fort, mächtig den Kopf zu schütteln. Dem Dingelchen gefiel das Spiel. Eifrig langte es in den Korb, packte geschäftig auf, was es packen konnte, und reichte unaufhörlich hin. Unaufhörlich nahm Vater Milo, bis er beide Arme voll hatte und der Korb leer war. Als das Dingelchen keine Blumen mehr fand, kam es dem Knirps in den Sinn, den Philosophen an seinen beiden stattlichen Ohren zu fassen und diesen großen Geist an seinen ehrwürdigen Gliedmaßen kräftiglich hin und her zu zerren. Während der eine einer solchen Schändung noch mit offenem Munde zusah, stieß der andre seinen Morgenschrei aus. Vater Milo traute seinen eigenen Ohren nicht; denn er, der jeden Laut seines Genossen kannte und verstand, wie eine Mutter das Lallen ihres Säuglings, hatte soeben mit eigenen Ohren gehört, daß diesem das Spiel mit seinen Allerheiligsten ganz ausnehmend behagte.

Jedoch das Dingelchen mißverstand die Meinung des Weisen. Es fuhr bei dem Gebrüll erschrocken zurück, tauchte in seinen Korb hinab, zog ein Mäulchen und begann bitterlich zu weinen. Nun war der Schreck auf Vater Milos Seite. Er ließ die Blumen fallen, stand noch einen Augenblick hilflos, unentschlossen, zaudernd,

faßte sich darauf ein Herz, griff in den Korb und langte sich das Dingelchen, das sich auch ruhig von ihm anfassen ließ, sänftiglich heraus. Er überlegte noch, was er damit anfangen sollte, als er es bereits gefunden hatte. Auf beiden Armen wiegte — wirklich wiegte er das Dingelchen langsam bedächtig hin und her, wobei er sich bemühte, ein möglichst freundliches Gesicht zu schneiden, auch fürchterlich mit den Lippen schnalzte und aus allen Kräften grinste. Plötzlich fiel ihm das andre Dingelchen und sein Bart ein, und daß beides, das Dingelchen und der Bart, zusammengehöre. Gedacht, gethan. Er nahm das eine rosige Patschchen und wühlte damit in dem struppigen Bart, den er unter seinem ehrlichen Kinn trug. Herzhaft griff das Dingelchen zu, kräftig hielt es fest. Da lachten beide hell auf.

Nachdem sie sich unter den lebhaftesten Beifallsbezeugungen des großen Weisen eine Weile also vergnügt, geschah das Unerhörte: Vater Milo hatte wieder einen Gedanken gefaßt. Gedacht, gethan. Er trug sein Göttergeschenk in die Gaststube der Herberge, ließ eine Schale frischer Milch kommen, brockte einen Oelkuchen hinein und sah schmunzelnd zu, wie prächtig es dem Dingelchen schmeckte. Dieses auf dem Schoß, saß er da und führte ernsthaft den großen Löffel in den kleinen Mund. Darüber bekam er selbst schrecklichen Hunger. Er bestellte sich ein tüchtiges Frühmahl, das er bis auf den letzten Bissen verzehrte. Das Dingelchen ließ er dabei nicht vom Arm.

Solches vollbracht, übergab er das Kind der Sorge der Wirtin und schickte sich an, nach den Eltern zu suchen. Er lief sich lahm, schrie sich heiser und kam spät

abends todmüde in die Herberge zurück. Als er vernahm, daß niemand nach dem Kinde gefragt, strahlte er über das ganze Gesicht. Die beiden Wandergefährten verbrachten eine zweite Nacht in Aricia. Das Dingelchen lag, bis zu dem Kinn in Milos festtägliche Toga eingewickelt, in dem Korbe, der zwischen dem Philosophen und dem andern Weisen stand. Vater Milo schlief unruhig; ihm träumte: die große Mutter hätte ihm zum Dank für die Eier den Korb mit Gold und Silber gefüllt. Um sich zu versichern, daß ihm sein Schatz nicht gestohlen sei, fuhr er alle Augenblicke auf, tastete hinüber und griff dem Dingelchen in die Locken.

Bereits vor Sonnenaufgang waren die beiden Romfahrer auf den Beinen; der Knabe schlief friedlich weiter. Vorsichtig wurde der Korb dem Rücken des Philosophen angeschnallt, Vater Milo stieg auf, und fort ging es in sanftem Trab. Als die Sonne aufgegangen und ihre Strahlen den Kleinen zu wecken drohten, hielt Vater Milo an und pflückte am Wege große Lattichblätter, die er über dem Korb befestigte, so daß das Dingelchen darin wie in einer Laube lag. Als sich die beiden dem Gebirge näherten, fühlte sich der eine von ihnen erleichtert und beschwert zugleich: er hatte seinen Schatz in Sicherheit gebracht, aber was würde Mutter Sora dazu sagen? Sie war eine wackere Frau, aber sie war auch eine gescheite Frau, und schwerlich würde sie ein zweites Mal für die große Mutter einen Korb voll Eier einpacken. Und es war doch ein Knabe!

In diesem zwischen Furcht und Hoffnung, Sorge und Freude, Angst und Stolz schwankenden Zustand gab die Meinung des überlegenen Freundes wieder einmal

den Ausſchlag. Derſelbe ſtieß nämlich beim Anblick des bunten Häuschens, dahinter ſein Stall und ſeine Krippe ſich befanden, ein gewaltiges Freuden- und Triumphgeſchrei aus. Daß ſich zuweilen ſogar Stoiker von ihren Empfindungen hinreißen laſſen!

4.

Mit Vater Milo war in ſeinen alten Tagen eine befremdliche und beängſtigende Veränderung vorgegangen. Was hatte der Mann? Seitdem er von ſeiner großen Romreiſe zurückgekehrt, gab es kein Auskommen mehr mit ihm. Mutter Sora kam aus dem Kopfſchütteln und dem „O Juno!"-Rufen gar nicht heraus. Dagegen ſchien es für ihren Gatten plötzlich weder irgend welches Staunen, noch irgend welchen Ausdruck dafür zu geben. Sein Haupt befand ſich fortwährend in einer geradezu großartigen Ruhe; es war entſchieden das Haupt eines Stoikers geworden.

Aber das war nicht alles. Seitdem Vater Milo mit eigenen Augen geſehen und mit eigenen Ohren gehört, wie Mutter Sora auch über das zweite Göttergeſchenk ganz unverſtändig glückſelig that, trat er im Häuschen mit der Forderung auf, als der eigentliche Begründer der Familie betrachtet und gefeiert zu werden — denn er hatte den Stammhalter ins Haus gebracht! Täglich bekam es Mutter Sora zu hören: er ſei ein weitgereiſter Mann, ein Mann, der die Welt geſehen, ein Mann, der Weltkenntnis und Erfahrung geſammelt. Einmal auf dieſes Thema gekommen, was er mit größter Regelmäßigkeit einigemal des Tages ſelbſt beſorgte,

nahm er sogleich eine großartige Miene an, mit der er zu verstehen gab, daß wer eine Reise thue, auch etwas erzählen könne. Er könne erzählen, aber er schweige; denn Bescheidenheit ziere den Mann, schwatzen sei Sache der Weiber. Indessen das müsse er sagen: das Mädchen, das Dingelchen, sei eines schönen Morgens auf der Schwelle gefunden und einfach aufgenommen worden; jedoch der Junge — —

Und nun begann in epischer Breite die Schilderung der Mühseligkeiten, Bedrängnisse, Gefahren und Leiden, die der Reisende bestanden, bis er es endlich zum Begründer einer Familie gebracht; Mutter Sora erfuhr zu ihrem Entsetzen, daß es der Listen des göttlichen Dulders Odysseus selbst bedurft, ehe der Stammhalter glücklich in den Korb gesteckt worden.

Großmütig teilte der greise Held den Ruhm seiner Thaten mit dem treuen Genossen. Das sei ein Geschöpf! Wie das zuerst geschlichen und darauf getrabt! Wie das die Ohren geschüttelt und schließlich durch sein Kriegsgeschrei die Verfolger siegreich zur Flucht gebracht. Mutter Sora schlug täglich im neuen Todesschreck die Hände über dem Kopf zusammen: ihr Alter hatte den Knaben wahr und wahrhaftig gestohlen! Und Vater Milo mußte täglich von neuem zugeben, daß er seine Thaten nach demselben Prinzip, demzufolge seine Gattin jeden Festtag den Mischkrug mit einer Ranke umwand, etwas blumig ausgeschmückt habe. Auch er wisse, was schicklich sei.

Trotz solcher Vorfälle befand sich die Familie, den Hausfreund nicht ausgenommen, in allerbester Stimmung. In dem bunten Häuschen wurde eine Reihe von Festen gefeiert, von denen die übrige Welt nichts wußte. Mutter

Sora hätte am liebſten jeden Tag ihre bunte wollene Staatstoga angelegt und die Amphora bekränzt; Vater Milo am liebſten jeden Tag friſche Lorbeerkuchen geſpeiſt und weniger reichlich gemiſchten Wein getrunken. Beide drückten ihre feiertägliche Gemütsſtimmung beſonders dadurch aus, daß ſie viel opferten und wenig arbeiteten.

Aber obgleich Weberſchifflein und Grabſcheit für alle Zeit abgefunden zu ſein ſchienen, gab es in dem bunten Häuschen zu thun, wie es darin noch niemals zu thun gegeben. Die beiden Dingelchen, davon das eine für Vater Milo längſt der „Knirps“ geworden, waren auch zwei Püppchen, mit denen es ſich gar zu hübſch ſpielen ließ. Bald mußten ſie gebadet, bald in winzige Tuniken gekleidet werden; ſoeben hatten ſie verlangt, daß man ſie auf den Arm nehme und mit ihnen im Zimmer umhertänzle, gleich darauf wollten ſie niedergelegt und in Schlaf geſungen werden; jetzt mußte man ihnen Blumen zum Spielen bringen, jetzt zu eſſen geben. Mutter Sora verſuchte ſich demnach in allen erdenklichen Kindergerichten, die Vater Milo ſamt und ſonders koſtete und die ihm ſamt und ſonders nicht ſüß genug waren. Am liebſten hätte er geſehen, wenn die Kinder mit Honig aufgepäppelt worden wären, und er konnte es ſeiner Alten nie verzeihen, daß dieſe halsſtarrig und hartherzig bei ihrem Maisbrei blieb. Selbſt wenn die beiden Göttergeſchenke ſchliefen, gaben ſie ihren Wärtern zu thun; denn dann mußte ihnen zugeſchaut werden. Sie lagen beide auf Mutter Soras Speiſebett, in Mutter Soras weichſtes und leuchtendſtes Linnen gewickelt, machten beide Fäuſtchen und ſchliefen beide mit einer Ausdauer und einem Eifer, als ob Schlafen ihre einſtmalige Lebensbeſchäftigung ſein

ſolle. Die Alten wußten ſich vor Freuden über den Anblick oft gar nicht zu faſſen.

Kein Wunder alſo, daß Mutter Sora jetzt nie mehr in die Welt hinaus nach Norba in den Herkulestempel gelangte; dafür kam die Menſchheit in Geſtalt ſo und ſo viel ältlicher Norbanerinnen häufig in das bunte Häuschen, das über ſo viel Ehre von oben bis unten in Roſengluten errötete. Dieſe Menſchheit ließ ſich bei Sora, die ſie mit ihren ſechzig Jahren als junge Mutter betrachtete und behandelte, häuslich nieder, beſchaute mit kritiſchen Mienen die beiden Kleinigkeiten, erteilte Orakel, prophezeite, ermahnte, warnte, tadelte, kopfſchüttelte, vertilgte ungeheure Hügel von friſchgebackenen Maiskuchen und ganze Obſtgärten von Honigfrüchten, verjagte Vater Milo, der als Begründer der Familie zuerſt nicht weichen wollte, bis in die tiefſte Schlucht hinab, verurſachte, daß Mutter Sora in ſtrömenden Angſtſchweiß geriet und verhalf den beiden Kleinigkeiten zu einem Zetergeſchrei. Erſt nachdem ſie das vollbracht, brach die Menſchheit ihre Zelte ab und ſiedelte für einige Zeit wieder nach Norba über.

Uebrigens hatten ſowohl das Dingelchen als auch der Knirps ihre ehrlichen Heidennamen erhalten. Der Stammhalter, der einiges in einem dem Alten völlig unverſtändlichen Dialekt ſtammelte, wurde Markus genannt; aber wie ſollte das Dingelchen heißen? Nach vielem Kopfzerbrechen verfielen ſie darauf, es Marka zu rufen. Vater Milo meinte: nun habe er bei der Sache das Seine gethan, weiter ginge ihn das Dingelchen nichts an. Trotzdem molk er jeden Morgen und Abend eigenhändig die Ziege, die auserſehen war, mit ihrer Milch die kleine Marka zu nähren. Nur beſtand er darauf, daß

der Stammhalter seine eigene Ziege erhalte; eigentlich gebühre diesem die Milch von zwei Tieren.

Markus und Marka gediehen prächtig. Wenn sie nicht bei ihm waren, ließ Vater Milo bei seiner Feldarbeit oft alles stehen und liegen, behauptete, etwas vergessen zu haben, keuchte ins Häuschen zurück, durchkroch es von unten bis oben, schalt und polterte mit seiner Alten, um schließlich mit strahlendem Gesicht bei den Kindern sitzen zu bleiben. Natürlich rühmte er vor allem den Stammhalter; daraus würde einmal ein ganzer Kerl werden, ein Mann. Sehr bald mußte Markus mit dem Alten in den Oelberg hinab, und im ganzen Römerreich gab es keinen stolzeren und glückseligeren Mann, als Milo von Norba, wenn der kleine Markus dem Vater bei der Arbeit „ordentlich half". An manchem Mittag konnte man die beiden sehen, im Schatten des silberfarbigen Baumes der Athene lagernd und verzehrend, womit Vater Milos sorgliche Hausfrau ihnen den Speisekorb gefüllt. In der Ferne strahlte im Sonnenglanz das goldene Rom herauf, und der Alte erzählte dem Knaben von seiner großen Reise, was er da an Ungeheuerlichem erlebt und an Herrlichem geschaut. Staunend hörte Markus zu. Seine Augen blitzten, seine Wangen röteten sich — sehnsüchtig spähte er nach dem fernen Wunder hinüber. Nachts träumte er davon.

Was Marka anbetraf, so blieb sie für Vater Milo nach wie vor „das Dingelchen". Er sprach das Wort mit offenbarer Verachtung und zugleich mit heimlicher Zärtlichkeit aus. Wenn er nicht nach Herzenslust über das Dingelchen brummen konnte, war ihm nicht wohl, und wenn er zuweilen von der Arbeit fort lief, trug

hauptsächlich das Dingelchen daran schuld. Was schleppte er für das kleine, zierliche Wesen nicht alles zusammen: Blumen, Schmetterlinge, Leckerbissen, Bänder, Schmuck. Alle die schönen Dinge lagen gewöhnlich des Morgens auf Markas Bett, ein Ereignis, über das Vater Milo gewöhnlich grenzenloses Erstaunen bezeigte. Einmal erkrankte das Kind. Die ganze Zeit über wankte der Alte verstört umher, obgleich er sich den Anschein zu geben bemühte, als ginge ihn, da es nur das Dingelchen war, die Sache weiter nichts an. Als die Kleine sich verschlechterte, lief er in seiner Angst bis nach Setia, wo ein Arzt wohnte. Dieser gab ihm ein Mittel, das Marka bald besser machte. Mutter Sora mußte sogleich den großen Korb voll Eier packen, ihr fettestes Huhn schlachten, Vater Milo that noch ein Fäßchen seines besten Oels hinzu und trabte mit der Ladung glückselig zum Arzt.

Zwischen den Eheleuten war übrigens stillschweigend die Uebereinkunft getroffen worden, das Marka ganz besonders Mutter Sora, Markus hingegen ganz besonders Vater Milo gehöre. Nun war es artig zu sehen, wie die beiden Leutchen sich einander fortwährend zu täuschen suchten; denn Mutter Soras Liebling war Markus. Natürlich merkten die Kinder bald, wie die Sachen standen. Der wilde, trotzige Markus steckte sich stets hinter die Mutter, und die sanfte, zarte, liebenswürdige Marka lächelte nie so holdselig, als wenn der Vater ihr ein grämliches Gesicht machte. Alle vier waren dabei so glücklich, wie man nur sein kann.

Aber der Mensch ist niemals zufrieden! Sogar die gutherzige Sora und der einfältige Milo tüftelten heraus, daß sie eigentlich viel glücklicher hätten sein können und sein

sollen. Warum hatten ihnen die Himmlischen ihre Spenden nicht früher geschickt?! Warum erst in ihren alten Tagen, wo sie bereits mit einem Fuße im Grabe standen?! Mutter Sora begann daher für sich und ihren Mann von den Göttern langes Leben zu erflehen, auf daß sie sich ihrer Kinder noch eine Weile erfreuen könnten. In ihrer frommen Einfalt glaubte sie, durch Verheißung eines Opfers die Unsterblichen bewegen zu können, auf ihre Bitten zu hören. Eine Norbanerin hatte ihr einmal vom Adonisfest erzählt, das alljährlich in Rom begangen werde. Fromme Eltern brachten ihre Söhne und Töchter hin, damit diese zu Ehren der großen Göttin Venus die Mysterien mitfeierten. Da beredete denn Mutter Sora ihren Mann zu geloben: wenn sie beide recht alt würden, der guten und großen Venus die Kinder, sobald sie achtzehn und sechzehn Jahre alt geworden, zu opfern und sie selber nach Rom zu führen. Im Herkulestempel legten die Eheleute das feierliche Gelübde ab, darauf wurde in der Hütte geopfert. Markus und Marka kauerten währenddessen vor dem Stein und beide jubelten über die schöne Flamme, die so bunt aufschlug und so lustig prasselte. Es war gerade Frühling, die Zeit des Adonisfestes.

5.

Markus und Marka wuchsen unter den Oleandern und Myrten auf, sorglos und heiter, wie ein junges Götterpaar. Sehr bald lehrte Mutter Sora sie für den Hausaltar und die Larenbilder Gewinde wickeln und beim Opfer ein Gebet sprechen. Da beide Kinder selbst zu einem Opfer ausersehen waren, hielt man sie frühzeitig

an, vor allen andern Himmlischen der „großen und guten" Venus zu dienen. Unter den Spenden, die Vater Milo seiner Hauptgottheit darbrachte, befand sich auch ein Figürchen aus Terracotta, prächtig bunt bemalt, die Haare vergoldet, das um die Hüften zusammengeknotete Gewand azurblau mit purpurfarbigen Palmetten geschmückt. Es war ein Venusbild. Nachdem es feierlich in der Hütte aufgestellt war, versprach man den Kindern, wenn sie „erst groß" geworden wären, mit den Eltern nach Rom wandern und dort an dem Frühlingsfest der Göttin teilnehmen zu dürfen.

Diese Verheißung ward den beiden zu dem Wunder, zu dem Märchen ihres Lebens. Jeden Abend rückten sie ein Schemelchen zu den Füßen der ausruhenden Alten, umschlangen sich und flehten inständigst, daß ihnen Mutter Sora die „wunderschöne" Geschichte, von Venus und Adonis erzählen möge. Da sich Vater Milos Hausfrau bei dieser Gelegenheit mit großer Genugthuung ihrer Frömmigkeit und Gottesfurcht erinnern konnte, so that sie nichts lieber. Sie begann also.

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die hieß Myrrha. Myrrha war so wunderschön, daß Sonne, Mond und Sterne darüber in Staunen gerieten und fast vom Himmel heruntergefallen wären. Alle Blumen wollten nur für sie blühen, alle Vögel nur für sie singen. Wo sie ging und stand, schossen Rosen und Veilchen auf, kamen Nachtigallen und Turteltauben geflogen. Es ist nicht zu sagen!

Ihrem Vater, dem König, prophezeite ein Orakel, daß seiner Tochter durch ihre Schönheit großes Unglück widerfahren würde. Da ließ er denn um sein Reich

herum eine goldene Mauer ziehen, ſo hoch, daß niemand darüber ſehen und ſeine wunderſchöne Tochter erblicken konnte und wäre er auch auf den allerhöchſten Berg geſtiegen. Aber die Götter konnten hinabſchauen, und als ſie die ſchöne Myrrha ſahen, da machten ſie große Augen. Das verdroß die gute und große Göttin Venus, die ſo wunderſchön iſt, daß Diana, die Mondgöttin, die die Allerſchönſte ſein will, ganz gelb wurde vor Neid. Doch Myrrha war hinter ihrer goldenen Mauer zehntauſendmal ſchöner als ſie.

Als es ſich eines Tages ereignete, daß einer der Götter die wunderſchöne Myrrha gar zu zärtlich anſah, ging die gute und große Göttin zum König und ſagte es ihm. Da ward der König ſehr zornig und wollte ſeine Tochter umbringen — bei der Venus, das wollte er! Aber der eine der Götter verwandelte Myrrha ſchnell in einen Myrtenbaum. Derſelbe that ſich plötzlich auf und plötzlich lag ein kleines Knäblein davor. Die Unſterblichen mögen wiſſen, wie das geſchehen konnte, doch es geſchah ſo.

Das Knäblein wurde Adonis genannt.

Unter dem mütterlichen Myrtenbaum wuchs Adonis auf. Alle Nymphchen des Waldes kamen und pflegten ihn. Sie melkten für ihn eine Ziege, webten ihm eine Tunika, bekränzten ihn und ſpielten mit ihm. Adonis wurde ſo wunderſchön, wie ſeine Mutter geweſen, und als die gute und große Venus ihn einmal ſah, da machte nun ſie große Augen. Sie wollte ſich allſogleich mit ihm vermählen, doch mußte ſie leider unverzüglich nach der Inſel Cypria, wo die Königstochter Pſyche auch zehntauſendmal ſchöner war, als ſie. Sie nahm deshalb

Adonis geschwind den Nymphen weg und gab ihn der Göttin Proserpina, diese sollte ihn bis zur Rückkehr der guten und großen Göttin in ihrem dunklen Reich bewahren, damit nicht Sonne, Mond und Sterne den wunderschönen Jüngling beschienen und sähen.

Als nun Venus die Königstochter Psyche ob ihres Frevels gebührend bestraft, kam sie eilends von Cypria zurückgefahren, um mit Adonis Vermählung zu feiern. Proserpina wollte ihn jedoch für sich behalten. Die beiden großen und guten Göttinnen zankten sich, bis beide kein Wort mehr reden konnten. Venus ließ ihren Taubenwagen wieder anspannen und fuhr so schnell sie vermochte, zu Jupiter, bei dem sie so lange auf Proserpina schalt, bis dieser ärgerlich ward und bestimmte: die andre sollte den schönen Jüngling wieder hergeben. Weil ihn indessen die gute und große Göttin gerade im Mittagsschlaf gestört, so gebot er Venus zur Strafe, daß Adonis einen Teil des Jahres bei Proserpina in der Unterwelt zubringen sollte. Dagegen war nichts zu machen.

Als die ersten Blumen blühten, feierten der schöne Adonis und die schöne Venus in Lust und Freuden ihr Hochzeitsfest. Aber die eine gönnte der andern nicht den Mann und ließ ihn auf der Jagd von einem Eber umbringen. Da schrie die gute und große Göttin Venus gräßlich auf und ließ aus den Blutstropfen des armen Adonis die blutroten Anemonen erblühen. So war es.

Also erzählte Mutter Sora den atemlos Lauschenden. Obgleich auch Vater Milo wie ein Kind zuhörte, konnte er doch niemals geduldig den Schluß erwarten; und kaum hatte Mutter Sora das letzte Wort gesprochen, so fing er zu erzählen an: die wunderbare Geschichte seiner großen

Romreise. Zu seinem Schmerz mußte er gerade das Schönste und Seltsamste auslassen: den Fund des Knaben nämlich; denn es war zwischen den beiden Alten ausgemacht worden, daß Markus und Marka für ihre Kinder gelten sollten.

Diese erlebten bereits jetzt ihr zukünftiges Glück. Von ihrer Felsenhalde aus auf Latium und Rom herabschauend, machten sie zusammen wohl tausendmal den Weg von Norba nach der schimmernden Stadt. Sie dichteten ihre Ankunft im Venustempel, ließen sich in Gewänder kleiden „ganz aus Gold" und mit einem Kranz von blutigroten Anemonen schmücken. Was darauf folgte, war alles Mysterium.

Da es jedoch noch so lange dauerte, bis sie „groß" geworden, so spielten sie einstweilen „Adonis und Venus". Die notwendigen Kränze wurden gewunden, aufgesetzt und lange blühende Zweige abgebrochen; so geschmückt, faßten sie sich ehrbar bei der Hand und schritten feierlich zum Altar. Dort standen sie eine Weile schweigend, ernsthaft auf den Stein niederschauend, den sie voll Blumen gehäuft, gingen dann langsam fort, stiegen in die Schlucht hinunter, wo sie, am Rande des Beckens sitzend, geduldig das Eintreffen des Wunderbaren erwarteten. Wenn gar nichts kommen wollte, wurden sie zuerst sehr betrübt, trösteten sich indessen bald mit neuem Spiel. Sie nahmen die Kränze ab, zerrissen sie und warfen die Blumen in die Wellen. Diese sollten nach Rom fließen und die gute Göttin bitten, sie recht, recht bald groß werden zu lassen.

Vater Milo und Mutter Sora hüteten sie so, daß die Kaktushecke eine Mauer für sie bildete, die Schlucht ein Abgrund für sie war. Als Markus größer wurde

und bisweilen Luſt bezeigte, aus dem Neſte zu fliegen, ſtanden die beiden guten Alten beſtändig Todesangſt aus: konnten ihnen die Kinder nicht eines Tages wieder genommen werden? Oder ſie konnten erfahren, daß ſie nicht ihre wirklichen Kinder wären, woraufhin ihnen vielleicht in den Sinn kam, ihre wirklichen Eltern aufzuſuchen.

6.

Markus und Marka liebten ſich leidenſchaftlich, und ihre Zärtlichkeit wuchs mit ihren Jahren. Sie waren unzertrennlich. Am liebſten durchſtreiften ſie Hand in Hand die ſchönen Haine, die rings das Häuschen umgaben. Oder ſie ruhten auf der Wieſe, wo ſie unter Kräutern und Blumen wie verſunken lagen, daß die Halme und Blüten hoch über ihnen zuſammenſchlugen und ſie wie durch ein ſchimmerndes Gewebe in das dunkle leuchtende Blau des Himmels blickten. Ihre Unſchuld war ſo groß, ihr Daſein ſo traumartig, daß ſie noch nicht kannten, worin Himmliſche ſowohl wie Irdiſche ſolche Weisheit beſaßen; zu den Myſterien ihres Lebens gehörte auch noch der Kuß.

Eines Abends begaben ſie ſich wieder in die Schlucht hinunter, deren jenſeitige Felſenwand ſie von der Welt abſchloß. In dem Becken, darein ſich der Wildbach ergoß, rauſchte es heute, als ob die Wellen den beiden etwas ganz beſonders Geheimnisvolles anzuvertrauen hätten. Sie ſetzten ſich wie gewöhnlich auf das Geſtein unter die ſchwankenden Blätter und begannen wie gewöhnlich von den Wundern ihrer Zukunft zu reden, deren Erfüllung ſie immer näher kamen.

„Wir werden die Göttin gewiß ſehen," meinte Markus.

„Die goldene Aphrodite!"

„Sie muß sehr schön sein."

„Sie hat die Menschen sehr lieb. Es ist ein großes Glück, daß wir ihr geopfert werden sollen."

„Wie es nur sein mag? Sie können uns doch nicht auf einen Opferstein legen."

„Sie feiert ihr Fest. Da sind wir eben um sie und bedienen sie."

Markus dachte nach.

„Ich denke mir, sie wird so aussehen, wie du."

Marka lachte auf, ein leises silberhelles, süßes Lachen.

„Sie ist ja eine Göttin."

„Die Götter sehen auch nicht anders aus, als die Menschen. Gibt es etwas Schöneres als du bist?!"

Er umschlang sie. Da fühlte er, daß sie zitterte. Plötzlich ward ihm sonderbar zu Mut; die Glieder wurden ihm schwer, heiße Schauer durchrieselten ihn, todesmatt sank er mit seinem Kopf an des Mädchens Schulter.

So saßen sie stumm und regungslos, lange, lange, bis es dunkel ward.

Marka zitterte heftiger, eine unendliche Angst überkam sie. Sie wollte fort und fliehen, aber sie konnte keine Bewegung machen.

Da hörten sie sich rufen: „He, Markus! Marka! Wo steckt ihr?"

Als wären sie über einem Verbrechen ertappt, fuhren sie auf und eilten nach Hause. In der Kammer, wo die Oellampe brannte, wagten sie nicht, sich anzusehen.

Nun kam für die beiden eine wundersame Zeit. Alles wurde anders, alle Spiele hörten auf. Sie mieden sich; beinahe, daß sie einander geflohen wären. Befanden

sie sich einmal zusammen, so wußten sie sich nichts zu sagen und schlugen die Augen zu Boden. Wenn ihre Hände sich zufällig berührten oder sie sich so nahe kamen, daß eines den Hauch des andern fühlte, so war es ihnen, als stocke plötzlich ihr Atem.

Mutter Sora verwunderte sich, daß Marka ihr gar nicht von der Seite wollte; sie mußte sie den ganzen Tag über mit häuslichen Arbeiten beschäftigen und ihr Unterricht im Weben erteilen; aber sie ward oft gefunden, wie sie die Hände im Schoß hielt. Sie war blaß, rührte kaum Speise an und träumte lebhaft. Mutter Sora, mit der sie das Lager teilte, hörte sie in ihren langen schlaflosen Nächten flüstern und seufzen.

Markus trieb es noch ärger. Er war zu jeder Arbeit untüchtig, so daß Vater Milo schelten mußte und lieber alles selbst verrichtete. Stundenlang lag er im Sonnenschein, zu müde oder zu träge, eine Bewegung zu machen. Er sang schwermütige, sehnsuchtsvolle Lieder, die ihm von selbst kamen, und für die er sich eine eintönige traurige Weise erfand. Oft sprang er plötzlich auf und lief davon. Er stürzte in das Dickicht, brach sich durch das schier undurchdringliche Unterholz von Mastix und Myrten Bahn, klomm ungestüm die Felsen empor, da, wo sie am steilsten waren, sprang von Klippe zu Klippe, stieß einen wilden Jubelschrei aus.

Früh morgens pflegten die beiden in die Schlucht hinunterzusteigen, am Wasserbecken ihr Oberkleid abzulegen und sich zu waschen, kaum wissend, daß sie sich voreinander entblößten. Seit jenem Abend hatte auch das aufgehört.

Markus ertrug es nicht mehr, so in der Enge zu

bleiben. Eines Tages überſchritt er das ſtrenge Verbot, das einzige, das er jemals erhalten und das ihm die Welt, die hinter der Kaktushecke lag, eine Welt, die ihm weit ſchöner dünkte als die ſeine, gänzlich verſagte. Mit unſicheren Schritten ging er den verwachſenen Pfad, von dem er wußte, daß er zur Stadt führte. Er kam an. Staunend ſah er eine hohe Felswand aufſteigen, ein mächtiges Thor ſich wölben. Davor lag eine weite ſchöne Flur, auf der eine Schar von Jünglingen ihre Roſſe tummelte. Andre ſchleuderten nach einer ſchlanken, kranzumwundenen Stange lange Speere, deren Spitzen im Sonnenlicht funkelten, oder ſie warfen kleine, ſchimmernde Scheiben, oder ſie rangen miteinander. Markus ſtand da und ſchaute zu, wie in einem Traume befangen. Seine Augen leuchteten, ſeine Wangen röteten ſich; aber zugleich fühlte er ſolches Weh, ſolche Sehnſucht. Bevor er recht begriffen, was er ſah, feſſelte bereits wieder etwas andres ſeine Aufmerkſamkeit. Dieſes war ein langer, ſeltſamer Zug. Bekränzte, flötenblaſende Knaben ſchritten ihm voraus; darauf folgten feſtlich gekleidete Jungfrauen, in ihrer Mitte eine Verſchleierte führend. Den Mädchen ſchloſſen ſich Jünglinge an, einen Gefährten geleitend, der die weiße Feſttoga trug und deſſen Stirn mit einer roten Tänie geſchmückt war, Jünglinge und Jungfrauen ſangen einen feierlichen Hymnus.

Markus folgte dem Zuge. Sie ſchritten durch das Thor und zwiſchen hohen Felſenhäuſern dahin, kamen zu einem Platz, den Götterbilder zierten, zu einem Gebäude, das Säulen ſchmückten. Sie zogen hinein, Markus umfing geheimnisvolle Dämmerung. Er ſah ein goldenes, ſchrecklich ſchönes Bildnis leuchten, ſah Opferrauch auf-

wallen, sah die Verschleierte und den Jüngling in der Festtoga zum Altar treten, sah die Vermählung vollziehen.

Aber er wußte nicht, was sie feierten; er dachte an Marka und das Adonisfest.

Dann befand er sich wieder auf der Flur vor dem Thor. Die Jünglinge riefen den jungen schönen Fremdling an, mit ihnen Reit- und Kriegsspiele zu treiben. Mit laut klopfendem Herzen, über und über erglühend, nahm Markus die schwere Metallscheibe, die man ihm reichte. Als er sie so ungeschickt faßte und für den Wurf gar nicht die rechte Stellung finden konnte, ward er weidlich verhöhnt. Zornig schleuderte er den Diskus weit fort, so weit, daß alle in Jubelgeschrei ausbrachen. Man führte ihm ein junges wildes Pferd vor, das noch nie einen Reiter getragen; er schwang sich darauf und regierte es wie ein junger Halbgott. So fanden ihn am Abend des nächsten Tages Vater Milo und Mutter Sora, die ihn schon verloren gegeben und halb entgeistert angewankt kamen, um in der Stadt nach ihm zu suchen. Er wollte nicht wieder mit ihnen zurück; als er jedoch hörte, daß Marka weinend in der Hütte sitze, lief er den Alten voraus.

Sie feierten in der Hütte ein Fest, als sei Markus von den Toten auferstanden. Mutter Sora schleppte herbei, was es an Honigfrüchten und andern guten Dingen überhaupt herbeizuschleppen gab. Vater Milo befand sich vollends in einem Zustand höchsten Entzückens, darüber, daß der Familie der Stammhalter erhalten geblieben. Den Göttern wurden Dankopfer dargebracht.

Marka, nachdem sie Amphoren und Trinkschalen mit Kränzen umwunden und der Mutter emsig mit Herrichten

des Festmahls geholfen, saß in stiller Glückseligkeit da, so schön, daß Markus kein Auge von ihr abwenden konnte. Er sollte seine Abenteuer berichten; aber es war nicht viel aus ihm herauszubringen. Nur begehrte er zu wissen, was es bedeute, wenn eine Verschleierte und ein Jüngling so geführt würden, wie er es gesehen. Man sagte ihm, daß es ein Brautzug gewesen.

7.

In diesem Jahre erreichten Markus und Marka das Alter, in dem sie Venus geopfert werden sollten. Vater Milo und Mutter Sora hielten das Geschenk ihres langen Lebens für die Folge ihres Gelöbnisses und sehnten sich nach dessen Vollziehung. Ungeduldig wünschten sie für ihren Sohn die Vermählungsfeier der Göttin mit Adonis herbei. So sehr sie sich auch die Köpfe zerbrachen und so eifrig sie dieselben auch schüttelten, wollte ihnen nicht einfallen, was diesem fehlen könne. Er war jedoch krank und wurde immer kränker. Die gute und große Göttin würde ihn heilen.

Das ganze letzte Jahr hatte Mutter Sora am Webstuhl verbracht und mit bereits stark zitternden Händen für ihre Lieblinge die Festgewänder gewebt: Tuniken von weichster, weißester Wolle mit purpurfarbenem Saume.

Wie ein Triumphator zog der ewig junge Adonis, dieser blumenbekränzte Gatte der schönsten und seligsten Göttin aus dem dunklen Reich des Todes auf die Oberwelt. Sein leuchtendes Antlitz erhob sich wie eine zweite Sonne über das blütenlose Land. Er schüttelte seine strahlenden Locken, und Himmel und Erde glänzten auf;

sein sinniger Blick grüßte die Welt, und diese lag da, mit Blüten überschüttet; er lächelte, und die Menschen wurden froh und beglückt. Selbst die volskischen Felsenberge hüllten ihre nackten Leiber in Blumen, warfen sich schimmernde Mäntel über und umkränzten zum Vermählungsfest des großen Herzensbeglückers mit der Göttin der Liebe ihre kahlen Stirnen. Das graue Gemäuer der Städte verschwand unter Rosen und Kaprifolium, die Schluchten füllten Fluten goldgelben Ginsters, und von den Hügeln schienen die Narzissenfelder wie schimmernde Ströme niederzurinnen. Purpurn und blutrot leuchteten die Fluren von Veilchen und Anemonen.

Um das bunte Häuschen war wieder einmal ein Knospen und Blühen, ein Flöten und Girren, als ob Venus und Adonis willens wären, sich daselbst unter Oleander und Myrten das bräutliche Lager bereiten zu lassen. Am Abend vor dem Tag, der das große Ereignis der Abreise bringen sollte, saßen alle vier Reisenden vor der Thür ihrer lieben Hütte. Marka wand an einem Kranz, der am nächsten Morgen zum letzten Opfer dienen sollte, Markus lag zu ihren Füßen und reichte ihr Rosen und Anemonen — die Blumen von Venus und Adonis. Die Alten kauerten auf der Schwelle und schauten glückselig auf die beiden jungen schönen Menschen, von denen sie in ihrer Einfalt wollten, daß sie Geschwister bleiben sollten. Sie plauderten von dem, was der nächste Tag ihnen bringen würde; Mutter Sora war etwas beklommen zu Mut, Vater Milo jedoch gab sich den Anschein, als ob eine Wanderung nach Rom ein Spaziergang nach — Aricia wäre. Er gebärdete sich zum Erschrecken mutig und kühn: er kannte das alles!

Dann ging die Sonne unter. Hinter dem prächtigen Antium stürzte sie sich in voller Flammenherrlichkeit in das aufleuchtende Meer. Die fernste Bucht, der fernste Berg glänzte auf. Die weite Küste mit ihrem breiten Saume von Prachtbauten zog sich wie ein Strahlengürtel um das herrliche Land. Von dem entzündeten Himmel wälzten sich die Gluten des Abendrots auf die Erde hinunter. Purpurfarbige Dünste umqualmten den westlichen Horizont, und Rom schien zum zweiten Mal aufzulohen.

Bereits vor Tagesanbruch waren die Reisenden auf und gerüstet. Markus zäumte und bepackte das Maultier — ach, daß nicht auch für das lange Leben jenes andern großen Philosophen und treuen Hausfreundes Gelübde gethan worden waren! Vater Milo wankte umher, seinen Wanderstab suchend, Mutter Sora und Marka bereiteten das Frühmahl. Als hinter den Aecquerbergen die Sonne aufging, versammelten sie sich um den Altar, brachten das Opfer dar und nahmen schweigend den letzten Imbiß zu sich. Darauf traten alle ins Freie. Vater Milo verschloß mit zitternder Hand die Thür, Mutter Sora empfahl mit schluchzender Stimme das Häuschen dem Schutze der Himmlischen, wurde auf den Rücken des großen Philosophen und treuen Hausfreundes gehoben, der Alte griff in die Zügel, Markus und Marka schritten voraus — so zogen sie unter dem Jubel der Lerchen in den jungen Tag hinein, in die weite Welt hinaus.

Bei Lanuvium gelangten sie auf die Via Appia und mitten in den Völkerstrom, der aus Campanien nach Rom flutete. Als Mutter Sora sich auf einmal in solchem

Getümmel fand, entsank ihr aller Mut. Aber der große Reisende blickte thatendurstig auf das Gewühl, das ihm längst bekannt war. Trotzdem ließ er es ruhig geschehen, daß man von allen Seiten auf ihn eindrang und losschimpfte, weil er entweder den Fuhrwerken nicht auswich oder sein Tier mitten unter die Fußgänger trieb. Schnell entschlossen ergriff Markus die Herrschaft über das Langohr und damit die Leitung des Zuges, so daß sie unter fortwährenden Kämpfen mit dem Willen des Hausfreundes im Laufe des Vormittags glücklich um einige Miglien weiter kamen. Am Nachmittag lenkte der Jüngling von der Straße ab, auf eine Wiese, wo sie im Schatten eines Pinienwäldchens Rast machten. Mutter Sora wurde aus dem Sattel gehoben, man lagerte sich, trank den herben Roten ungemischt und verzehrte die heimatlichen Leckerbissen, von denen ein Vorrat mitgenommen worden war, der für einen Monat ausgereicht hätte. Nach Sonnenuntergang zogen sie in Aricia ein, wo Vater Milo sie triumphierend in die Herberge führte. Auf dem Wege dahin mußten sie an jenem Tempel vorbei, dessen Gottheit damals Mutter Soras fromme Spende empfangen; aber der Alte rühmte nicht, daß ihm der Tempel besonders bekannt sei.

Das Fremdenhaus war überfüllt; nur mit Mühe erhielt die kleine Gesellschaft Unterkunft. Aengstlich hielten sich die Alten zusammen, einem Pärlein erschreckter Vögel gleich. Marka drängte sich dicht an die Mutter, Markus mußte für alles sorgen. Vater Milo stand Todesangst aus, daß man ihn und den Stammhalter erkennen könne.

Als der Morgen graute, weckte Vater Milo die Seinen. Bald darauf brachen sie auf.

Empörung ausgebrochen. Die Leutchen aus Norba meinten nicht anders, als daß ihre letzte Stunde gekommen sei. Markus sah sich nach einer Waffe um, die Seinen zu verteidigen; und alle waren schließlich sehr erstaunt, daß man sie ruhig am Leben ließ. Ihr Führer bahnte sich mit der größten Gemütsruhe einen Weg durch das Gewühl, wobei er kräftig Mund und Ellenbogen gebrauchte; in Todesangst hielt sich Vater Milo an dem Gewande des heiligen Mannes fest, den Esel nachziehend; Mutter Sora murmelte alle frommen Sprüche, die ihr im Schreck einfallen wollten; Markus hatte Marka umfaßt, noch immer bereit, den Kampf aufzunehmen.

Rings um die Wände des Cirkus lehnten sich Speisehäuser und Verkaufshallen. Was die drei Weltteile an Seltsamem und Kostbarem boten, lag hier zusammengehäuft und wurde zum Kauf ausgeschrieen. Nicht nur die Schnur indischer Perlen gab es zu erhandeln, sondern auch die Mädchen, denen man den Schmuck um den Hals hängen konnte. Sie standen vor den Thüren der Freudenhäuser mit bemalten Wangen, bloßer Brust, mit falschem Geschmeide behängt, in feurigroter, lose gegürteter Tunika. Auch Markus wurde oftmals angerufen. Einmal drängte sich eine zu ihm, sah ihm frech ins Gesicht, faßte ihn am Arm und flüsterte ihm etwas zu. Der Jüngling verstand sie nicht, begriff auch nicht, was sie von ihm wollte; da er sah, daß Marka totenblaß geworden, stieß er die Dirne fort. Diese lachte laut auf.

Auch auf das schöne Mädchen fielen Blicke, die Marka nicht gewahrte, die aber ihrem Gefährten, ohne daß er ihre Meinung erfaßte, alles Blut in die Wangen trieben. Als sie beim Fortunatempel auf das Forum Bovarium

kamen, begegneten sie einer Sänfte, die von sechs riesigen Aethiopiern getragen wurde, denen eine Schar von Klienten folgte. Mit golddurchwirktem Baldachin über sich, ruhte auf schimmernden Teppichen ein vornehmer Römer in weißer Toga. Als er den Priester sah, winkte er den Trägern, stehen zu bleiben. Mit unterthänigem Grinsen trat der Diener der guten und großen Göttin zu dem mächtigen Manne. Die Alten glaubten, es sei Kaiser Domitian, und waren unschlüssig, ob sie sich auf die Kniee niederwerfen und um Gnade bitten sollten.

Der Senator unterhandelte mit dem Priester, wobei er einigemal wie prüfend nach dem jungen Mädchen herüberblickte. Seine dünnen, welken Lippen verzogen sich, was für diesen schlaffen Mund ein Lächeln bedeuten mochte. Er schien dem Priester einen Auftrag zu geben, den dieser mit gekrümmtem Rücken entgegennahm. Die weiße Hand, deren sämtliche Finger mit mächtigen Ringen belastet waren, erhob sich zu einem matten Gruße. Noch einmal fiel ein müder Blick auf das Mädchen, dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Auch die anderen gingen ihres Weges weiter. Vater Milo fand nicht den Mut, seinen Begleiter zu fragen, was der Cäsar mit ihm gesprochen habe.

An vielen Tempeln und Portiken vorbei, über viele kleine säulenumstandene Plätze hinüber, gelangten sie jenseits des Velabrum zwischen dem Marcellustheater und dem Tempel der Bellona in ein düsteres Gassengewirr. Wie Felsenwände stiegen zu beiden Seiten die fensterlosen Häusermauern in die Höhe, wie eine tiefe Schlucht, deren Grund die Flut des römischen Volkslebens füllte, engte sich dazwischen die Gasse. Vor einem großen, finsteren

Gebäude ward endlich Halt gemacht. Hier ſei die Herberge des Tempels, bedeutete der Prieſter ſeinen Schützlingen, und hieß ſie draußen auf ihn warten: er müſſe erſt nachfragen, ob für ſie noch Unterkunft zu bekommen.

Damit verließ er ſie. Während die beiden jungen Leute, jedes im geheimen, ſehnlichſt wünſchten, daß ſich für ſie kein Platz finden möge, erwarteten die Alten voll Bangigkeit die Antwort. Was ſollte aus ihnen werden, wenn das Heiligtum ſie nicht in ſeinen Schutz nahm?! Sicherlich wären ſie dann auch von der Gottheit verlaſſen geweſen.

Nach langer Abweſenheit kam der Prieſter zurück, von einem andern begleitet, der die Fremden — beſonders den Jüngling und das Mädchen — aufmerkſam muſterte und dann allen ankündigte, daß der Tempel ſie aufnehmen würde. Die Alten ſtrahlten vor Freude. Mutter Sora ward herabgehoben, desgleichen der große Korb. Ganz ſchüchtern bat die Greiſin, ob der Korb ins Haus getragen werden dürfe: er enthalte unter anderem auch einige ärmliche Spenden für die gute Göttin.

Nachdem zuerſt der Hausfreund im Stalle des Tempels untergebracht und verſorgt worden, begab ſich die Familie in die Herberge, wo ſie einen engen Raum angewieſen bekam, der ſein ſpärliches Licht durch ein düſteres Atrium erhielt. Man brachte ihnen ſchlechtes Eſſen und Wein, der zu drei Vierteln gewäſſert war, ſo daß Vater Milo reichlichſt Gelegenheit zu ſeiner beliebten Ausdrucksweiſe erhielt. Er brummte mit Mutter Sora, daß ſie den Korb fortgegeben, und hätte den friſchgeräucherten, fetttriefenden Schinken viel lieber ſich ſelber als der Göttin gegönnt. Seine fromme Hausfrau, voll Sorge,

daß ſolche Anſchauung die Himmliſche erzürnen könne, mußte ihn ernſtlich ermahnen, die Prüfung mit Geduld und Ergebung zu tragen.

Da geſchah etwas Schreckliches.

Als Markus ſich einmal um den Eſel bekümmern wollte, ließ der Thürhüter ihn nicht zum Hauſe hinaus. Der Jüngling fuhr wild auf und verſuchte mit Gewalt den Ausgang zu gewinnen. Auf das Geſchrei des Mannes eilten Prieſter und Tempeldiener herbei; Markus wurde ergriffen und fortgebracht.

Die Alten und Marka waren Zeugen des Auftritts. Mutter Sora ſchrie laut auf, und Vater Milo verſuchte mit ſchwachen, zitternden Armen, ſeinem Sohne zu helfen. Er ward beiſeite geſtoßen, daß er wankte und fiel. Marka ſtand blaß und ſtumm da und ſtarrte auf die Thür, durch die ſie den Bruder in das Innere des Hauſes geſchleppt. Erſt der Jammer der Mutter brachte ſie wieder zum Bewußtſein. Beide Frauen halfen dem Greis auf und führten ihn in die Zelle zurück. Er blutete an der Stirn und war ſo ſchwach wie ein Kind. Niemand kümmerte ſich um ſie, und ſie verbrachten eine angſtvolle Nacht. Mutter Sora kauerte während der ganzen Zeit neben ihrem Manne am Lager und vermochte nicht die Hand zu rühren. Marka ſorgte für beide mit ſtiller Zärtlichkeit; aber auch ſie fand kein Wort des Troſtes.

Am anderen Morgen verlangten die Alten zu ihrem Sohne, was ihnen jedoch nicht geſtattet wurde. Ihr Jammer verhallte ungehört. Da rafften ſie ſich auf: ſie wollten zum Kaiſer. Man ließ ſie ungehindert hinaus, Marka ward zurückgehalten. Nun wollten die Armen wieder hinein, jedoch jetzt wehrte man ihnen den Ein-

tritt. Sie ſahen ihre Tochter in der Mitte des Atriums ſtehen, um Hilfe flehend und die Arme nach ihnen ausſtreckend. Prieſter kamen, das Mädchen ward in das Haus zurückgeſchleppt. Eltern und Tochter ſchrieen ſchrecklich auf, dann ward das Atrium leer und die Thüre geſchloſſen. Die beiden Alten liefen die Straße auf und ab und ſchrieen alle Vorübergehenden um Hilfe an. Die Leute ſammelten ſich um ſie, hörten ihnen zu, zuckten die Achſeln, ginger weiter. Endlich ſanken ſie vor dem Hauſe in einem Winkel des Portikus nieder. Man ließ ſie dort liegen.

8.

Am folgenden Morgen vor Tagesgrauen begannen ſie ihr Jammern, Flehen und Anrufen von neuem. Sie konnten kaum ausdrücken, was ſie wollten. Die Römer lachten über ihren volskiſchen Dialekt, hüllten ſich in ihre Togen und überließen ſie ihrer Verzweiflung. Vergebens frugen ſie nach dem Prieſter, der ſie hergeführt, vergebens ſuchten ſie Eintritt, wenn auch nur bis ins Atrium, zu erlangen. Mutter Sora hing ſich einem Prieſter, der hineinging, ans Gewand, wurde hart angefahren und abgeſchüttelt. Auch im Tempel waren ſie. In der dämmerigen Marmorhalle erſtrahlte das Götterbild auf hohem Sockel, aus Gold und Elfenbein verfertigt, mit dunklen Edelſteinen in den weit offenen Augenhöhlen, rings von ſchimmernden Weihgeſchenken umſtellt.

Die Pracht ängſtigte die beiden Alten, ſcheu ſchlichen ſie wieder hinaus. Mutter Sora führte ihren Mann unter den Portikus, ſie ſelbſt ging, ſtellte ſich an eine Ecke der Straße, ſo weit entfernt, daß ihr Mann ſie weder ſehen

noch hören konnte, und bettelte; denn auch ihr Geld war ihnen abgenommen worden. Als sie einige Kupferstücke erhalten, kaufte sie Brot, das sie ihrem Alten gab; sie selbst aß nichts davon.

Die Nacht verbrachten sie wie die vergangene; obgleich von Jammern und Klagen zu Tode erschöpft, schlossen sie kein Auge. Einmal war's Vater Milo, als höre er seinen Esel schreien; er brach in Thränen aus und wollte sich gar nicht trösten lassen. Zuletzt legte sich Mutter Sora seinen Kopf an ihre Brust und begann, da er immer noch schluchzte, mit zitternder Stimme leise zu singen. Dabei schlief er ein.

Am zweiten Tag, nachdem sie lange Zeit stumpf und starr, halb leblos im Tempelhause gekauert, taumelten sie auf und schwankten fort. Sie wollten zum Kaiser. Auf irgend eine Weise gelangten sie am späten Nachmittage zum Fuße des Palatin; kaum, daß sie sich noch aufrecht halten konnten. Nach allen Richtungen hin hatten sie die ungeheure Stadt durchwankt, immer nach dem Kaiser fragend. Man hielt sie für verrückt. Endlich waren sie von einem Knaben zum kaiserlichen Palast hingewiesen worden; aber hier wollten die Wachen sie nicht einlassen. Sie hockten in der Nähe des Eingangs nieder, geduldig wartend, bis der Kaiser herauskommen würde. Darüber ward es Nacht. Sie wurden fortgetrieben. Aber am andern Tag kauerten sie wieder vor dem Eingang. Endlich, in der Morgenstunde, kam der Kaiser. Er ließ sich in das flavische Amphitheater tragen und sah in seinem goldenen Mantel aus wie ein Gott. Die Alten hatten sich erhoben, hielten sich an der Hand gefaßt und standen zitternd da; er sah sie an, aber sie

wurden von des Cäſars Gefolge und dem Schwall der Römer weit fort und zurückgedrängt.

Den ganzen Tag warteten ſie auf die Rückkehr des Kaiſers. Vom Amphitheater herüber ſcholl der brauſende Lärm des Spiels. Sie hörten das Geheul der Löwen und Tiger, die gräßlichen Rufe der Gefangenen, die in die Arena geführt wurden, die Sterbeſchreie, den wütenden Jubel des Volkes. Beinahe wären beide vor Grauſen umgekommen. Am Abend vernahmen ſie, daß der Imperator durch ein andres Thor in den Palaſt zurückgekehrt ſei.

In der größten Not fiel der Alten die große Mutter ein: Cybele würde den großen Korb voll Eier und das Gewand ſicher nicht vergeſſen haben. Nun ſollte Vater Milo ſie zu dem Tempel der Göttin führen. Dieſer machte Ausflüchte, aber Mutter Sora drängte immer heftiger in ihn. In ſeiner Angſt geſtand er, daß er zum erſtenmal in Rom ſei und daß er damals das Opfer in einem andern Tempel einer andern Gottheit dargebracht. Seinem Weibe fuhr der Schreck in die Glieder; Sora brach zuſammen und lag leiſe wimmernd da. Mit ihrem Manne redete ſie kein Wort: alle dieſe Jahre hatte er ſie getäuſcht und betrogen. Die alte Frau fühlte ſich von Göttern und Menſchen verlaſſen.

In dieſer Gemütsverfaſſung ſah ſie ihre letzte Hoffnung in dem Opfer von Markus und Marka.

Aber gewiß würden ſie auch der Göttin weggenommen werden, wie ſie den Eltern entriſſen worden waren. Wenn nun auch Venus um ihr Opfer kam, wie Cybele darum gekommen, dann würde — — ſie konnte nicht ausdenken, was dann kommen würde, ſicher war

es etwas Gräßliches. Das arme Weib wünſchte ſich den Tod.

Da ſie jedoch leben blieb, regten ſich die Triebe und Inſtinkte des Lebens von neuem in ihr. Sie wollte zum Tempel zurück, ſich dort auf die Schwelle legen und ſo lange winſeln, bis man ſie zu den Kindern hineinließ, oder bis ſie wenigſtens erreicht, daß ſie der Venus geopfert würden. Zuſammen brachen ſie auf, irrten und irrten; aber ſie fanden die Straße nicht wieder, und keiner konnte ſie zurechtweiſen. Bei Anbruch der Dunkelheit kamen ſie an den Fluß. Sie wankten am Ufer entlang, bis ſie zu einer ſchönen blumigen Flur mit einem mächtigen Hain uralter Steineichen gelangten. Ein Bach durchſtrömte ihn, eine Schlucht bildend, die mit Myrten bewachſen war. Dahinter erhob ſich ein Fels von roſendurchflochtenen Lorbeerdickichten umgeben, mit einem kleinen, nach allen Seiten offenen Rundtempel auf ſeinem Gipfel, vielen geheimnisvollen Grotten und Altaren. Sie verkrochen ſich unter den Gebüſchen, die über ihnen rauſchten wie über dem Häuschen in Norba. Auch Nachtigallen ſchlugen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war eine leuchtende Mondnacht. Vom funkelnden Firmament herab ergoß ſich's über die Erde und umflutete das fahle Antlitz der Schlummernden mit Strahlen. Mit verklärter Welle zog der gelbe Fluß dem Meere zu, einem Wanderer gleich, der unter dem Sternenhimmel todmüde dahinſchleicht. Ernſt und feierlich erhob ſich in der Ferne das glanzvolle Gebirge.

Zu dem Myſterium der Nacht kam dasjenige der Götter.

Den Tiber hinab trieb lautlos eine geheimnisvolle Flotte. Sie landete. Scharen von Umhüllten, von Verschleierten stiegen ans Land. Weiße Gewänder schleppten dahin und streiften von den Blumen den Nachttau. Hain, Schlucht und Fels belebten sich. In den schwarzen Schatten flammte es auf. Fackeln wurden geschwungen.

In weitem Kreise umstellten Wachen die Flur, die mit gezücktem Schwert abhielten, was von Unberufenen eindringen wollte.

Dumpfe unirdische Musik ertönte, gedämpfter, feierlicher, schauerlicher Trauergesang. Schwarz verhüllte Jungfrauen führten Adonis in das Reich des Todes hinab.

Sie zogen mit ihm in die Grotten.

Der Gesang verhallte, die Fackeln erloschen. Alles war Schweigen und Einsamkeit.

Plötzlich glühte das Innere des Berges taghell auf. Kleine Sonnen kreisten. Unter bacchantischen Klängen erhellten sich die tiefsten Gewölbe, durchleuchtete es den ganzen Fels.

Aus den Wänden schienen Rosen aufzublühen, es regnete Narzissen und Veilchen.

Auf allen Altären brannten Opferfeuer. Es dampfte und erfüllte die Tiefen mit rosigem Nebel.

Wilde, verzückte bacchische Rufe ertönten, Schreie: „Adonis! Adonis!“

Jünglinge und Jungfrauen erschienen und führten ihn der Göttin entgegen — der Gattin.

Der Kultus begann.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Alten erwachten, aber sie glaubten zu schlafen und zu träumen. Durch die Zweige glühte roter Feuer-

ſchein. Flur und Hain wurden von wilden Geſtalten durchſchwärmt. Sie waren bekränzt, warfen die Arme empor, raſſelten mit erzenen Schellen und ſtießen wirre, gellende Laute aus, die Sprache einer mänadiſchen Luſt.

Sie glichen Berauſchten, es waren Verzückte.

Durch die myrtenbewachſene Schlucht bewegte ſich ein langer Zug langſam hinunter, dem Bache zu. Sie trugen ein Götterbild.

Den Fels erfüllte ein Gewimmel von Geſtalten. Alle hielten blühende Zweige, die ſie über ſich ſchwenkten; alle drängten ungeſtüm zum Gipfel hinauf.

Von dieſem ergoß ſich ein ſilberheller Glanz in die Tiefe; er entſtrömte dem Tempel, an deſſen Altar der Gott mit der Göttin ſtand.

Da erblickten, von Strahlen umfloſſen, die Alten die Geiſter ihrer verſtorbenen Lieblinge. Sie ſtanden mitten im Gewühl halbnackter Leiber und hielten ſich umfaßt. Ein Prieſter wollte ſie trennen, aber Markus ſchlug ihn nieder.

Welch Wirrwarr! Welch Tumult!

Den Alten ſchwanden die Sinne.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr war vergangen. Wieder feierte Rom das Adonisfeſt, feierte die Erde den Frühling. Um das bunte Häuschen blühten Veilchen und Anemonen, Krokus und Narziſſen, und die Nachtigallen konnten kein Ende finden mit ihren Liebesgeſängen.

Vater Milo und Mutter Sora lebten noch. Sie ſchienen uralt zu ſein, waren ſtumpf und kindiſch geworden. So kamen ſie damals von ihrer großen Reiſe

zurück, wo ſie ſich in ihre Hütte geſchlichen, die ſie ſeither nicht verlaſſen. Sie thaten nichts und redeten kaum. Keine Blumen ſchmückten die heiligen Larenbilder, mit keinem Opfer dankten ſie den Himmliſchen für ihr langes, langes Leben. Von früh bis ſpät kauerten ſie vor ihrer Hütte und ſtarrten mit halbblinden Augen hinüber, wo das goldene Rom zu den Göttern aufſtrahlte.

So ſaßen ſie auch jenes Frühlingsabends, an welchem auf dem Pfad, der von der römiſchen Straße zu dem Häuschen führte, ein junges Paar gegangen kam. Vorſichtig bog der Gatte, ein ſchöner, blühender Jüngling, die Ginſter- und Haſelnußzweige zurück, damit ſie der jungen Mutter, die ihren Säugling an der Bruſt trug, nicht ins Geſicht ſchlugen. Sie ſprachen kein Wort, befanden ſich in angſtvoller Erwartung und kamen ſich, nachdem ſie ſich ſchon entſündigt geglaubt, von neuem wie Schuldige vor, die jetzt vor ihre Richter treten ſollten.

Und nicht einmal, daß ſie ihre Sünde hätten bereuen können! War es doch eine ſo ſchöne, eine ſo heilige Sünde.

Hatte die große und gute Göttin nicht ſelbſt ſie zuſammengeführt? Du, o Venus, Göttin der Liebe!

Waren am Vermählungsfeſte der Himmliſchen mit dem bekränzten Adonis nicht ſie ſelbſt die Vermählten geweſen? Hatte, als die Braut in eines andern Arme ſinken ſollte, nicht die Schaumgeborene ſie beſchützt und in die ſeinen geführt? Und was dann geſchehen — — War das nicht alles, alles ein unbegreifliches, ein unausſprechliches Wunder, ein göttliches Myſterium geweſen?!

Nachdem die ſchweſterliche Geliebte gerettet, die Vermählung geſchloſſen worden, überfielen die beiden jungen

Gatten Zweifel und Angſt. Sie fühlten ſich ſtrafbar, verſteckten ſich, lebten in tiefſter Verborgenheit, wagten ſich nicht wieder zurück. Doch da geſchah zum zweitenmal ein Wunder. Dieſes wollten ſie nun zu dem bunten Häuschen, unter die Oleander und Myrten tragen, es an der Schwelle hoch emporhalten und dazu ſagen: „So hat uns die gute und große Göttin geſegnet! Thut ihr das gleiche an uns. Wir ſind ſchuldlos, ſchuldlos müſſen wir ſein; denn: ſehet her!“

Und jetzt waren ſie da. Die junge Mutter, über und über erglühend, ganz Scham und zugleich ganz Stolz, ganz Flehen und zugleich ganz Zärtlichkeit, ſtand vor den beiden Alten und ſtreckte ihnen ſtumm ihr Kind entgegen. Auch Markus ſprach nicht, ſondern ließ den Säugling, ließ die Götter für ſich bitten.

Vater Milo und Mutter Sora waren aufgetaumelt und ſtarrten mit wilden Blicken auf die Erſcheinungen. Sie ſtammelten, lallten; ſie ſtießen wirre Laute aus, murmelten die Namen ihrer Geſtorbenen, deren Lebendigſein ſie nicht faſſen konnten.

Doch dann — — daß ſie dann die Freude nicht tötete.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie lagen alle auf der Wieſe, in der Mitte das kleine, ſchwarzäugige, ſchwarzhaarige — denn es hatte ſchon förmliche Löckchen, pausbäckige, roſige Wunder, ganz in blutroten Anemonen: in Adonisblumen begraben. Geduldig ließ es ſich anſtarren und anſtaunen, hätſcheln und tätſcheln. Als ihm aber Vater Milo mit ſeinem langen ſtruppigen Bart zu nahe um das Geſichtchen herumfuchtelte, da griff das Dingelchen, von der Hand der

Mutter geführt, mit seinem Patschchen ganz herzhaft zu, hielt es ganz kräftig fest; und erst jetzt war Vater Milo vollkommen davon überzeugt, daß es ein wirkliches und lebendes Wunderkind sei. Nur eines quälte ihn: es war gewiß nur solch Dingelchen.

Doch damit kam er beim Vater schön an: ein Stammhalter war's!

Dann erfuhren die beiden Kinder — denn das waren sie trotz ihres Kindes noch immer, daß sie keine Geschwister wären. Und das hatte die gute und große Göttin, der sie geopfert worden, die sie vermählt hatte, natürlich gewußt.